GESCHICHTE ÖSTERREICHS

MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF DAS KULTURLEBEN

VON

Dr. FRANZ MARTIN MAYER

DRITTE AUFLAGE

WIEN u. LEIPZIG

WILHELM BRAUMÜLLER – 1909

UNIVERSITY OF TORONTO

Geschichte Österreichs

mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben

HG
M468g

Geschichte Österreichs

mit besonderer Rücksicht

auf das

Kulturleben

Von

Dr. Franz Martin Mayer
Direktor der Landes-Oberrealschule in Graz

Dritte, vollständig verbesserte Auflage

Erster Band:

Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1526

195200
2. 4. 25

Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler
1909

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Druck von Friedrich Jasper in Wien

Germany

Vorwort

Die „Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben", die zuerst im Jahre 1874 erschien, hat sich auch in der zweiten, in den Jahren 1900 und 1901 ausgegebenen Auflage so viele Freunde erworben, daß sie nunmehr in der dritten Auflage in die Öffentlichkeit treten kann. Die Einteilung des umfangreichen Stoffes ist gleich geblieben; die einzelnen Abschnitte aber mußten mannigfach verbessert, teilweise auch umgearbeitet werden; denn auch seit 1900 hat die Arbeit zahlreicher Forscher unsere Kenntnis der vaterländischen Geschichte sehr erweitert und vertieft. Sonst kann ich nur wiederholen, was ich im Vorworte zur zweiten Auflage sagte: das Werk behandelt die politische Entwicklung in übersichtlicher Weise; jedem Abschnitte sind die wichtigsten Quellen und Darstellungen vorangestellt, wodurch jenen gedient sein wird, die quellenmäßige Studien zu machen beabsichtigen oder sich über den betreffenden Zeitraum näher belehren wollen. Das Werk umfaßt aber auch das, was man als Kulturgeschichte zu bezeichnen gewohnt ist: es handelt vom Leben der Völker, wie es sich in staatlichen Einrichtungen, in den wirtschaftlichen Verhältnissen, in Sitten, Gewohnheiten und Denkungsart, in Handwerk, Industrie und Handel, in Kunst und Wissenschaft äußert. Und auch in diesen Teilen des Buches ist vielfach auf Arbeiten verwiesen, die ein tieferes Eindringen in die behandelten Gegenstände zu ermöglichen imstande sind.

Das Werk führt den Leser bis in die Gegenwart. Daß die Geschichte der letzten Jahrzehnte, einer Zeit voll politischer, nationaler und sozialer Kämpfe, die noch nicht ausgetragen sind, mit gebührender Zurückhaltung behandelt erscheint, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen.

Ich schließe dieses kurze Vorwort, indem ich auch die dritte Auflage meines Werkes freundlicher Aufnahme und Beurteilung empfehle.

Graz, Juli 1909.

Der Verfasser

Inhalt

Vorgeschichte

Seite

I. Die alten Bewohner: Kelten und Römer 1
1. Die Kelten 1
2. Eroberung durch die Römer 5
3. Römische Einrichtungen 9
II. Die Besetzung der jetzt österreichischen Länder durch neue Völker 22
1. Germanische Völker und die Hunnen 22
2. Der Untergang des römischen Reiches. Bayern und Langobarden . 24
3. Awaren und Slawen 26
4. Bayern und Franken 29
5. Das ostfränkische Reich und die slawischen Staatenbildungen . . . 34
6. Die Ungarn 37

Erstes Buch

Die deutschen, böhmischen und ungarischen Länder unter selbständigen Dynastien. Rudolf von Habsburg

Seite

I. Gründung dreier selbständiger Gebiete 40
1. Die Ostmark 40
2. Das Königreich Ungarn 44
3. Das Herzogtum Böhmen 49
II. Adalbert und Ernst von Österreich. Peter von Ungarn und seine Nachfolger 58
III. Die Ostmark zur Zeit des ersten und des zweiten Kampfes zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum. Erhebung der Mark zum Herzogtum 61
IV. Karantanien. Ausbildung der Landschaft Steiermark und ihre Verbindung mit Österreich 67
V. Böhmen in der Zeit der Thronkämpfe (1055—1197) 73
VI. Ungarn unter den Königen Ladislaus und Koloman (1077 bis 1114) 79

Seite
VII. Ungarn unter byzantinischem Einflusse (1114—1204) . . . 82
VIII. Österreich und Steiermark unter Leopold V., Leopold VI. und Friedrich dem Streitbaren (1192—1246) 86
IX. Přemysl Ottokar I. und Wenzel I. (1198—1253) 93
X. Ungarn unter Andreas II. und Bela IV. (1204—1270) 96
XI. Ausbildung der Grafschaft Tirol und des Salzburger Stiftslandes 103
XII. Das Zwischenreich 110
1. Der Kampf um Österreich und Steiermark 110
2. Die südöstlichen Reichsländer (Kärnten, Krain, Istrien; das Patriarchat). Absichten Přemysl Ottokars auf Ungarn 115
3. Rudolf von Habsburg und Přemysl Ottokar 123
4. Die österreichischen und die böhmischen Länder nach dem Kriege . 132
XIII. Die innere Entwicklung der deutsch-österreichischen Länder . 135
1. Landeshoheit. Der Adel 135
2. Wohnsitz und Leben des Adels 142
a) Einrichtung der Burgen 142
b) Das Leben in der Burg 146
3. Das Gerichts- und Landtagswesen 149
4. Kirchliche Verhältnisse 152
5. Entwicklung des Bürgertums. Die Handelstätigkeit 174
6. Der Bergbau 187
7. Juden 189
8. Bäuerliche Verhältnisse 192
9. Schulen. Geschichtliche Aufzeichnungen 196
10. Dichtkunst 199
11. Baukunst, Malerei, Skulptur 215
XIV. Die innere Entwicklung in den böhmischen Ländern 224
1. Gebiet 224
2. Der Landesfürst 229
3. Ältere soziale Entwicklung 231
4. Kirchliche Verhältnisse 237
5. Neue soziale Wandlungen infolge der deutschen Kolonisation: Landwirtschaft, Gewerbe und Handel 248
6. Der Bergbau 260
7. Die Juden 262
8. Geistiges Leben 264
a) Geschichtschreibung 264
b) Literatur 265
c) Kunst 269
XV. Innere Entwicklung in den ungarischen Ländern 275
1. Königtum und Adel 275
2. Kirchliche Verhältnisse 279
3. Nichtungarische Bewohner. Die deutsche Kolonisation 284
4. Literarisches Leben 293
5. Baukunst 297

Zweites Buch

Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder von König Albrecht I. bis zu ihrer Vereinigung unter Ferdinand I. (1526)

Seite

I. Albrecht I. und seine Zeit 302
II. Friedrich der Schöne (1308—1330) 312
III. Albrecht II. (1330—1358) 317
IV. Die ersten zwei Luxemburger in den böhmischen Ländern . 322
1. König Johann (1310—1346) 322
2. Karl IV. (1346–1378) 328
V. Rudolf IV. von Österreich (1358—1365) 332
VI. Die Anjous in Ungarn (1307—1382) 337
VII. Albrecht III. († 1395) und Leopold III. († 1386) 343
VIII. König Wenzel IV. (1378—1419). Die hussitische Bewegung . 348
1. Zwistigkeiten in Böhmen und in Deutschland 348
2. Ursachen und Verlauf der hussitischen Bewegung bis zum Tode Wenzels 350
IX. Siegmund als König von Ungarn 358
X. Albrecht IV. († 1404) und Albrecht V. von Österreich und die gleichzeitigen Leopoldiner 363
XI. Friedrich von Tirol († 1439) 367
XII. Die Hussitenkriege 371
XIII. Albrecht V. als König von Böhmen und Ungarn und als Kaiser 379
XIV. Das Zeitalter Kaiser Friedrichs III. 380
1. Ladislaus Posthumus, der letzte Albertiner 380
2. Die Wahl neuer Könige in Böhmen und Ungarn 389
3. Wirren in Österreich nach dem Tode des Königs Ladislaus Posthumus 392
4. Krieg Georgs von Böhmen und seines Nachfolgers Wladislav mit König Matthias 395
5. Siegmund von Tirol und Nikolaus Cusa 400
6. Erwerbung Burgunds 402
7. Der Verlust Niederösterreichs. Tod des Königs Matthias . . . 405
8. Erwerbung Tirols und Rückeroberung Niederösterreichs. Aussichten auf Ungarn 408
XV. Maximilian I. (1493—1519) 412
1. Deutsche und italienische Angelegenheiten 412
2. Maximilians Wirken in Österreich 416
3. Wladislav II. († 1516) 421
XVI. Maximilians Enkel Karl und Ferdinand 425
XVII. Ungarns Zerrüttung und Fall 430
XVIII. Innere und Kulturzustände in den österreichischen Ländern 435
1. Reichsunmittelbare und hohe Adelsgeschlechter 435
2. Verfassung und Verwaltung 440
3. Kirchliche Verhältnisse 451
4. Der Bürgerstand 469

Seite

5. Der Bergbau 487
6. Die Juden 493
7. Das Geldwesen 499
8. Der Weinbau 501
9. Der Bauernstand 504
10. Das Schulwesen. Die Wiener Universität bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts 511
11. Das Heilwesen 518
12. Geschichtschreibung und Denkwürdigkeiten 523
13. Dichtkunst 532
14. Baukunst und andere Künste 539
15. Der Humanismus und Kaiser Maximilian I. 556
16. Sitten 566

XIX. Innere und Kulturzustände in den böhmischen Ländern . 572
1. Das Landgebiet 572
2. Wahl- und Erbrecht 574
3. Der Adel. Die Majestas Carolina 576
4 Kirchliche Verhältnisse 582
5. Der Bürgerstand. Industrie und Handel 589
6. Der Bergbau 600
7. Die Juden 602
8. Der Bauernstand 604
9. Vom Schulwesen 606
10. Geschichtschreibung 612
11. Literatur 614
12. Kunst 616
13. Sitten 623

XX. Innere und Kulturzustände in den ungarischen Ländern . 628
1. Der König und der Adel 628
2. Das Militärwesen 631
3. Kirchliche Verhältnisse 633
4. Der Bauernstand 638
5. Die Deutschen 641
6. Der Bergbau 648
7. Die Juden 651
8. Unterricht und Wissenschaft 651
9. Kunst und Literatur. Die Renaissance 657

Quellensammlungen 686

Vorgeschichte

I. Die alten Bewohner: Kelten und Römer

1. Die Kelten

Die Forschungen auf dem Gebiete der Urgeschichte der Menschheit haben ergeben, daß die ältere Entwicklung der Völker in drei scharf zu unterscheidenden Kulturperioden erfolgte, die man als Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit bezeichnet. In der sogenannten älteren Steinzeit, der Periode des kalten Klimas, verwendeten die Menschen Waffen und Geräte aus Stein, dann aus Geweihen und Knochen. Sie lebten hauptsächlich von der Jagd; den wilden Tieren, wie dem Mammut, dem Höhlenbären, dem Auerochsen, sowie den Renntieren, gingen sie mit dem großen, mandelförmigen Steinbeil und dem Jagdspeere zu Leibe oder sie fingen sie in Fanggruben. Ihre Wohnung hatten sie in Höhlen, aus denen sie die großen Tiere vertrieben.

In der sogenannten jüngeren Steinzeit, der Periode des gemäßigten Klimas, waren die Bewohner Europas noch immer vorzugsweise Jäger, aber sie trieben doch auch schon Ackerbau und Viehzucht und wohnten mit gezähmten Tieren zusammen. Nahrung gewannen sie auch aus gequetschten Getreidekörnern, aus einigen Pflanzen verstanden sie Schnüre zu drehen und Kleider zu machen; die Tonerde verwendeten sie zu Gefäßen, die mancherlei Zierat erhielten, die Steinwaffen wurden geglättet. Ihre Wohnungen hatten sie in den höhlenreichen Gebieten von Böhmen, Mähren und Schlesien noch in Höhlen oder in Hütten, die in Gruben erbaut wurden, oder endlich in sogenannten Pfahlbauten. Sie rammten Baumstämme, die mit Feuer und Steinbeilen zugespitzt worden waren, in den Seegrund ein und bauten auf darübergelegten Querbalken ihre Hütten, deren Dach mit Schilf, Rinde oder Moos bedeckt wurde. Ein Brückensteg verband diesen Bau mit dem Ufer, der Verkehr mit anderen Pfahlbauten wurde durch Einbäume vermittelt.

Die ersten Spuren solcher Seeansiedlungen fand man 1854 im Zürcher See, hierauf entdeckte man sie auch in mehreren österreichischen Seen sowie im Laibacher Moore, der früher ein See war, und zu Dolina bei Bosnisch-Gradiska an der Save. Zwischen den Pfählen fand man unter massenhaften Knochen allerlei Kulturreste: mit der Hand geformte Tongefäße, Geräte und Waffen aus Hirschhorn und Stein, Schmuckgegenstände, bestehend aus durchbohrten Tierzähnen und Perlen von Ton und Stein. Im Laibacher Moor traf man auch auf Einbäume und selbst auf ein Schiff. Die Pfahlbauleute kannten schon das Kupfer, das erste Metall, das die Menschen aufspürten und verwendeten. Vereinzelt fanden sich unter den Überresten der Pfahlbauten auch einige Gegenstände aus Bronze vor: Dolchklingen, Messer, Nadeln, Schwerter. Diese Gegenstände erwarben die Bewohner der Pfahlbauten anfangs durch den Handel von den südlichen und östlichen Völkern; allmählich aber lernten sie die Herstellung der Bronze und ihre Verarbeitung selbst kennen. Doch dauerte die Bronzezeit in den Ostalpenländern wohl nur kurze Zeit, länger vielleicht in Ungarn, und zwar bis vor das Jahr 600 v. Chr. Mit der Zeit lernten die Menschen aus dem Sande der Flüsse Goldkörner, dann auch Eisen gewinnen und verarbeiten.

Die berühmteste Fundstätte aus der Bronze- und der ersten Eisenzeit befindet sich bei Hallstatt. Die reichhaltigen Salzlager des Salzkammergutes wurden schon in sehr früher Zeit ausgebeutet, die Umgebung von Hallstatt war der Sitz eines lebhaften Bergwerksbetriebes und der Mittelpunkt ausgebreiteter Handelsverbindungen.

Auf dem Salzberge bei Hallstatt wurde 1846 ein Flachgräberfeld gefunden, das eine überaus große Zahl von Gräbern enthält, von denen etwa tausend genauer untersucht wurden. Ungefähr in der Hälfte derselben fanden sich unverbrannte, in der anderen Hälfte verbrannte Leichen und als Beigaben Waffen und Geräte aus Bronze und Eisen, Gefäße aus Ton und Bronze, Schmucksachen aus Bernstein, Glas, Bronze und Gold. Die Tongefäße erscheinen noch ohne Drehscheibe hergestellt, die Bronzegefäße (Eimer, Kessel, Schöpfgefäße) aus Platten zusammengenietet, nicht gelötet.[1])

Von den Schmucksachen zeichnen sich vor allen die mit getriebenen Ornamenten reich ausgestatteten Gürtelbleche von Bronze aus; man fand zahlreiche Armringe und Fibeln (Gewandspangen), und zwar sowohl

[1]) Hörnes, Die Urgeschichte der Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Wien 1892. — Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (seit 1872). — Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt. Wien 1868.

Spiral- als auch Bügelfibeln. Die Funde von Hallstatt „zeigen eine hochentwickelte Kultur mit stark ausgesprochener Vorliebe für Pracht und äußeren Glanz und mit einer nicht geringen technischen Geschicklichkeit". Die Kultur der Hallstattperiode war weit verbreitet; denn man fand fast in allen österreichischen Ländern Gegenstände, die den Charakter der Funde von Hallstatt zeigen. Außerordentlich ergiebig erwies sich das Gräberfeld von Watsch bei Littai in Krain, wo man unter anderem einen Eimer (situla) aus Bronze mit der Darstellung eines Hochzeitszuges und eines Festgelages sowie mit Tierfiguren fand, ein Werk, das eine weit vorgeschrittene Metalltechnik bekundet. Auch im Küstenlande, in Steiermark (Maria-Rast, Negau), Tirol, Niederösterreich, Böhmen und Mähren wurden Gegenstände gefunden, die dem Hallstätter Kulturkreise angehören.

Welche Völker bis zu dieser Zeit die Länder der heutigen österreichisch-ungarischen Monarchie bewohnten, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Als Träger der Hallstattkultur bezeichnet man das Volk der Illyrier. In den östlichen Alpenländern mögen sich Räter und Illyrier berührt haben. Es scheint, daß die Römer mit dem Namen Räter verschiedene in der östlichen Schweiz und in Südtirol wohnende Völkerschaften bezeichneten, unter denen auch Etrusker waren. Der östliche und nördliche Grenznachbar der Räter war das illyrische Volk der Veneter, das von der nordöstlichen Küste Italiens bis über den Inn hinaus wohnte und eine höhere Kulturstufe erreicht hat.[1])

Um 400 etwa zogen keltische Stämme von Gallien aus über die Alpen und über den Rhein ostwärts, unterwarfen die Ostalpenvölker, sprengten sie auseinander oder drängten sie zurück und ließen sich zwischen ihnen nieder. Im Laufe des zweiten Jahrhunderts v. Chr. erhalten wir genauere Nachrichten über die Völkerschaften im heutigen Österreich. Im westlichen Teile, in den Tälern Tirols (und der Schweiz) wohnten Räter. Nördlich von ihnen wohnten Kelten, und zwar nördlich vom Inn und in Südbayern die Vindeliker, in Österreich südlich der Donau, im Salzburgischen, in Steiermark und Kärnten die Taurisker (Bergbewohner), die später den Namen Noriker trugen, südlich von den Karnischen Alpen bis zur Adria die Karner. Auch nördlich der Donau wohnten Kelten, so in Böhmen die Bojer. Als diese später von Germanen bedrängt wurden, zogen sie großenteils über die Donau und siedelten sich in Pannonien (am Neusiedler- und Plattensee) an. Auch

[1]) Stolz, Die Urbevölkerung Tirols. 2. Aufl. Innsbruck 1892. — Stolz, Zur alttirolischen Ethnologie. Zeitschrift des Ferdinandeums. II. F. 48 (1904). Die Namen Scharnitz (Scarantia), Karwendel, Imst (Humiste) leitet man jetzt aus dem Illyrischen ab. — Walde, Die Besiedlung Tirols durch illyrische Stämme. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien. 1898.

an den Südhängen der Karpaten wohnten keltische Völkerschaften. Die östlichen Nachbarn der Kelten waren die Illyrier, deren letzter, unvermischter Rest die Albanesen sind. Illyrische Völker waren die Veneter, die Istrer in Istrien, die Japoden im Karst und im Kapellagebirge, die Liburner im kroatischen Küstengebiete und auf den davor liegenden Inseln und südlich von ihnen die Dalmaten. In Westungarn wohnten die Pannonier, ein keltisch-illyrisches Mischvolk, das in mehrere Völkerschaften zerfiel. In Ostungarn und Siebenbürgen war das thrazische Volk der Dazier seßhaft.

Im ersten Jahrhunderte v. Chr. gelangten die Dazier unter ihrem Könige Burvista zu großer Macht; er bedrängte die Griechenstädte an der Nordküste des Schwarzen Meeres, beunruhigte Thrazien, Mazedonien und Illyrien und besiegte die in Pannonien wohnenden Bojer vollständig. Noch später hieß die Gegend zwischen dem Platten- und Neusiedlersee die Bojerwüste. Nach der Ermordung des Königs im Jahre 45 sank die Macht der Dazier.

Zwischen den Rätern und den Illyriern also wohnten Kelten. Ihre Stammesgenossen in Gallien werden als große, sehnige Gestalten geschildert mit zottigem, lichtem Haupthaar und großen Bärten. In buntgestickten Kleidern schritten sie einher, breite Goldringe um Hals und Arm. Persönliche Tapferkeit, ein freier, stürmischer, jedem Eindruck zugänglicher Sinn zeichnete sie aus, Mangel an Ausdauer, Abneigung gegen Zucht und Ordnung, Eitelkeit und Prahlsucht waren die Schattenseiten ihres Charakters. Durch Schönheit und Flatterhaftigkeit taten sich die Frauen hervor. Die Taurisker bedienten sich der Töpferscheibe zur Anfertiguug von Tongefäßen und trieben Landwirtschaft sowie Bergbau auf Salz, Kupfer und Eisen. Gold gewannen sie zumeist aus dem Sande der Flüsse. Ihre Naturprodukte verarbeiteten sie auch selbst; aus Schafwolle verstanden sie zehn verschiedene Arten von Stoffen zu bereiten; sie gerbten die Tierfelle und verwendeten von den Metallen hauptsächlich das Eisen. Sie sind die Träger der Eisen- oder La Tène-Zeit, sogenannt nach einer Hauptfundstätte am Neuenburger See. Alte Schriftsteller rühmen die Vortrefflichkeit des norischen Eisens und der aus ihm hergestellten Waffen. Die Produkte ihrer Wirtschaft verwerteten sie auch im Handel mit den Bewohnern des Südens, die ihnen ihre Industrieerzeugnisse zusandten. Reiche Kelten werden gern die kostbaren fremden Waffen und Geräte mit ihrer geschmackvollen Ausstattung erworben haben, den meisten aber genügten die einheimischen Erzeugnisse. Etruskische und römische Kaufleute durchzogen ihre Gebiete und gelangten bis zur Donau, ja sie brachten ihre Waren durch das keltische Land zu den Völkern

an der Nord- und Ostsee. Durch das Land der Kelten ging der Handel mit Bernstein, der von der Ostsee durch den Weißkirchener Sattel oder die mährische Pforte an die Donau und von da nach Italien gelangte. Sie hatten auch schon gemünztes Geld.

2. Eroberung durch die Römer

Durch Jahrhunderte ziehen sich die freundlichen und feindlichen Berührungen des römischen Volkes mit den Illyriern, Norikern und Rätern.

Von den dalmatinischen Inseln trat zuerst Lissa (Issa) in die Geschichte ein; dort entstand um 350 v. Chr. ein griechisches Gemeinwesen und auch auf Lesina, Meleda und Kurzola (Corcyra nigra) ließen sich Griechen nieder. Aber der griechische Einfluß nahm in diesen Gegenden bald wieder ab und die Illyrier arbeiteten mit Erfolg daran, sich dieser Griechenstädte zu bemächtigen. Als sie im Jahre 230 Lissa belagerten, kam eine römische Kriegsflotte herbei, die Lissa entsetzte, worauf die illyrische Königin Teuta zu einem Friedensschlusse gezwungen wurde. Nun entstanden auf dem Festlande Dalmatien römische Ansiedlungen und seitdem hielten die Römer ihre Herrschaft in diesen Gebieten fest.

Nach dem zweiten Punischen Kriege befestigten die Römer ihre Herrschaft über die Gebiete südlich von den Alpen und legten um 182 gegen die Kelten die Kolonie Aquileja an. Sie lag näher dem Meere als jetzt und der Eingang in ihren Hafen wurde von zahlreichen, mit Pinien bepflanzten Inseln bewacht. Als starke Festung wurde Aquileja der Ausgangspunkt zahlreicher militärischer Unternehmungen, es wuchs aber auch zu einer blühenden Handelsstadt heran, der die Bezeichnung „goldene Stadt" mit Recht zukam. Auch die Istrer wurden bezwungen und Tergeste (Triest) gegründet. Aquileja und Tergeste wurden Stützpunkte der römischen Herrschaft im Alpenlande. Mit dem friedlichen Volke der Taurisker schlossen die Römer im Jahre 115 ein Freundschaftsbündnis. Als bald darauf die germanischen Kimbern, die aus ihrer nordischen Heimat ausgezogen und bis in das südliche Ungarn gekommen waren, von hier aus gegen das Land der Taurisker vordrangen, stellte sich ein römisches Heer in der Nähe des Passes von Pontebba auf; dann rückte es in die Gegend von Noreja[1]), wo es voll-

[1]) Gegenüber der Annahme, daß Noreja an der Stelle des heutigen Neumarkt in Obersteier gelegen gewesen sei, führt F. Pichler in seiner Abhandlung „Die Noreja des Polybios und jene des Castorius" (Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Wien, 40. Bd., S. 621 ff.) aus, daß die Noreja der Kimbern das spätere Virunum ist. Nachher taucht auch in der Gegend von Neumarkt ein Noreja auf, aber nur als Postflecken. Vgl. auch Pichler, Virunum. Graz 1888.

ständig geschlagen wurde. Ein König der Noriker, Voccio, war dann ein Bundesgenosse J. Cäsars und schickte ihm Truppen nach Italien.

Cäsars Adoptivsohn Octavian, der nach ihm der mächtigste Mann im Römerreiche wurde, ließ die Dalmaten bekämpfen und zog im Jahre 35 selbst gegen die Japoden; er eroberte ihren Waffenplatz Metulum, die feste Stadt Siscia am Einflusse der Kulpa in die Save und vielleicht auch Sirmium (Mitrowitz). Im Jahre 34 zwang er die Dalmaten zur Unterwerfung. Octavian wurde der erste römische Kaiser und beherrschte als Augustus das Reich von 30 v. Chr. bis 14 n. Chr. Er wünschte die Donau zur Grenze des römischen Reiches zu haben, um es durch diesen Strom gegen die Germanen zu schützen. Einige Völkerschaften Südtirols waren schon früher unterworfen worden; im Jahre 15 v. Chr. führten des Kaisers Stiefsöhne Drusus und Tiberius die Unterwerfung der noch freien Räter und Kelten durch. Drusus drang durch das Etschtal in Tirol nordwärts über den Brenner vor, wo das Volk der Breonen saß, und sein Bruder Tiberius erschien von Gallien her am Bodensee, wo er mit der Flotte der Vindelizier zu kämpfen hatte. Die Räter und die Vindelizier beugten sich der Herrschaft Roms. Gleichzeitig wurden die Noriker und in den Jahren 12 und 11 Pannonien, wo zahlreiche illyrische, mit Kelten vermischte Völker wohnten[1]), unterworfen. Römische Dichtung und Geschichtschreibung priesen mit Stolz die Erfolge dieser Feldzüge.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß suevische Völkerschaften, die am Main wohnten, von den Römern, die vom Rhein aus durch das Land der Hessen heranrückten, bedrängt wurden und nach Osten auswanderten; die Quaden nahmen Mähren und das nordwestliche Ungarn in Besitz[2]), die Markomannen ließen sich in Böhmen nieder, das früher einmal die Heimat der keltischen Bojer gewesen war, deren Name sich in dem Worte Böhmen erhalten hat; denn dieses bedeutet Bojerheim[3]). Die Markomannen und Quaden gelangten bis an die Donau und wurden hier Nachbarn des Römerreiches. Marbod, der König der Markomannen, war als Jüngling in Rom gewesen und hatte dort die römische Kriegskunst kennen gelernt. Es gelang ihm, die nördlichen Völker bis zur Nord- und Ostsee mit seinen Markomannen und den Quaden zu einem Völkerbunde zu vereinen, der eine gewaltige Streitmacht aufzubringen vermochte und deshalb den Römern gefährlich werden konnte. Marbod wollte mit den Römern keines-

[1]) Aufgezählt bei Kämmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich. Leipzig 1879, S. 303 ff.

[2]) Vielleicht fällt die Einwanderung der Quaden in eine frühere Zeit als die der Markomannen. H. Kirchmayr, Der altdeutsche Volksstamm der Quaden. Brünn 1888.

[3]) A. Bachmann, Geschichte Böhmens. I. Gotha 1899, S. 33, Anm. 2.

wegs in Feindschaft geraten und sah ruhig zu, wie sie die freien Germanen des westlichen und nördlichen Germaniens unterwarfen. Trotzdem beschloß Kaiser Augustus im Jahre 6 n. Chr. einen Feldzug gegen Marbod. Tiberius rückte von Carnuntum, dem Hauptwaffenplatze der Römer an der Donau, gegen die Markomannen, während ein zweites Heer von Mainz aus gegen Böhmen marschieren sollte. Im Feindeslande sollten die zwei Heere sich zum entscheidenden Schlage vereinigen.

Aber zu derselben Zeit brach unter den pannonischen und dalmatinischen Völkern ein Aufstand aus, der Italien bedrohte. Tiberius begab sich eiligst nach Siscia, das er zum Stützpunkte seiner Operationen gegen die Aufständischen machte. Erst nach einer vierjährigen Tätigkeit[1]) gelang es ihm, die Ruhe herzustellen.

Als Kaiser ließ Tiberius (14—37) in Dalmatien Straßen anlegen, von denen einige auch über die Dinarischen Alpen hinübergeführt wurden. Das Hinterland, Bosnien und die Herzegowina, wurde damit der römischen Kultur zugänglich gemacht; die in Illyrien ausgehobenen Truppen bildeten bald einen wichtigen Bestandteil der römischen Armee; Illyrier wurden zu Kaisern ausgerufen und einer von diesen, Diokletian, hat dem Weltreiche eine neue Ordnung gegeben.

Während Tiberius gegen die Aufständischen kämpfte, befreiten sich die Germanen Norddeutschlands unter dem Cherusker Armin von der römischen Herrschaft. Nach der Schlacht im Teutoburger Walde forderte Armin den König Marbod auf, sich mit ihm gegen die Römer zu verbinden, doch dieser lehnte ab. Im Jahre 17 kam es dann zu einem Kriege zwischen Marbod und Armin. „Seit dem Abzug der Römer", schreibt Tacitus[2]), „frei von der Furcht vor dem auswärtigen Feinde, kehrten die Germanen nach alter Gewohnheit die Waffen wieder gegeneinander. Die Stärke der Völker und die Tapferkeit der Führer waren ebenbürtig, aber der Name Marbod war unbeliebt bei seinen Volksgenossen, weithin gepriesen dagegen der des Freiheitskämpfers Arminius." Marbod unterlag in einer Schlacht, die wahrscheinlich im heutigen Königreich Sachsen stattfand, und Kaiser Tiberius vermittelte den Frieden. Bald darauf, im Jahre 19, wurde Marbod von seinen eigenen Untertanen vertrieben; er flüchtete sich nach Norikum und flehte die Hilfe des Kaisers an, der ihm Ravenna zum Aufenthalte anwies.

---

[1]) Über diesen Krieg vgl. auch Bauer in den Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich. XVII, S. 140ff.

[2]) Annalen II, S. 44—46.

Nach dem gewaltsamen Tode Burvistas war die Macht der Dazier sehr gesunken. Damals ließ sich der sarmatische Stamm der Jazygen in der ungarischen Ebene zwischen der Donau und der Theiß nieder. Als über das römische Reich Kaiser Domitian (81—96) herrschte, wurde Decebalus König der Dazier, ein kluger und umsichtiger Fürst. Er zog römische Handwerker in sein Land, ließ Kriegsmaschinen erbauen, Festungen aufführen und suchte sein Reich der Kultur zu öffnen. Gegen ihn unternahm der tyrannische römische Kaiser Domitian einen Feldzug, der kläglich endete: die Römer wurden besiegt, worauf der Kaiser durch Geschenke und Versprechungen den Frieden erkaufte. Diese Schmach zu rächen, begann Kaiser Trajan (98—117) im Jahre 101 einen Krieg mit den Daziern. An zwei Orten überschritten römische Heere auf Schiffbrücken die Donau, doch kam es erst im Jahre 102 zu einer großen Schlacht, welche die Römer gewannen, die dann bei der Hauptstadt Sarmizegetusa noch einmal siegten. Nun nahm Decebalus alle Bedingungen an, die der Sieger stellte; unter anderem erhielten die dazischen Städte römische Besatzungen, die das Land in Unterwürfigkeit erhalten sollten. Da Decebalus den Frieden brach, entschloß sich Trajan zu einem neuen Feldzuge. Er ließ zunächst unterhalb Dierna, d. i. Orsova, durch den berühmten griechischen Baumeister Apollodorus von Damascus eine steinerne Brücke über die Donau errichten. Auf dem linken Ufer begann der Bau. Die ersten Pfeiler wurden auf einer in den Fluß vorspringenden Landzunge gemauert, worauf zwischen diesen ein Kanal angelegt ward, der die Hauptmasse des Stromes aufnahm und weiterführte. Mit dem ausgehobenen Erdreiche verlängerte man die Erdzunge, und auf dieser sowie im seichtgewordenen Talwege konnte man die anderen Pfeiler aufführen. Die Zahl der Pfeiler war zwanzig, die Länge der Brücke betrug 1130 Meter. Nur 20 Jahre bestand dieses großartige Bauwerk; Kaiser Hadrian ließ die Bogen abtragen, die Pfeiler aber stehen heute noch.

Decebalus hatte den Brückenbau nicht gestört. Als aber die Römer mit Heeresmacht im Lande erschienen, verteidigte er sich mit Heldenmut. Trotzdem drang Trajan unaufhaltsam vor: Gau um Gau erlag. Da nahmen viele Dazier Gift und Decebalus durchbohrte sich mit seinem Schwerte. Die Römer hieben dem Leichnam den Kopf ab und sandten ihn als Siegeszeichen nach der Hauptstadt. Dies geschah im Jahre 106. Die Dazier hatten es verstanden, den Bergsegen ihres Landes auszubeuten; alle erworbenen Schätze fielen jetzt den Siegern zu. Das war das Ende des dazischen Reiches. Das Land

wurde kaiserliche Provinz, in die römische Kolonisten aus allen Teilen des Römerreiches einwanderten. Trajan feierte außerordentliche Triumphe: 123 Tage dauerten die Festlichkeiten in Rom, von überall her, selbst aus Indien, kamen Glückwünsche. Die Trajanssäule mit ihren Reliefdarstellungen erzählt noch heute von den römischen Siegen.[1])

Zur Zeit des Kaisers Mark Aurel (161—180) kamen, wahrscheinlich bedrängt von weiter im Norden sitzenden Volksstämmen, alle Völker an der römischen Grenze vom Rhein bis zum Schwarzen Meere in Bewegung. Man nennt dies den Markomannenkrieg. Die römischen Gebiete auf dem rechten Donauufer sowie Dazien wurden von den Feinden überflutet, die selbst Italien bedrohten; doch waren sie nicht imstande, Aquileja zu erstürmen. Die Erfolge des Kaisers Mark Aurel waren lange gering; im Jahre 171 jedoch konnte er zum Angriff übergehen und die Quaden in ihrem eigenen Lande bekriegen. Von 172—174 hielt er sich in Carnuntum auf, wo er das zweite Buch seiner Selbstbetrachtungen schrieb, nachdem er das erste im Lande der Quaden an der Gran fertiggebracht hatte. Der Krieg erneuerte sich immer wieder; der Kaiser erwarb einen Gebietsstreifen am linken Ufer der Donau, wo Burgen erbaut und mit römischen Besatzungen belegt wurden; ja, er dachte daran, eine Provinz Markomannien und eine Provinz Sarmatien zu errichten. Da starb er am 17. März 180 zu Vindobona. Sein Sohn Commodus schloß im folgenden Jahre mit den Markomannen und den Quaden Frieden.

3. Römische Einrichtungen[2])

Die eroberten Gebiete wurden zu Provinzen eingerichtet.

Rätien mit Vindelizien reichte von den Rheinquellen und dem Bodensee bis zum Inn und dem Ziller, von dem sich die Grenze

---

[1]) Rösler, Das vorrömische Dazien. Sitzungsberichte der kaiserlichen Wiener Akademie. 45. — Rösler, Romänische Studien. Leipzig 1871. — Dierauer, Beiträge zu einer kritischen Geschichte Trajans in den Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte, herausgegeben von Büdinger. I.

[2]) Th. Mommsen, Corpus inscriptionum latinarum III, in 2 Teilen, Berlin 1873 (der 1. Teil enthält die Denkmale von Dalmatien, Dazien, Mösien und Pannonien, der 2. die von Norikum und Rätien), dazu: Additamenta ad Corporis III in der „Ephemeris epigraphica, Corporis insc. lat. supplementum", II, 1875. — Jabornegg-Altenfels, Kärntens römische Denkmäler. Klagenfurt 1870. — Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn, herausgegeben von O. Benndorf und O. Hirschfeld (und Bormann), 1877—1902. — Jahreshefte des Archäolog. Instituts in Wien (seit 1897). — Argo, herausgegeben von K. Müllner. Laibach 1892—99. — Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, redigiert von Dr. Hörnes (seit 1893). — Ballif, Römische Straßen in Bosnien und der Herzegowina. Wien 1893. — Kenner, Norikum und Pannonien, eine Untersuchung über die Entwicklung, Bedeutung und das System der römischen Verteidigungsanstalten in den mittleren Donauländern. Berichte und Mitteilungen des Wiener Altertumsvereines. 1870, XI. — Th. Mommsen, Römische Geschichte. V. Bd.

über das Gebirge in das westliche Pustertal zog. An Rätien schloß sich Norikum, das bis zum Wiener Walde und dessen südlichen Fortsetzungen und bis zu den Karawanken reichte; es umfaßte demnach einen Teil des Pustertales, Salzburg, Ober- und teilweise Niederösterreich südlich von der Donau, Kärnten und Steiermark. Pannonien hatte zur Nord- und Ostgrenze die Donau, zur Südgrenze die Save und die Kulpa. Anfangs gehörte auch Krain zu Pannonien, dann wurde es zu Italien gezogen. Dalmatien dehnte sich südlich von Pannonien bis zur Drina aus; die Hauptstadt war Salonä. Pannonien und Dalmatien machten zusammen Illyrien aus. Dazien umfaßte Ostungarn, Siebenbürgen, die Walachei und die Moldau.

Diese Provinzen wurden später geteilt. Pannonien zerfiel schon unter Trajan in Pannonia superior (Oberpannonien) und Pannonia inferior (Unterpannonien) und später in vier Teile, deren Hauptstädte Savaria (Steinamanger), Siscia (Sissek), Sopianä (Fünfkirchen) und Sirmium (Mitrowitz) waren. Rätien wurde in zwei Teile zerlegt: Rätien im Gebirge mit Curia (Chur) und Vindelizien mit Augusta Vindelicorum (Augsburg); Norikum in Noricum ripense (Ufernorikum) an der Donau mit Lauriacum (Lorch bei Enns) und Noricum mediterraneum (Binnennorikum) mit Celeja (Cilli) und später Tiburnia (St. Peter im Holz in Oberkärnten). Dazien zerfiel in drei Teile.

Die Donauprovinzen wurden als Grenzländer militärisch besetzt.[1]) Bis 10 n. Chr. standen in Illyrien (also in Dalmatien und Pannonien) sechs Legionen. Als in Dalmatien kein Militär mehr nötig war, hatte Pannonien allein drei Legionen, die bei Pötovio konzentriert waren. Etwa seit Vespasian hatte diese Provinz schon vier Legionen, drei in Ober- und eine in Unterpannonien. Sie errichteten mit der Zeit große, stark verschanzte Lager, die als große Festungen erscheinen: Vindobona, Carnuntum, Bregetio (Szoeny bei Komorn) und Aquincum (Ofen). Die zwei Legionen Daziens standen in Apulum (Karlsburg) und in Potaissa (Thorda).

In Norikum und Rätien wurden mehr Auxiliar-(Hilfs-)Truppen ausgehoben, erst Mark Aurel verlegte zur Zeit des Markomannenkrieges Legionen dahin. Während die Legionen sich durchwegs aus den römischen Bürgern der Provinzen rekrutierten, bestanden die Auxiliartruppen aus den Kontingenten, welche die Untertanen (d. h. Nichtbürger) zu stellen hatten. Diese wurden in kleineren Abteilungen, Alen

[1]) J. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern. Innsbruck 1887. — Jung, Die romanischen Landschaften des römischen Reiches. 1881. — Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, I. (bis 1283). Gotha 1905, S. 48 ff.

und Kohorten, in der Stärke von 500 oder 1000 Mann den einzelnen Legionen zugewiesen. Es war bei den Römern Grundsatz, die in einer Provinz ausgehobene Mannschaft nicht in dieser, sondern, oft auch in andere Truppenkörper verteilt, in weit entfernten Provinzen zu verwenden. Es dienten also beispielsweise Gallier unter den spanischen Auxiliartruppen, die in Rätien stationiert waren, Spanier in den pannonischen Kohorten, die in Britannien Dienste leisteten. Besonders zahlreich wurden syrische Auxiliartruppen an der Donau verwendet und auch in den Legionen der Alpenprovinzen dienten Syrer; dafür wurden Truppenkörper aus den Donaugegenden besonders gern nach dem Orient geschickt, wie wir z. B. römische Bürger aus Pannonien in Ägypten in Garnison finden.

In keltischer Zeit bildete jeder Stamm ein Gemeinwesen für sich, einen Gauverband; nur in Norikum sind die kleinen keltischen Stämme zu einem größeren Staatsganzen, einem „Königreich Norikum", vereinigt worden, aber man weiß nicht, wie es geschehen ist. Die Herrschaft der Römer gab Land und Leuten ein ganz anderes Gepräge; in Verwaltung und Gericht wurde die lateinische Sprache eingeführt, die Stadtverfassung bildete sich aus.

Die Einwohner größerer Ortschaften erhielten das römische Bürgerrecht und eine nach dem Vorbilde Roms eingerichtete Verfassung; diese Städte hießen Municipien. Oder es wurden römische Veteranen an einem bewohnten Orte angesiedelt und ihnen die einheimischen Bewohner gleichgestellt oder untergeordnet, in welch letzterem Falle diese keinen Anteil an der Kommunalverwaltung hatten. Solche Gemeinwesen hießen Kolonien. Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Städten, den Municipien und den Kolonien, war nicht bedeutend; in den ersteren konnten sich leichter Eigentümlichkeiten der früheren Zustände erhalten als in den letzteren. Der Stadtrat (Senat, Ordo der Decurionen) bestand aus hundert Männern; zwei Beamte waren als Richter tätig, zwei als Ädilen, welche die Marktgerichtsbarkeit ausübten. Zwei Quästoren verwalteten die Gemeindekasse. Städtische Gemeinwesen entwickelten sich auch im Anschlusse an die Standlager der Truppen.

Im Gefolge der Legionen befanden sich Marketender, Krämer, Gaukler und Weiber, die sich außerhalb des Lagers Baracken (canabae) zur Behausung und Unterbringung ihrer Habseligkeiten sowie der Waren errichteten. Mit der Zeit verwandelten sich diese leichteren Bauten in feste Gebäude und diese Ansiedlung nahm einen städtischen Charakter an, nannte sich respublica, vicus (Dorf) oder canabae und die Bewohner wurden als canabenses bezeichnet. Legionssoldaten, die nach

zwanzigjähriger Dienstzeit den Abschied und eine Abfertigung bekamen, Veteranen der Auxiliartruppen, die mit dem römischen Bürgerrechte bedacht waren, ließen sich, statt in ihre Heimat zu ziehen, in dieser Gemeinde vor dem Lager nieder. Die Kaiser gaben dann diesen neuen Ortschaften Stadtrechte, so daß sie als Munizipien oder Kolonien erscheinen.

Jeder Stadt wurde ein bestimmtes, oft sehr umfangreiches Gebiet zugeteilt, dessen in Dörfern und Weilern wohnende Bewohner von der Stadt besteuert und regiert wurden. In Tirol waren Tridentum und Aguntum (bei Lienz im Pustertale[1]) die einzigen Städte; das ganze heutige Kärnten war zwei römischen Stadtgemeinden zugewiesen: Teurnia (Tiburnia) und Virunum (Maria-Saal im Zollfelde). Emona (bei Laibach[2]), eine Kolonie aus der Zeit des Augustus, verwaltete ganz Oberkrain. Zum Gebiete von Celeja gehörte das Tal der Sann und das der Save, soweit letzteres zu Norikum gerechnet wurde. An der Drau begann das Gebiet von Flavia Solva (Leibnitz), das bis in die Gegend von Bruck reichte. Pötovio, das seit Diokletian zu Norikum gehörte, umfaßte den südöstlichen Winkel von Steiermark und reichte nach Ungarn und Kroatien hinein. Das Salzburgische und das angrenzende Bayern bis über den Chiemsee hinaus gehörte zum stattlichen Munizipium Juvavum (Salzburg[3]), der größere Teil von Oberösterreich und von Obersteier war das Gebiet der Kolonie Ovilava (Wels).

In ähnlicher Weise war auch Pannonien nach Stadtbezirken abgeteilt. Hier lagen Savaria (Steinamanger), Scarbantia (Ödenburg), an der Donau Vindobona, Carnuntum, Bregetio, Arrabona (Raab), Aquincum, Siscia, Mursa (Essek), das Hadrian zur Kolonie einrichtete, Sirmium (Mitrowitz) in der Landschaft, die noch heute Sirmien heißt. In Dazien schuf Trajan Sarmizegetusa zur Kolonie Ulpia Trajana um, die im dritten Jahrhundert die Metropolis des Landes genannt wurde; außerdem entstanden hier noch viele Städte, wie Apulum, Potaissa, Napoca (Klausenburg) u. a. Zahlreiche Städte lagen in Dalmatien: Epidaurum (Alt-Ragusa), Salonä, Scardona, Jader (Zara) u. a.

In den Provinzen wurden seit Augustus Landtage ins Leben gerufen. Alljährlich kamen Abgeordnete der Stadtkreise, aus denen die Provinz bestand, in der Landeshauptstadt zusammen. An der Spitze der Landtage stand der Oberpriester der Provinz, der auch die ge-

[1]) Nicht Innichen. S. Jung, Römer und Romanen. S. 252.

[2]) Alfons Müller, Emona, archäologische Studien aus Krain, Laibach 1879, ist der Überzeugung, daß Emona bei Sonnegg-Brunndorf gelegen gewesen ist.

[3]) Widmann, Geschichte Salzburgs, I (bis 1283). Gotha 1907.

meinsame Kasse führte. Opfer darzubringen und Spiele zu feiern, scheint die Hauptaufgabe dieser Landtage gewesen zu sein, doch hatten sie auch das Recht, dem Kaiser Wünsche vorzutragen und sich über die Statthalter zu beschweren.

Die Städte waren untereinander durch feste, dauerhafte Straßen verbunden. „Es war notwendig, die militärischen Stützpunkte sowohl unter sich, als auch mit dem Innern der Landschaften, die sie zu verteidigen und im Zaum zu halten hatten, in Verbindung zu setzen, um im Kriegsfalle sich schnell genug konzentrieren und gegenseitig zu unterstützen, in Friedenszeiten aber die ebenso wichtige wie schwierige Zufuhr der Lebensmittel möglichst rasch und bequem bewerkstelligen zu können. Deshalb wurden auch alle zu diesem Zwecke notwendigen Bauten von Straßen, Brücken, Tunnels usw. durch das Militär selbst ausgeführt, das man aus Disziplin stets beschäftigt wissen wollte."[1])

Von Gallien her führte eine Straße nach Brigantium (Bregenz), von wo sie über Augsburg nach Juvavum und Ovilava an die Donau ging; längs dieses Stromes führte sie über Carnuntum, Aquincum, Sirmium an das Schwarze Meer. In diese Donaustraße mündeten Straßen, die von Aquileja ihren Ausgang nahmen. So führte eine über den Plecken ins Gail- und ins Drautal. Von hier ging sie über Innichen ins Eisacktal und über den Brenner nach Veldidena (Wilten) bei Innsbruck, von wo sie durch die Scharnitzklause nach Augsburg führte. Vom Drautal führte auch eine Straße über Virunum und Noreja nach Ovilava. Eine andere Straße ging über Emona, Celeja, Pötovio, Scarbantia nach Carnuntum. Von Aquileja gelangte man auch über Tergeste einerseits nach Pola, einer Gründung des Kaisers Augustus zu Ehren seiner Tochter Julia, anderseits nach Dalmatien. In Dazien ging die Hauptstraße bei Orsova über die Donau, dann nördlich über den Badeort Ad medias (Mehadia) an den Temes und ostwärts nach Ulpia Trajana, Apulum, Potaissa und Napoca.

Über die Donau führten keine ständigen Brücken, aber auf diesem Flusse war eine Flotille stationiert, die in Ufernorikum drei, in Pannonien vier Stationen hatte. Auch der Boden- und Plattensee sowie einige kleinere Flüsse wurden mit Schiffen befahren.

Die erwähnten großartigen Straßenanlagen verdienen mit Recht unsere Bewunderung. Noch nach Jahrhunderten wurden diese Landstraßen benützt und vom Volke als „Heidenstraßen" bezeichnet. In den römischen Provinzen bestand ein Verkehrsleben, wie es viele Jahrhunderte nachher nicht wieder eingetreten ist. „Erst unsere Schienen-

[1]) Jung, Römer und Romanen. S. 108.

straßen halten den Vergleich aus mit den Verkehrswegen der Römer und übertreffen dieselben zum Teil, während sie in bezug auf gerade Erreichung eines Zieles mitunter noch zurückstehen: wo unsere großen Bahnen nicht den Spuren einstiger Römerwege folgen, wie dies in zahlreichen Fällen geschieht, sondern eine andere Richtung einhalten, gereicht ihnen dies nirgends zum Vorteile."[1])

Diese Straßen waren allerdings nur für militärische und administrative Zwecke angelegt, aber sie kamen doch auch dem Privatverkehre zugute.

An den Straßen standen Säulen, welche die Entfernungen in römischen Meilen angaben; an den einzelnen Poststationen (mutationes) standen immer Pferde bereit, in den Nachtstationen (mansiones) fanden die Reisenden Unterkunft. Zur Beförderung von Personen und Waren bildeten sich Innungen von Fuhrleuten. Hie und da waren zum Schutze der Land- und Wasserstraßen Kastelle angelegt, die meisten wohl in Dazien.

Der Gebrauch von Wegkarten und Stationsverzeichnissen (tabulae, itineraria) war im römischen Reiche allgemein. Es gab aber auch Karten, auf welchen die Grenzen der Provinzen, die Gebirge, Flüsse, Brücken, Furten, Poststationen, Standlager, Vorratshäuser, alle größeren Orte und die Straßen verzeichnet waren (itineraria picta). Eine derartige Karte, die jedoch nicht nur das römische Reich, sondern den ganzen damals bekannten Erdkreis zur Anschauung bringt, ist die Tabula Peutingeriana. Sie wurde von dem Humanisten Konrad Celtes aufgefunden und gelangte nach dessen Tode in den Besitz des Augsburger Protonotars Konrad Peutinger.[2]) Sie weist viele Unrichtigkeiten und Verzerrungen auf, aber sie enthält alle Straßenzüge und ihre Verzweigungen sowie die Stationen und verschiedene Baulichkeiten, die durch symbolische Zeichen als Castra, Munizipien, Kolonien, Balneatien, Tabernen, Tempel u. dgl. gekennzeichnet sind.

Die Steuern, die den Provinzialen abverlangt wurden, waren hoch, aber trotzdem wuchs der Wohlstand. Zunächst wurde der Boden allenthalben besser angebaut. Pannonien soll vorher nur Gerste und Hirse hervorgebracht haben. Kaiser Galenius ließ die großen Wälder

[1]) Jung, a. a. O. S. 113.

[2]) Die Tafel wechselte noch mehrmals den Besitzer, bis sie Prinz Eugen von Savoyen erwarb, nach dessen Tode (1738) sie in die Wiener Hofbibliothek kam, wo sie sich noch befindet. Sie besteht aus 11 Pergamentstücken (das 12., auf dem Spanien und ein Teil Britanniens verzeichnet standen, ist verloren), die zusammen eine Länge von 21 Fuß haben. Die erste Herausgabe erfolgte 1598 durch den Antwerpener Geographen Ortelius; später gaben sie Scheyb (Wien 1753), Mannert (Leipzig 1824), Kotanschik (Ofen 1824), Ernst Desjardins (Paris 1874) heraus. Grün, Die Tabula Peutingeriana, in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien, 1874.

ausroden und den Plattensee zum Teil in die Donau ableiten; der so gewonnene treffliche Boden wurde dem Ackerbau gewidmet. Dadurch verbesserte sich auch das Klima. Im 4. Jahrhunderte konnte daher ein Schriftsteller berichten: Pannonien sei reich an allen Fruchtarten und Lasttieren und ein „ergötzlicher Aufenthalt der Kaiser".[1]) In Norikum und Rätien wurde ebenfalls Ackerbau betrieben, aber die Viehzucht herrschte vor; die Almwirtschaft war schon vor den Römern in Betrieb, erweiterte sich aber zu ihrer Zeit mit der Zunahme der Bevölkerung immer mehr. Neben zahlreichen, der rätischen Sprache entstammenden Almennamen weist Tirol genug solche auf, die romanischen Ursprunges sind, wie etwa Dopreta (deo prata), Alpnova, Valtmar (vallis maior); auch die Worte Kaser, Senner, Schotten, Speik entstammen der lateinischen Sprache. Der Weinbau wurde durch die Römer verbessert. Rätische (südtiroler und veltliner) Weine waren sogar in Rom beliebt; Vergil zählte sie zu den besten Marken und stellte sie nur dem Falerner nach. In Pannonien ließ Kaiser Probus bessere Weinsorten anpflanzen. Im zisalpinischen Gallien wie am südlichen Abhange der Alpen bediente man sich zur Aufbewahrung und Versendung der Weine der Fässer, während die Römer hiezu Schläuche hatten. Strabo hat Weinfässer gesehen, die größer als Häuser waren.

Durch den Bergbau wurden Gold, Silber, Eisen, Salz und Marmor gewonnen. Die Regierung trachtete, alle Bergwerke in ihre Hand zu bekommen. Gold lieferten die Bergwerke im norischen Berglande und in Dazien. Das Mölltal und selbst kleinere Täler in den Tauern scheinen sehr belebt gewesen zu sein: Bronze- und Kupfergegenstände, Grabschriften, Münzen fand man um Döllach, Winklern, Lienz, Windisch-Matrei, Taxenbach, hie und da auch Straßenreste, Schmelzöfen und Steinbrüche. Näheres weiß man von Dazien. Man arbeitete mit Schlägel und Eisen. „Um größere Felsmassen zu erweichen, bediente man sich des Feuers und übergoß dann das erhitzte Gestein mit Essig und Wasser, wovon sich heute noch in Verespatak die deutlichsten Spuren erhalten haben." In diesen alten Bergwerken fanden sich allerlei Werkzeuge, wie Schöpfräder zum Entwässern der Baue, Hauen, Keile, Schlägel, Tröge, Grubenlampen, Amphoren, Fässer und Getreidemaße. Wir wissen ferner, daß die Römer auch Waschgold gewannen, und zwar in den Flüssen Maros, Aranyos und Körös. Sie bedienten sich hiebei meist geflochtener Siebe; in Siebenbürgen waren auch tönerne Schüsseln in Gebrauch, deren innerer Boden und

[1]) Büdinger, S. 27.

Innenwände mit Quarzkörnchen besetzt waren, die beim Abgießen des Inhaltes das schwerere Gold zurückhalten sollten.[1])

Der industriellen Tätigkeit der Privaten war manches vom Staate entzogen; denn die Truppen bauten in der Regel nicht nur ihre Standquartiere und die Straßen selbst, sondern sie erzeugten auch die hiezu nötigen Ziegel; sie verfertigten Schilde und andere Waffen samt dem Lederzeug, zu welchem Behufe in manchen Garnisonsorten Staatsfabriken eingerichtet waren. In Pannonien und Dalmatien gab es kaiserliche Tuchfabriken und die Purpurfärberei in Wolle und Seide war eine Zeitlang kaiserliches Monopol. Die Privatindustrie erzeugte im großen vorzugsweise Tuch und Mäntel sowie Eisenwaren, zumal Rüstungen. Die Handwerker der Städte waren zum Schutze der Arbeit und zur Förderung ihrer sonstigen Interessen genossenschaftlich organisiert, besonders in Dazien. Es gab Zünfte der Wollenweber (centonarii), der Kaufleute (negotiatores), der Schiffer (nautae, navicularii), der Fährleute (utricularii), die Reisende mit aufgeblasenen Schläuchen (uter) über die Flüsse schafften, der Sänftenträger (lecticarii). Die Zunftmitglieder entrichteten festgesetzte Beiträge in Geld oder Naturalien, hatten ein Archiv, Fahnen, einen eigenen Tempel und ein eigenes Grab. Die verstorbenen Zunftmitglieder wurden entweder kostenlos bestattet oder die Familie erhielt eine Geldsumme ausgezahlt. Selbstverständlich fanden an den Festtagen gesellige Unterhaltungen und Festessen statt.

Die Haupthandelsplätze waren Augsburg und Aquileja. In allen Städten gab es Magazine, Kaufhallen und Läden. Eingeführt wurden: Geschirr aus Lyon, Öl und Wein; zur Ausfuhr gelangten Vieh, Häute, Käse, Honig, Speik, Harz, Pech, Holz, Gold, Eisen, Salz und norische Mäntel. Vom Baltischen Meere kam über Carnuntum Bernstein herbei, der vorzugsweise in Aquileja zu Schmucksachen verarbeitet wurde; auch wurde aus den nordischen Ländern Pelzwerk herbeigebracht, wofür die Barbaren hauptsächlich Hausgerät und Schmucksachen empfingen. Die Ausfuhr von Gold, Waffen und zeitweilig auch die von Öl und Wein war verboten. Die Barbaren durften den Boden des Reiches nur an gewissen Orten, bei Tage und nach Ablieferung der Waffen überschreiten. Nach und nach kam man von dieser Strenge ab und selbst Handelsverträge wurden mit den Germanen ge-

[1]) Über Dazien überhaupt: Ackner, Römische Altertümer in Siebenbürgen. Jahrbuch der Zentralkommission. 1856. — K. Gooß, Studien zur Geographie und Geschichte des trajanischen Daziens. Programm des Gymnasiums von Schäßburg. 1874. — Gooß, Untersuchungen über die Innerverhältnisse des trajanischen Daziens. Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge 12. — Téglás, Goldbergbau des vorrömischen Daziens. Daselbst 1889.

schlossen. Römische Münzen sind in den Donauprovinzen überaus häufig gefunden worden, aber auch in den nördlichen Ländern fehlen sie nicht.[1]) Im Verkehre waren die Gold-Solidi in Gebrauch. Bei großen Zahlungen wurden die Goldmünzen zugewogen, übrigens wurde auch Gold in Barren angenommen, welche die Gestalt der Siegellackstangen hatten.[2]) Sie sind versehen mit Stempeln, welche die Feinheit des Goldes bezeugen, mit Kaiserbildnissen, Wappen (einem Stern, einer Palme und dem Monogramm Christi) und dem Bild der Stadtgöttin von Sirmium, die als eine thronende Frauengestalt mit langen Gewändern dargestellt ist. Offenbar ließen Handelsleute fremde, nicht kursfähige Münzen sowie auch Bruchgold in den kaiserlichen Münzstätten umschmelzen, in Barren gießen und mit amtlichen Siegeln versehen. Diesen Barren scheint die Geltung eines öffentlichen Verkehrs- und Zahlungsmittels eingeräumt gewesen zu sein.

Ohne Zweifel war in den Provinzen der Wohlstand lange Zeit im Wachsen, in den großen Städten herrschten Luxus und leichtfertige Sitten. Die größten Städte waren Augsburg, Aquileja, Carnuntum und Ulpia Trajana, das frühere Sarmizegetusa. „Fern von den Gefahren der Grenze, im lieblichen Hatzegertale, beim heutigen Várhely, blühte Sarmizegetusa als einer der glänzendsten Punkte, welche die italische Zivilisation in unseren Gegenden überhaupt sich geschaffen hat: zwölf walachische Dörfer erfüllen heute den Raum ihres einstigen Umfanges und die barbarischen Sprößlinge der römischen Zeiten, die Walachen, verbrennen in ihren Kalköfen die inschriftlichen Denkmale, die Zeichen der einstigen Pracht und Herrlichkeit der dazischen Hauptstadt. Noch sieht man den Felsen, wo das einstige Kapitol, die stadtbeherrschende Burg, stand, noch das geräumige Amphitheater, in jenen Jahrhunderten der Schauplatz der Tierhetzen und der Spiele — eine der Eigentümlichkeiten römischer Art, die überall sich pflanzte, wo das weltbeherrschende Volk festen Fuß faßte.“ [3])

Im Baugewerbe gewann die römische Technik rasch überwiegenden Einfluß. Die Bauwerke wurden aufgeführt aus Steinen oder gut gebrannten Ziegeln, welche die Zeichen des Fabrikanten oder der Legion tragen, die sie gemacht oder verwendet hatte. Häufig wurden

[1]) So fand man sogar zu Teplitz in Böhmen kleine römische Münzen aus der Zeit von 83 v. Chr. bis etwa 300 n. Chr. Laube, Teplitzer Badeleben in alter Zeit. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 45, 437.

[2]) Solche Barren wurden 1887 in Siebenbürgen bei dem Bache Bodza gefunden. Vergleiche Kenner, Römische Goldbarren mit Stempeln, in den Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich, XII (1888). — Münzstätten in Österreich waren Aquileja (AQ.), Siscia (SISc) und Sirmium (SIRM.). — Pichler, Austria Romana. Leipzig 1902, S. 43 ff.

[3]) Jung, Römer und Romanen. 93.

einheimische Marmorarten, mitunter auch italischer und afrikanischer Marmor verwendet. Die Wände der Wohnhäuser reicher Bürger waren mit Malerein geschmückt, wohl auch mit feinen Marmorplatten bekleidet. Den Fußboden bedeckten Mosaiken, die geometrische Figuren oder mythologische Szenen darstellten. Luftheizungsanlagen (Hypokausten), die den Boden und die Wände gleichmäßig erwärmten, waren überall vorhanden.

Neben den staatlichen Gebäuden für die Behörden wurden in den Städten selbstverständlich Tempel, Amphitheater und auch Schauspielhäuser errichtet. Amphitheater fanden sich in Ulpia Trajana, Aquincum, Carnuntum; in Pola ist es zum großen Teil noch erhalten. Die Kanalisierung war in allen Städten durchgeführt. Wasserleitungen (Bleirohrleitungen oder gedeckte Wasserrinnen) brachten reichlich Wasser für industrielle Anlagen, für den häuslichen Gebrauch und die vielen Badeanstalten herbei.[1]) Jeder reiche Bürger hatte sein eigenes Bad; durch sinnreiche Vorrichtungen leitete man heißen Dunst auf den Körper und kühlte ihn dann durch kaltes Wasser ab. Jede Militärabteilung, die selbständig stationiert war, hatte ein besonderes Bad. Man benützte auch die warmen Quellen und die Mineralwässer. Da fand ein Legat Heilung in den heißen Schwefelquellen von Aquae Jasae (Töplitz bei Warasdin); gern besucht waren die Bäder bei Tüffer in der Nähe von Celeja und die Thermen von Baden bei Wien. Die Quellen beim Lager von Carnuntum und bei Deutsch-Altenburg haben zu sehr umfangreichen Bauten Veranlassung gegeben. Die Gebäude waren auch mit reichem bildnerischen Schmuck, mit Statuen und Reliefs aus Stein oder Terrakotta versehen; selbst die Hausgeräte waren geschmackvoll ausgearbeitet. Alle Gegenstände der Kunst und des Handwerkes zeigen römischen Charakter, sind aber doch großenteils von provinziellen Künstlern oder Handwerkern hergestellt worden. Aus den zahlreich aufgefundenen Gegenständen, die zum täglichen Gebrauche bestimmt waren und aus Glas, Ton, Bronze, Silber und Gold verfertigt sind, läßt sich die Verfeinerung des Lebens deutlich erkennen. Man fand Schalen, Flaschen, Urnen, Lampen, Spiegel, nämlich Scheiben aus einer Metallkomposition, Kämme, Schlüssel, Griffel, Fibeln (Heftnadeln), Arm-, Ohr- und Fingerringe, Halsketten aus Golddraht, chirurgische Instrumente u. a. Bewunderungswürdig sind die geschnittenen Steine, sowohl die Kameen, die eine Figur in Relief zeigen, als auch die Intaglien, das sind Gemmen mit vertieft eingeschnittenen Figuren.

[1]) Gnirs, Römische Wasserversorgungsanlagen im südlichen Istrien. Jahresb. d. UR. in Pola 1901

Für Unterricht und Bildung sorgten ohne Zweifel zahlreiche Schulen. Zu Sabaria sind Backsteine gefunden worden, von denen einer das A-B-C, ein anderer Verse aufweist, die als Vorlagen beim Schreibunterricht verwendet wurden. Inschriften findet man auf Gebäuden, Altären, Meilensteinen, Votivsteinen, Ehrendenkmälern, Grabsteinen und Sarkophagen. Die Zahl der gefundenen Grabsteine ist außerordentlich groß. Dies sind Steinplatten, die menschliche Büsten oder ganze Gestalten, Götter, den Genius mit gesenkter Fackel u. dgl. zeigen. Die Inschrift ist mitunter sehr ausführlich. Sie beginnt manchmal mit den Buchstaben D M (Diis manibus = den Schattengöttern) oder der Formel In memoriam. Auf diese folgt der Name dessen, der das Denkmal setzt oder gesetzt erhält, mit Verwandtschafts- und Standesbezeichnungen, dann oft die Angabe des Alters, biographische oder auch andere Daten, welche angeben, ob der Verstorbene verbrannt, beigesetzt oder weggeführt worden und wer die Kosten des Denkmales getragen hat. Man fand auch beschriebene Bronzetafeln, die Militärdiplome enthalten, das sind kaiserliche Edikte, durch welche ausgedienten Soldaten das römische Bürgerrecht verliehen wurde. In verrammelten Stollen des Siebenbürger Erzgebirges wurden 23 Wachstafeln aufgefunden, wie sie im Altertum zu Schulübungen, Rechnungen, Briefen und selbst zu Urkunden allgemein in Gebrauch waren. Sie enthalten Kauf-, Miet- und Gesellschaftsverträge.

In religiöser Beziehung waren die Römer äußerst duldsam. Die Räter, Noriker und Illyrier konnten ihre Gottheiten ungestört verehren, ja die Römer nahmen diese sogar unter ihre Götter auf. Die Unterworfenen gewöhnten sich aber mit der Zeit daran, ihren Gottheiten römische Namen zu geben; ihren Hauptgott Belenus nannten sie Apollo. Zu den vielen heimischen Göttern kamen auch die, welche von den aus der Fremde, besonders aus dem Morgenlande stammenden Soldaten hiehergebracht wurden. „Aber was dem Göttergewimmel, das damals Berg und Tal der Ostalpen erfüllte, sein eigenartiges Gepräge gab, das war die überaus starke Beimischung des orientalischen Elementes, wie es sich nur aus dem regen Verkehre dieses Passagelandes mit dem Osten und aus dem Eintritt der Orientalen in hier garnisonierende Truppenteile erklärt." Die ägyptischen Götter Serapis und Isis, der syrische Baal als Jupiter von Baalbeck oder Jupiter Dolichenos (von Doliche) fanden an verschiedenen Orten Verehrung. Sehr beliebt wurde bei den Soldaten, vom Gemeinen bis zum Feldherrn, der siegverleihende persische Gott Mithras, dessen Verehrung gleichzeitig mit dem Christentum Eingang fand. „Kein orientalischer Kult in diesen Strichen kann

sich nur im entferntesten an Bedeutung und Verbreitung mit dem des Mithras messen, dieser strengen, düsteren Soldatenreligion des sinkenden Reiches, mit ihren Mysterien und ihrer Askese, die wie kaum eine andere ihren Bekennern sittlichen Halt gegeben zu haben scheint und deshalb dem siegreich vordringenden Christentum den zähesten Widerstand entgegengesetzt hat."[1]) Heiligtümer des Mithras (Mithräen) gab es in Ulpia Trajana, Aquincum, bei Stuhlweißenburg, in Pötovio, Virunum und Carnuntum, wo man vier Mithräen auffand. Mithras war bei den Persern der Lichtgeber, der das Licht der Sonne, dem Monde und den Sternen mitteilt und die Mächte der Finsternis besiegt. Seine Kultstätte war die unterirdische Höhle, ein Sinnbild des Dunkels, aus dem der Gott hervortritt, die Welt zu erleuchten. Das 1894 am Westende von Petronell gefundene Mithräum enthält in der Cella ein Kultbild und einen Altar, die sich durch Größe und künstlerische Eigenart auszeichnen. Das Kultbild zeigt den Gott, dessen Haupt mit einer phrygischen Mütze bedeckt ist, auf dem Stiere, den er tötet. Der Altar ist insofern einzig in seiner Art, als rings um den Kasten neun ganze Figuren ausgearbeitet sind, von denen eine die Personifikation des Himmels (Gott Coelus) ist, während die anderen die vier Jahreszeiten und die vier Hauptwinde darstellen. Vorhanden ist auch noch eine Darstellung des „felsgebornen Mithras". Aus einem Felsen wächst ein Baum empor, der dem sich aus dem Steine emporarbeitenden Mithras als Hintergrund und Stütze dient. Eine mächtige Schlange windet sich um den Felsen und erhebt sich dann hinter der Gestalt des Gottes.[2])

Über die Verbreitung des Christentums sind wir nur dürftig unterrichtet: es kam wohl von zwei Seiten, von Aquileja und vom Osten, in die römischen Provinzen. Unter den Arbeitern der Goldgruben in Siebenbürgen waren schon in der ersten Zeit des Christentums zur Bergwerksarbeit verurteilte Christen. Aus der Zeit des Kaisers Diokletian stammen die ersten Nachrichten von der Verfolgung der Anhänger Christi. In den Marmorbrüchen bei der Stadt Sirmium, das nach und nach die größte Stadt Pannoniens geworden war, waren damals im Dienste des Kaisers über 600 Arbeiter mit der Anfertigung verschiedener Kunstwerke beschäftigt. Sie standen unter der Leitung von fünf Direktoren, die Philosophen genannt wurden. Unter den Arbeitern befanden sich auch vier Christen, die einen ihrer Genossen dem Heidentum abwendig machten und durch den Bischof von Antiochien, der nach Sirmium

[1]) Kaemmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich. S. 98. Hauptwerk ist Cumont, Les religions orientales dans le paganisme Romain. Paris 1907.

[2]) Funde von Carnuntum (das dritte Mithräum). Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn. XVIII (1895), 169 ff.

verbannt worden war, taufen ließen. Als die fünf Christen sich weigerten, eine Statue des Gottes Äskulap herzustellen, wurden sie von den Philosophen beim Kaiser als Anhänger des neuen Glaubens verklagt, in bleierne Särge gelegt und in die Save versenkt. Dies geschah im Jahre 294.[1])

Eine allgemeine Christenverfolgung fand im Jahre 303 statt. Der Statthalter von Ufernorikum ließ vierzig Christen ins Gefängnis werfen, worauf sich der Veteran Florianus nach Lauriacum begab und sich als Christ bekannte. Er wurde im Flusse ertränkt. Obgleich an seinem Halse, erzählt die Legende[2]), ein schwerer Stein befestigt worden war, trugen ihn doch die Wellen auf einen hervorragenden Felsen. An der Stelle, wo eine fromme Frau seinen Leichnam bestattete, wurde nachmals das Stift St. Florian errichtet. Damals gab es schon Bischöfe in Pötovio und Siscia und bald darauf in Stridon, einer Stadt an der ungarisch-steirischen Grenze, und zu Mursa. In Sirmium war der Sitz des Metropoliten. Es waren also die Christen bereits kirchlich organisiert. Die Lehre des Arius fand auch in die Alpenländer Eingang und führte Zwistigkeiten herbei, wie beispielsweise in Pettau.

Im 5. Jahrhundert saßen Bischöfe in Lauriacum und Tiburnia, im 6. auch in Cilli und Emona, die wahrscheinlich dem Patriarchen von Aquileja unterstanden. Ohne Zweifel war im 5. Jahrhundert das Christentum unter den Bewohnern Norikums allgemein verbreitet. In dieser Zeit hatte sich die Lage des römischen Reiches sehr verschlechtert.

Zu Beginn des 3. Jahrhunderts schlossen sich die kleineren germanischen Stämme zu größeren Völkervereinen zusammen und so entstanden die Franken am unteren Rhein, die Alemannen am Main und südlich davon die Goten zwischen der unteren Donau und dem Don. Sie drängten gegen die römische Reichsgrenze heran, die Markomannen und Alemannen gegen Norikum und Rätien, die Goten gegen Dazien, in das sie um 260 einrückten. Kaiser Aurelian (270—275), der einsah, daß Dazien nicht zu halten sei, gab diese Provinz auf und überließ sie den Germanen, führte aber die Romanen über die Donau nach Mösien.[3])

[1]) Passio sanctorum quatuor coronatorum, herausgegeben von Wattenbach in den Sitzungsb. der k. W. A. X. Dazu Büdinger, Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte. 1870, III.

[2]) Neue Ausgabe der Legende von Krusch im 3. Bande der Scriptores rerum Meroving. (1896). Der frühe Bestand des Kultus des heil. Florian, ja dessen Existenz wurden bestritten. S. Krusch, Zur Florians- und Lupuslegende. Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde. 24. — Krusch, Der heil. Florian und sein Stift. Das. 28. — Strnadt, Die Passio s. Floriani und die mit ihr zusammenhängenden Urkundenfälschungen. Archivalische Zeitschrift. N. F. 8, 9. München 1899, 1900. Dagegen B. Sepp in Aufsätzen, die in der Beilage zur Augsburger Postzeitung 1897 ff. erschienen sind.

[3]) Rösler, Dazier und Romanen (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 53), Romanische Studien, Leipzig 1871, behauptet, der Kaiser habe alle Romanen nach Mösien (Bulgarien, Serbien) geführt, von wo sie erst vom Ende des 12. Jahrhunderts an wieder nach Siebenbürgen zurück-

Nach einiger Zeit der Ruhe erneuerten sich die Einfälle der Barbaren und die Kaiser sahen sich gezwungen, germanische und sarmatische Horden in Sold zu nehmen oder sie an den Grenzprovinzen zu deren Schutze anzusiedeln.

II. Die Besetzung der jetzt österreichischen Länder durch neue Völker

1. Germanische Völker und die Hunnen

Eine größere Bewegung entstand um 375, als sich die Hunnen gegen ihre westlichen Nachbarn erhoben.

Die Hunnen bildeten wahrscheinlich einmal einen Bestandteil des großen Hjong-nu-Reiches in Asien, das um 200 v. Chr. den Höhepunkt seiner Macht erreichte, und gelangten nach dessen Zerfall nach Europa. Lange Zeit wohnten sie in dem Gebiete östlich vom Asowschen Meere und nördlich vom Kaukasus, westlich von ihnen, vom Don bis an die untere Donau, hatten die Goten ihre Sitze, die durch das Flußtal des Dnieſter in Ost- und Westgoten geteilt wurden.

Um 375 warfen sich die Hunnen, die nach dem gleichzeitigen römischen Schriftsteller Ammianus Marcellinus von entsetzlicher Wildheit gewesen sein sollen [1]), auf die Ostgoten und nach der Zerstörung des Reiches derselben auf die Westgoten. Ein Teil dieses Volkes zog sich nach Dazien zurück, ein anderer begehrte und erhielt Aufnahme im römischen Reiche. Auch ein Teil der Ostgoten überschritt die schlecht bewachte Donau. Gereizt durch die Habsucht der römischen Beamten, schlugen die Westgoten im Jahre 378 den römischen Kaiser Valens bei Adrianopel, worauf sie plündernd die Balkanhalbinsel und Pannonien durchzogen. Damals wurden Pettau und Essek (Mursa) geplündert; den Fall Pettaus, wo Arianer und Katholiken im Streite lagen, soll

---

wanderten. Dies haben Jung (Römer und Romanen; Die romanischen Landschaften) und andere bestritten, indem sie behaupteten, die große Masse der Romanen sei in Dazien zurückgeblieben, es werde aber von ihnen nichts gemeldet, weil sie unter der Herrschaft der Magyaren und Germanen völlig recht- und bedeutungslos gewesen. Nach W. Tomaschek (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 99) hätte die Rückwanderung der Romanen (Rumänen oder Walachen) schon um 1074 begonnen. Vgl. Briebrecher, Der gegenwärtige Stand der Frage über die Herkunft der Rumänen. Programm des Gymnasiums von Hermannstadt. 1897.

[1]) Rerum gestarum libri. Ausgabe von Gardthausen. Leipzig 1875. — Vgl. Dockenhuber, Die Hunnen und ihr erstes Eingreifen in die europäische Geschichte. Graz 1897. — Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme. 1837. — v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung. 4 Bände. Leipzig 1859—1864. — Pallmann, Geschichte der Völkerwanderung. 2 Bände. Gotha 1863 f. — Strakosch-Graßmann, Geschichte der Deutschen in Österreich-Ungarn. I. Wien 1895.

der arianische Bischof Valens verschuldet haben. Der Nachfolger des Kaisers Valens, Theodosius, suchte die Ruhe wiederherzustellen. Ein Teil der Ostgoten wurde mit Hunnen in Oberpannonien, die Westgoten in Mösien und Thrazien angesiedelt. Aber Ruhe trat in diesen Gebieten nicht ein. Verschiedene germanische Völker, wie die Vandalen und die Quaden, ließen sich in Pannonien nieder, Ostgoten drangen in Dazien ein. Dagegen beunruhigten Alemannen die Provinzen Rätien und Norikum.

Im Jahre 395 war Kaiser Theodosius gestorben, worauf die Verwaltung des Reiches unter seine Söhne geteilt wurde: Arkadius bekam den Osten, Honorius den Westen mit Norikum, Pannonien und Dalmatien. Damals erhielten die Westgoten in Alarich einen unternehmenden König. Nachdem er die Balkanhalbinsel durchzogen hatte, wurde er von Arkadius zum Oberbefehlshaber in Illyrien ernannt, wo sich nun seine Westgoten niederließen. Von hier unternahm er 401 einen Feldzug nach Italien, wurde aber von Stilicho, dem Feldherrn des Kaisers Honorius, besiegt und zur Rückkehr gezwungen. Nach einigen Jahren zogen aus unbekannter Ursache die Vandalen und Quaden aus Pannonien nach Gallien und an ihre Stelle rückten andere germanische Völker, von denen die Rugen und Heruler die bedeutendsten waren, in das Gebiet nördlich von der Donau ein.

Auch Alarich setzte sich wieder in Bewegung. Er zog mit seinem Volke von Illyrien nach Pannonien, lagerte bei der Stadt Emona, die dadurch völlig verarmte oder zugrunde ging, und rückte dann in Norikum ein. Von hier wandte er sich nach Italien, um vom Kaiser Honorius die Abtretung Norikums zu erzwingen. Er erstürmte Rom und starb in Unteritalien. Die Westgoten zogen dann durch Italien nach Südgallien.

Auf kurze Zeit wurde die römische Herrschaft in Rätien, Norikum und Pannonien wiederhergestellt. Aber die Hauptmacht der Hunnen war mit den unterworfenen Ostgoten und anderen Völkern vom südlichen Rußland aus immer weiter westwärts gerückt und hatte sich in der großen ungarischen Tiefebene niedergelassen. Die verschiedenen hunnischen Stämme wurden von den Brüdern Attila und Bleda, die seit 433 an der Spitze eines Stammes standen, geeinigt und seit 444 von Attila allein beherrscht. Sein Reich erstreckte sich von Norikum bis zum Kaspischen Meere, von der Save und Donau bis zur Ostsee und umfaßte germanische, slawische und sarmatische Völker, die ihm zur Heeresfolge verpflichtet waren, aber ihre Fürsten und eigenen Rechte behielten. Von germanischen Völkern werden Ostgoten, Gepiden, Rugen, Skiren,

Thüringer, Franken und Burgunder als Attilas Hilfsvölker genannt. Seine Residenz hatte dieser gewaltige Herrscher, die „Gottesgeißel", in der Ebene zwischen der Donau und der Theiß, etwa in der Gegend von Szegedin; dort empfing er die Gesandtschaften, die von Ost- und Westrom, von Afrika und aus dem fernen Osten an ihn geschickt wurden; dort veranstaltete er seine Gastmähler, wobei die Hunnen stolz ihren Reichtum zur Schau trugen.

Im Jahre 451 zog Attila mit einer ungeheueren Kriegsmacht über den Rhein nach Gallien, wurde jedoch durch die Niederlage auf der katalaunischen Ebene zum Rückzuge gezwungen. Im folgenden Jahre machte er einen Einfall in Italien, zerstörte Pettau und Aquileja und kehrte dann nach Pannonien zurück, wo er 453 starb.

Hierauf erhoben sich die germanischen Völker, die Gepiden voran, zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit, die sie auch errangen. Die Hunnen zogen sich in die Steppen Südrußlands zurück. In den Wohnsitzen der befreiten Völker traten jetzt einige Verschiebungen ein. In Siebenbürgen und im östlichen Ungarn bis zur Theiß saßen die Gepiden [1]), die im Nordosten Slawen zu Nachbarn hatten, zwischen Theiß und Donau die sarmatischen Jazygen, in Pannonien die Ostgoten, in Niederösterreich nördlich von der Donau die Rugen, östlich von ihnen an der March und der Waag die Heruler.

Das heutige Bayern südlich von der Donau stand unter der Herrschaft der Alemannen, die bis zur Enns reichten.

2. Der Untergang des römischen Reiches. Bayern und Langobarden

In Norikum und Rätien bestand zwar noch die Herrschaft der Römer, aber die Einwohner dieser Gebiete wurden allenthalben von den Germanen, den Herulern, Rugen und Alemannen bedrängt. In ihrer Not fanden sie einen Tröster und Helfer in dem heil. Severin [2]). Aus dem fernen Osten war dieser wunderbare Mann herbeigekommen und hatte zuerst in dem Städtchen Asturis (Kl.-Neuburg), dann in Commagenä (bei Tulln) Aufnahme gefunden. Barfuß und in ärmlicher Kleidung zog er von einer Stadt zur anderen, tröstete die geängstigten

[1]) Funde von Münzen und Kostbarkeiten aus dieser Zeit sind im östlichen Ungarn mehrfach gemacht worden. Die überaus interessanten goldenen Krüge, Schalen, Becher und Kelche, welche 1799 nahe der Maros in Nagy-Szent-Miklós gefunden wurden, mögen wohl zu einem Schatze gehört haben, den die Hunnen einem Gotenfürsten entrissen und nach Ungarn mitbrachten, und den sie einem Gepidenkönige überlassen mußten, der ihn vergraben ließ. Hampel, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós. Ungarische Revue. 1885, 1886.

[2]) Eugypii vita s. Severini, herausgegeben von H. Sauppe. Berlin 1877.

Einwohner und ermahnte zur Vorsicht und Ausdauer. Wegen seiner Frömmigkeit stand er auch bei den Königen der Germanen in Ansehen und konnte so manches Unheil von seinen Schützlingen abwenden. In guten Beziehungen stand er besonders zum rugischen Königshause, dessen Mitglieder ihn in dem Kloster besuchten, das er zu Faviana (Mautern) gegründet hatte. Auch die Bewohner entfernt gelegener Orte, wie Cucullis (Kuchel) bei Salzburg und Tiburnia im oberen Drautale, gehorchten ihm und gaben ihm freiwillige Geldbeiträge zum Loskauf von Gefangenen. Einst kam in sein Kloster eine Schar Heruler und Skiren, die auf dem Wege nach Italien waren, wo sie ihr Glück suchen wollten. Ihr Anführer, der junge Odoaker, trat in die Zelle Severins und erbat sich seinen Segen. „Zieh' nach Italien," sagte dieser zu ihm: „Jetzt deckt dich noch ein dürftiges Gewand, aber bald wirst du vielem Volke große Gaben austeilen können." So sah der Heilige Odoakers künftige Größe voraus. Dieser Germane wurde Oberfeldherr im Dienste Roms und entthronte im Jahre 476 den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus, worauf er im Namen des oströmischen Kaisers Italien beherrschte. Er besiegte 487 die Rugen, die Ufernorikum besetzt hatten, zerstörte ihr Reich und führte einen großen Teil der Romanen Ufernorikums nach Italien.[1]) Die Städte verödeten und über weite Flächen früher kultivierten Bodens breiteten sich bald wieder dichte Waldungen aus.

Kurz vorher (um 475) hatten die Alemannen das Gebiet zwischen Enns und Lech verlassen und waren westwärts gezogen. An ihre Stelle rückten nach und nach die Markomannen ein, die Böhmen verließen und sich in ihrem neuen Lande nach ihrer früheren Heimat Böhmen, das damals Baias hieß, Bayern nannten.[2])

Odoaker unterlag dem Theoderich, König der Ostgoten, der sein Volk und die zu ihm geflohenen Rugen aus dem jetzigen Serbien und Bulgarien, wohin die Ostgoten aus Pannonien gezogen waren, nach Italien führte und dort das ostgotische Reich gründete.

Wie es scheint, war nach dem Abzuge der Markomannen nach Bayern das Volk der Langobarden südwärts gezogen und in das verlassene Rugiland gekommen, von wo es weiter ostwärts rückte. Die Langobarden gerieten mit ihren Nachbarn, den Herulern, in Krieg, in dem

[1]) Von einer Wegführung der ganzen romanischen Bevölkerung, wie Eugyppius berichtet, kann selbstverständlich nicht die Rede sein.

[2]) Bachmann, Die Einwanderung der Bayern. Sitzungsberichte der Wiener Akademie. 1891. — — Loserth, Die Herrschaft der Langobarden in Böhmen, Mähren und Rugiland. Mitteilungen des Institutes. 2. — Wilser, Die Germanen, Eisenach und Leipzig (1904), hält die Bayern für Nachkommen der Lugier, deren frühere Sitze an der Havel, Spree und Oder waren, von wo sie über die Elbe und das Fichtelgebirge in das heutige Bayern einrückten.

die letzteren unterlagen; ein Teil von diesen zog in das oströmische Reich, ein anderer kehrte nach Skandinavien zurück. Die Langobarden rückten in die oberungarische Tiefebene ein, ja sie besetzten während des Krieges des Kaisers Justinian mit den Ostgoten auch das Land an der Save. Im heutigen Ungarn saßen nunmehr zwei germanische Völker: Langobarden und Gepiden.

Zwischen diesen Völkern kam es zum Kriege. Im Jahre 551 wurde im Lande der Gepiden eine Schlacht geschlagen, in der diese unterlagen, ohne daß sie unterworfen werden konnten. Daher verband sich der Langobardenkönig Alboin mit den Awaren, einem den Hunnen verwandten Volke, welches das byzantinische Reich bedrängte, worauf der Krieg neuerdings begann. Die Gepiden wurden bezwungen, ihr König Kunimund fiel von der Hand Alboins. Ihr Land nahmen die Awaren und slawische Stämme, die unter deren Herrschaft standen, in Besitz. Aber die Langobarden blieben nicht lange mehr in Pannonien. Zu Anfang des Jahres 569 wanderte König Alboin mit seinem ganzen Volke nach Italien, das seit der Vernichtung des Ostgotenreiches durch Justinians Feldherrn (555) eine Provinz des oströmischen Reiches war, und gründete dort ein Reich.

Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als sollte das ganze weite Gebiet vom Bodensee bis zum Schwarzen Meere und vom Riesengebirge bis zur Adria von einer Reihe germanischer Völker besetzt werden. Aber alle die Reiche, die hier von den Germanen gegründet wurden, brachen zusammen; die Völker wurden vernichtet oder zogen weiter.

3. Awaren und Slawen

In dem weiten, fast entvölkerten Gebiete zwischen den Karpaten und Alpen dehnten sich die Awaren und slawische Völker[1]) aus. Von hier aus unternahmen die Awaren häufig Einfälle in die benachbarten Länder und kehrten stets mit reicher Beute beladen in die ungarischen Ebenen zurück. Die geraubten Schätze häuften sie in sogenannten Ringen auf, großen Räumen, die mit Mauern aus Pfahlwerk, Steinen und Lehm umgeben waren.

Die Slawen gehören zu den Indogermanen. Sie wohnten zuerst an der Waldaihöhe, im Quellgebiete der Wolga, der Dwina und des Dniepr und breiteten sich dann nach Westen und Süden aus. Mit den

[1]) G. Krek, Einleitung in die slawische Literaturgeschichte. 2. Aufl. Graz 1887. — Peisker, Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung. Berlin, Stuttgart, Leipzig 1905.

Germanen, deren Nachbarn sie an verschiedenen Punkten wurden, standen sie auch im friedlichen Verkehr, viele germanische Worte gingen in die Sprache der Slawen über. Von der unteren Donau aus unternahmen sie oft verheerende Züge auf die Balkanhalbinsel, einzelne Splitter wohnten schon im Anfange des 6. Jahrhunderts im heutigen Ungarn und im Berglande nördlich von diesem Lande. Nach dem Zerfalle des Gepidenreiches drangen Slawen nach Dazien, setzten sich dann auf der Balkanhalbinsel fest, schwärmten nach Dalmatien und Istrien vor und gewannen nach 600 auch in diesen Ländern feste Wohnsitze: Kroaten und Serben südlich der Kulpa und in Dalmatien bis über den See von Skutari hinaus und ostwärts bis zum Timok. Die romanische Bevölkerung Dalmatiens drängte sich in den Küstenstädten und auf den Inseln zusammen, wo sie ihre Nationalität behaupteten. Die Bewohner Salonas suchten dann Schutz im Palast Diokletians, wo die Stadt Spalato entstand. Verschiedene slawische Stämme, die zusammen dann als Winden oder Slowenen bezeichnet wurden, drangen in der zweiten Hälfte des 6. und im 7. Jahrhundert nach Pannonien, Karnien und Norikum vor. Die geringe Zahl der hier noch wohnenden Romanen wird den Slowenen keinen bedeutenden Widerstand geleistet haben. Damals gingen wohl die Römerorte, die noch bestanden, zugrunde, wie beispielsweise Virunum. Die Slowenen gelangten bis in das Puster- und das Iseltal (Windisch-Matrei), ins Salzburgische, aus dem Ennstale über den Pyhrnpaß nach Oberösterreich (Windisch-Garsten) und über den Semmering nach Niederösterreich; sie bevölkerten auch das Land zwischen der Drau und Save und selbst Teile von Istrien und Friaul. Das alte Binnennorikum erhielt jetzt den Namen Karantanien.

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts ergossen sich slawische Stämme von Norden durch das Odertor nach Mähren und gelangten dann nach Böhmen; doch wird auch vermutet, daß sich der Hauptstrom der Slawen von Oberungarn her über Mähren nach Böhmen wälzte, wo er sich gegen das Erzgebirge hinzog. „Ein zweiter Strom aber dürfte etwas südlicher in der Richtung der Thaya vorgegangen, über Gmünd und Gratzen in Böhmen eingebrochen sein und die Südgaue des Landes besetzt haben, so daß zwischen beiden Besiedlungsströmen jene breite Mark zurückblieb, welche die Wälder südlich der Sazawa und Beraun bezeichnen.“ Slawen erfüllten auch den Raum vom Erzgebirge bis zur Ostsee und von der Weichsel bis zur Elbe und westlich darüber hinaus; denn auch im Maingebiete, im Hessischen und in Thüringen finden sich ihre Ansiedlungen.

Bei den ältesten Slawen läßt sich noch die Familienform der Hauskommunion erkennen, die von einem Vater mit seinen Kindern und Geschwistern gebildet wurde. Sondereigentum gab es anfangs nicht: die Hauskommunion besaß Güter, die gemeinsam bearbeitet wurden. Der Hausvorstand konnte mit dem ganzen Vermögen schalten und war der Pfleger des Kultus. Die Familienmitglieder wohnten nicht alle in ein- und demselben Hause, sondern hatten ihre eigenen Hütten. So entstand das Dorf. Der Dorfälteste hieß Starost. Eine Anzahl von Dorfgemeinden, die sich ihrer Verwandtschaft bewußt waren, bildeten einen Stamm (Župa), der von dem Stammesältesten (Župan) geleitet wurde, mehrere Stämme bildeten ein Einzelvolk. Jede Župe hatte eine Verschanzung (grad) als Zufluchtsort in Kriegszeiten.

Die Slawen verehrten einen höchsten Gott, den sie Svarogu nannten, was den sich bewegenden Himmel bedeutet; als Urheber des Donners heißt er Perunu. Als seine Söhne werden Sonne, Feuer und Mond genannt. Göttinnen waren Vesna oder Lada, die heitere Jahreszeit, und Devana oder Deva, der Frühling und die Fruchtbarkeit. Unter den bösen Gottheiten stand Morana, der Winter und der Tod, obenan. Auch niedere Gottheiten wurden verehrt: die Vilen und Rusalken, die Göttinnen der Flüsse, Wälder und Berge, ferner die Rojenice oder Schicksalsgöttinnen. Die Opfer, welche in der Verbrennung von Tieren auf Bergen und in Hainen oder in der Darbietung von Feldfrüchten bestanden, wurden von den Familien-, Dorf- und Stammesältesten dargebracht; einen Priesterstand gab es nicht. Die Slawen glaubten an die Unsterblichkeit der Seele. Die Wohnung der Schatten liegt „hinter dem Luftmeere" oder inmitten desselben auf einer Insel, wo auch der Sonnengott nach vollendeter Tagesarbeit sich niederläßt. Die Seelen der Bösen wohnten in einem Orte, der im Altslowenischen Piklu heißt, was etwa den Ort des Feuers bedeutet. An solche Anschauungen konnte das Christentum leicht anknüpfen.

Die slawischen Völker waren den Awaren unterworfen. „Die Mannschaften der Slawen mußten den Awaren nicht nur im allgemeinen Kriegshilfe leisten, sondern ihnen auch gleichsam als Mauerbrecher dienen. Das vereinte Heer der Awaren pflegte vor dem Lager Aufstellung zu nehmen, indes die Slawen zum Kampfe vorausgeschickt wurden. Gewannen sie den Sieg, so nützten ihn jene zum Beutemachen aus. Zogen die Slawen den Kürzeren, so suchten die Awaren durch ihr Eingreifen die Schlacht herzustellen. Den Sommer brachten die Awaren auf Beutezügen und vielleicht bei den Herden zu; in jedem Winter aber kehrten sie regelmäßig zu den Wohnsitzen der Slawen

zurück und lagerten sich bei diesen ein, indem sie deren Frauen und Töchter für sich in Anspruch nahmen, überdies aber auch noch Tribut erpreßten."

Im Jahre 623 erhoben sich die Slawen nördlich der Donau gegen ihre Bedrücker. Eben damals kam der fränkische Kaufmann Samo[1]) mit mehreren Genossen des Handels wegen nach Böhmen; er leistete den Slawen in ihrem Kampfe gegen die Awaren so gute Dienste, daß sie ihn zum König wählten.[2]) Der Mittelpunkt seines Reiches war Böhmen; die Winden Karantaniens, die auch um diese Zeit unabhängig wurden, wird es nicht umfaßt haben. Samo verstand es, die Unabhängigkeit seines Reiches zu behaupten, denn auch gegen den Frankenkönig Dagobert kämpfte er im Jahre 632 mit Glück. Nach seinem Tode (662) zerfiel sein Reich und die einzelnen Stämme wurden wieder selbständig.

In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts bildete sich nördlich vom Balkan das Reich der Bulgaren. Sie waren ein ugrisches Volk, das von der mittleren Wolga an das Schwarze Meer und von da an die untere Donau gezogen war. Sie überschritten diesen Strom um 679 und unterwarfen die dort wohnenden Slawen, deren Sprache sie im Laufe der Zeit annahmen. Das bulgarische Reich und dessen slawische Nachbarn waren stark genug, den Awaren den Weg in das byzantinische Reich, das sie so oft heimgesucht hatten, zu versperren; im Westen bildeten die Bayern ein starkes Hindernis für ihre Raubzüge; daher begann der Verfall der awarischen Macht.

4. Bayern und Franken

Die Bayern, die, wie schon erwähnt, als Nachkommen der Markomannen angesehen werden, wohnten zu beiden Seiten der Donau und zwischen Lech und Enns. Die Reste der romanischen Bevölkerung, die in diesem Alpengebiete noch sitzen mochte, wurden ihnen zinspflichtig. Die Bayern fanden auch ihren Weg in die Täler Tirols und besetzten mit der Zeit dieses Land bis Bozen und Meran, sowie das obere

[1]) Über diesen Mann gibt es nur zwei Nachrichten: bei dem fränkischen Chronisten Fredegar und in der Conversio Bagoariorum et Carantanorum (Pertz, M. S., XI). — Fredegar (Pertz, Script. rerum Merwingicarum. II. Hannover 1888, S. 144): Anno 40 regni Chlotharia‹ homo nomen Samo natione Francus de pago Senonago plures secum negutiantes adcivit exercendum negucium in Sclavos coinomento Winedos perrexit. Sclavi iam contra Avaris et regem corum Gagano ceperant rebellare. — Němeček, Das Reich des Slawenfürsten Samo. Jahresb. der Landes-OR. Mähri.ch-Ostrau 1906.

[2]) Fredegar, S. 144: Winidi cernentes utilitatem Samones eum super se eligunt regem, ubi 30 et quinque annos regnavit feliciter.

Pustertal, wo sie um 595 mit den Slowenen kämpften. Der südliche Teil Tirols war in der Gewalt der Langobarden. Die Bayern, über die Herzoge aus dem Geschlechte der Agilolfinger geboten, kamen zur Zeit des Krieges der Ostgoten mit Kaiser Justinian (um 536) in eine gewisse Abhängigkeit von den Franken. Die große Masse des Volkes und die Herzogsfamilie waren gegen Ende des 7. Jahrhunderts schon christlich. Herzog Theodo berief im Jahre 696 den Bischof von Worms, Rupert[1]), nach Regensburg und gab ihm die Erlaubnis, zu predigen und Kirchen zu bauen. Rupert durchzog predigend und taufend das Land. Wo heute das Pfarrdorf Seekirchen liegt, baute er ein Gotteshaus und daneben entstand ein kleines Kloster. Dann zog er an den Ort, wo einst die Stadt Juvavum gestanden war; die Ruinen der vordem so großen Stadt waren mit Wald und Gestrüpp überdeckt und nur spärlich wohnten Romanen in der Umgebung. Dort erbaute er gleichfalls eine Kirche und zwei Klöster, eines für Männer (St. Peter) und eines für Frauen. So knüpfte die neue Kultur an die kümmerlichen Reste früherer Zeiten an.

Dem heil. Rupert folgten neue Bekehrer: Emmeram, der in Regensburg, und Corbinian, der in Freising seine Wirksamkeit entfaltete. Kirchlich geordnet wurde Bayern jedoch erst durch Bonifatius, der 739 das Land in vier Bistümer teilte: Regensburg, Freising, Salzburg und Passau. Sie standen unter dem Erzbistume Mainz.

In dieser Zeit suchten die bayrischen Herzoge ihr Land vom Frankenreiche unabhängig zu machen, doch dies gelang auf die Dauer nicht. Als Herzog Otilo im Jahre 748 aus dem Leben schied, konnte der Majordomus Pippin, der nachmals König der Franken wurde, den sechsjährigen Sohn des Verstorbenen, Tassilo, zum Herzog einsetzen, und führte die Vormundschaft über ihn. Als Tassilo die Regierung selbst übernahm, dachte er daran, die Unabhängigkeit zu erringen. Er vermählte sich mit Liutberga, der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, und suchte die Zuneigung des Adels und der Geistlichkeit zu gewinnen, letztere besonders durch große Güterspenden und Klostergründungen. Damals entstanden Innichen (769) und Kremsmünster (777). Sie hatten den Zweck, mitzuwirken an der großen Aufgabe, die an der Südostgrenze des Bayernlandes durchzuführen war, an der Bekehrung der Winden. Und mit der Bekehrung mußte auch hier die Unterwerfung Hand in Hand gehen.

[1]) Vita primigenia Ruperti in Mon. Germ Sc., XI; Gesta Hrodberti, herausgegeben von F. M. Mayer im Archiv der Wiener Akademie, 64. Bd. Der Wert dieser Vita wird jetzt gering geschätzt. — Levison, Die älteste Lebensbeschreibung Ruperts von Salzburg. Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde, 28, S. 283 ff.; Krusch, daselbst, S. 611 ff. — Widmann, Geschichte Salzburgs. I, 58 ff. — Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. I, 337 ff.

Seitdem die Slawen ihre Freiheit errungen hatten, scheinen sie unter Herzogen geeinigt geblieben zu sein, doch fühlten sie sich den Awaren gegenüber zu schwach, als diese gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts wieder den Versuch machten, sie zu unterwerfen. Der Herzog der Winden, Boruth, erbat sich die Unterstützung der Bayern, denen er seinen Sohn als Geisel übergeben mußte. Er schlug dann die Awaren zurück, mußte aber die bayrische Oberhoheit anerkennen. Unter seinem zweiten Nachfolger Theitumar sandte der Bischof Virgil von Salzburg (745—784), ein Irländer, Geistliche zu den Winden, von denen ein Teil dem Christentum gewonnen wurde. Es entstanden bereits Kirchen, die ersten in Maria-Saal in der Nähe der Herzogsburg Karnburg und zu St. Peter im Holz, wo ehedem die Römerstadt Teurnia lag. Nach Theitumars Tode jedoch folgte eine heidnische Reaktion: die Priester wurden vertrieben und auch die politische Unabhängigkeit angestrebt. Doch Tassilo besiegte im Jahre 772 die slowenische Streitmacht; die Karantanen wurden wieder unterworfen und neue Missionäre befestigten das Christentum.

Bald darauf wurde das Herzogtum Bayern dem Frankenreiche vollständig einverleibt. Herzog Tassilo ließ es ruhig geschehen, daß der Frankenkönig Karl der Große das Langobardenreich eroberte, und sah sich dann genötigt, ihm zweimal den Eid der Lehenstreue zu erneuern. Angeregt von seiner Gemahlin Liutberga, trat er mit den Awaren in Verbindung, um sich mit deren Hilfe vom Frankenreiche loszumachen. Aber seine eigenen Großen verließen ihn und traten im Jahre 788 auf einer fränkischen Reichsversammlung zu Ingelheim als Ankläger gegen ihn auf. Tassilo wurde zum Tode verurteilt; doch Karl schenkte ihm das Leben und ließ ihn in einem Kloster in Gewahrsam halten.[1])

Mit Bayern gelangten auch die karantanischen Slawen unter die Oberherrschaft des Frankenreiches; dessen östliche Nachbarn waren nunmehr die Awaren.

Gegen dieses Volk eröffnete Karl der Große schon im Jahre 791 den Krieg. Ein Heer, in dem sich auch Karls junger Sohn Pippin befand, zog von Italien nach Pannonien. Zwei in Bayern gesammelte Heere rückten ostwärts bis Lorch; von da marschierte das eine, aus Sachsen und Friesen bestehend, auf dem linken Ufer der Donau, das andere, das der König selbst führte, auf dem rechten. Die Ringe am

[1]) Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreiches unter den Karolingern 768—918. Innsbruck 1889 (Böhmers Regesta Imp., I). — Dümmler, Über die südöstlichen Marken des fränkischen Reiches unter den Karolingern (795—907). Archiv der Wiener Akademie. X (1853). — Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern. Stuttgart 1896.

Kampfflusse und bei Tulln wurden genommen. Das fränkische Heer gelangte bis zur Mündung der Raab, worauf es über Sabaria (Steinamanger) den Rückzug antrat. Die Sachsen und Friesen zogen über Böhmen heim. Zu einer Schlacht war es nicht gekommen, dagegen hatte Pippin dem Feinde eine Niederlage beigebracht. Im Jahre 795 zog der wackere Held Erich, Herzog von Friaul, nach Pannonien, eroberte den Hauptring der Awaren zwischen der Donau und der Theiß und führte die dort aufgehäuften Schätze hinweg. Im Jahre 796 wurde noch ein Feldzug unter Führung Erichs unternommen, den Karls Sohn Pippin begleitete. So vollständig wurde die Gegend zwischen der Donau und der Theiß verwüstet, daß man sie die awarische Wüste nannte. In den folgenden Jahren hört man noch von einzelnen Kämpfen, nach und nach aber verschwindet das awarische Volk aus der Geschichte. Ein Teil flüchtete sich zu den Bulgaren, der Rest verlor sich unter der übrigen Bevölkerung Pannoniens. Auch Istrien, ein Teil Dalmatiens und die Slawen zwischen Drau und Save erkannten die Oberhoheit Karls des Großen an.

Im Jahre 805 schickte Karl der Große drei Heere gegen die slawischen Stämme in Böhmen, die er auch im folgenden Jahre bekämpfen ließ. Wenigstens ein Teil dieser Slawen, die zusammen das Reich der Lutschanen bildeten, trat in ein Schutz- und Freundschaftsverhältnis zum fränkischen Reiche und wurde zur Tributleistung verpflichtet.

Das ganze Gebiet der Slowenen und der Awaren wurde in zwei Teile geteilt: ganz Karantanien und ostwärts das Land zwischen Save und Drau wurde der Mark Friaul zugewiesen, zu der auch Istrien und Dalmatien gehörten. Das Land östlich von der Enns sowie Pannonien bis zur Drau erhielt einen eigenen Markgrafen, der seinen Sitz in Lorch hatte. Dieses Gebiet hatte keinen offiziellen Namen, man nannte es die Awarenprovinz, das Hunnenland und speziell das Land östlich von der Enns Ostland (Oriens).

Die Bekehrungstätigkeit im Gebiete der Slowenen und Awaren wurde eifrig fortgesetzt. An ihr beteiligten sich Salzburg, das 798 zu einem Erzbistum erhoben worden war, das zu diesem gehörige Bistum Passau und endlich Aquileja. Dem Bischof von Passau fiel die Bekehrungsarbeit im nördlichen Teile der gewonnenen Länder zu, also in Niederösterreich und dem Teile Pannoniens, der nordwestlich von der Raab und Rabnitz liegt. Arn, der erste Salzburger Erzbischof und Metropolitan der bayrischen Kirchenprovinz, und der Patriarch Paulinus, gelehrte Männer, die literarische Bestrebungen unterstützten, kamen

wegen ihrer kirchlichen Rechte in Karantanien in Streit, der 811 durch eine Entscheidung Karls des Großen geschlichtet wurde. Die Drau sollte die Grenze der beiden Diözesen sein.

Die slawischen Fürsten, die man in der ersten Zeit nach der Eroberung hatte fortgebieten lassen, verschwanden nach und nach und wurden durch deutsche Grafen ersetzt. Es bildeten sich also verschiedene Gaue und Grafschaften, deren Namen sich zum Teil noch bis heute erhalten haben. Alles herrenlose Land gehörte nach fränkischem Rechte dem Könige, der Teile davon Kirchen und verdienten oder unternehmenden Männern schenkte oder zu Lehen gab. Karantanien und die Ostmark wurden jetzt und später noch einmal Kolonisationsgebiete des bayrischen Volksstammes. So wurden die bayrischen Bistümer und Klöster reichlich bedacht: Passau vorzugsweise im heutigen Österreich; Salzburg ebenda, in Pannonien (Steinamanger, Pinkafeld), in Steiermark und Kärnten; Freising in Steiermark, Krain und Tirol. Es war Sache der Beschenkten, ihren Besitz durch Kolonisation nutzbar zu machen. Sie schickten ihre Hörigen, die Blockhäuser errichteten und den Boden zu bebauen begannen. Die früheren Bewohner wurden wohl in der Regel Hörige der neuen Besitzer. Kirchen entstanden in verhältnismäßig großer Zahl. Aus dieser Art der Besiedlung ergibt sich, daß sich der Großgrundbesitz rasch ausbildete und ein freier Bauernstand sich nur in geringem Maße entwickelte. Die meisten Kolonisten stammten aus Bayern; sie drängten die slawische Bevölkerung zurück oder germanisierten sie. Den neu entstehenden Orten wurden deutsche Namen gegeben, die Orte mit slawischer Bevölkerung behielten wohl ihre slawische Benennung oder die alte keltisch-römische, wenn die Slawen diese übernommen hatten.

Die wirtschaftlichen Unternehmungen warfen natürlich nicht sofort Renten ab, aber mit der Zeit gewährten sie reichlichen Ertrag. Die Hauptquelle des Erwerbes bildete der Ackerbau und was mit ihm zusammenhängt: „Die Bewirtschaftung von Wiesen und Weiden, die Zucht von Rindern, Pferden und Schafen, die Fischerei und die Jagd, der namentlich im Hochgebirge eine ganz besondere Bedeutung beigelegt wurde. So wird einmal im nordwestlichen Tirol die Jagd auf Steinböcke unter dem Zubehör eines Gutes aufgeführt, dem Bischof von Brixen wird über seinen Wunsch das ausschließliche Jagdrecht in einem ihm gehörigen Forst durch königliche Verleihung bestätigt. Der Weinbau wurde betrieben im Donautale in Oberösterreich und in Niederösterreich, in Kärnten und in Südtirol, namentlich um Bozen und um Tramin, ja selbst in Vorarlberg um Rankweil. Ein weiterer, mit

der Landwirtschaft zusammenhängender Betrieb war die Bienenzucht, deren Erzeugnisse sehr geschätzt waren; aber, wenigstens soweit es sich um Wachs handelte, reichte die inländische Produktion für den Bedarf nicht aus, und es stellte sich für die außerdalb des Reichsverwaltungsgebietes stehenden Slawen als lohnend heraus, Wachs nach Bayern zu verkaufen." [1])

Im Salzkammergute wurde viel Salz gewonnen, das man auch nach Böhmen und Mähren brachte. Zwischen den Jahren 903 und 905 wurden in Raffelstätten, einem Dorfe nächst der Donau in Oberösterreich, in Gegenwart des Erzbischofs von Salzburg, des Bischofs von Passau und des Grafen Ottokar Abänderungen in den bestehenden Zollbestimmungen getroffen, aus denen hervorgeht, daß auch Sklaven Gegenstand des Handels waren.

5. Das ostfränkische Reich und die slawischen Staatenbildungen[2])

Um diese Zeit hatten sich im fränkischen Reiche und in den östlichen Grenzländern wichtige Ereignisse abgespielt.

Karl der Große war 814, sein Sohn und Nachfolger Ludwig der Fromme 840 gestorben. In der Reichsteilung vom Jahre 843 erhielt Ludwig des Frommen Sohn Ludwig der Deutsche die Länder östlich vom Rheine, also die deutschen Länder und jene slawischen Gebiete, die dazu gewonnen worden waren.

Am dichtesten wohnten die Slawen vielleicht in Unterpannonien beisammen, wo sie zur Zeit Ludwigs des Deutschen ein slawisches Herzogtum bildeten.

Um 830 herrschte in der Gegend von Neutra ein slawischer Fürst namens Privina. Er war dem Christentum geneigt und ließ von dem Salzburger Erzbischof Adelram in seiner Hauptstadt eine Kirche weihen. Nachdem er von dem mährischen Fürsten Moimir vertrieben worden war, begab er sich zu Ratbod, dem Markgrafen der Ostmark, und ließ sich taufen. Ludwig der Deutsche gab ihm nach 840 einen Teil Unterpannoniens als Lehen, wo er sich am Plattensee eine Burg erbaute, die später Szalavar, d. i. Moosburg (Moraštburg) genannt wurde. In seinem Gebiete lagen vielleicht auch Pettau und Fünfkirchen. Privina war bestrebt, das Christentum zu befestigen und erbaute mehrere Kirchen, wobei ihm die Salzburger Kirchenfürsten be-

[1]) Strakosch-Graßmann, 463.

[2]) Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches. 2. Aufl. 3 Bde., 1887/88.

hilflich waren. Ludwig der Deutsche schenkte ihm 848 das Gebiet, das er bisher zu Lehen gehabt hatte, als Eigentum und erhob es zu einem Herzogtum.

Um diese Zeit hatte sich auch in Mähren ein slawisches Staatswesen ausgebildet.

Die Slawen Mährens standen, wie die Böhmens, unter mehreren Häuptlingen, bis es dem Fürsten der Marchslawen, Moimir, zur Zeit Ludwigs des Deutschen gelang, die Oberherrschaft über die anderen Fürsten zu erringen. Dieser Moimir war es, der Privina aus seinem Fürstentum vertrieb und dieses in Besitz nahm. Ludwig der Deutsche konnte das Aufkommen einer größeren und unabhängigen slawischen Macht nicht dulden; er zog 846 gegen Moimir, setzte ihn ab und erhob dessen Neffen Rastislav zum Herzog.[1]) In zahlreichen Kämpfen mit König Ludwig und dessen Sohn Karlmann, dem der König im Jahre 856 die Oberaufsicht über die Grenzländer im Südosten übertrug, behauptete Rastislav seine Unabhängigkeit, ja er fiel 861 in das Reich Privinas in Pannonien ein und tötete ihn. Doch war er nicht imstande, das unterpannonische Herzogtum zu behaupten, in dem Privinas Sohn Kozel zur Regierung gelangte. Rastislav war auch entschlossen, sein Volk vollständig dem Christentum zu gewinnen.

Bisher hatten deutsche, italienische und griechische Missionäre in Mähren gewirkt, aber jene, die sich taufen ließen, waren nur äußerlich Christen geworden und heidnische Sitten und heidnischer Kult lebten fort. Da erbat sich Rastislav im Jahre 863 vom griechischen Kaiser Michael Geistliche, die sein Volk in slawischer Sprache in den Lehren Christi unterweisen könnten. Beim Kaiser Michael standen die Brüder Konstantin (Cyrill) und Method, die aus Salonichi stammten und sich den Dialekt der in der Umgebung dieser Stadt wohnenden Slawen angeeignet hatten, in großem Ansehen. Sie erhielten den Auftrag, nach Mähren zu reisen und dort zu wirken. Cyrill erfand vor der Abreise eine der slawischen Sprache entsprechende Schrift, die Glagolica, die in ihrer späteren Ausbildung cyrillische Schrift genannt wird und in welcher er einen Teil der Bibel in die slawische Sprache übersetzte.[2])

Die Residenz des mährischen Fürsten soll Velehrad gewesen sein, das entweder an der Stelle des heutigen Ungarisch-Hradisch oder des Dorfes Velehrad gelegen war, wenn nicht etwa die weitläufigen Gebäude die Gegend zwischen diesen beiden Orten ausfüllten. In Velehrad

[1]) Bretholz, Geschichte Mährens. 2 Abt. Brünn 1893—1895; I, 35 ff

[2]) E. Dümmler, Die pannonische Legende vom heil. Methodius. Archiv der Wiener Akademie, 13. — Götz, Geschichte der Slavenapostel Constantinus und Methodius. Gotha 1897. — Murko, Geschichte der älteren südslawischen Literaturen. Leipzig 1908.

sollen die Brüder zuerst gewirkt haben. Da sie aber auch beim Gottesdienst die slawische Sprache anwandten, wurden sie von den deutschen Priestern angefeindet. Papst Nikolaus berief sie nach Rom. Ihre Reise ging durch das Gebiet Kozels, der sie sehr freundlich aufnahm. In Rom langten sie erst unter Nikolaus' Nachfolger Hadrian II. an. Dieser soll ihre Bibelübersetzung gutgeheißen und auch die Verwendung der slawischen Sprache beim Gottesdienste gebilligt haben. Nachdem Cyrill in Rom im Jahre 869 gestorben war, kehrte Method zurück und wirkte als Erzbischof von Pannonien; diesem Erzbistum wurde auch Mähren zugeteilt.

In Mähren wurde um diese Zeit (870) Rastislav von seinem Neffen Svatopluk (Zwentibald) verräterischerweise gefangengenommen und an Ludwigs des Deutschen Sohn Karlmann, der die südöstlichen Marken verwaltete, ausgeliefert. Dieser setzte wahrscheinlich Svatopluk zum Herzog ein, stellte ihn jedoch unter die Oberaufsicht der Grafen der Ostmark, Wilhelm und Engelschalk. Svatopluk, ein ebenso tapferer wie schlauer Fürst, strebte nach Unabhängigkeit und wurde deshalb von Karlmann gefangen aus dem Lande geführt. Er erhielt nach kurzer Zeit die Freiheit wieder und wurde mit einem bayrischen Heere nach Mähren zurückgeschickt, das er unter fränkischer Oberhoheit regieren sollte. Als er dort angekommen war, stellte er sich an die Spitze der Mährer, überfiel das bayrische Heer und besiegte es. Ludwig der Deutsche war nicht mehr imstande, Mähren vollständig zu unterwerfen; doch gelobte Svatopluk im Frieden von Forchheim 874, dem Könige treu zu bleiben und Tribut zu entrichten.

Für den Erzbischof Adalwin von Salzburg und den Bischof von Passau war die Ernennung Methods zum Erzbischof von Pannonien eine Schmälerung ihrer Macht. Adalwin legte damals in einer Schrift über die Bekehrung der Bayern und Karantanen seine Rechte auf Pannonien dar.[1]) Die bayrischen Bischöfe bemächtigten sich Methods und hielten ihn länger als zwei Jahre gefangen. Papst Johann VIII. nahm sich des Verfolgten an und erwirkte endlich seine Freilassung. Er wirkte nun hauptsächlich in Mähren. Aber die deutschen Geistlichen fanden Mittel, den Herzog Svatopluk gegen die slawische Liturgie und gegen Method einzunehmen. Daher mußte sich Method noch einmal in Rom rechtfertigen, aber die Erlaubnis des Gebrauches der slawischen Sprache beim Gottesdienste konnte er nicht erwirken. Vielmehr wurde die slawische Liturgie von Rom aus mehrmals verworfen.[2])

---

[1]) De conversione Bagoariorum et Carantanorum libellus (Pertz, M. S., XI).

[2]) Es sind in dieser Angelegenheit zwei Papstbriefe vorhanden: ein von Hadrian II. an Rastislav, Svatopluk und Kozel gerichtetes Schreiben von 869 und ein Brief des Papstes Johann VIII.

Ein gutes Verhältnis zwischen dem Herzog und Method ließ sich nicht herstellen; immer mehr Einfluß gewann Methods Suffragan, der Bischof Wiching von Neutra, ein gebürtiger Alemanne. Als Method im Jahre 885 gestorben war, vertrieb Svatopluk selbst die Anhänger des Verblichenen, worauf unter dessen Nachfolger Wiching die lateinische Liturgie allgemein zur Geltung kam.

Svatopluk beherrschte ein großes Reich, dessen Hauptland Mähren war; dazu gehörte das nordwestliche Ungarn mit Neutra und auch die Slawen zwischen Donau und Theiß waren ihm unterworfen, so daß sein Reich an das der Bulgaren grenzte. Auch Böhmen stand unter seiner Oberhoheit: der Fürst Bořivoj ließ sich mit seiner Gemahlin von Method taufen.

Im Jahre 876 war Ludwig der Deutsche aus dem Leben geschieden; von seinen drei Söhnen erhielt Karlmann Bayern mit den östlichen Marken und damit auch „die Reiche der Slawen von Böhmen und Mähren". Dieser überließ die Verwaltung Kärntens und Pannoniens seinem unehelichen Sohne Arnulf, der im Jahre 887 von den deutschen Stämmen zum Könige gewählt wurde. Er wandte sich gegen Svatopluk, mit dem er schon früher gekämpft hatte, errang jedoch keinen Erfolg. So behauptete sich Svatopluk in seinem Gebiete bis an sein Lebensende, das im Jahre 894 eintrat. Er hinterließ drei Söhne, die sich in sein Reich teilten und es dadurch so schwächten, daß es in den Jahren 905 und 906 den Angriffen der Ungarn erlag.

6. Die Ungarn[1])

Die Ungarn oder, wie sie sich selber nennen, die Magyaren, ein ural-altaisches, also den Finnen verwandtes Volk, zogen von ihrer Heimat östlich vom mittleren Ural in das Land zwischen Don und

vom Jahre 880. Im letzteren heißt es: „Es widerspricht weder dem gesunden Glauben noch der Lehre irgendwie die Messe in der slawischen Sprache zu singen oder das Evangelium und die Lektionen des neuen und alten Testamentes in guter Übertragung und Erklärung zu lesen, denn der, welcher die drei Hauptsprachen, das Hebräische, Griechische und Lateinische, geschaffen hat, hat doch auch alle anderen Sprachen zu seinem Lob und Preis gemacht. Daher befehlen wir, daß in allen Kirchen Eures Landes zu größerer Ehrerbietung das Evangelium lateinisch gelesen und nachher in slawischer Sprache den Ohren der Leute, die des Lateinischen unkundig sind, verkündet werde, wie es auch in mehreren Kirchen gehalten zu werden scheint. Wenn es aber Dir und Deinen Großen besser gefällt, die Messe in lateinischer Sprache zu hören, befehlen wir, daß Dir die Messe lateinisch zelebriert werde." Diese Papstbriefe sind Fälschungen. Vgl. Götz, S. 50 ff.

[1]) Constantin Porphyrogenitus (Kaiser von Byzanz 913—959), De administratione imperii (griechisch) in Corpus scriptorum historiae Byzantinae. Bonner Ausgabe. — Annales Fuldenses bei Pertz, M. S., I. — Rački, Documenta hist. Chroaticae etc. im VII. Bande der Mon. historiam Slavorum merid. spect. (1877). — Hunfalvy, Ethnographie von Ungarn, deutsch von Schwicker. Pest 1877. — Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches.

Dniepr, das als Lebedia oder Livadia, d. h. Steppe, bezeichnet wird. Dort standen sie unter der Herrschaft der türkischen Chazaren, die um die Mitte des 7. Jahrhunderts zwischen dem Kaspischen Meere und dem Dniepr ein Reich gegründet hatten. Mit Erlaubnis des Chakan der Chazaren wählten die Ungarn, die in sieben Stämme geteilt waren, ein gemeinsames Oberhaupt, Arpad, den Sohn des Almus; ein Teil der Chazaren gesellte sich als achte Horde den sieben Stämmen zu. Dann zog der größte Teil von ihnen, gedrängt von den türkischen Petschenegen, die von der oberen Wolga her vorrückten, westwärts in die Gegenden am Dniester, Pruth und Sereth, von wo einzelne Scharen in den östlichen Teil Ungarns gelangten und das mährische Reich bekämpften. Als die waffenfähige Mannschaft der Ungarn in ihren Hauptsitzen im Jahre 894 einen Raubzug unternommen hatte, fielen die Petschenegen im Verein mit den Bulgaren in ihr Gebiet ein, ermordeten die zurückgebliebenen Männer, Weiber und Kinder und nahmen ihr Land in Besitz. Die Ungarn, auf diese Weise heimatlos geworden, zogen zunächst in die Walachei und drangen dann durch das Eiserne Tor in die Donau- und Theißebene; andere Horden mögen über die Waldkarpaten eingedrungen sein. Dies geschah in den Jahren 896 und 897. Das heutige Ungarn war damals von slawischen Stämmen bewohnt, die durch die Ungarn auseinandergesprengt wurden: seitdem kann man von Nord- und Südslawen reden.

Die Ungarn waren von niederem Wuchs, hatten tiefliegende Augen und trugen den Kopf bis auf drei Zöpfe geschoren. Sie waren ein Wanderhirtenvolk. Im Sommer wohnten sie unter Zelten, im Winter in elenden Hütten aus Schilfrohr. Sie besaßen große Herden von Pferden und Rindern und ließen den Boden durch ihre Sklaven bebauen. Ihre Hauptnahrung war rohes Fleisch; sie tranken Roßmilch und das Blut der Schlachttiere. Die Herzen der Feinde zu verzehren, galt ihnen als Arznei. Im Pfeilschießen waren sie Meister. Das Spionenwesen war ausgebildet: jedem Feldzuge ging die Auskundschaftung von Land und Leuten voraus. „Sie steigen nicht von ihren Pferden und halten zu Fuß nicht lange stand, weil sie im Sattel aufgewachsen sind.“ Auf ihren abgehärteten Rossen durchflogen sie weite Strecken, um zu erscheinen, wo man ihre Ankunft nicht vermutete. Durch verstellte Flucht lockten sie den Gegner aus seiner Stellung und warfen sich ihm dann unerwartet entgegen. Wenn sie siegten, ruhten sie nicht eher, als bis der Feind ganz vernichtet war; erlitten sie eine Niederlage, so erstanden sie, wie ein Zeitgenosse sagt, wieder „in desto größerer Anzahl, wie Frösche, die der Sumpf erzeugt“. Jedes Land, das sie durchzogen,

machten sie zur Wüste, doch verstanden sie nicht, feste Plätze zu belagern.

Kaum war König Arnulf gestorben (899), so drangen die Ungarn längs der Donau bis über die Enns vor; beutebeladen zogen sie sich wieder zurück, als Graf Liutpold, der Führer des bayrischen Stammes, mit einem Heere gegen sie heranrückte. Liutpold ließ hierauf in der Nähe des alten Lauriacum die Ennsburg erbauen, aus der sich die Stadt Enns entwickelte. In den Jahren 905 und 906 vernichteten die Ungarn das mährische Reich; in den Karpaten behaupteten sich die Mährer als Slowaken, wie zwischen der Drau und Save die Slowenen.

Im Jahre 907 brachten die Ungarn an einem ungenannten Orte dem bayrischen Heerbann eine vollständige Niederlage bei; infolgedessen verschwanden auch viele deutsche Ansiedlungen am Plattensee und an den östlichen Abhängen des Wiener Waldes: die Ostmark wurde von den Ungarn überflutet, und als Grenze des Reiches galt wieder die Enns. In Westungarn überdauerte aber doch mancher deutsche Ort diese Zeit der Bedrängnis: Ortsnamen deutscher Herkunft haben sich bis heute erhalten: Wieselburg, Ödenburg, Altenburg, Fünfkirchen; Szalavar am Plattensee ist die magyarische Übersetzung von Mosaburg.

Erstes Buch

Die deutschen, böhmischen und ungarischen Länder unter selbständigen Dynastien. Rudolf von Habsburg

I. Gründung dreier selbständiger Gebiete

1. Die Ostmark[1])

Als König Arnulf im Jahre 899 aus dem Leben schied, folgte ihm sein Sohn Ludwig das Kind. Unter diesem war die Königsgewalt schwach, weshalb die deutschen Stämme sich immer mehr voneinander absonderten und größere Selbständigkeit errangen. Zugleich tauchte bei ihnen auch die von Karl dem Großen beseitigte Herzogsgewalt wieder auf und es schien, als ob Deutschland in fünf Reiche auseinanderfallen sollte. Doch war das Gefühl der Zusammengehörigkeit schon so stark, daß die Großen der Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern nach dem Tode des letzten Karolingers, Ludwigs des Kindes, im Jahre 911 zusammentraten und in dem tapferen Franken Konrad dem Reiche ein gemeinsames Oberhaupt gaben.

In dieser Zeit hatten alle deutschen Stämme durch die Einfälle der Ungarn zu leiden, die selbst Lothringen heimsuchten. Im Jahre 919 wurde Heinrich von Sachsen zum deutschen König gewählt. Unter

[1]) A. v. Meiller, Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Österreichs aus dem Hause der Babenberger. Wien 1850. — Nachträge von Wendrinsky in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, N. F. XIII. — Meiller, Regesten zur Geschichte der Salzburger Erzbischöfe von Konrad I. bis Eberhard II. Wien 1866. — Urkundenbuch des Landes ob der Enns. 9 Bde. Wien (seit 1852). — Urkundenbücher der Klöster, gedruckt in den Fontes der Wiener Akademie. — Hagn, Urkundenbuch für die Geschichte von Kremsmünster (bis 1400). Wien 1852. — Die österreichischen Klosterannalen in Pertz, M. S., IX, von denen die Melker am weitesten heraufgeführt wurden (bis 1564). Dazu Redlich, Die österreichische Annalistik bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts. Mitteilungen des Instituts ꝛc. III, 497. — Breve chronicon Austriae Mellicense bei Pez, I, 290, Pertz, M. S. 24. Dazu Meiller im 18. Bde. der Denkschrift der Wiener Akademie und Lorenz, in „Drei Bücher Geschichte und Politik", Berlin 1876, S. 611 ff. — Riezler, Geschichte Bayerns. I. — G. Juritsch, Geschichte der Babenberger und ihrer Länder. Innsbruck 1894.

ihm behaupteten die deutschen Herzoge nahezu ihre Unabhängigkeit; besonders Arnulf von Bayern schaltete in seinem Gebiete als ganz selbständiger Fürst. So kam es, daß der neue König nur darauf bedacht war, Norddeutschland vor den Einfällen der Magyaren zu sichern.

Als im Jahre 924 die Ungarn in Sachsen einfielen, wurde einer ihrer Anführer gefangen. Gegen die Herausgabe desselben gelobten sie, Norddeutschland neun Jahre hindurch verschonen zu wollen. Die Zeit dieses Waffenstillstandes benützte Heinrich I. zur Anlegung fester Plätze und zur Schaffung eines tüchtigen Heerbannes. Als nach Ablauf der Waffenruhe im Jahre 933 die ungarischen Heerhaufen wieder in Sachsen erschienen, wurden sie so entschieden zurückgewiesen, daß die Ungarn zu Lebzeiten Heinrichs keinen Angriff auf Norddeutschland mehr wagten.

Unter seinem Sohne und Nachfolger Otto I., dem Großen (936—973), wurde auch Süddeutschland von den Einfällen der Ungarn befreit.

Dieser mächtige König gewann auch im Herzogtum Bayern volle Oberherrlichkeit; denn nach dem Tode Arnulfs setzte er dessen Bruder Berthold zum Herzoge ein und nachdem dieser 947 mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes gestorben war, übergab er Bayern seinem eigenen Bruder Heinrich. Berthold wie Heinrich kämpften glücklich mit den Ungarn und brachten ihnen manche Schlappe bei; doch war es Otto I., der ihren Raubzügen für immer ein Ende machte. Im Sommer des Jahres 955 drangen die Ungarn, 100.000 Mann stark, bis Augsburg vor. Sie drohten, ihre Rosse würden Deutschlands Flüsse und Seen leertrinken. Die Bürger von Augsburg verteidigten sich unter Anführung ihres Bischofs Udalrich tapfer; da nahte König Otto mit dem deutschen Heerbann. Am 10. August wurde auf dem Lechfelde eine furchtbare Schlacht geschlagen, die mit der völligen Vernichtung der Ungarn endete. Ihr erster Anführer, Bultzu, wurde gefangen und in Regensburg aufgehängt.

In demselben Jahre starb Herzog Heinrich von Bayern und Otto I. verlieh das Herzogtum, mit dem auch Kärnten verbunden war, dessen vierjährigem Sohn Heinrich II., für den seine Mutter Judith regierte. Obwohl dadurch größere Unternehmungen gegen die geschwächten und gedemütigten Ungarn verhindert wurden, so sorgte Otto I. doch für eine geordnete Grenzverteidigung. Um 970 wird ein Markgraf Markwart an der Mur und im Lande unter der Enns ein Markgraf Burkhard erwähnt. So war also östlich von der Enns nach 955 eine neue Ostmark gegründet worden. Wieder ließen sich

bayrische Kirchenfürsten und Adelige vom Könige mit Landstrichen beschenken, die sie durch ihre Kolonen kultivierten.

Als im Jahre 973 Otto I. aus dem Leben schied, folgte ihm auf dem deutschen Throne sein Sohn Otto II., aber sein Vetter Herzog Heinrich II. wollte ihm den Thron streitig machen und sich selbst die deutsche Königskrone aufs Haupt setzen. Der Bürgerkrieg, der deshalb ausbrach, wurde rasch beendet: der junge König Otto blieb Sieger. Er war in diesem Kampfe von zwei Brüdern unterstützt worden, die angeblich aus dem Hause Adalberts von Bamberg stammten, der unter Ludwig dem Kinde hingerichtet worden war. Sie wurden nun zum Danke für ihren Beistand mit Teilen Bayerns belehnt: Berchtold, der eine von ihnen, bekam die Würde eines Markgrafen gegen Böhmen; Leopold, der andere, erhielt 976 die Ostmark. Kärnten ging als eigenes Herzogtum an Heinrich, den Sohn des früheren bayrischen Herzogs Berthold, über. So trat also 976 in die Verwaltung der Ostmark ein neues Geschlecht ein, welches man die Babenberger nennt.[1])

So hat Österreich, ähnlich wie Preußen, von der Grenzwacht des deutschen Reiches seinen Ursprung genommen und ist auf erobertem Gebiete zum Leben gekommen. Unter demselben Geschlechte, dem es verliehen worden, hat sich die Ostmark zu einem überaus wichtigen Territorium entwickelt. Doch blieb sie noch lange eine Mark des Herzogtums Bayern und mit diesem verbunden, wenn sie auch schon in den nächsten Zeiten eine größere Selbständigkeit wie der deutschen Königskrone so auch dem Herzogtum gegenüber errungen hat. Das Band zwischen dem Herzogtum und der Mark wurde erst im Jahre 1156 zerrissen.

Die Ostmark reichte zunächst von der Enns und der großen Rodel nordwestlich von Linz bis an die Traisen und in die Wachau hinein; der erste Markgraf aus dem Geschlechte der Babenberger, Leopold, schob die Grenze bis zum Wiener Walde vor. Die Verteidigung der Mark lag auch in den Händen geistlicher Fürsten: dem Bischof Pilgrim von Passau wurde die Ennsburg (Anesapurch) übertragen, und Bischof Wolfgang von Regensburg durfte am Zusammenflusse der beiden Erlaf die Feste Wieselburg anlegen. Die Burg Melk soll Leopold den Ungarn entrissen haben.[2]) Sonst weiß man von diesem Markgrafen nichts, als daß er im Jahre 994 zu Würzburg durch einen Pfeil erschossen wurde.

[1]) Stein, Über die Herkunft des Markgrafen Luitpolt I. von Österreich. Forschungen z. d. Geschichte. XII. — Huber, Zur Herkunft der Markgrafen von Österreich. Mitteilungen des Instituts. II.

[2]) Historia fundationis monast. Mellicensis bei Pez, I (bis 1170; stammt aber aus dem 13. Jahrhunderte).

Sein Haus kam durch seine Söhne zu neuen Ehren.[1]) Sein Sohn **Heinrich** I. (994—1018) wurde sein Nachfolger in der Ostmark, und diesem folgte Leopolds vierter Sohn **Adalbert**. Sein Sohn Ernst verheiratete sich mit Gisela, der Tochter des Herzogs Hermann von Schwaben. Nachdem er gestorben war, verwaltete die Witwe für ihren unmündigen Sohn Ernst das Herzogtum und vermählte sich mit dem Grafen Konrad, der als Konrad II. den deutschen Königsthron bestieg. Leopolds I. dritter Sohn, Poppo, wurde Erzbischof von Trier. Unter Heinrich I. wurde für seine Mark die Bezeichnung **Österreich** üblich.

Schon unter den ersten beiden Markgrafen begann Österreich aufzublühen. Allenthalben entstanden Dörfer und Kirchen. Der Bischof Pilgrim von Passau erhielt vom Kaiser nebst der Ennsburg im Traungau auch zehn königliche Huben am Ufer der Enns zum Geschenke. Er siedelte vielfach freie Leute auf seinen Besitzungen an. Bald war die kirchliche Organisation des Landes so vorgeschritten, daß der Bischof Synoden halten konnte, eine zu Lorch und eine in Mautern. Pilgrim war auch ein Freund der Wissenschaften; die alte Sage der Nibelungen ließ er durch seinen Schreiber Konrad in lateinischer Sprache aufzeichnen. Passau erhielt weitere Güter in der Gegend von Herzogenburg, Krems und Tulln. Salzburg hatte wie Regensburg nach der Herstellung der Mark seine früheren Besitzungen wieder eingenommen; das 1007 gegründete Bistum Bamberg erhielt einen großen Besitz im Ennswalde. Am reichsten wurde Freising begabt: Leute dieses Bistums erschienen gleich nach der Lechfelder Schlacht in der Wachau, und später erhielt es Gründe in verschiedenen Gegenden. Der Markgraf Heinrich I. selbst wurde 1002 mit einem Gebiete zwischen Liesing, Piesting und dem Wiener Walde begabt und auch auf dem linken Donauufer, zwischen Kamp und March, erhielt er 20 Hufen. Doch waren diese Gegenden gegen die Ungarn und Slawen wohl noch nicht gesichert genug. Ein schottischer Pilger, Kolomann, der in das Heilige Land wallfahren wollte, wurde von den Bewohnern von Stockerau

[1])

Leopold I. † 994.

Heinrich I. † 1018.	**Ernst**, Herzog von Schwaben † 1015. G. Gisela, Tochter des Herzogs Hermann II. von Schwaben. Sie heiratete in zweiter Ehe den deutschen König Konrad II.	**Poppo** Erzb. v. Trier.	**Adalbert** † 1055. G. Frowila, Schwester Peters von Ungarn.
			Ernst † 1075.
			Leopold II. d. Schöne † 4095. G. Ita.

aufgegriffen, da man ihn für einen Spion hielt, und an einem Weidenstrange aufgehängt.[1])

Gesicherte Grenzen erhielt die Ostmark durch den dritten Markgrafen, Adalbert, der mit Ungarn in vielfache Kämpfe verwickelt wurde.

2. Das Königreich Ungarn[2])

Die Schlacht auf dem Lechfelde bezeichnet einen überaus wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der Magyaren. Die Beutezüge hörten nach und nach auf, denn Deutschland war wie das byzantinische Reich mächtig erstarkt. So sahen sich die Magyaren gezwungen, ihre frühere nomadische Lebensweise aufzugeben und sich zu einer friedlichen Tätigkeit zu bequemen. Sie wurden ein seßhaftes, Ackerbau treibendes Volk und konnten auch die Lehre Christi nicht mehr von sich weisen. Von zwei Seiten kam das Christentum in ihr Land: von dem griechischen und von dem deutschen Reiche. Aber der Übergang von der alten nomadischen Lebensform zur europäischen Kultur vollzog sich sehr langsam.

Die Magyaren bildeten nach der Landnahme (895) noch keinen einheitlichen Staat; die verschiedenen Stämme der Magyaren hatten sich vielmehr erst in drei Staaten zusammengefunden. Den westlichen Teil beherrschte der Fürst Devir oder Geisa, dessen Residenz Gran war; von der Theiß bis an die Grenzen Siebenbürgens und von der Körös im Norden bis an die Donau gebot Achtum und in Teilen Siebenbürgens und vielleicht auch in Ungarn nördlich von der Körös Gylas (der Ältere).

---

[1]) Vita Colomanni bei Pertz, M. S., IV.

[2]) Rerum Hungar. Monumenta Arpadiana. Sangalli 1849. Es gibt drei Lebensbeschreibungen des K. Stephan: Vita maior, v. minor und die vom Bischof Hartwich verfaßte (Pertz, M. S., XI, und bei Florianus, Hist. Hung. fontes domestici, I, II). Kaindl, Studien zu ungarischen Geschichtsquellen. Archiv der Wiener Akademie. 81, 84. — Vita s. Gerardi bei Endlicher; Vita s. Wolfgangi bei Pertz, M. S. IV. — Chronicon Hungar.-Polonorum bei Bielowski, Monumenta Poloniae historica, I, Lemberg 1872, S. 485; geschrieben um 1200. Vgl. Kaindl, Studien zu ungarischen Geschichtsquellen. III. Archiv der Wiener Akademie, 82. — Simon de Keza, Chronicon Hungaricum (bis 1290), bei Endlicher, R. Hungar. Monumenta; bei Florianus, Fontes dom., II, bei Pertz, M. S., 29, S. 526. — Heinemann, Zur Kritik ungarischer Geschichtsquellen im Zeitalter der Arpaden, im N. Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde. XIII (1888). — Marczali, Ungarns Geschichtsquellen im Zeitalter der Arpaden. 1882. — Urkunden in Fejer, Cod. diplomat., I, und in Cod. dipl. Arpadianus continuatus. — Katona, Historia critica regni Hungariae, 42 vol., Pestini 1779—1817 (bis 1810). — Keßler, Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen. 10 Bde. Leipzig 1815—1825; eine neue Bearbeitung von Klein, Leipzig, seit 1866. — Engel, Geschichte des ungarischen Reiches und seiner Nebenländer. 4 Bde. 1797 ff. — Engel, Geschichte des ungarischen Reiches. 6 Bde. Wien 1813—1815. — Horvath, Geschichte der Ungarn. 2 Bde. Pest 1851—1855. — Szalay, Geschichte Ungarns, deutsch von Wögerer. 3 Bde. Pest 1866—1875.

Schon im Jahre 951 hatte sich Bultzu, einer der Stammeshäuptlinge, nach Konstantinopel begeben und dort die Taufe empfangen und auch Fürst Gylas trat in dieser Stadt zum Christentum über.[1]) Fürst Achtum erschien hierauf in Widdin und ließ sich taufen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß im 10. Jahrhunderte im Herrschaftsgebiete der Magyaren schon viele Christen lebten: die Slawen und die vielen Kriegsgefangenen gehörten dem christlichen Glauben an. Die Bekehrung der Ungarn ging in verhältnismäßig kurzer Zeit vor sich.

Der Fürst Geisa war mit Sarolt, der Tochter des Gylas, verheiratet, die wahrscheinlich dem griechischen Glauben anhing. Geisa war damals dem Christentum schon geneigt, und da er einsah, welche Vorteile ihm die Anlehnung an das deutsche Reich bringen müßte, begünstigte er die Missionäre, die vom Westen in sein Reich kamen. Um 972 erschien Wolfgang, ein Mönch des Klosters Einsiedeln, der einen schnellen Erfolg hatte; er konnte den Fürsten mit einem Teile seines Volkes taufen. Der Bischof Pilgrim von Passau (971—991), der sich Erzbischof von Lorch nannte und Ungarn gern seiner Diözese einverleibt hätte, rief den eifrigen Bekehrer zurück, erwirkte seine Erhebung zum Bischof von Regensburg und schickte andere Missionäre nach Ungarn. Auch der Bischof Adalbert von Prag bemühte sich kurze Zeit um die Bekehrung der Ungarn. Bei Raab gründete Geisa das Kloster Martinsberg, wie Achtum in seinem Gebiete zu Csanad an der Maros ein griechisches Kloster gegründet hatte. Hatte Achtum durch seinen Übertritt zur griechischen Lehre die Unterstützung der griechischen Kaiser für den Fall einer Bedrängnis gewonnen, so suchte sich Geisa der Freundschaft des deutschen Reiches zu versichern. Schon im Jahre 973 hatte er eine Gesandtschaft zum Kaiser Otto I. geschickt und damit die Annäherung Ungarns an den mächtigen westlichen Nachbar eingeleitet. Für die beiden ungarischen Fürsten war die Annahme der christlichen Lehre Mittel zum Zweck, der in der Anlehnung an die Nachbarreiche bestand; sie erscheint wie die Vorbereitung zu einem entscheidenden Kampfe, der die Vernichtung des Gegners und die Vereinigung der drei Staaten herbeiführen mußte. Das Christentum der Fürsten war daher noch nicht die reine Lehre Christi. Achtum hatte sieben Frauen, denn „er war noch nicht vollkommen im Glauben", und Geisa opferte außer dem Christengotte auch den Götzen, denn er sei, sagte er, reich genug, beiden zu dienen. Aber an der Verbindung mit

---

[1]) Für die Geschichte der Christianisierung Ungarns sehr wichtig R. F. Kaindl, Beiträge zur älteren ungarischen Geschichte. Wien 1893. — Dümmler, Pilgrim von Passau und das Erzbistum Lorch. 1854.

Deutschland hielt er fest; seinen Bemühungen gelang es, seinem Sohne Waik eine deutsche Prinzessin, Gisela, die Tochter des Herzogs Heinrich II. von Bayern, als Gemahlin zu gewinnen. Als Geisa im Jahre 995 gestorben war, fand die Hochzeit statt, wobei Waik den Namen des Patrones der Passauer Kirche, Stephan, annahm. Der neue König wurde also der Schwager des nachmaligen Kaisers Heinrich II.

Ohne Zweifel hat Geisa um Ungarn größere Verdienste, als man anzunehmen gewohnt ist. Ihm gebührt nicht allein „das Verdienst, Ungarn in die Bahnen gelenkt zu haben, in denen Stephan fortwandelte, er hat auch einen bedeutenden Teil des Werkes noch selbst vollendet. Auf die Notwendigkeit der Einigung Ungarns scheint er wenigstens hingedeutet zu haben. Den Anschluß an Deutschland hat er vollzogen. Die Christianisierung Ungarns hat er ins Werk gesetzt und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln so weit geführt, daß sein Nachfolger schon in den ersten Jahren seiner Regierung an die umfassende kirchliche Organisation des Reiches schreiten konnte. Die erste bedeutende Klosterstiftung, Martinsberg, geht auf ihn zurück. Schon durch ihn kam wohl das Prinzip der Begünstigung der Fremden zur Geltung und insbesondere hat er durch die Vermählung seines Sohnes mit der deutschen Prinzessin so zahlreiche deutsche Elemente ins Land gezogen, daß dieselben Stephan bald nach seinem Regierungsantritte bei der Unterdrückung des Aufstandes der nationalen Partei behilflich sein konnten. An seinem Hofe endlich ist Stephan Gelegenheit geboten worden, sich alle jene Eigenschaften anzueignen, die er später in glänzender Weise entfaltet hat." [1])

Stephan I. (995—1038) schritt also in den Bahnen seines Vaters weiter. Er hatte in den ersten Regierungsjahren einen Aufstand niederzuwerfen, den eine mit der neuen Ordnung unzufriedene Partei hervorgerufen hatte; bei Veszprim gewann er mit Hilfe der zahlreichen Deutschen, die in Ungarn eingewandert waren, einen Sieg über die Aufständischen. Er gründete zehn Bistümer und in seiner Residenz Gran ein Erzbistum. Zum ersten Erzbischof erhob er den Abt Astrik von Pecsvarad (bei Fünfkirchen), der ein Schüler des Bischofs Adalbert gewesen, aus Polen nach Ungarn gekommen war und das Kloster Pecsvarad gegründet hatte. Stephan gab „durch Boten und Briefe nach allen Richtungen seinen Wunsch" nach Priestern kund. Der Papst Sylvester II. lohnte im Jahre 1000 Stephans Bemühungen durch die Übersendung einer Königskrone, worauf die Krönung er-

[1]) Kaindl, S. 19.

folgte. Zugleich erkannte der neue König die Lehenshoheit des Papstes an. „In der apostolischen Krone lag gewissermaßen die Aufforderung, dem monarchischen Prinzipe in Ungarn völlige Geltung zu verschaffen und der katholischen Lehre zur ausschließlichen Herrschaft zu verhelfen."

In der Tat überzog Stephan im Jahre 1003 seinen Oheim Gylas (den Jüngeren) mit Krieg, eroberte dessen Gebiet und führte dessen Untertanen der katholischen Kirche zu. Im Jahre 1008 bekriegte er den Fürsten Achtum, der von einem seiner Großen verraten wurde und im Kampfe fiel. Sein Gebiet, in dem einige Zeit, aber vergeblich, auch Brun von Querfurt, der Verfasser einer Lebensgeschichte des heil. Adalbert, für die römische Kirche gewirkt hatte, wurde mit dem Reiche Stephans vereinigt. Die griechische Kirche blieb dort nur noch kurze Zeit bestehen; um 1030 war der Katholizismus völlig durchgedrungen und Ungarn auch religiös geeint.

Die südwestliche Grenze Ungarns scheint die Drau gebildet zu haben; südlich davon erstreckte sich das Reich der Kroaten, das sich im 10. Jahrhundert gebildet hatte. Stephan richtete bei vollständiger Nichtbeachtung der alten Stammes- und Geschlechterverfassung die Verwaltung des Reiches nach deutscher Weise ein: er teilte es in Grafschaften (comitatus). An der Spitze jeder Grafschaft stand ein Graf (comes), auch Župan oder Ispany genannt, woraus später das Wort Gespan entstand. Der Graf, der vom Könige ernannt wurde, hatte wie in Deutschland militärische, finanzielle und richterliche Gewalt.

Nach den Gesetzen Stephans, die auf Grund germanischer Volksrechte, der Kapitularien Karls des Großen und der Synodalbeschlüsse des fränkischen Reiches von den fremden Geistlichen entworfen wurden[1]), gab es in Ungarn Freie und Unfreie. Die Unfreien, die Nachkommen der früheren Landesbewohner oder der Kriegsgefangenen, welche die Ungarn von ihren Raubzügen mitgebracht hatten, waren entweder Hörige, die für das Gut, das ihnen überlassen war, bestimmte Abgaben entrichteten, oder Leibeigene (Sklaven). Viele Freie erhielten vom König, der als Besitzer alles herrenlosen und unbebauten Landes galt, Ländereien, nahmen ein Staats- oder Hofamt an und leisteten unter dem königlichen Banner Kriegsdienste (milites, servientes regis). Diese Freien hoben sich über die anderen als Adel empor; andere

[1]) Endlicher, Die Gesetze des heil. Stephan. Wien 1849. — Krajner, Die ursprüngliche Staatsverfassung Ungarns (bis 1332). Wien 1872, S. 108 ff. — Kollar, De potestate legisl. circa sacra regum Ungariae. Wien 1764, S. 40—48. — Steinacker, Über Stand und Aufgaben der ungarischen Verfassungsgeschichte. Mitteilungen des Instituts, 28.

Freie wieder wurden von den Mächtigen zu Hörigen gemacht. In jedem Komitate bestanden königliche Burgen, denen Ländereien und Leute zugewiesen waren. Die Vornehmsten waren jene, die Kriegsdienste leisteten, die Burg hüteten und verteidigten und unter dem Banner des Komitatsgrafen ins Feld zogen (jobbagiones, milites castri). Sie waren Freie und erhielten Burggründe, die sie vererben und veräußern konnten. Sie bildeten den Komitatsadel.

Die Gesetze Stephans bestimmen, daß kein Graf oder Adeliger einen Freien zum Sklaven mache. Kein Graf darf in das Haus des anderen mit Gewalt eindringen; der Besitzer hat das Recht, den Eindringling zu erschlagen. Mörder werden mit dem Tode bestraft. Das weibliche Geschlecht war damals dem männlichen noch nicht ebenbürtig; Mädchenraub wurde nur wie ein gewöhnlicher Einbruch gestraft.

Den Grafen wird aufgetragen, die Bischöfe in kirchlichen Angelegenheiten zu unterstützen. Der Besuch der Kirche und die Sonntagsruhe wurden streng geboten. Wer das Fastengebot übertrat, wurde eine Woche lang eingesperrt und dabei zum Fasten angehalten. Je zehn Ortschaften mußten eine Kirche bauen und für den Pfarrer durch Grundbesitz und Vieh sorgen.

Den Fremden, die als Gäste (hospites) bezeichnet werden, zeigte sich, wie schon Geisa, auch Stephan sehr gnädig. Italiener und Deutsche waren zahlreich ins Land gekommen, aus Schwaben die Brüder Hunt und Pazman, die den König Stephan nach deutscher Sitte mit dem Schwerte umgürtet haben sollen.[1]) Seinem Sohne Emerich trug Stephan auf, Fremden stets eine gute Aufnahme zu gewähren; denn ein Reich, in dem nur eine Sprache gesprochen werde und einerlei Sitten herrschten, sei schwach, auch das römische Reich sei durch Fremde groß geworden.[2])

Fast unumschränkt war die Gewalt des Königs Stephan, wenn auch an der Abfassung der Gesetze eine Versammlung von Bischöfen und weltlichen Würdenträgern teilnahm, die als Senat bezeichnet wird. Man darf annehmen, daß schon damals die Würde des Palatins (Pfalzgrafen) bestand. Er war Stellvertreter des Königs, namentlich bei der Ausübung der Gerichtsbarkeit. Die Ungarn haben, heißt es bei Krajner, ihre europäische Staatsverfassung nicht erfunden; sie ist, wie es aus den Quellen erhellt, deutschen Ursprungs.

Mit den Hauptstätten europäischer Kultur knüpfte der König dauernde Verbindungen an. So stand er mit dem Abte Odilo von

[1]) Keza, Gesta Hung., sagt in dem Anhange De nobilibus advenis: Intraverunt . . . Boemi, Poloni, Graeci, Bessi, Armeni et fere ex omni intera natione, quae sub coelo est.

[2]) S. Stephani regis de morum institutione ad Emericum ducem liber bei Endlicher. Im c. 6 heißt es: Unius linque uniusque moris regnum imbecille et fragile est.

Cluny in Verkehr; in Jerusalem gründete er ein Frauenkloster, in Konstantinopel eine Kirche, in Rom ein Chorherrenstift und ein Spital für ungarische Pilger, in Ravenna ein Kloster mit der Verpflichtung, Wanderern aus Ungarn gastliche Unterkunft zu gewähren. Aus Monte Casino berief er Mönche nach Ungarn. Martinsberg hatte er reich beschenkt. In den neugegründeten Klöstern entwickelte sich auch literarisches Leben.

Von Kriegen ist wenig zu berichten. Stephan besetzte nach dem Tode des Polenkönigs Boleslav Chabri das nordwestliche Ungarn, das ihm dieser entrissen hatte. In Siebenbürgen gründete er die Feste Weißenburg (Karlsburg); die in dieses wenig bewohnte Land eingedrungenen Petschenegen (Bissenen), die ihre Wohnsitze in den Ebenen vom Dniepr bis gegen Ungarn hin hatten [1]), wurden zurückgeschlagen. Im Jahre 1030 kam es aus unbekannten Gründen zu einem Kriege mit dem Kaiser Konrad II. Dieser drang bis zur Raab vor, mußte aber dann den Rückzug antreten, worauf die Ungarn in die Ostmark einbrachen und Wien besetzten, das damals zum ersten Male genannt wurde. Im folgenden Jahre wurde ein Friede vereinbart. [2]) Um Dalmatien stritten sich die Kroaten, die Byzantiner und die Venetianer; in diesen Kampf mischte sich Stephan nicht ein. Seine Schwester vermählte er 1011 mit Otto, dem Sohne des Dogen Peter Urseoli.

Mit Befriedigung konnte Stephan auf dem Sterbebette auf seine Tätigkeit zurückblicken. Sein ganzes Leben hindurch hat er unermüdlich für sein Volk gearbeitet, und wahrhaft erstaunlich ist der Umschwung, der durch ihn in Ungarn eintrat. Mit Recht, sagt sein Biograph, hat er innerhalb der Grenzen seines Reiches den Namen eines Apostels erhalten. Eins mochte ihm das Scheiden schwer machen: er hinterließ keinen Sohn, der sein Werk fortgesetzt hätte. Mehrere Kinder waren ihm früher gestorben und sein letzter Sohn Emerich, dessen Erziehung eine sehr sorgfältige gewesen war, hatte 1031 auf einer Eberjagd den Tod gefunden. Obwohl ein Sohn (Basilius) seines Bruders vorhanden war, ernannte Stephan den Sohn seiner Schwester, Peter, zu seinem Nachfolger.

3. Das Herzogtum Böhmen [3])

Die slawischen Stämme Böhmens, welche durch Samo mit anderen Slawen zu einem Reiche vereinigt worden waren, erfreuten sich nach

[1]) Über die siebenbürgischen Verhältnisse Gherghel, Zur Geschichte Siebenbürgens. Wien 1891.

[2]) Breßlau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II. 1879.

[3]) Cosmas, Chronica Boemorum, herausgegeben von Köpke in Pertz, M. S., IX und in den Fontes r. Boh. II. Cosmas gibt die sagenhafte Vorgeschichte und führt sein Werk bis zu seinem

Samos Tod wieder ihrer Unabhängigkeit. Noch lange bestanden diese politischen Einheiten nebeneinander, sie gerieten in Kämpfe untereinander, die nach und nach den Einheitsstaat herbeiführten.

Zuerst sammelten sich die Stämme im nordwestlichen Böhmen in einem Staatswesen, dem Lutschanenreiche, das sich vom Erzgebirge bis zum Böhmerwalde erstreckte und seinen Mittelpunkt in der Gegend von Saaz hatte.[1]) Die Lutschanen waren es, die Karl dem Großen Tribut entrichteten. Zur Zeit des mährischen Fürsten Svatopluk bestand auch in der Mitte Böhmens, an der unteren Moldau, ein größeres Reich, das der Tschechen, mit denen sich auch der Stamm der Biliner vereinigt hatte. Aus diesem Stamme ging Přemysl, der Ahnherr des Herrscherhauses der Přemysliden, hervor, der sich mit Libussa, der Vertreterin der Tschechen, vermählte. In dieser Sage ist das historische Ereignis der Vereinigung der beiden Stämme verborgen. Wenn es wahr ist, daß der tschechische Fürst Bořivoj mit seiner Gemahlin Ludmilla von dem heil. Method am Hofe Svatopluks getauft wurde, so muß man annehmen, daß er sich Mähren zuneigte. Vom Westen her war aber das Christentum schon früher in Böhmen eingedrungen; denn im Jahre 845 waren vierzehn tschechische Häuptlinge aus dem westlichen Teile des Landes in Regensburg bei Ludwig dem Deutschen.

Vielleicht war es Bořivoj, der den Herzog Wlastislav des Lutschanenreiches besiegte und dieses mit seinem Reiche verband. Es läßt sich nicht feststellen, wann dies geschehen ist. So war in Böhmen ein umfassendes Fürstentum entstanden, das nicht unter deutschem, sondern unter mährischem Einflusse stand, doch dieser währte nicht lange; denn nach dem Tode Svatopluks erschienen (895) alle Herzoge Böhmens, darunter auch die beiden tschechischen Fürsten Spitignev und Wratislav, auf dem Reichstage zu Regensburg und unterwarfen sich. Zwei Jahre

---

Todesjahre (1125); ein Wisehrader Domherr setzte es bis 1142, ein Mönch von Sazawa bis 1162 fort. Auch Prager Kanoniker lieferten nebst Zusätzen Fortsetzungen bis 1195, an die sich Annal. Pragenses schließen. — Thietmars Chronik, herausgegeben von Lappenberg in Pertz, M. S., III. — Wattenbach, Die slawische Liturgie in Böhmen (Abhandlungen der philos.-hist. Gesellschaft in Breslau, I), enthält eine lateinische Übersetzung der Legende vom heil. Wenzel in der altslawischen Kirchensprache. — Gumpoldi Vita Wenceslavi ducis bei Pertz, M. S., IV. — Erben, Regesta Bohemiae et Moraviae. I (600—1253), Prag 1855. — Boczek, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. 4 Bände (1836—1845), bis zum Jahre 1293. Die folgenden Bände von Chitil und Brandl. — Palacky, Geschichte von Böhmen, 5 Teile in 10 Bänden (1526), Prag 1836—1867. — Dudik, Mährens allgemeine Geschichte. 12 Bände, Brünn 1860—1888. — Schlesinger, Geschichte von Böhmen. 2. Aufl. Prag 1870. — J. Lippert, Sozialgeschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit. 2 Bände, Wien 1896/97. — A. Bachmann, Geschichte Böhmens. I (bis 1400), Gotha 1899; II (bis 1526), 1905.

[1]) Lippert, Die Anfänge der Staatenbildung in Böhmen. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 29. Jahrg., 105 ff. — Loserth, Zur Entstehung des böhmischen Herzogtums. Mitteilungen. 23. Jahrg., S. 1 ff. Vgl. auch den 21. Jahrg., S. 281 ff. — Lippert, Sozialgeschichte. I. — Es muß hier bemerkt werden, daß die Nachrichten der Legenden und des Cosmas über die folgenden Ereignisse untilgbare Widersprüche enthalten.

später erschienen abermals „zwei Herzoge des Volkes der Beheimiten", klagten über die Gewalttaten der Mährer und wurden getröstet entlassen. Damit war die politische und kirchliche Oberhoheit Mährens aufgegeben; Böhmen wurde nun zur Diözese Regensburg gerechnet. Am Tore der Prager Burg erbaute Spitigniev dem heil. Georg eine Kapelle.

Man hat angenommen, daß die tschechischen Fürsten Spitigniev und Wratislav Brüder gewesen sind, und bezeichnet sie als Söhne Bořivojs.[1]) Zuerst regierte Spitigniev, dann Wratislav. Dieser erbaute dem Drachentöter St. Georg in der Prager Burg eine Kirche. Seine Gemahlin hieß Dragomir. Auf ihn folgte sein Sohn Wenzel[2]) (928 bis 935), an dessen Erziehung seine Großmutter Ludmilla den Hauptanteil hatte. Er suchte das Christentum durch Berufung deutscher, zumal bayrischer Priester und den Bau von Kirchen zu befestigen. Daß er dem heil. Veit, dem Patron der Sachsen, auf der Prager Burg eine Kirche erbauen ließ, deutet darauf hin, daß auch von Sachsen aus für das Christentum in Böhmen gewirkt worden ist. Seine Tätigkeit erregte aber große Unzufriedenheit bei dennoch sehr zahlreichen Anhängern des Heidentums; auch schien es nicht mehr nötig, dem deutschen Reiche untertänig zu sein, da sich das mährische Reich aufgelöst hatte. Allein die Erhebung mißlang. König Heinrich I. erschien im Jahre 929 von Norden her in Böhmen und rückte bis Prag vor. Wenzel unterwarf sich, gelobte Treue und versprach die Entrichtung des Tributs.

Wenzels Bruder Boleslav hatte nach dem Tode Wratislavs jenseits der Elbe ein selbständiges Fürstentum erhalten, dessen Mittelpunkt die nach ihm benannte Burg Boleslav oder (Alt-)Bunzlau war. Dann trat er gegen seinen Bruder auf; die Großen des Tschechenreiches, die Nachkommen der bezwungenen Gaufürsten, standen aus politischen

[1]) Anders Loserth (Mitt. d. V. f. Gesch. der Deutschen, XXIII, 15) und Lippert (Sozialgeschichte, I, 153).

[2])
Bořivoj I. † 894.
G. Ludmilla d. H.

Spitignev I. † um 912. — Wratislav I. † um 920. G. Dragomir.

Wenzel d. H. † 935. — Boleslav I. d. Grausame † 967.

Boleslav II. d. Fromme † 999. — Dubravka G. Miseco I. v. Polen.

Boleslav III. d. Rote † 1037. — Jaromir † 1038. — Adalrich † 1034. — Boleslav Chabri, Herz. v. Polen.

Břetislav I.

und nationalen Gründen auf seiner Seite. Sie hatten, so heißt es, einst die fromme Ludmilla auf ihrer Burg Tetin überfallen und ermorden lassen und diese Tat der Dragomir aufgebürdet. Boleslav entschloß sich, durch Ermordung Wenzels die Herrschaft über das Tschechenreich zu erringen. Er lockte seinen Bruder nach seiner Residenz Altbunzlau und fiel ihn am Morgen, als er sich eben in die Messe begeben wollte, mit dem Schwerte an. Wenzel floh zur Kirche, aber am Tore derselben wurde er von zwei Mitverschworenen getötet. Dragomir bestattete die Leiche ihres Sohnes und flüchtete sich aus dem Lande.

Boleslav I. (935—967) blieb dem Christentum treu und suchte es zu befestigen. Den Leichnam seines Bruders ließ er in die St. Veits-Kirche übertragen; seine Tochter Dubravka gab er dem Polenherzog Miseco (Mieczyslav) zur Ehe und sie verbreitete im Gebiete ihres Gemahls, dessen Hauptteil zwischen der Oder und der Warthe lag, das Christentum. Gaufürsten, die noch selbständig waren, unterwarf er. Von seinem Verfahren gegen sie und die Großen seines Reiches erhielt er den Beinamen „der Grausame". Von Deutschland blieb er vierzehn Jahre unabhängig. Als aber Otto I. im Jahre 950 im Lande erschien, mußte er sich unterwerfen, Tribut entrichten und Heeresfolge geloben. Zugleich wurde er der Aufsicht des Bayernherzogs unterstellt. Als Ottos Vasall kämpfte er 955 in der Schlacht am Lech gegen die Ungarn. Daß er Mähren, Schlesien und das Gebiet von Krakau erobert habe[1]), ist unwahrscheinlich, war doch zu seiner Zeit noch nicht einmal ganz Böhmen geeinigt. Es bestand vielmehr im östlichen und südlichen Teile des Landes noch ein selbständiges Herzogtum, das ebenfalls aus der Vereinigung einer Anzahl von Stämmen entstanden war. Dies beherrschte damals Herzog Slavnik, der in einem nicht näher bekannten Verwandtschaftsverhältnisse zum späteren Kaiser Heinrich II. stand.[2])

Boleslavs I. Nachfolger war sein Sohn Boleslav II. der Fromme (967—999), nach Cosmas „das Lamm vom Wolfe geboren".[3]) Zu seiner Zeit war Prag schon ein ansehnlicher Handelsplatz. Der Jude Ibrahim Ibn Jakob, der als Mitglied einer sarazenischen Gesandtschaft im Jahre 973 nach Merseburg zu Kaiser Otto I. kam und auch Böhmen besuchte, berichtet, daß Prag aus „Steinen und Kalk" gebaut und der größte Handelsplatz in den slawischen Ländern war. Er wurde

[1]) Palacky, I, 221.

[2]) Als Grenzen beider Herzogtümer bezeichnet Lippert, Sozialgeschichte, I, 175, eine Linie, die man sich vom Jeschkenberge im Norden zum Plöckenstein im Süden gezogen denkt.

[3]) Cosmas charakterisiert Boleslav II. als einen vortrefflichen Fürsten, aber genau mit denselben Worten, mit denen Regino von Prüm Ludwig den Deutschen schildert. Loserth, Studien zu Cosmas im Archiv der W. A. 61.

von Russen, Muselmannen, Juden und Türken (d. s. Ungarn) besucht, die Sklaven, Biberfelle und Pelzwerk kauften. In Prag verfertigte man Sättel, Zäume, Schilder und (aus Leinen) dünne, wie Netze gewebte Tüchelchen, die bei den Slawen den Wert von dem Zehnte eines Pfennigs hatten und im Handel gebraucht wurden; sie galten als Geld und manche besaßen Kisten voll.[1]) Mit dem Nachbarreiche lebte dieser Herzog anfangs im Frieden. Er wollte für Böhmen ein Bistum gründen; Herzog Heinrich II. von Bayern, mit dem er gute Beziehungen unterhielt, bewog 973 den Kaiser Otto dem Plane zuzustimmen und der Bischof Wolfgang von Regensburg, zu dessen Diözese Böhmen gehörte, verzichtete auf seine Rechte. Da sich aber der Herzog von Bayern gegen den Kaiser empörte und mit Boleslav verband, vollzog der Kaiser die Gründung des Bistums Prag allein, indem er zunächst den Sachsen Dietmar vom Erzbischof Willigis von Mainz weihen ließ und das neue Bistum der Metropolitangewalt des Mainzer Erzbischofs unterstellte.[2]) Bischof Dietmar konnte sein Amt erst 978 antreten, nachdem sich Boleslav dem Kaiser unterworfen hatte. Seine Diözese erstreckte sich über Böhmen; Mähren hatte damals schon einen Oberhirten, der ebenfalls unter dem Mainzer Erzbischof stand. Nach Dietmars Tode wählten die Großen und das Volk Slavniks Sohn Woitiech zum Bischof, der in Magdeburg den Namen Adalbert angenommen hatte. Die Legenden[3]) verbreiten sich ausführlich über sein Wirken. Barfuß und in schlichtem Kleide zog er nach seiner Weihe durch den Erzbischof Willigis in Prag ein. Neben seinen bischöflichen Geschäften widmete er sich nur Handarbeiten, Fasten und Beten. Das Christentum war damals in Böhmen noch nicht festgewurzelt, Vielweiberei, Priesterehen, heidnische Gebräuche bei christlichen Festen kamen häufig vor. Kaum war es dem neuen Bischofe klar, daß er die Strenge, die er gegen sich übte, von anderen nicht fordern dürfe, so verließ er Böhmen, um nach dem Heiligen Lande zu pilgern. Doch blieb er in einem Kloster in Rom. Dies geschah im Jahre 989.

Die Legenden führen keine politischen Gründe für diesen Schritt Adalberts an, und doch sind solche vorhanden gewesen. Sie liegen in der feindseligen Haltung, welche Herzog Boleslav II. gegen das zweite

[1]) Übersetzung der Reisebeschreibung im VI. Bande der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.

[2]) Uhlirz, Die Errichtung des Prager Bistums. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen. 39. Jahrgang.

[3]) Zwei Lebensbeschreibungen des heil. Adalbert: Die ältere von Johannes Canaparius, Mönch des Alexiusklosters in Rom, die andere von dem Sachsen Brun von Querfurt, beide bei Pertz, M. S., IV., 574 ff. Nach Brun war Slavnik ein Enkel (nepos) Heinrichs I. Eine Vermutung über die Verwandtschaft bei Loserth, Der Umfang des böhmischen Reiches unter Boleslav II. Mitteilungen des Institutes. II, S. 21, Anm.

Herzogtum in Böhmen annahm, in dem Adalberts Brüder die Herrschaft innehatten. Im Jahre 992 mußte Adalbert auf Befehl des Papstes nach Prag zurückkehren. Aber ein Mann wie er, so heißt es, konnte nicht mehr unter lauen Christen leben. Als er einer vornehmen Tschechin die im Ehebruche ertappt worden war, in einer Kirche ein Asyl gewährte und dieses nicht geachtet wurde, verließ er in Begleitung eines seiner Brüder neuerdings das Land und begab sich wieder in sein Kloster in Rom. Zu gleicher Zeit aber suchte sein ältester Bruder Sobiebor bei dem jungen Kaiser Otto III. und dem Polenherzog Boleslav Chabri, dem Sohne Misecos, Hilfe gegen die Angriffe des mächtigen Geschlechtes der Wrschowetz. Als Willigis von Mainz im Frühjahr 996 nach Rom gekommen war, forderte er Adalbert auf, in seine Diözese zurückzukehren. Widerwillig gehorchte dieser; mit dem Heere des Kaisers Otto III. verließ er Italien und auf dem Wege lernten Kaiser und Bischof, zwei verwandte Geister, einander kennen und achten. Aber nach Böhmen kehrte Adalbert nicht zurück, denn dort bestand das Herzogtum seiner Väter nicht mehr. Während er sich in Italien und sein ältester Bruder am polnischen Hofe befanden, hatte Boleslav II. einen Kriegszug gegen seine übrigen Brüder unternommen; diese wurden erschlagen, ihr Herzogtum ward erobert und mit dem tschechischen Herzogtume vereinigt. Adalbert verweilte längere Zeit in der Umgebung des Kaisers und begab sich dann nach Polen. Vom Polenkönig unterstützt, segelte er die Weichsel abwärts zu den heidnischen Preußen und fand in deren Lande am 23. April 997 den Martertod.

Seit 996 also ist Böhmen ein geeinigtes Reich.[1]) Es war entstanden durch Vernichtung der Gaufürsten und der Slavnikonen; Boleslavs II. Sohn und Nachfolger, Boleslav III. der Rote, ging noch weiter; er wollte auch die Sonderfamilien seines eigenen Geschlechtes vernichten, um das geeinigte Herzogtum seiner eigenen Linie zu erhalten. Daher ließ er seinen Bruder Jaromir entmannen und trachtete dem zweiten, Udalrich, nach dem Leben; auch gegen andere handelte er grausam. Ein gleichzeitiger deutscher Geschichtschreiber[2]) nennt ihn deshalb einen Basilisken. Die tschechischen Großen, die Wrschowetze voran, vertrieben ihn und erhoben Wladiwoj, den Bruder des Polenfürsten Boleslav Chabri, zum Herzog. Allein dieser war ebenso grausam wie der vertriebene und starb 1003. Boleslav III. war

[1]) Bezüglich des großen Umfanges, den das Reich Boleslavs II. nach Cosmas gehabt haben soll, vgl. Loserth a. a. O. und Bretholz, Mähren und das Reich Herzog Boleslavs II. von Böhmen. Archiv der Wiener Akademie. 82.

[2]) Thietmars Chronik, lib. V: Dux Bolizlaus ..... vice basilisci noxli regnans populum ineffabiliter constrinxit.

zu dem polnischen Herzog Boleslav Chabri geflohen, unter dem das polnische Reich einen Aufschwung zu nehmen begann; denn er hatte (um 1000) Mähren und die deutsche Mark zwischen Oder und Elbe mit den Städten Meißen und Bautzen erobert und gedachte ein polnisches Großreich zu gründen. Dann führte er den vertriebenen böhmischen Boleslav in sein Land zurück und setzte ihn wieder auf den Herzogsstuhl.

Da der böhmische Boleslav in seiner Verblendung jetzt ärger gegen seine Untertanen wütete als zuvor, so beriefen diese den polnischen Boleslav nach Böhmen; er erschien 1003 in Prag und wurde zum Herzog ausgerufen.

Im Besitze einer großen Macht, wagte Boleslav Chabri, der übrigens das Zutrauen der Böhmen nicht zu gewinnen vermochte, dem deutschen Kaiser Heinrich II. Trotz zu bieten. Da drang dieser im Jahre 1004 mit einem zahlreichen Heere, in dem sich auch die Přemysliden Jaromir und Udalrich befanden, über das Erzgebirge in Böhmen ein. Boleslav entfloh, ohne Widerstand zu leisten; der Kaiser rückte unter dem Jubel der Bevölkerung in Prag ein und übertrug Jaromir das Herzogtum Böhmen als Lehen des Reiches. Die Herzoge waren demnach zum Besuche der Hoftage und zur Teilnahme an Heerfahrten des deutschen Königs verpflichtet.

Jaromir regierte nun in Böhmen, bis er 1012 von seinem Bruder Udalrich entthront wurde, den der Kaiser als Herzog anerkannte. Sowohl Jaromir als Udalrich unterstützten den Kaiser in seinem Kampfe mit dem Polenreich, dessen Herzog Boleslav Chabri im Jahre 1025 starb. Ein Jahr früher war Kaiser Heinrich II. aus dem Leben geschieden, dessen Regierung auch für Böhmen von großer Bedeutung war; denn er befreite das Land von den Polen und zog es immer mehr in die Kreise des deutschen Lebens. An der Wahl seines Nachfolgers Konrad II. nahm auch Herzog Udalrich teil.

Während der Streitigkeiten, die im polnischen Reiche unter Boleslavs Söhnen ausbrachen, eroberte Břetislav, Udalrichs unehelicher Sohn, Mähren, das mit dem angrenzenden Schlesien unter die Herrschaft Polens gekommen war und das er dann als selbständiges Gebiet regierte. Die Wirren in Böhmen hatten aber noch immer kein Ende. Erst der Tod Udalrichs im Jahre 1034 ist der Schluß einer wüsten Zeit, in welcher der Einfluß des deutschen Reiches auf Böhmen mächtig erstarkte. Auf den Herzogsstuhl gelangte jetzt Břetislav.

Břetislav (1034—1055), der nun Böhmen und Mähren vereinigte, war vermählt mit Judith, der Tochter des Markgrafen Heinrich vom Nordgau aus dem Geschlechte der Babenberger, die er sich

einst aus dem Nonnenkloster zu Schweinfurt mit Gewalt geholt hatte. Er hatte von der außerordentlichen Schönheit der Jungfrau gehört und entschloß sich, sie zu rauben. Mit einigen treuen Gefährten erbat er sich an der Pforte des Klosters Nachtherberge, die ihm gewährt wurde. Als dann Judith mit den übrigen Jungfrauen zur Vesperzeit zur Kirche schritt, ergriff er sie, zerhieb mit seinem Schwerte die Kette, welche die Pforte sperrte, hob die Geraubte auf sein Roß und brachte sie nach Mähren. Nur auf diese Weise konnte damals ein Přemyslide eine deutsche Fürstentochter gewinnen; denn die Deutschen sahen, wie Cosmas sagt, in ihrem angeborenen Stolze mit Verachtung auf die Slawen und ihre Sprache herab.[1]) Judith war die erste deutsche Fürstin auf dem böhmischen Throne.

Břetislav nahm den Plan Boleslav Chabris auf und gedachte ein großes slawisches Reich zu gründen.[2]) Da die Verhältnisse in Polen sehr zerrüttet waren, fiel er 1039 in dieses Reich ein, zerstörte Krakau, eroberte Gnesen und brachte nebst anderer Beute auch den Leichnam des Bischofs Adalbert nach Prag. Von Deutschland wollte er sich politisch wie kirchlich unabhängig machen; daher wandte er sich an den Papst mit der Bitte, den Bischof von Prag zum Metropoliten zu erheben. Vielleicht dachte er auch an die Einführung der slawischen Liturgie.

Diese Pläne wurden jedoch durch die Tatkraft des deutschen Königs Heinrich III. vereitelt. Dieser erschien im Herbste 1039 mit einem Heere an der Grenze Böhmens; er unterließ aber den Einmarsch, weil Břetislav seinen Sohn als Geisel schickte und das Versprechen gab, vor dem König zu erscheinen. Aber Břetislav hielt sein Wort nicht, weil er an König Peter von Ungarn einen Bundesgenossen fand. Daher ließ der König im folgenden Sommer zwei Heere in Böhmen einrücken, eines durch den Böhmerwald, das andere unter dem Markgrafen Eckehard von Meißen vom Norden her auf dem Wege von Pirna nach Kulm. Aber das erstere, das der König selbst befehligte, erlitt im Passe von Neumark eine schwere Niederlage, wodurch auch das andere zum Rückzuge genötigt wurde. Im Sommer 1041 ließ der König drei Heere in Böhmen einrücken: vom Norden her erschien wieder Eckehard von Meißen, durch das Egerland der Kaiser selbst und in Mähren brach der Babenberger Leopold, der Sohn des Markgrafen Adalbert von der Ostmark, ein. Als sich das Nord- und das Westheer vor Prag vereinigten, unterwarf sich Břetislav: er versprach mit seinen Großen in Regensburg zu erscheinen und eine Geldbuße zu entrichten. In Regensburg gelobte er hierauf dem König Treue, wie sie ein Lehensmann dem

[1]) Cosmas, lib. I, cap. 40.

[2]) Steindorff, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich III. I, S. 62 ff.

Lehensherrn schuldet. Der Gedanke an die politische und kirchliche Unabhängigkeit wurde aufgegeben. Seinem Schwure blieb Břetislav fortan getreu. Er beteiligte sich an den Ungarkriegen Heinrichs III. mit Rat und Tat.

Seinem ältesten Sohne Spitignieu dachte Břetislav das Herzogtum Böhmen zu, während er Mähren unter seine drei anderen Söhne teilte: Wratislav erhielt den Nordosten (Olmütz), Konrad den Westen (Brünn) und Otto den Süden (Znaim). Diese Teilung war nicht eine vorübergehende Verwaltungsmaßregel, sondern eine Erbteilung; denn die mährischen Gebiete sollten sich auf die Nachkommen seiner Söhne vererben; doch sollte Mähren dadurch nicht von Böhmen losgerissen werden. „Dem Herzoge blieb vielmehr, wie über alle Glieder des Geschlechtes, so auch über die mährischen Fürsten eine Oberhoheit gewahrt. Wir nehmen wahr, daß die mährischen Fürsten dem Böhmenherzog bei dessen Thronbesteigung Treue zu schwören, bei Kriegszügen Hilfe zu leisten und an den Landtagen teilzunehmen hatten; kein Zweifel, daß sie in allen rechtlichen Entschließungen an den Willen des Herzogs von Böhmen gebunden waren. Der Zusammenhang Mährens mit Böhmen wurde auch dadurch erhalten, daß die mährischen Fürsten im böhmischen Herzogtum erbfolgeberechtigt waren"; denn in Böhmen galt von jeher das Recht, daß immer der älteste unter den Prinzen des Přemyslidenhauses zur Herrschaft gelangen sollte. Auf seinem Sterbebette bezeichnete der Herzog seinen ältesten Sohn als den, welchen die Großen zu seinem Nachfolger wählen sollten, und wünschte, daß unter seinen Söhnen und Enkeln immer der älteste die Oberherrschaft und den Thron erhalte. Die Senioratserbfolge[1]), die Břetislav aufrecht erhalten wünschte, war die Ursache häufiger Thronkämpfe, infolge deren die deutschen Könige das Ernennungsrecht ausübten und die böhmischen Großen das Wahlrecht beanspruchten.

Břetislav gehört zu den hervorragendsten přemyslidischen Fürsten. Cosmas nennt ihn den „neuen Achilles" und stellt ihn über Gideon, Samson und Salomon. Břetislav hinterließ bei seinem Tode, der am 10. Jänner 1055 eintrat, das böhmische Reich weit ausgedehnt, im Innern fest gegründet, nach außen durch feierliche Verträge gesichert, als ein Glied des deutschen Reiches mit freier Bewegungsfähigkeit und unter der Einwirkung deutscher Geistesbildung.[2])

---

[1]) Bretholz, 193. Daß Břetislav auf seinem Sterbebette in Chrudim, wo nur einige Große um ihn versammelt waren, kein neues Thronfolgegesetz aufstellte, sondern etwas Herkömmliches bekräftigte, beweist Loserth, Das angebliche Senioratserbfolgegesetz ꝛc. und die böhmische Sukzession in der Zeit des nationalen Herzogtums. Archiv der W. A. 64. Bd. – Bachmann, Gesch. Böhmens. I, 231 ff.

[2]) Büdinger, Österreichische Geschichte. 365.

II. Adalbert und Ernst von Österreich. Peter von Ungarn und seine Nachfolger

Nach dem Tode Heinrichs I. folgte in der Ostmark sein Bruder Adalbert (1018—1055), ein tüchtiger Mann, der auch der eigentliche Gründer der Ostmark genannt worden ist, denn in den Kriegen, die zu seiner Zeit zwischen Deutschland und Ungarn geführt wurden, gedieh die Mark zu Festigkeit und Ansehen.

Der Nachfolger Stephans in Ungarn, Peter, brachte viele Ausländer ins Land und erregte dadurch wie durch seine Grausamkeit den Unwillen der Magyaren. In diesen hatte sich seit ihrer nationalen Einigung der Haß gegen die Deutschen entwickelt und Peter glaubte sich in seiner Stellung dadurch zu befestigen, daß er sich an Břetislav von Böhmen anschloß und einen Einfall in die Ostmark unternahm. Aber dies nützte ihm nichts mehr; er sah sich im Jahre 1041 genötigt, zum Markgrafen Adalbert zu flüchten und sich dann hilfeflehend zum deutschen Kaiser Heinrich III. zu begeben.[1]) Nach seiner Flucht erhoben die Ungarn den Adeligen Ovo (Samuel) zum Könige, der im Jahre 1042 in die Ostmark einfiel und sie bis in die Gegend von Tulln verwüstete. Noch in demselben Jahre rückte Heinrich III. gegen die Ungarn vor und besiegte sie am Granflusse. Im Jahre 1043 unternahm Heinrich III. abermals einen Feldzug nach Ungarn und zwang Ovo, alles Land westlich von der March und der Leitha abzutreten und große Summen zu zahlen. Das abgetretene Land wurde zunächst zu einer neuen Mark eingerichtet, später aber (vor 1063) mit der Ostmark vereinigt.

Da Ovo die Friedensbedingungen nicht erfüllen wollte, zog Heinrich III. 1044 zum dritten Mal nach Ungarn. Ovo erlitt in der Nähe von Raab eine Niederlage, der Kaiser zog in die Hauptstadt Stuhlweißenburg ein und setzte Peter zum König ein, der dem Sieger den Lehenseid schwur. Ovo wurde gefangen und enthauptet. Im Mai 1045 kam der Kaiser ohne Heer, als Friedensfürst nach Ungarn, wo Peters Belehnung in feierlicher Weise vollzogen wurde. Peter übergab dem Kaiser das Königreich unter dem Zeichen einer vergoldeten Lanze, doch der Kaiser verlieh es ihm als deutsches Lehen auf Lebenszeit.[2]) Und die Magnaten schwuren dem Kaiser und seinen Nachfolgern den Treueid.

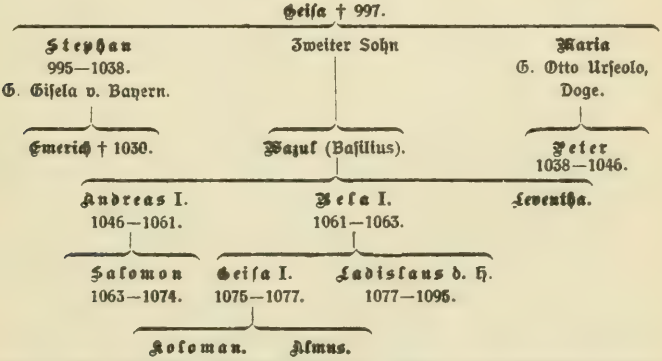
[1]) Vita Gerardi; Keza; Annales Altahenses bei Pertz, M. S., XX; die Chronik Hermanns von Reichenau bei Pertz, M. S., V. — Steindorff, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich III. 1874.

[2]) Meynert, Beiträge zur Geschichte der älteren Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn Leipzig 1870.

Dadurch war aber der Thron Peters keineswegs fester als früher. Bald bildete sich eine neue Verschwörung, an deren Spitze ein arpadischer Prinz, Andreas, stand, der früher mit seinen Brüdern nach Polen geflohen war und jetzt zurückkehrte.[1]) Peter wurde gefangen, seines Augenlichtes beraubt und irrte später hilfesuchend in Deutschland umher. Cosmas erzählt, daß er sich mit Judith, der Witwe des Herzogs Břetislav, vermählt habe. Der neue König Andreas I. wurde von Heinrich III. nicht anerkannt. Im Jahre 1050 befestigten der Bischof Gebhard von Regensburg, der Herzog Konrad von Bayern und Markgraf Adalbert von Österreich die früher zerstörte Festung Hainburg, die von den Ungarn ohne Erfolg belagert wurde. Im folgenden Jahre rückte der Kaiser mit einem stattlichen Heere auf der rechten Seite der Donau gegen Ungarn, bog aber dann nach Süden ab, um von der Kärtner Mark her gegen Stuhlweißenburg vorzudringen. Die Ungarn wichen jeder Schlacht aus, verwüsteten ihr Land und vernichteten die Lebensmittel, so daß sich der Kaiser in nordwestlicher Richtung auf Hainburg zurückziehen mußte. Die Deutschen setzten mit todesmutiger Unerschrockenheit über hochgehende Flüsse, erstürmten die Schanze, welche eine Brücke über die Rabnitz beherrschte, und jagten die Ungarn in die Flucht. Die Brücke wurde in Brand gesteckt, so daß ein Teil des Nachtrabes dem nachfolgenden Magyarenheer zum Opfer fiel. Der weitere Rückzug ging ohne Schwierigkeiten von statten. In Hainburg vereinigte sich auch jenes Korps, das den Auftrag hatte, auf dem linken Donauufer vorzudringen, und bei dem sich Herzog Břetislav von Böhmen befand, mit dem Hauptheere.

Der Kriegszustand dauerte fort. Im Jahre 1052 belagerte ein deutsches Heer Preßburg, konnte es aber nicht bezwingen. Als Herzog

---



Ob der ältere Teil dieser Stammtafel richtig ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Vergleiche Huber, Geschichte Österreichs. I, 183 f.

Konrad von Bayern 1053 vom Kaiser seiner Würde entsetzt worden war, eilte er nach Ungarn, wo er gern aufgenommen wurde. Von hier aus fiel er in die Kärtner Mark ein und eroberte unter anderen die Hengistburg, vielleicht die Burg auf dem Wildoner Berg südlich von Graz.[1]) Nachdem Kaiser Heinrich III. 1056 gestorben war, war es leichter, einen Frieden herbeizuführen. König Andreas bot ihn der Witwe des Kaisers, Agnes, unter der Bedingung an, daß ihre Tochter Judith mit seinem Sohne Salomon verlobt werde. Dies geschah. Mit diesem Friedensschlusse (1058) war die Unabhängigkeit Ungarns anerkannt.

Adalbert von Österreich war schon 1055 gestorben, worauf sein Sohn Ernst die Verwaltung der Mark übernahm Unter Ernst (1055 bis 1075), der mit Swanehild, der Tochter des Markgrafen Dedo von der Lausitz, vermählt war, konnte sich die Mark in ruhiger Weise weiterentwickeln. In Ungarn dagegen riefen Thronstreitigkeiten abermals Kriege hervor.

König Andreas hatte seinen Bruder Bela aus Polen berufen und ihm einen Teil Ungarns als Herzogtum überlassen. Unzufrieden damit, strebte der ehrgeizige Prinz nach der Krone. Er fand viele Anhänger, denn die Annäherung des ungarischen Königshauses an das deutsche wurde nicht gern gesehen. Andreas suchte Hilfe bei der Kaiserin-Witwe Agnes, die im Jahre 1060 ein Heer unter dem Bischof von Naumburg-Zeitz und den Markgrafen Wilhelm von Meißen und Ernst von Österreich nach Ungarn vorrücken ließ. Andreas' Sache stand so schlecht, daß er es für das Beste hielt, sich unter dem Schutze des Heeres nach Deutschland zu flüchten. Bei Wieselburg wurden die Deutschen mit der ungarischen Königsfamilie von Bela ereilt; sie unterlagen nach hartnäckigem Kampfe. Andreas wurde getötet; sein Sohn Salomon und dessen Braut entkamen glücklich nach Melk.

Bela I. regierte von jetzt an ruhig, bis im Jahre 1063 der junge deutsche König Heinrich IV. mit einem Heere in Ungarn erschien.[2]) Bela starb damals plötzlich und sein Sohn Geisa entfloh mit seinen Brüdern nach Polen. Salomon konnte sich jetzt in Stuhlweißenburg krönen lassen und auch seine Hochzeit mit der ihm verlobten Schwester Heinrichs IV. feiern; als aber seine Beschützer abgezogen waren, erschien Geisa in Ungarn, ihm die Krone streitig zu machen. Doch kam zunächst ein Friede zustande: Salomon blieb König und Geisa erhielt das Herzogtum seines Vaters. Nach einigen Friedensjahren kam es

[1]) Krones, Zur Geschichte der nachbarlichen Beziehungen Steiermarks und Ungarns bis zum Ausgange der Traungauer. Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark. 40. Bd.

[2]) Büdinger, Ein Buch ungarischer Geschichte (1058—1100). Leipzig 1866.

1074 zu neuen Zwistigkeiten zwischen Salomon und Geisa, und ein Bürgerkrieg entbrannte. Die Streitenden wandten sich an auswärtige Mächte um Hilfe. Salomon versprach seinem Schwager Heinrich IV., Ungarn von ihm zu Lehen zu nehmen, wenn er ihm helfe, seinen Thron zu befestigen. Doch Heinrich war nicht imstande, dem Bittenden wirksame Hilfe zu gewähren. Darauf wandten sich beide, Salomon und Geisa, an Papst Gregor VII., der jetzt erklärte, Ungarn sei seit den Tagen des heil. Stephan ein päpstliches Lehen, sich jedoch für keinen der Streitenden entschied. Endlich wandte sich Geisa an den griechischen Kaiser Michael Dukas, der ihm eine Krone schickte, mit der Geisa 1075 gekrönt wurde. Doch schied er schon 1077 aus dem Leben. Sein Nachfolger wurde sein Bruder Ladislaus.

Salomon war gefangen und eingekerkert worden. Im Jahre 1081 freigelassen, soll er sich mit den Kumanen verbunden haben, die zwischen dem Don und der unteren Donau wohnten. Sie drangen zwar über die Karpaten vor, wurden jedoch von Ladislaus zurückgeschlagen. In dieser Zeit soll es geschehen sein, daß die alte Stephanskrone mit der neuen, aus Konstantinopel stammenden zu einem Diadem vereinigt wurde, das noch heute vorhanden ist.

In diesen Kämpfen stand Markgraf Ernst stets auf der Seite der Kaiserin und ihres Sohnes. Heinrich IV. schenkte der Mutter des Markgrafen in der Gegend von Raabs zwanzig und später dem Markgrafen selbst vierzig königliche Huben. Aber diese Gegend war noch mit einem Urwald bedeckt, der silva Rogacs hieß. Bald lichtete sich sein Dunkel und Ortschaften wurden ins Leben gerufen. Ernst vergalt die Großmut des Königs durch treue Anhänglichkeit: er stritt an seiner Seite gegen die aufrührerischen Sachsen und verlor sein Leben am 9. Juni 1075 in der Schlacht an der Unstrut.

III. Die Ostmark zur Zeit des ersten und des zweiten Kampfes zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum. Erhebung der Mark zum Herzogtum[1])

In Österreich folgte auf den Markgrafen Ernst sein Sohn Leopold II. (1075—1095). In dieser Zeit brachte der Investiturstreit

[1]) Vita Altmanni (Pertz, M. S., XII), Vita Gebehardi (daselbst XI), Passio Thiemonis, Vita Chunradi archiep. Salisb. (daselbst). — Loserth, Die Geschichtsquellen von Kremsmünster im 13. und 14. Jahrhundert. Wien 1877. — Stülz, Das Leben des Bischofs Altmann von Passau. Denkschrift.

Zwietracht in alle Länder und Familien. Der Bischof Altmann von Passau, ein Westfale, und der Erzbischof Gebhard von Salzburg, ein Schwabe, waren tatkräftige Anhänger des Papstes Gregor VII. König Heinrich IV. suchte daher andere Anhänger in den südöstlichen Alpenländern zu gewinnen. Er verlieh im Jahre 1077 dem Patriarchen Sieghard die Grafschaft Friaul und Istrien sowie die Markgrafschaft Krain und dem Eppensteiner Liutold das Herzogtum Kärnten. In den östlichen Alpenländern bekämpften die religiös-politischen Parteien einander sehr heftig. Die Kirchenfürsten von Salzburg und Passau wurden aus ihren Sprengeln vertrieben und Leopold II., der vom König abgefallen war, durch einen Kriegszug zum Gehorsam zurückgebracht. Aber im Jahre 1081 sagte sich der Markgraf, von Altmann von Passau beredet, auf einer Versammlung zu Tulln abermals vom König los. Heinrich IV. erklärte ihn daher seines Landes verlustig und verlieh es dem Herzog Wratislav von Böhmen. Dieser fiel im Mai 1082 mit einem Heere in die Ostmark ein, die bis zur Donau verwüstet wurde. Bei Mouriberch, jetzt Mailberg, kam es zur Schlacht, in welcher der Markgraf unterlag. Trotzdem vermochte er sich in seinem Lande zu behaupten. Er trat jetzt nicht mehr offen gegen den Kaiser auf, so daß ihm 1095 sein Sohn Leopold III. ohne Einspruch des Kaisers nachfolgen konnte.

Leopold III. der Heilige (1095—1136)[1]) hielt anfangs zu Heinrich IV., trat aber 1105 auf die Seite Heinrichs V., der mit seinem Vater im Kampfe lag. Dafür gab Heinrich V. dem Markgrafen seine Schwester Agnes, die eben ihren ersten Gemahl Friedrich

der Wiener Akademie, IV. — Mayer, Die östlichen Alpenländer im Investiturstreite. Innsbruck 1883. — Meyer v. Knonau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V. 6 Bde. 1890—1907. — Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. III.

[1])

Leopold II. 1075—1095
G. Ita.

Elisabeth	Herbirg	Leopold III. d. H.	Sophie
G. Ottokar II. v. Steier † 1122.	G. Borivoj †1124, S. Wratislav II. v. Böhmen.	(1095—1136). G. Agnes, Witwe Friedrichs v. Staufen.	1. G. Heinrich v. Eppenstein Herz. v. Kärnten † 1122.

Heinrich II. (Jasomirgott)	Leopold IV.	Otto	Konrad	Gertrud
Herz. v. Bayern 1141—1177. 1. G. Gertrud, Witwe Heinrichs des Stolzen; 2. G. Theodora Comnena.	Herz. v. Bayern 1136—1141.	Bischof von Freising † 1158.	Bischof v. Passau, Erzb. v. Salzburg † 1168.	G. Wladislav II. Herz. u. König v. Böhmen.

Leopold V.	Heinrich
Herz. v. Österreich und Steiermark † 1194.	(v. Mödling).

von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen verloren hatte, zur Gemahlin.

Seit 1096 zogen zahlreiche Scharen Kreuzfahrer durch Österreich dem fernen Morgenlande zu. Auch die Mutter des Markgrafen, Ita, der Erzbischof Thiemo von Salzburg (seit 1090), Bischof Ulrich von Passau und viele andere Vornehme begaben sich zu Beginn des neuen Jahrhunderts (um 1101) dahin. Wenige von ihnen sahen die Heimat wieder.

Die Ostmark kam unter Leopold dem Heiligen zu großer Blüte. Er gründete in Klosterneuburg ein Kollegiatstift für zwölf Kleriker, die er 1133 durch Augustiner-Chorherren ersetzte. Ein Zisterzienserkloster rief er in Heiligenkreuz im Wiener Walde ins Leben. Anderen Klöstern wandte er reiche Gaben zu. So mächtig war der Markgraf, daß er nach dem Aussterben des salischen Kaiserhauses 1125 als Kandidat für den Königsthron genannt wurde. Er lehnte jedoch die Wahl ab, worauf die Fürsten Lothar von Sachsen zum König erhoben. Leopold starb am 15. November 1136.

Seiner Ehe mit Agnes entstammten achtzehn Kinder. Darunter befand sich Otto, der später Bischof von Freising wurde. Er hatte seine Studien an der Universität zu Paris gemacht und war auf der Rückreise im Kloster Morimund in den Orden der Zisterzienser eingetreten. Seine Vorliebe für diesen Orden war dann auch auf seinen Vater übergegangen.[1]) Ottos Bruder Konrad wurde 1149 Bischof von Passau und später Erzbischof von Salzburg.

Wegen seiner Stiftungen und seines frommen Lebenswandels stand Leopold III. lange im besten Andenken. Herzog Rudolf IV. betrieb seine Heiligsprechung und Kaiser Friedrich III. nahm den Plan wieder auf. Die Heiligsprechung erfolgte durch Papst Innozenz VIII. am 6. Jänner 1485.

Auf ihn folgte nicht sein erstgeborener Sohn Adalbert, auch nicht der zweite, Heinrich, sondern der dritte, Leopold IV. (1136 bis 1141).[2]) Zu seiner Zeit begann in Deutschland der Kampf zwischen den Staufen und den Welfen. Nach dem Tode des Kaisers Lothar hoffte der mächtige Heinrich der Stolze aus dem Hause Welf zum deutschen König gewählt zu werden, denn er war im Besitze der Herzogtümer Bayern und Sachsen. Doch die Fürsten wählten den Staufen Konrad III., der ein Stiefbruder des Markgrafen Leopold war. Da Heinrich der Stolze dem neuen König die Huldigung versagte, forderte

[1]) Seine Werke: 1. Chronicon; 2. Gesta Friderici I. imper. bei Pertz, M. S., XX

[2]) Huber in den Mitteilungen des Institutes. II, 332 ff.

dieser die Herausgabe des Herzogtumes Sachsen, sprach ihm dann auch Bayern ab und gab es im Jahre 1139 dem Markgrafen Leopold. Dieser wurde zuerst im ganzen Lande als Herzog anerkannt, hatte dann aber mit mehreren Widersachern Kämpfe zu bestehen. Nachdem er sich Bayern gesichert hatte, starb er, ohne Nachkommen zu hinterlassen.

Sein Nachfolger wurde sein Bruder Heinrich (1141—1177), der den Beinamen Jasomirgott[1]) erhielt. Auf dem Reichstage zu Frankfurt im Jahre 1142 wurde der Friede in Deutschland wiederhergestellt. Heinrich der Stolze war mit Hinterlassung eines Sohnes, Heinrichs (des Löwen), gestorben. Seine Witwe Gertrud reichte dem neuen Markgrafen von Österreich ihre Hand; ihr Sohn Heinrich der Löwe erhielt das Herzogtum Sachsen und verzichtete auf Bayern, das seinem Stiefvater Heinrich Jasomirgott verliehen wurde. Mit dieser Vereinbarung war Welf, der Bruder des verstorbenen Heinrich des Stolzen, unzufrieden und nahm Bayern selbst in Anspruch. Den Wirren im südlichen Deutschland machte der zweite Kreuzzug ein Ende, an dem sich Welf, Heinrich Jasomirgott, Bischof Otto von Freising, Markgraf Ottokar von Steier und viele Edle aus Bayern, Österreich und Kärnten beteiligten. Auf diesem Zuge vermählte sich Heinrich Jasomirgott, dessen erste Gemahlin 1143 gestorben war, mit Theodora, der Nichte des oströmischen Kaisers Emanuel.

Nach der Rückkehr begann Welf neuerdings den Kampf um Bayern. Da starb Kaiser Konrad III. (1152). Sein Nachfolger wurde sein Neffe Friedrich Barbarossa, der sowohl mit den Babenbergern als auch mit den Welfen verwandt war und daher den Streit um Bayern beizulegen hoffen konnte. Da er jedoch Bayern Heinrich dem Löwen überlassen, demnach dem Babenberger, seinem Neffen, absprechen wollte, so weigerte sich letzterer wiederholt, auf Hof- und Reichstagen zu erscheinen, wo ein Ausgleich verhandelt werden sollte. Er wollte also ein Recht auf Bayern nicht aufgeben; endlich ließ der Kaiser, ohne auf ihn Rücksicht zu nehmen, auf dem Reichstage zu Goslar (1154) die Angelegenheit zur Entscheidung bringen; die Fürsten sprachen das Herzogtum Heinrich dem Löwen zu. Aber erst nach der Rückkehr des Kaisers aus Italien entschloß sich der Babenberger zur Nachgiebigkeit und erschien auf dem Reichstage, der auf den 8. September 1156 nach Regensburg berufen worden war.

Es war eine glänzende Versammlung, die in und bei der bayrischen Hauptstadt zusammenkam. Des Kaisers Bruder, die Herzoge von

[1]) In einer arabischen Chronik wird er Jasân el Kunt (le comte) Harri genannt. — Karabacek, Beiträge zur Geschichte der Mazjaditen. Leipzig 1874, 123.

Böhmen, Sachsen und Kärnten, die Markgrafen von Istrien und Brandenburg, der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Passau, Heinrichs von Österreich Brüder und andere Fürsten hatten sich eingefunden. In ihrer Gegenwart leistete Heinrich von Österreich auf Bayern Verzicht, indem er die sieben Fahnen, die Sinnbilder seiner herzoglichen Macht, dem Kaiser übergab, der sie Heinrich dem Löwen ausfolgte. Doch stellte dieser zwei der Fahnen dem Kaiser zurück, der die Ostmark zu einem Herzogtume erhob und dieses mit den zwei Fahnen dem Heinrich von Österreich und seiner Gemahlin Theodora verlieh.[1]) Zugleich erteilte der Kaiser dem Herzog und seiner Gemahlin in einem am 17. September 1156 ausgestellten Privilegium (minus) besondere Rechte.[2]) Nicht allein die Söhne, sondern auch die Töchter Heinrichs und Theodoras sollten das Herzogtum nach Erbrecht als Lehen vom Reiche besitzen können und das herzogliche Paar das Recht haben, einen Nachfolger vorzuschlagen, wenn sie ohne Kinder blieben. Ohne des Herzogs Zustimmung sollte niemand im Herzogtume eine Gerichtsbarkeit ausüben dürfen, d. h. es sollte in Österreich keine Immunität mehr begründet werden. Der Herzog sollte nur verpflichtet sein, auf den vom Kaiser in Bayern abzuhaltenden Hoftagen zu erscheinen und bei den Feldzügen Kriegsdienst zu leisten, welche in die Österreich benachbarten Länder unternommen würden.[3])

[1]) Ob Österreich damals durch drei im heutigen Oberösterreich gelegene Grafschaften vergrößert wurde, ist eine Streitfrage. Es handelt sich hiebei um die Auslegung des Berichtes Ottos von Freising, der an den Verhandlungen teilnahm und (in den Gesta Friderici imp., 2, 31) meldet: ille (d. i. Heinrich der Löwe) marchiam orientalem cum comitatibus ad eam ex antiquo pertinentibus reddidit. Exinde (imperator) ex eadem marchia cum praedictis comitatibus, quos tres dicunt, iudicio principum ducatum fecit. Und in der Urkunde vom 17. September 1156 sagt der Kaiser: Dux autem Bavariae resignavit nobis marchiam Austriae cum omni iure suo et cum omnibus beneficiis, quae quondam marchio Liupoldus habebat a ducatu Bavariae. Strnadt (Die Geburt des Landes ob der Enns, 1886) behauptet, unter den drei Grafschaften seien die zu verstehen, aus denen die Ostmark bestand, so daß eine Vergrößerung der Mark durch oberösterreichische Gebiete nicht stattgefunden hätte. Andere Historiker dagegen suchen, gestützt auf analistische Nachrichten, die drei Grafschaften im heutigen Oberösterreich (a silva Pataviensi usque Anesum, vom Passauer Walde, der auch Rotensala genannt wird, bis zur Enns), sind aber darin nicht einig, welche Grafschaften gemeint seien (vgl Heigel und Riezler, Das Herzogtum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen, 217; Huber, Österreichische Geschichte, I, 250, Reichsgeschichte, 7; Bachmann, Reichsgeschichte, 38 und seine Rezension des Strnadtschen Buches in der Gymnasialzeitschrift, 1888. S. auch Lampel, Die babenbergische Ostmark und ihre tres comitatus im Jahrbuch des V. f. Landeskunde von Niederösterreich, 1905, 1906); Uhlirz, Jahrb. des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III., Exkurs IV; Dopsch in den Mitt. des Instituts, 17; Simonsfeld, Jahrb. des Deutschen Reiches unter Friedrich I., Leipzig 1908, S 467 ff.

[2]) Dieses Privileg ist nicht im Original auf uns gekommen. Abgedruckt von Wattenbach im Archiv der Wiener Akademie, 8, 110; Altmann und Bernheim, Ausgewählte Urkunden, Berlin 1891, S. 230. — Schwind und Dopsch, Ausgewählte Urkunden zur Verfassungsgeschichte der deutsch-österreichischen Erblande. Innsbruck 1895, S. 8. — Erben, Das Privilegium Friedrichs I für das Herzogtum Österreich Wien 1902.

[3]) Si autem predictus dux Austriae patruus noster et uxor eiusabsque liberis decesserint, libertatem habeant eundem ducatum affectandi cuicunque voluerit. Statuimus quoque, ut nulla

In die Zeit des ersten österreichischen Herzogs fällt der zweite große Kampf des Kaisertums mit dem Papsttum. Im Jahre 1159 wurden zwei Päpste gewählt: die eine Partei wählte Alexander III., der den Grundsätzen Gregors VII. zugetan war, die andere Viktor IV. Kaiser Friedrich I. entschied sich für letzteren. Herzog Heinrich Jasomirgott hielt zur kaiserlichen Partei, die Salzburger Erzbischöfe aber stellten sich auf die Seite Alexanders III.: so Eberhard I., der auch den König Geisa II. von Ungarn für diesen Papst gewann, dann sein Nachfolger Konrad, der früher Bischof von Passau gewesen und ein Bruder Heinrichs von Österreich war. Im Jahre 1166 entzog ein Fürstengericht zu Laufen an der Salzach allen Lehenträgern der Salzburger Kirche ihre Lehen, die Anhängern des Kaisers verliehen wurden. An diese erging also die Aufforderung, über den salzburgischen Besitz herzufallen. So begann für das Erzstift eine wüste Schreckenszeit.[1]) Die raubluſtigen Edelleute überfielen die reichen Klöster und die blühenden Landschaften und raubten und plünderten. Besonders taten sich die Grafen von Plaien hervor, deren Besitzungen mitten im Kirchengebiete lagen; am 5. April 1167 wurde Salzburg der Raub einer furchtbaren Feuersbrunst, die von ihnen veranlaßt worden war. Der Erzbischof verließ Salzburg und starb 1168 in Admont. Jetzt wählte das Kapitel Adalbert, den dreiundzwanzigjährigen Sohn des böhmischen Königs Wladislav II. und der Babenbergerin Gertrud, zum Erzbischof. Doch dieser dankte ab, als es sich zeigte, daß er dem Kaiser nicht genehm war, übte aber die Pflichten seines kirchlichen Amtes doch wieder aus. Die Wirren im Salzburger Erzbistum dauerten fort, bis Kaiser und Papst 1177 zu Venedig Frieden schlossen.

Grenzstreitigkeiten verwickelten den Herzog Heinrich Jasomirgott in einen Krieg mit dem Herzog Sobieslav von Böhmen, in dem Österreich furchtbar verheert wurde. Heinrich Jasomirgott stürzte mit dem Pferde und brach einen Schenkel. Am 13. Jänner 1177 starb er.

Heinrich I. hatte seinen Sitz in Wien aufgeschlagen. Hieher hatte er 1155 aus dem St. Jakobs-Kloster zu Regensburg, dessen In-

---

magna vel parva persona in eiusdem ducatus regimine sine ducis consensu vel permissione aliquam iusticiam presumat exercere. Dux vero Austriae de ducatu suo aliud servicium non debet imperio, nisi quod ad curias quas imperator prefixerit in Bavaria evocatus veniat; nullam quoque expeditionem debeat, nisi forte quam imperator in regna vel provincias Austriae vicinas ordinaverit.

[1]) Annal. Reichespergenses und Fortsetzung bei Pertz, M. S., XVII. — Historia calamitatum ecclesiae Salisburgensis bei Pez, Thesaurus anecdotorum, II. — W. Schmidt, Die Stellung der Erzbischöfe und des Erzstiftes von Salzburg zur Kirche und Reich unter Kaiser Friedrich I. bis 1177. Archiv der W. A. 1865, 34. — Widmann, Geschichte Salzburgs. I, 257 ff.

saſſen Irländer und Schotten waren, Mönche berufen, für welche auf der Freiung ein Benediktinerkloſter zu den Schotten erbaut wurde. In dieſem fand er ſeine letzte Ruheſtätte.[1])

Sein Sohn Leopold V. (1177—1194), der ſchon früher mit Öſterreich belehnt worden war, eilte ſofort zum Kaiſer nach Italien, wo er neuerdings die Belehnung empfing. Hierauf wurde die Erwerbung der Steiermark vorbereitet.

IV. Karantanien. Ausbildung der Landſchaft Steiermark und ihre Verbindung mit Öſterreich

Steiermark iſt aus dem Herzogtum Kärnten herausgewachſen.

Karantanien gehörte zum oſtfränkiſchen Reiche, das 843 Ludwig dem Deutſchen zugewieſen worden war. Nach ſeinem Tode (876) folgte ihm in Bayern und den öſtlichen Marken ſein Sohn Karlmann, der die Verwaltung Kärntens und Pannoniens ſeinem unehelichen Sohne Arnulf überließ. Pannonien ging ſpäter an die Ungarn verloren, während Bayern und Kärnten von Grafen verwaltet wurde. Graf Liutpold, der um 893 die Mark Kärnten erhalten hatte, unterlag mit dem bayriſchen Heere 907 den Ungarn, worauf ſein Sohn Arnulf als Herzog an der Spitze des bayriſchen Volkes erſcheint. Auf ihn folgte ſein Bruder Berthold, nach deſſen Tode 947 Kaiſer Otto I. ſeinen eigenen Bruder Heinrich I. zum Herzog von Bayern einſetzte, das nach der Beſiegung des italieniſchen Königs Berengar 952 durch die Marken Friaul und Verona und die Grafſchaften Trient und Iſtrien vergrößert wurde.

Dieſes große Gebiet ging 955 auf Heinrichs I. Sohn Heinrich II., den Zänker, über. Ohne Zweifel wurde aber nach der Schlacht auf dem Lechfelde, als die Oſtmark wiederhergeſtellt wurde, auch der öſtliche Teil Kärntens, das Land an der Mur, als Mark eingerichtet und einem Markgrafen anvertraut. Der erſte bekannte Markgraf dieſer „Kärntner Mark" war Markwart von Eppenſtein, der um 970 erwähnt wird.[2])

---

[1]) Weiß, Geſchichte der Stadt Wien. 2. Aufl. 2 Bde. Wien 1882, 1883. — Geſchichte der Stadt Wien, herausgegeben vom Altertumsvereine. I (bis 1282), Wien 1897. — Hauswirth, Abriß einer Geſchichte der Benediktinerabtei zu den Schotten. Wien 1858.

[2]) Für Kärnten: A. v. Jakſch, Monumenta historica ducatus Carinthiae. 5 Bde. Klagenfurt 1896—1906. I und II: Die Gurker Geſchichtsquellen; III—V: Die Kärtner Geſchichtsquellen 811 bis 1269. — Annales Gurcenses (1088—1180) bei Pertz, M. S., XXIII. — Handbuch der Geſchichte von

Die Vorfahren dieses Markwart waren aus Bayern eingewandert und hatten im heutigen Obersteier viel Besitz erworben, wo einer dieses Geschlechtes, namens Eppo, eine Burg Eppenstein (bei Judenburg) erbaute, nach der man das Geschlecht zu nennen pflegt.[1]) Der Besitz dieser Familie vermehrte sich ungemein: er findet sich auf dem oberen Murboden, im Mürz- und Aflenztale, an der mittleren Mur und im steirischen Unterlande. Um das Jahr 1000 folgte dem Markwart in der Markgrafenwürde sein Sohn Adalbero. Zur Zeit, da die Ostmark dem Babenberger Leopold verliehen wurde (976), trennte Kaiser Otto II. von Bayern Kärnten, die Mark Verona und die Grafschaft Istrien als ein Herzogtum ab und übertrug dieses an Heinrich, den Sohn des früheren bayrischen Herzogs Berthold. Während sich die Ostmark unter einem einzigen Herrschergeschlechte ruhig entwickeln konnte, folgten in diesem umfangreichen Gebiete, in dem Deutsche, Slawen und Romanen wohnten, Herzoge aus verschiedenen Häusern, von denen es keinem gelang, im Lande festen Fuß zu fassen. Noch zweimal wurde Kärnten mit Bayern vereinigt, im Jahre 1002 aber dauernd davon getrennt. In diesem Jahre wurde der bayrische Herzog Heinrich III., Heinrichs des Zänkers Sohn, zum deutschen König (Heinrich II.) gewählt. Dieser übertrug in demselben Jahre Kärnten dem rheinfränkischen Grafen Otto von Wormsfeld, der schon 1004 starb und seinen Sohn Konrad (I.) zum Nachfolger hatte. Der neue Herzog war mit Mathilde, einer Schwester des kinderlosen Herzogs Hermann III. von Schwaben verheiratet und hinterließ bei seinem Tode 1011 einen Sohn Konrad (II.), der noch im Knabenalter stand. Jetzt übertrug der Kaiser Kärnten dem Markgrafen der Kärntner Mark, Adalbero (von Eppenstein), der also das Herzogtum mit der Mark verband. Da er auch einige Grafschaften in der heutigen Obersteiermark in Händen hatte, so reichte sein Amtsbezirk von der Enns

---

Kärnten von Ankershofen, Tangl und Hermann (seit 1842). — Älschker, Geschichte Kärntens. 2 Bde. Klagenfurt 1885.

Für Steiermark: Sig. Pusch und Erasm. Fröhlich, Diplomataria sacra ducatus Styriae. 2 Tom. 1796. - J. v. Zahn, Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark. 3 Bde. (bis 1260). Graz 1875, 1879, 1903. — Steiermärkische Geschichtsblätter, herausg. von Jos. v. Zahn, 6 Bde. Graz 1880—1886. — Codex diplomaticus Austriaco-Frisingensis bis 1265) in den Fontes, 2. Aufl., 31, 35, 36. — Meichelbeck, Historia Frisingensis. 2 Bde. 1724—1729. — Aquilinus J. Caesar, Annales ducatus Styriae. 3 Bde. Graz 1768. — A. v. Muchar, Geschichte des Herzogtums Steiermark. 7 Bde. (bis in das 16. Jahrhundert). 1844—1867. — Mayer, Geschichte der Steiermark. Graz 1898. — J. v. Zahn, Styriaca, Gedrucktes und Ungedrucktes zur steiermärkischen Geschichte und Kulturgeschichte. 2 Bde. Graz 1894—1896. — J. v. Zahn, Steirische Miszellen. Graz 1899. — F. v. Krones R. von Marchland, Verfassung und Verwaltung der Mark und des Herzogtums Steier von ihren Anfängen bis zur Herrschaft der Habsburger. I, Graz 1897.

[1]) Tangl, Die Grafen, Markgrafen und Herzoge aus dem Hause Eppenstein. Im Archiv der W. A. 1850—1855.

bis zum Adriatischen Meere.[1]) Die Tochter eines vornehmen Hauses wurde seine Gemahlin; er vermählte sich mit Beatrix, einer Schwester des Herzogs Hermann III. von Schwaben.

In demselben Jahre (1012), in dem Adalbero von Eppenstein das Herzogtum Kärnten erhielt, starb sein Schwager Hermann III. von Schwaben. Dessen älteste Schwester Gisela war mit dem Babenberger Ernst, dem Sohne des österreichischen Markgrafen Leopold I., vermählt, und dieser Ernst wurde vom Kaiser Heinrich II. zum Herzog von Schwaben erhoben. Nach seinem Tode, der schon im Jahre 1015 eintrat, verheiratete sich seine Witwe mit dem fränkischen Grafen Konrad, der nach dem Tode des Kaisers Heinrich II. (1024) zum deutschen König gewählt wurde. Adalbero war demnach der Schwager des Reichsoberhauptes. Er stand zu König Konrad II. auch lange Zeit in guten Beziehungen, aber im Jahre 1035 fiel er angeblich wegen Hochverrates in Ungnade und verlor Herzogtum und Mark: die letztere wurde dem Grafen Arnold aus dem Geschlechte der Wels-Lambacher verliehen, die Herzogswürde aber erhielt Konrad, der Sohn jenes Konrad, welcher der Vorgänger Adalberos war.

Die mächtigste Familie in Kärnten war die, welche gewöhnlich von Friesach und Zeltschach genannt wird. Sie stammte wahrscheinlich von einem slawischen Geschlechte ab und erhielt von den Kaisern Heinrich II. und Konrad II. neue, ausgedehnte Liegenschaften. Der erstere schenkte Wilhelm, Grafen in Friesach und im Sanntalgau, Sohn der Gräfin Hemma, Güter zwischen der Sann, Save, Sottla und Neiring in Untersteier und in Krain, den dritten Teil eines Salzwerkes bei Admont, Markt- und Mautrechte, das Berg- und Münzregale. Bergbau wurde dann auch auf den Gütern dieser Familie betrieben. Inwiefern diese Familie am Sturze Adalberos beteiligt war, läßt sich nicht sagen; sicher ist, daß der abgesetzte Eppensteiner im Jahre 1036 nach Kärnten zurückkehrte und mit dem Grafen Wilhelm eine Fehde begann, in welcher dieser erschlagen wurde.

Der Traungau (von der Enns bis zum Hausruck) war in zwei Grafschaften geteilt, in eine nördliche, welche der Familie der Wels-Lambacher gehörte, und eine südliche, die vor 1036 auch an diese Familie gelangte. In ihrem Gebiete war am Einflusse der Steier in die Enns die Burg Steier (Steyr) entstanden, die um 985 urkundlich erwähnt wird. Gleichzeitig mit Arnold von Wels-Lambach führte auch sein Sohn

[1]) Über diese Marken und Grafschaften s. Felicetti, Steiermark im Zeitraume vom 8. bis 12. Jahrhundert. Beiträge zur Kunde steirischer Geschichtsquellen. 9 und 10. — Hasenöhrl, Deutschlands südöstliche Marken im 10., 11. und 12. Jahrhundert. Archiv der W. A. 82. — Egger, Das Aribonenhaus. Daselbst, 83.

Gottfried den Titel „Markgraf der Kärntner Mark". Dieser besiedelte die Gegend nördlich vom Semmering und östlich vom Wiener Walde, die als Grafschaft oder Mark Pütten bezeichnet wird.[1]) Die Wels-Lambacher gingen bald ihrem Untergange entgegen. Arnolds Sohn Gottfried wurde 1050 hinterlistig erschlagen, Arnolds übrige Söhne starben, mit Ausnahme Adalberos, der Bischof von Würzburg war, die Burg Lambach wurde zerstört.[2]) Der verlassene Graf Arnold beschäftigte sich nun mit der Einrichtung eines Chorherrenstiftes zu Lambach. Der Besitz des Geschlechtes wurde zerteilt: die Allode in der Mark Pütten fielen an Gottfrieds Tochter Mathilde und deren Gemahl, den Grafen Ekbert von Formbach und Neuburg am Inn, die Herrschaften Wels und Lambach an den Bischof Adalbero; Lambach wurde zur Ausstattung des Klosters verwendet, der Markt Wels erscheint dann im Besitze des Bistums Würzburg. Den östlichen und südlichen Teil des Traungaues erhielt Graf Ottokar, dessen Vorfahren die Grafschaft im Chiemgau innehatten und der ohne Zweifel mit den Wels-Lambachern verschwägert war. Er erlangte jetzt erst Besitz im Traungau und auch in der Kärntner Mark; denn er wurde von Kaiser Heinrich III. zum Markgrafen der Kärntner Mark ernannt.[3]) Da mit der Kärntner Mark damals bereits die obersteirischen Grafschaften vereinigt waren, so umfaßte sie also Mittel- und Obersteier und grenzte im Norden an den Traungau. Markgraf Ottokar I. unternahm 1064, als sich zahlreiche deutsche Pilger nach dem Heiligen Lande begaben, ebenfalls eine Reise dahin, starb aber in Rom und wurde dort bestattet.

Sein Nachfolger im Markgrafenamte wurde sein älterer Sohn Adalbero.[4]) Dieser stand in dem nach einigen Jahren ausbrechenden

[1]) Lampel, Über die Mark Pütten. Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. 1888. — Zahn, Geschichte von Hernstein in Niederösterreich. Wien 1888.

[2]) Vita Adalberonis ep. Wirciburgensis bei Pertz, M. S., XII, 128.

[3]) Die letzte umfassende Arbeit über die steirischen Ottokare, die man als Traungauer zu bezeichnen gewohnt ist, ist die Abhandlung F. v. Krones, Die Markgrafen von Steier. Ihre Anfänge, ihr Verwandtschaftskreis und ihre Kärntner Markgrafschaft vor 1122. Archiv der W. A. 84. Er vertritt die von Pritz (in den Beiträgen zur Landeskunde von Oberösterreich und Salzburg, 1846, S. 123 ff.) und anderen behauptete Anschauung, daß die Ottokare Grafenrechte im Chiemgau, aber auch solche und Besitz im Traungau hatten und daß die Burg Steier auf ihrem Eigengute erbaut worden sei. Dem gegenüber behauptet Strnadt in seiner Abhandlung: „Das Gebiet zwischen der Traun und der Enns" im Archiv der W. A., 94 (wie schon früher in seiner Monographie Peuerbach, erschienen im 27. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, Linz 1868, und in der „Geburt des Landes ob der Enns", 1886), daß die Ottokare erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts in das heutige Oberösterreich als Erben, also als Verwandte der Wels-Lambacher kamen. S. auch Frieß in seiner Geschichte des ehemaligen Nonnenklosters Traunkirchen (Archiv der W. A., 82). Strnadt erklärt die Genealogie der Markgrafen von Steier (Genealogia marchiorum de Stire Vorawiensis, abgedruckt in den Mon. G. S., XXIV, 72) als eine unverläßliche Quelle, verwirft die Anschauung, daß Ozi die Koseform von Otakar ist und behauptet, daß diese Namen verschiedene Personen bezeichnen.

[4]) Daß Adalbero der ältere, Ottokar (II.) der jüngere Sohn Ottokars I. war, ist eine Annahme Krones', die von Strnadt urkundlich bestätigt wurde. S. „Der Traungau usw." S. 92.

Investiturstreite auf der Seite des Kaisers Heinrich IV., während sein Bruder Ottokar (II.) zur Kirche hielt. Zum Kaiser standen auch die Nachkommen Adalberos von Eppenstein, sein Sohn Markwart und dessen Söhne, die ihre zahlreichen Besitzungen in Kärnten und in der Mark bewirtschafteten. Kaiser Heinrich IV. belohnte die ihm anhängliche Familie unter anderem dadurch, daß er einem Sohne Markwarts, Liutold, 1077 das Herzogtum Kärnten verlieh, das seit 1035 von verschiedenen Herzogen verwaltet worden war.

Als Feind des Salzburger Erzbischofs Gebhard und Schädiger seiner Kirche verfiel Markgraf Adalbero dem Kirchenbanne und im Kampfe mit seinen Feinden verlor er um 1088 sein Leben. Es scheint, daß sein Bruder Ottokar (II.), der mit Elisabeth, einer Tochter des österreichischen Markgrafen Leopold II. vermählt war, jetzt (wenn nicht schon früher) die Markgrafenwürde in der Kärntner Mark in Anspruch nahm und sich Markgraf nannte. Zu dem letzten Eppensteiner Heinrich stand er in guten Beziehungen. Auf den Eppensteiner Liutold war im Herzogtume Kärnten sein Bruder Heinrich gefolgt, der sich in dritter Ehe mit Sophie, einer Tochter des Markgrafen Leopold II. von Österreich, verheiratete. Da dieser Herzog keine Kinder hatte, vermachte er seinem Schwager Ottokar II. fast seinen gesamten Besitz in der Kärntner Mark, den nach dem fast gleichzeitigen Tode des letzten Eppensteiners und Ottokars (II.) im Jahre 1122 des letzteren Sohn Leopold antrat. Dieser wurde dann auch Markgraf der Kärntner Mark, die er bis zu seinem Tode 1129 verwaltete. Da sich die Traungauer Markgrafen von Steier nannten, bezeichnete man ihr Gebiet als Mark Steier oder Steiermark. Das Herzogtum Kärnten ging 1122 an das Haus Spanheim[1]) über: Heinrich ist der erste Herzog aus diesem Hause.

Im Herzogtume wie in der Mark hatten, wie schon früher erwähnt wurde, Bistümer und Klöster seit der Karolingerherrschaft manche Besitzung erworben, so Salzburg: Leibnitz, Pettau, Osterwitz, Friesach; Freising: Oberwölz und Gebiete an der Safnitz und Zeier (Bischoflack) in Krain. Bamberg besaß in Kärnten Feldkirchen, das Gebiet von Villach bis Pontafel, Wolfsberg mit dem oberen Lavanttale.[2])

Leopolds (des Starken) Sohn und Nachfolger Ottokar III. regierte in Steiermark von 1129—1164. Er beerbte seinen Verwandten,

---

[1]) Etwa anfangs des 11. Jahrhunderts wanderte ein Graf Siegfried von Spanheim aus Rheinfranken in Kärnten ein, wo er mit der Hand der Gräfin Richardis von Lavant einen reichen Besitz erwarb. — Hieher gehört auch Witte, Genealogische Untersuchungen zur Reichsgeschichte unter den salischen Kaisern. Mitteilungen des Institutes. V. Ergänzungsband, 1899. (Wichtig für die Geschichte der mächtigen Familie der Aribonen.)

[2]) Jaksch, Die Entstehung des Bambergischen Besitzes in Krain. Carinthia 1907.

den Grafen Bernhard von Trixen, der ein Bruder der Herzoge Heinrich und Engelbert von Kärnten war und die kärntische Grafschaft an der Drau verwaltete, die auch als Mark bezeichnet wird. Als Graf Bernhard auf einem Kreuzzuge im Jahre 1148 gestorben war, fiel sein Besitz mit der Markburg (Marburg) an Ottokar, der im Jahre 1159 auch die Grafschaft Pütten erbte.

So war um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Steiermark als politische Individualität ausgebildet; ihr Gebiet ragte aber damals noch nach Ober- und Niederösterreich hinein, da die Orte Steier und Enns sowie das Püttnergebiet, wo Wiener-Neustadt entstand, dazugehörten. Es läßt sich nicht genau verfolgen, wie nach und nach die Loslösung der Mark vom Herzogtume Kärnten und dafür die Verbindung mit Bayern eintrat, wohin die Grafen von Steier gehörten. Unter Ottokars III. Sohn und Nachfolger Ottokar IV. (1164—1192) hörte die Abhängigkeit von Bayern auf. Im Jahre 1180 zertrümmerte Kaiser Friedrich Barbarossa die großen Herzogtümer Bayern und Sachsen und schuf kleinere Gebiete. Auf dem Fürstentage zu Regensburg, am 30. Mai 1180 erhob er Steiermark zum Herzogtume[1]), das nördlich bis zur Donau und westlich bis zum Hausruck reichte. Das nördlich von der Donau gelegene Gebiet von der Großen Rodel (nordwestlich von Linz) bis zur Großen Mühl scheint damals dem Herzog Leopold V. zugefallen zu sein. Herzog Ottokar trat also in die Reihe der Reichsfürsten ein. Da er aber keine Erben hatte und am Aussatze litt, so beschloß er, seine Eigengüter, Dienstmannen und die Vogtei über die Klöster dem Herzog Leopold V. von Österreich zu vermachen. Auf dem St. Georgenberge bei Enns fand im August 1186 eine Zusammenkunft der beiden Herzoge statt; Ottokar erklärte hier den Babenberger und dessen Sohn Friedrich als seine Erben und setzte zugleich die Rechte seiner Ministerialen fest. Daß vorher schon mit dem Kaiser Friedrich I. Barbarossa bezüglich der Übertragung der Herzogswürde auf den Babenberger verhandelt und seine Zustimmung dafür gewonnen worden war, geht aus jenem Punkte der Übertragungsurkunde hervor, der bestimmt, daß der Fürst, der das Herzogtum Österreich innehabe, auch Herzog von Steiermark sein, daß somit die beiden Länder immer in einer Hand vereinigt sein sollen.[2]) Als nach der Rückkehr Leopolds V. aus dem

[1]) Festschrift zur Erinnerung an die Erhebung der Steiermark zum Herzogtum. Graz 1880.

[2]) v. Zahn, U. B., I, 051: ... ut, si idem dux (Leopoldus) et filius eius Fridericus, quibus nostra designavimus, nos supervixerint, qui ducatum tenuerit Austriae, ducatum quoque regat Styriae. Daß die Vereinigung nur für die Zeit des ersten Babenbergers bewilligt wurde, ist doch zweifelhaft. — Jäger, Beiträge zur österreichischen Geschichte. II. Gymnasialzeitschrift. 1856. — Meiller, Regesten der Babenberger. Anm. 267.

Morgenlande im Mai 1192 Herzog Ottokar starb, wurden Leopold und sein Sohn Friedrich noch in demselben Monate vom Kaiser Heinrich VI., dem Nachfolger Friedrichs I., zu Worms mit Steiermark belehnt, wodurch also zwei Herzogtümer vereinigt wurden.

V. Böhmen in der Zeit der Thronkämpfe (1055—1197)[1]

In Böhmen folgte auf Břetislav sein Sohn Spitigniev II. (1055—1061), während dessen Brüder Wratislav, Konrad und Otto als Teilfürsten in Mähren regierten. Spitigniev wollte jedoch auch dieses Land seiner unmittelbaren Herrschaft unterwerfen und führte Konrad und Otto nach Böhmen, während Wratislav nach Ungarn zum König Andreas entfloh.[2] Nachdem er sich mit dessen Tochter Adelheid vermählt hatte, gab ihm Spitigniev, um einer ungarischen Einmischung zuvorzukommen, sein Gebiet in Mähren zurück. Sein Plan, vom Papste die Königswürde zu erlangen, scheiterte. Nach seinem Tode wurde sein Bruder Wratislav II. (1061—1092) Herzog von Böhmen. Von den Brüdern Konrad und Otto, die ihren Besitz in Mähren verloren hatten, erhielt Konrad die Westhälfte mit Znaim und Brünn, Otto die östliche Hälfte mit Olmütz. Diese zwei Fürsten wurden die Stammväter zweier Linien der mährischen Přemysliden, der Brünn-Znaimer und der Olmützer.

Wratislav II. gründete 1063 für Mähren das Bistum Olmütz und stand im Investiturstreite auf Seite Heinrichs IV., in dessen Auftrag er in der Ostmark einfiel, um sie in Besitz zu nehmen. Zwar siegte er bei Mailberg über den Markgrafen Leopold II., doch konnte er das Land nicht behaupten. Der Kaiser verlieh ihm wegen seiner Treue, doch nur für seine Person, den Titel eines Königs von Böhmen und Polen; er setzte ihm selbst im Jahre 1086 zu Mainz die Krone auf, worauf der Erzbischof Engelbert von Trier den neuen König und seine Gemahlin in Prag krönte und salbte. Nach einem Kriege, den er mit

---

[1]) Cosmas (endet 1125): seine Fortsetzer, ein Domherr von Wišehrad (1125—1142) und ein Mönch von Sazawa (bis 1162), bei Pertz, M. S., IX. Annales Pragenses (Pertz, M. S., III); Annales Gradicenses (Hradisch bei Olmütz) und Annales Opatowicenses; ferner die Annalen des Prager Domherrn Vinzenz und des Abtes Gerlach von Mühlhausen (bis 1198), Pertz, M. S., XVII. — Erben, Regesta. I. — Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. III.

[2]) Daß Spitigniev alle in Böhmen ansässigen Deutschen aus dem Lande vertrieben habe, wie Cosmas erzählt, ist unrichtig. Nur die Herzogin-Witwe Judith entfloh mit einem Teile ihres Anhanges und zwar nicht aus nationalen, sondern aus politischen Gründen. S. Loserth in den Mitteilungen des Institutes. IV, S. 177 ff. — Bachmann, Gesch. Böhmens. I, 245.

seinem Bruder Konrad von Brünn führte, berief er diesen zu sich, um ihm als dem ältesten der Přemysliden, mit Übergehung seines eigenen Sohnes Břetislav, die Nachfolge in Böhmen zu übertragen. Die Großen des Reiches erklärten sich damit einverstanden, der Prinz Břetislav dagegen, der unter dem jüngeren Adel einen großen Anhang hatte, begab sich nach Ungarn, um dort eine Wendung in den Verhältnissen Böhmens abzuwarten. Nachdem Wratislav im Jänner 1092 gestorben war, trat Konrad als Herzog von Böhmen die Regierung an, verschied aber schon im September desselben Jahres. Hierauf bestieg Wratislavs II. Sohn, Břetislav II., den Herzogsstuhl.[1])

Břetislav II. (1092—1100) unternahm es, die Senioratserbfolge zugunsten seines Bruders Bořivoj umzustoßen, indem er den Kaiser Heinrich IV. bewog, seinen Bruder im voraus mit Böhmen zu belehnen, obgleich Udalrich, der Sohn Konrads von Brünn, älter war. Er vertrieb diesen und dessen Bruder Lutold aus ihrem ererbten Fürstentum und setzte seinen eigenen Bruder Bořivoj an ihre Stelle. Dieser vermählte sich im Jahre 1099 zu Znaim mit Gerbirg, der Schwester des Markgrafen Leopold III. von Österreich. Im folgenden Jahre wurde

[1]) Břetislav I. † 1055.

Spitignieu II. Herz. v. B. 1055—1061.
Friedrich, Patriarch v. Aquileja.

Wratislav II. Herz. (König) v. B. 1061—1092.

Konrad v. Brünn Herz. v. B. † 1092.
Udalrich v. Brünn † 1115.
Lutold v. Znaim.

Otto I. v. Olmütz † 1087.
Svatopluk Herz. v. B. 1107—1109.
Otto II. † 1126.

Břetislav II. Herz. v. B. 1092—1100.
Bořivoj II. Herz. v. B. 1100—1107. † 1124. G. Gerbirg v. Österr.
Wladislav I. Herz. v. B. 1109—1125.
Sobieslav I. Herz. v. B. 1125—1140.
Wratislav v. Brünn † 1156.
Konrad II. v. Znaim † 1150.
Konrad Otto Herz. v. B. 1189—1191.

Wladislav II. Herz. (König) v. B. 1140—1173. G. Gertrud v. Österr.
Theobald † 1167.
Heinrich.
Wladislav.
Sobieslav II. Herz. v. B. 1173—1178.
Ulrich.

Friedrich Herz. v. B. 1178—1189.
Adalbert Erzb. v. Salzburg.
P. Ottokar I. Herz. v. B. 1192—1193, Herz. (König) 1197—1230.
Wladislav Markg. v. Mähren † 1222.
Heinrich Břetislav Bischof, Herz. 1193—1197.

Herzog Břetislav auf der Jagd ermordet, worauf Bořivoj nach Böhmen eilte, um den Herzogsstuhl zu besteigen. Udalrich und Lutold kehrten darauf in ihr Fürstentum zurück.

Bořivoj II. wurde schon 1107 von dem Teilfürsten Svatopluk von Olmütz entthront und diesen erkannte der deutsche König Heinrich V. als Herzog an. Svatopluk unterstützte Heinrich V. in dessen Kriegen in Ungarn und Polen, wurde aber schon 1109 ermordet. Er hatte fast das ganze Geschlecht der mächtigen Wrschowetze ausrotten lassen, weil ein Mitglied desselben Verrat geübt hatte; dafür stieß ihm ein Ritter, den die Wrschowetz gedungen hatten, einen Speer zwischen die Schultern, so daß der Herzog sogleich seinen Geist aufgab.

Die Wirrnisse der folgenden Jahre auseinanderzusetzen, wäre von geringem Interesse. Als Herzog Wladislav I., der dritte Sohn Wratislavs II., im Jahre 1125 gestorben war, wurde sein Bruder Sobieslav I. Herzog. Sein Vetter Otto, Teilfürst von Olmütz, begab sich nach Regensburg zum deutschen König Lothar, den er um Unterstützung bat, da er als der älteste Přemyslide ein näheres Recht auf Böhmen habe. Da Sobieslav nicht persönlich vor Lothar erschien, entschloß sich dieser zum Kriege und führte noch im Winter 1126 ein Heer über die schneebedeckten Höhen des Erzgebirges in den Talkessel von Kulm. Das deutsche Heer erlitt hier eine Niederlage, auch der mährische Fürst Otto, der Urheber des Krieges, fiel. König Lothar knüpfte Unterhandlungen mit dem Herzog Sobieslav an, und dieser, der Sieger, erschien vor Lothar und bekannte sich als seinen Lehensmann. Er hielt um so fester zum Kaiser, je häufiger er mit den mährischen Teilfürsten zu kämpfen hatte. Auch zu Lothars Nachfolger, dem Staufen Konrad III., stand er in guten Beziehungen. Er bat diesen im Jahre 1138 zu Bamberg, seinen fünfjährigen Sohn Wladislav mit Böhmen zu belehnen, und Konrad III. ließ sich dazu herbei. Die anwesenden böhmischen Großen leisteten auf die Reliquien von Heiligen einen Eid, daß sie den Prinzen als ihren zukünftigen Herrscher ansehen wollten.[1]) So ließ Sobieslav die Senioratserbfolge außer acht, um zur Primogeniturerbfolge überzugehen. Doch die Böhmen, die sich auf einem Landtage durch einen zweiten Eidschwur verpflichtet hatten, an dem Sohne des Herzogs festzuhalten, wahrten sich ihr Wahlrecht, indem sie nach des Herzogs Tode 1140 nicht seinen Sohn, sondern seinen Neffen, der auch Wladislav hieß, zum Herzog erhoben.

Wladislav II. (1140—1173) vermählte sich mit Gertrud, der Tochter des Herzogs Leopold III. von Österreich und Stiefschwester des

[1]) Canonicus Wissegr. contin. Cosmae. A. a. 1138.

ersten Staufen Konrad III. und gewann somit des letzteren Gunst. Auf ihn konnte er rechnen, als in Böhmen neuerdings Unruhen ausbrachen. Den böhmischen Großen war der Herzog, dem sie doch zu seiner Würde verholfen hatten, viel zu tatkräftig. Sie verbanden sich daher mit den unzufriedenen mährischen Teilfürsten Konrad von Znaim, Wratislav von Brünn und Otto von Olmütz und mit Sobieslavs Sohn Wladislav. Diese Partei wählte Konrad von Znaim zum Herzoge, der 1142 mit einem Heere in Böhmen einrückte. Auf dem Wysokaberge, westlich von Kuttenberg, kam es zur Schlacht. Herzog Wladislav unterlag. Er entkam nach Prag, übertrug seinem Bruder Theobald die Verteidigung der Burg und eilte dann nach Frankfurt zu Konrad III. Dieser drang über den Böhmerwald vor und richtete seinen Marsch gegen Prag, das von den Aufständischen belagert wurde. Sie zogen sich beim Anmarsche der Deutschen nach Mähren zurück und Konrad III. rückte in Prag ein.

Herzog Wladislav strafte die mährischen Fürsten durch Verwüstung ihrer Gebiete, ließ sie aber im Besitze ihrer Fürstentümer.

Als Wladislav im Jahre 1147 mit Konrad III. an dessen Kreuzzug teilnahm, setzte er seinen Bruder Theobald zum Statthalter ein. Jetzt wollte sich Sobieslav, Sobieslavs I. Sohn, zum Herzog aufschwingen, doch der Versuch mißlang. Sobieslav wurde gefangen und nach Wladislavs Rückkehr auf der Burg Pfraumberg bei Tachau in Haft gehalten.

Dem Kaiser Friedrich Barbarossa sagte der Herzog zu, ihn mit einem großen Heere nach Italien zu begleiten, wo die widerspenstigen Mailänder unterworfen werden sollten. Dafür erhob der Kaiser den Herzog auf dem Reichstage zu Regensburg 1158 zum König und gab ihm und seinen Nachfolgern das Recht, sich an den hohen Festtagen zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, sowie an den hohen böhmischen Nationalfesten der Heiligen Wenzel und Adalbert die Krone durch die Bischöfe von Prag und Olmütz aufsetzen zu lassen. Noch in demselben Jahre zog Wladislav in Begleitung seines Bruders Theobald und seines ausgezeichneten Ratgebers, des Bischofs Daniel von Prag, über Tirol nach Italien. Vor Mailand glänzte er durch seine Tapferkeit, seine Fürbitte flehten die Mailänder an, als sie sich zur Unterwerfung gezwungen sahen. Noch dreimal beteiligten sich böhmische Heere an den Kämpfen des Kaisers in Italien. Die Beziehungen zwischen diesem und dem König erkalteten jedoch, als des letzteren Sohn, Adalbert, der Erzbischof von Salzburg geworden war, dem Papste Alexander III. anhing, den der Kaiser nicht anerkannte.

Wladislav setzte seinen Sohn Friedrich unter Mißachtung der Rechte der einheimischen Linie zum Fürsten von Olmütz ein. Dieser legte 1169 den Grund zur Kolonisation des Waldgebietes zwischen der Betschwa und Oder mit dem Mittelpunkte Weißkirchen. Zu Gunsten dieses seines Sohnes legte der König 1173 seine Würde nieder, aber der Kaiser berief Vater und Sohn vor sich und ordnete die böhmischen Angelegenheiten. Dem Prinzen Friedrich wurde das böhmische Herzogtum abgesprochen, weil er es nicht aus der Hand des Kaisers und ohne Zustimmung der Böhmen erhalten habe, und dem aus der Haft entlassenen Prinzen Sobieslav als Herzog (nicht als König) übertragen.

Sobieslav II. (1173—1178) nahm sich des niederen Volkes gegenüber den Großen an, wodurch er zwar den Beinamen „der Bauernfürst" erwarb, es sich aber bei dem hohen Adel verdarb. Im August 1176 unternahm er infolge von Grenzstreitigkeiten einen Kriegszug gegen Heinrich Jasomirgott von Österreich, dessen Land er schrecklich verwüstete, und im folgenden Winter wiederholte er diesen Raubzug. Dadurch erschütterte er aber seine Stellung: der Papst belegte ihn mit dem Kirchenbanne, weil den Kirchen großer Schaden zugefügt worden war, und der Kaiser belehnte anfangs 1177 den früher übergangenen Friedrich, Wladislavs II. Sohn, mit Böhmen.

Friedrich, der bisher teils am Hofe des Kaisers, teils bei König Bela von Ungarn gelebt hatte, mußte sich Böhmen erst erobern. Er sammelte in Deutschland und Österreich ein Heer und rückte 1178 so rasch in Böhmen ein, daß Sobieslav nur geringen Widerstand leisten konnte. Nicht lange blieb Friedrich unangefochten auf dem Herzogsstuhle. Schon im Jahre 1182 bildete sich eine Verschwörung gegen ihn und die Großen beriefen den Fürsten Konrad Otto von Znaim, der damals wahrscheinlich auch die Teilfürstentümer Brünn und Olmütz und somit ganz Mähren in seiner Gewalt hatte[1]), auf den böhmischen Thron. Friedrich, aus dem Lande vertrieben, rief die Hilfe des Kaisers an, der den Konrad Otto und die böhmischen Großen vor seinen Richterstuhl nach Regensburg berief. Hier teilte er Böhmen dem Friedrich, Mähren dem Konrad Otto zu, der den Titel „Markgraf" erhielt; Mähren sollte von Böhmen unabhängig und wie dieses ein Lehen des deutschen Reiches sein. Mähren wurde somit eine reichsunmittelbare Markgrafschaft.

So war Friedrich zum dritten Male Herzog von Böhmen geworden. Aber auch jetzt war seine Regierung keine ruhige. Als er sich im Jahre 1184 in Deutschland aufhielt, brach ein Aufstand aus, doch

[1]) Bretholz, Geschichte von Mähren. 338.

sein Bruder, der Erzbischof Adalbert von Salzburg, eilte mit einem Heere rasch nach Böhmen und zwang die Aufständischen zur Unterwerfung. Den Markgrafen Konrad Otto zwang er durch Verwüstung seines Landes Mähren zu einem Vertrage, indem der Markgraf die reichsunmittelbare Stellung seines Landes aufgab; doch wurde dieses Abkommen vom Kaiser nie bestätigt. Nach Friedrichs Tode 1189 erkannten die Böhmen den Konrad Otto von Mähren als ihren Herzog an, der von Kaiser Friedrich mit Mähren und mit Böhmen belehnt wurde. So waren diese Länder wieder in einer Hand vereinigt. An der Spitze einer Schar Böhmen begleitete der neue Herzog den Kaiser Heinrich VI. 1191 nach Italien. Sein Herzogtum sah er nicht wieder, denn er starb 1191 bei Neapel. Nun eilte der Bischof von Prag, der Přemyslide Heinrich Břetislav, zum Kaiser, der eben aus Italien zurückgekehrt war, um dessen Gunst für seine Vettern Přemysl Ottokar und Wladislav, Söhne Wladislavs II., zu gewinnen. In der Tat belehnte Heinrich VI. den Přemysl Ottokar I. mit Böhmen und Wladislav mit Mähren, doch mußten diese Fürsten versprechen, ihm 6000 Mark Silber für ihre Erhebung zu entrichten, für deren Auszahlung sich der Bischof verbürgte.

Nicht lange nachher schloß sich Přemysl Ottokar den Feinden des Kaisers an, was der Prager Bischof dem Kaiser mitteilte. Die Folge davon war, daß Heinrich VI. 1193 den Herzog Přemysl Ottokar als Hochverräter absetzte und den Bischof Heinrich Břetislav mit Böhmen und wohl auch mit Mähren belehnte. Dieser fand bald allgemeine Anerkennung, unterwarf auch Wladislav von Mähren und nannte sich „Herzog von Böhmen und Bischof sowie Markgraf von Mähren“ Doch verteilte er die drei mährischen Provinzen, Olmütz, Brünn und Znaim, an přemyslidische Prinzen.

Der Bischof-Herzog schloß sich innig an den mächtigen Kaiser Heinrich VI. an, starb aber schon im Jahre 1197. Darauf erhoben die Böhmen den früheren Markgrafen Wladislav III. von Mähren zum Herzoge; doch auch dessen Bruder Přemysl Ottokar, der schon einmal Herzog gewesen war, bemühte sich, das Land zu erringen und erschien mit einer Streitmacht in Böhmen. Es kam jedoch nicht zum Bürgerkriege. Die Brüder schlossen vielmehr einen Vergleich, nach dem Přemysl Ottokar in Böhmen, Wladislaw in Mähren regieren sollte. Da sich aber Wladislav dem Bruder unterordnete, war die reichsunmittelbare Stellung Mährens aufgegeben.

Erst jetzt kamen ruhigere Zeiten für die so oft durch Kriege heimgesuchten böhmischen Länder.

VI. Ungarn unter den Königen Ladislaus und Koloman (1077—1114)[1])

König Ladislaus (1077—1095) führte die Erwerbung Kroatiens herbei.

Kroatien hatte sich nach Abschüttelung der fränkischen Herrschaft in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts selbständig gemacht, dann seine Herrschaft über das von Slowenen bewohnte Land zwischen Save und Drau und teilweise über die Romanen Dalmatiens ausgedehnt, seine Macht aber gegenüber dem byzantinischen Reiche und den Dogen von Venedig nicht ganz zu behaupten vermocht. Um 1075 wurde ein einheimischer Großer, Swinimir, zum Herzog von Kroatien und Dalmatien erhoben, der sich die Gunst des Papstes Gregor VII. zu erringen verstand. Der Legat des Papstes krönte ihn 1076 zu Salona zum König, wobei er dem päpstlichen Stuhle den Lehenseid schwur. Er war mit Helena (Lepa), der Schwester des Königs Geisa I. von Ungarn, vermählt, hatte aber keine Kinder. Als Swinimir 1088 gestorben war, brachen unter den kroatischen Großen Streitigkeiten aus, die zur Einmischung Ladislaus' führten. Dieser rückte 1091 in das Land ein, eroberte es und übertrug die Verwaltung seinem Neffen Almus, dem Sohne Geisas. In Agram gründete er ein Bistum und setzte als ersten Bischof einen lateinischen Priester slawischer Abkunft namens Duch ein.

Um Siebenbürgen hatten alle ungarischen Könige bis Ladislaus mit den Petschenegen und Kumanen[2]) zu kämpfen gehabt. Ladislaus sicherte den Besitz des Landes dadurch, daß er an der Ostgrenze Magyaren (Szekler) als Grenzhüter ansiedelte; auch gründete er in Siebenbürgen ein Bistum, dessen Sitz Weißenburg war, das nachmals nach Kaiser Karl VI., der die Festung Weißenburg erneuerte, den Namen Karlsburg erhielt. Von großer Bedeutung war Ladislaus als Gesetzgeber. Seine Gesetze sind in zwei Büchern erhalten, von denen

[1]) Vita s. Ladislai bei Endlicher, Monum. — Keza, Annales veteres Ungarici (997 bis 1241). Archiv der Wiener Akademie. 1842, S. 502. — Die ungarischen Chroniken: das Chronicon Budense (bis 1458), herausgegeben von Podhraczky 1838; die Dubniczer Chronik bei Florianus Font. domestici, III (bis 1355, mit Fortsetzung bis 1479). Chronicon (pictum Vindobonense) de gestis Hungarorum bis 1330 (Bilderchronik, Marci chronicon genannt) bei Florianus, Font., II. Der Verfasser soll der deutsche Dichter Heinrich von Mügeln sein, dem auch eine Chronik in lateinischen Versen (Engel, Monum. ungrica, S. 3 ff.) zugeschrieben wird. — Chronicon Posoniense (bis 1330) bei Florianus, IV, S. 1 ff. — Über den Zusammenhang Marczali, Geschichtsquellen, Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen, I, im Anhang, Rademacher, in den Forschungen zur deutschen Geschichte, 25. — Thomae archidiaconi Spalatensis Historia pontificum Salonitanorum atque Spalatensium (bis ca. 1270), bei Schwandtner, III, Pertz, M. S., 29 (Thomas schrieb um 1300). Der I. Band der Monumenta spectantia hist. Slavorum merid. (Zagrabiae 1868) enthält Quellen von 960—1335.

[2]) Über die Kumanen (Cuni, Polovci) vgl. Gherghel, Zur Geschichte Siebenbürgens. S. 35 ff.

das eine die Beschlüsse einer unter dem Vorsitze des Königs im Jahre 1092 versammelten Reichsversammlung, das zweite die Beschlüsse einer in St. Martinsberg abgehaltenen Versammlung der ungarischen Großen enthält. [1])

Die Bestimmungen des ersten Dekretes zeigen, daß das Heidentum noch nicht ganz verschwunden war. Wer auf heidnische Weise in Heiden, bei Quellen und Brunnen opfert, wird mit Abnahme eines Ochsen bestraft. Wie in den österreichischen und böhmischen Ländern, waren auch in Ungarn die gegen das Zölibat gerichteten Anordnungen des Papstes Gregor VII. nicht durchführbar. Daher ordnet das königliche Dekret an: Jeder Priester, der zum zweiten Male heiratet, soll von seinem Weibe getrennt werden, doch ist die erste Ehe zu dulden. Juden dürfen sich nicht mit Christen ehelich verbinden, auch keine christlichen Dienstboten halten. Ismaeliten (mohammedanische Chazaren und Bulgaren), die nach Empfang der Taufe wieder vom Christentum abfallen, sollen in andere Dörfer versetzt werden. Die Heilighaltung des Sonntags wird streng geboten. Wer den Gottesdienst versäumt, kann gezüchtigt werden. Weltlichen, die an Sonntagen zur Jagd ausziehen, sollen Pferde und Hunde abgenommen werden, Geistliche verlieren ihr Amt.

Die Bestimmungen des zweiten Dekretes beziehen sich größtenteils auf die Sicherung des Eigentums. Wer mehr als den Wert einer Henne stiehlt und dabei ertappt wird, soll aufgehängt werden, auch wenn er adelig ist. Wer eine Henne oder eine Gans stiehlt, soll sein Auge verlieren; ist der Dieb ein Geistlicher, soll er mit Ruten gepeitscht werden. Doch sollen die Asyle, nämlich der Hof des Königs, die Kirchen und die „Füße des Bischofs" auch den Dieben insoferne zugute kommen, als sie vor der Todesstrafe gesichert sind. Edelleute sollen ihre diebischen Verwandten nicht schützen, sondern sie selbst in Gewahrsam nehmen. Ein Edelmann, der in das Haus eines anderen eindringt und dort eine Gewalttat verübt, soll zwei Dritteile seines Vermögens verlieren, oder wenn er nichts besitzt, in die Sklaverei verkauft werden.

Ladislaus starb im Jahre 1095 und hatte seines Bruders Geisa Sohn Koloman (1095—1114) zum Nachfolger. Koloman war zwar körperlich mißgestaltet, aber ausgezeichnet durch wissenschaftliche Bildung, weshalb er auch der „Bücherkundige" genannt wurde.

Nach Ladislaus' Tode fielen die Kroaten von Ungarn ab und wählten einen einheimischen Großen namens Peter zum König. Koloman rückte an die Drau vor, wo sich ihm ein kroatisches Heer entgegen-

[1]) Die Dekrete bei Endlicher, Monum. Arpadiana.

stellte. Es kam zu keiner Schlacht, vielmehr bewog Koloman die Kroaten zu einem Vertrage, nach welchem sie die Oberherrschaft Ungarns zugestanden; doch durften sie keinen Tribut entrichten, sondern mußten sich nur verpflichten, dem ungarischen Könige in einem Verteidigungskriege beizustehen. Kroatien von der Drau bis Belgrad (Zara vecchia am Kanal von Zara) wurde von einem Ban oder von einem Mitgliede des Herrscherhauses als Herzog verwaltet. Koloman nannte sich König von Kroatien und Dalmatien.

In den nächsten Jahren zogen verschiedene Scharen Kreuzfahrer durch Ungarn; zuerst kam Peter von Amiens, der ohne Hindernis durchzog, dann erschien die zuchtlose Schar des Priesters Folkmar, die von Koloman geschlagen wurde. Auch die Leute des Priesters Gottschalk, die sich der Stadt Wieselburg bemächtigten, wurden besiegt, die Schar des Ritters Emicho erlitt das gleiche Schicksal. Die Kreuzfahrer, die unter Gottfried von Bouillon ungarischen Boden betraten, zogen in Ordnung durch das Land.

Ein Kriegszug, den Koloman über die Karpaten unternahm, um den Fürsten Přemysl zu bekämpfen, endete mit einer Niederlage des ungarischen Heeres vor Přemysl. Dagegen gelang es dem König, seine Herrschaft in südlicher Richtung zu erweitern. Im Jahre 1102 ließ er sich in Belgrad zum König von Kroatien und Dalmatien krönen. Darauf unterwarf er die Städte Spalato und Zara sowie die Inseln Veglia, Cherso und Brazza. Die ungarische Herrschaft reichte somit bis an die Narenta. Die Republik Ragusa behauptete sich in den sich kreuzenden Bestrebungen der Ungarn, Venetianer und Byzantiner.[1])

Mit seinem ehrgeizigen, aber geistig unbedeutenden Bruder Almus hatte Koloman wiederholt Kämpfe zu bestehen. Es scheint, daß Almus nach der Krone strebte. Der König ließ ihn zuletzt gefangennehmen und samt seinem Sohne Bela blenden.

Wie sein Vorgänger, zeichnete sich Koloman als Gesetzgeber aus. Auch ordnete er das Steuerwesen. Bisher war von jedem Freien eine Kopfsteuer von acht Denaren eingehoben worden. Diese wurde beseitigt. Dagegen mußten Bürger, die gegen Wochenlohn arbeiteten, Fremde, die sich auf dem Gebiete einer Stadt ansiedelten, eine Steuer von acht Denaren entrichten. Freie und Gäste, die im Dienste eines Gutsherrn arbeiteten, zahlten für ihre Freiheit eine Steuer. Kaufleute, die gewinnbringenden Handel trieben, mußten von jetzt an doppelt soviel zahlen als bisher.

[1]) Von den italienischen Quellen besonders die Annalen des Andreas Dandolo bei Muratori, Rer. Ital. Script., XII (bis 1280), dazu die venezianischen Jahrbücher (bis 1195), die Simonsfeld im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtsk., I, 400, herausgegeben hat.

Alles Eigentum, das vom König Stephan vergabt worden war, wurde für frei vererblich erklärt; jüngere Verleihungen dagegen sollten nur auf Männer vererben; die Vererbung an Frauen wurde daher verboten. Wenn Söhne oder Brüder oder Brudersöhne mangelten, sollte der Besitz an den König fallen.

Kolomans Ansehen war in seinem ganzen Reiche sehr groß. Otto von Freising sagt[1]): „Ihrem Könige gehorchen die Ungarn so unbedingt, daß jeder es für unrecht hält, ihn durch offenen Widerspruch zu reizen oder auch nur heimlich zu tadeln."

Koloman war zuerst mit Busilla, der Tochter des Grafen Roger von Sizilien vermählt, von der er eine Tochter und einen Sohn Stephan hatte. Seine zweite Gemahlin Predslava, die Tochter des Fürsten Wladimir von Kiew, verstieß er. Sie floh und brachte in Rußland den Prinzen Borics zur Welt.

VII. Ungarn unter byzantinischem Einflusse (1114—1204)[2])

Die Venezianer benützten die Minderjährigkeit des dreizehnjährigen Königs Stephan II. (1114—1131), des Sohnes und Nachfolgers Kolomans, um die Inseln und Städte Dalmatiens zu erobern. Doch gewann Stephan später diese verlorenen Gebiete außer Zara wieder zurück. Er führte auch zwecklose Kriege mit dem Markgrafen Leopold III. von Österreich, mit dem der böhmische Fürst Bořivoj verbündet war, kämpfte in Polen und mit den Byzantinern. Die Opposition des Adels bestrafte er mit Güterkonfiskationen, die der Kirche zugute kamen, und mancherlei Grausamkeiten, wodurch er sich sehr unbeliebt machte.[3])

Der geblendete Almus war nach Konstantinopel geflohen, dessen Kaiser von jetzt an immer mehr Einfluß in Ungarn zu erringen trachteten. Des Almus Sohn Bela, der ebenfalls geblendet war, blieb im Lande zurück und lebte verborgen im Benediktinerkloster Pecsvarad. Diesen Prinzen ernannte König Stephan, der selbst keine Kinder hatte, zu seinem Nachfolger und gab ihm Helena, die Tochter des Serbenfürsten Urosch, zur Gemahlin.

---

[1]) Gesta Friderici. I, 31.

[2]) Neben Dandolo, den ungarischen Chroniken, den Fortsetzern des Cosmas und Otto v. Freising die zwei byzantinischen Geschichtschreiber Nicetas Choniates, Byzantina historia annorum, 88 (1118 bis 1206), und Joh. Cinnamus, Epitome rerum ab Joanne et Alexio Comnenis gestarum (Bonner Ausgabe, 1836—1837).

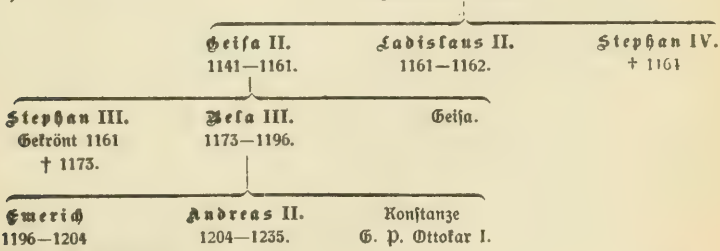
[3]) Vgl. die Erklärung einer solchen Grausamkeit, die Thuroczy berichtet, bei Szalay, Geschichte Ungarns, I, S. 282, Anm. 2.

Bela II. der Blinde (1131—1141) ließ sich ganz von seiner Gemahlin leiten, die auf einer Reichsversammlung zu Arad eine große Zahl Vornehmer, die an der Blendung ihres Gemahl Schuld tragen sollten, ermorden oder vertreiben ließ. Unzufriedene Ungarn riefen Borics, den Sohn Kolomans, aus Polen herbei, dessen Einfälle in Ungarn jedoch ohne Erfolg blieben. Seine Tochter Sophie verlobte Bela II. mit Heinrich, dem Sohne des deutschen Königs Konrad III. Als die Verlobung aufgehoben worden war, trat die Prinzessin, die in Regensburg erzogen wurde, als Nonne in das Kloster Admont ein. Unter Belas ältestem Sohne Geisa II. (1141—1161) wanderten viele Deutsche aus den niederrheinischen Gegenden, aus den Gebieten zwischen Mosel und Maas, aus der Eifel und Luxemburg in Ungarn ein und ließen sich in der Zips und in dem wenig bewohnten Transsilvanien nieder. Sie erbauten am Flusse Szeben (Sibin) die Sibinburg (Hermannstadt). Das Nösnerland (der Bistritzer Gau) war vielleicht schon vor Geisa von Deutschen besiedelt worden.

Geisa führte Kriege mit Heinrich Jasomirgott, mit Kaiser Manuel von Konstantinopel und kämpfte auch in Galizien. Von diesen Ereignissen ausführlich zu reden, ist überflüssig, dagegen verdient erwähnt zu werden, daß Geisa 1158 dem Kaiser Friedrich I. 600 Bogenschützen nach Italien sandte, wo sie an der Belagerung Mailands teilnahmen.

Nach Geisas Tode wurde Ungarn von Thronstreitigkeiten heimgesucht.[1]) Zunächst wurde Geisas zwölfjähriger Sohn Stephan III. als König anerkannt. Kaiser Manuel verlangte jedoch von den Ungarn, daß sie Geisas II. Bruder Ladislaus als König und dessen Bruder Stephan IV. als Thronfolger annähmen; da er seine Forderung mit Waffengewalt unterstützte, mußten sich die Ungarn fügen. Ladislaus II. starb schon im Jänner 1163, worauf sein Bruder Stephan IV. als König anerkannt wurde. Doch dieser verlor bald allen Anhang und floh zum Kaiser Manuel.

[1])



G. Konstanze von Aragonien.

Jetzt verlobte Manuel, der keinen Sohn hatte, den Prinzen Bela, den Bruder Stephans III. mit seiner Tochter Maria und versprach sogar, ihn zu seinem Nachfolger in seinem Reiche einzusetzen. Da er jedoch seinen Plan, Ungarn unter seine Botmäßigkeit zu bringen, nicht aufgab, so dauerten die Kriege fort. Während derselben starb Stephan IV. im Jahre 1164 und Stephan III. im Jahre 1173. In dieser Zeit kamen Dalmatien, Bosnien und ein Teil Kroatiens unter byzantinische Herrschaft. Vom arpadischen Stamme waren nunmehr nur noch zwei Brüder Stephans III. übrig: Bela und Geisa, von denen der erstere den Thron bestieg.

Bela III. (1173–1196) war in Byzanz erzogen worden. Der Kaiser Manuel hatte ihm nicht, wie er versprochen, seine Tochter Maria, sondern Agnes, eine Schwester seiner zweiten Gemahlin, Prinzessin von Antiochien, zur Gemahlin gegeben. Er hatte dem Kaiser schwören müssen, stets die Interessen des griechischen Reiches im Auge zu behalten. Das ungarische Volk war ihm nicht günstig gesinnt, denn er erschien wie ein Werkzeug der byzantinischen Politik; auch zog man seine Rechtgläubigkeit in Zweifel. Doch bald erwies er sich als ein tatkräftiger Herrscher, der dem Reiche neuen Glanz zu verleihen imstande zu sein schien. Der Einfluß Konstantinopels nahm unter ihm, der doch dort erzogen war, bedeutend ab.

Nach Manuels Tode (1180) besetzte König Bela einen Teil Dalmatiens und auch Zara schloß sich Ungarn an, was einen Krieg mit Venedig zur Folge hatte. In dieser Zeit gab der König die Gespanschaft Modrus dem Grafen Bartholomäus von Veglia aus dem Geschlechte der Frangipani zu Lehen.

Galizien oder Rotrußland, von den weißen Kroaten bewohnt, das Flußgebiet des Don und des Dniester, war ein russisches selbständiges Teilfürstentum. Die bedeutendsten Städte waren Halitsch und Przemysl; die Fürsten hatten dem Adel, den Bojaren, gegenüber nur eine geringe Macht. Als Fürst Wladimir von Halitsch 1187 vom Herzog Kasimir von Polen entthront wurde, floh er zum König Bela, der ihn jedoch einkerkerte. Bela zog hierauf mit Heeresmacht über die Karpaten, vertrieb den Fürsten Roman von Wolhynien, den die galizischen Bojaren zu ihrem Fürsten ausgerufen hatten, und setzte seinen zweiten Sohn Andreas zum Fürsten ein. Aber die ungarische Herrschaft dauerte nicht lange. Der eingekerkerte Wladimir entkam und wurde von Kasimir von Polen wieder in sein Fürstentum eingesetzt.

Bela war zweimal verheiratet; von seiner ersten Gemahlin hatte er zwei Söhne, Emerich und Andreas. Seine zweite Gemahlin war

Margareta, die Schwester des französischen Königs Ludwig VII. und Witwe Heinrichs II. von England. Seine Tochter Konstanze verlobte er 1189, als Friedrich Barbarossa mit dem Kreuzheere durch Ungarn zog, mit dessen Sohn Friedrich. Da dieser Prinz schon im folgenden Jahre starb, vermählte sie sich mit Přemysl Ottokar I. von Böhmen. Mehrmals hatte der König sich vorgenommen, einen Kreuzzug zu unternehmen, aber er hatte das Gelübde nicht erfüllt. Er trug daher seinem zweiten Sohne Andreas, dem er große Güter und eine hohe Geldsumme hinterließ, auf, statt seiner den Kreuzzug zu unternehmen.

Bela III. war ein trefflicher König: die Grenzen des Reiches waren bei seinem Tode erweitert und gesichert, Ruhe und Ordnung herrschten im Inneren; denn er „verfolgte die Diebe und Räuber" Seine Hofkanzlei hatte er nach den in Konstantinopel und in den westlichen Kulturländern bestehenden Einrichtungen umgestaltet.

Auf Bela III. folgte sein älterer Sohn Emerich (1196—1204), der sich mit Konstanze von Aragonien vermählte. Sein Bruder Andreas trachtete nach der Krone Ungarns und erzwang sich von Emerich die Abtretung von Kroatien, Dalmatien und Rama, worunter man einen Teil der Herzegowina verstand. Dazu eroberte Andreas noch das angrenzende, von Serben bewohnte Gebiet von Chlum, südlich von der Narenta. Er nannte sich Herzog von Dalmatien, Kroatien und Chlum.

Damals war das serbische Reich in sich zerrüttet, so daß Emerich in dessen Angelegenheiten sich einmischen konnte. Er vertrieb den Fürsten Stephan und setzte dessen Bruder Vulcan (Vlk) zum Fürsten ein; doch mußte dieser die Oberhoheit Ungarns anerkennen, weshalb Emerich den Titel eines Königs von Serbien annahm. Dafür wurde der Umfang Ungarns auf einer anderen Seite geschmälert. Im Jahre 1202 eroberten die Venezianer mit Hilfe der Kreuzfahrer Zara, das fortan bei Venedig blieb. Zuletzt brach wieder ein Krieg mit Andreas aus. Emerich behielt die Oberhand und warf seinen Bruder in den Kerker. Hierauf ließ er sein dreijähriges Söhnchen Ladislaus III. zum König krönen, doch bald nachher starb er. Zuvor hatte er Andreas die Freiheit gegeben, ihn zum Vormunde seines Sohnes ernannt und ihm die einstweilige Regierung des Reiches übertragen. Da jedoch Andreas nach der Krone strebte, floh die Königin-Witwe mit dem Prinzen Ladislaus zum Herzog Leopold VI. nach Wien. Dort starb der Königssohn (1205) und Andreas bestieg den Thron Ungarns.

VIII. Österreich und Steiermark unter Leopold V., Leopold VI. und Friedrich dem Streitbaren (1192—1246)

Im Jahre 1189 zog Kaiser Friedrich Barbarossa mit einem zahlreichen Heere durch Österreich und Ungarn in das Morgenland.[1]) Im folgenden Jahre nahm auch der österreichische Herzog Leopold das Kreuz. Der alte Kaiser fand in Kleinasien den Tod und hatte im Reiche seinen Sohn Heinrich VI. zum Nachfolger. Die Kreuzfahrer belagerten das feste Accon. Bei der Eroberung im Juli 1191 geschah es, daß der übermütige König Richard Löwenherz von England das österreichische Banner, das auf einem eroberten Turme aufgesteckt worden war, herabreißen und in den Staub treten ließ. Leopold mußte damals die Maßlosigkeit des Königs erdulden; er verließ mit den Seinen die Stadt und lagerte sich in den Zelten. Darauf zog er zugleich mit König Philipp August von Frankreich heimwärts.

Die Sage bringt mit dem Kreuzzuge Leopolds V. auch die Entstehung des neuen österreichischen Wappenschildes, eine weiße Binde im roten Felde, in Zusammenhang. Der Herzog, heißt es, habe so tapfer gekämpft, daß sein Waffenrock vom Blute der Feinde bis auf den Streifen, den die Schwertbinde bedeckte, gefärbt gewesen sei. Neuere Forschungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß der österreichische Wappenschild wirklich aus dem Morgenlande stamme, wo der sogenannte Bindenschild im Gebrauche war.[2])

Nach seiner Rückkehr bot sich dem Herzog Gelegenheit, die Schmach, die er zu Accon hatte erdulden müssen, zu rächen. Richard Löwenherz hatte sich nicht nur den österreichischen Herzog zum Feinde gemacht; er hatte sich auch mit den Gegnern des Kaisers Heinrich VI. verbunden, der ihn daher zum Reichsfeinde erklärte und jedermann befahl, ihn gefangen zu nehmen. Richard verließ im Oktober 1195 Accon und gedachte den Heimweg durch Deutschland zu nehmen. Durch einen Sturm wurde sein Schiff von den anderen getrennt und scheiterte in der Gegend von Aquileja. In Kaufmannskleidern gelangte er über Friesach nach Wien, wo er in dem Dorfe Erdberg, jetzt zum III. Bezirke von Wien gehörig, verweilte.[3]) Er sandte den einzigen Knappen, den er hatte, in die Stadt, um Lebensmittel zu kaufen. Die byzantinischen Goldstücke, mit denen

[1]) Historia de expeditione Friderici imper. Fontes der W. A., 1. Abteilung, V. Dazu Chroust, Die Überlieferung des dem Ansbert zugeschriebenen Berichtes ꝛc. Neues Archiv der Gesellschaft f. ältere d. Gesch. 16 (1891). — Chroust, Tageno, Ansbert und die Historia Peregrinorum. Graz 1892.

[2]) Karabacek, Ein damaszenischer Leuchter des 14. Jahrhunderts. Repertorium für Kunstwissenschaft, I, 15 des Sonderabdruckes.

[3]) Contin. Cremif. (1122—1216); Kneller, Richard Löwenherz deutsche Gefangenschaft. Freiburg 1893. — Juritsch, S. 323 ff.

der Knappe zahlte, erregten Argwohn; gefangen und gefoltert, gestand er, wer und wo sein Herr sei. Wiener Bürger eilten vor das Bauernhaus, in dem der König wohnte, und forderten ihn auf, sich zu ergeben. Auch der Herzog wurde verständigt und kam herbei. Ihm übergab der König sein Schwert (21. Dezember 1192); auf der Burg Dürrenstein wurde er in ritterlicher Haft gehalten.

Der Kaiser sicherte dem Herzog die Hälfte des Lösegeldes zu, das er von dem englischen Könige zu fordern gedachte, nämlich 50.000 Mark, worauf Leopold den Gefangenen im März 1193 dem Kaiser auslieferte. Im folgenden Jahre erhielt Richard die Freiheit wieder. Der Papst aber sprach über den österreichischen Herzog den Bann aus, weil er einen Pilger gefangengenommen hatte.

Im Jahre 1194 hielt der Herzog eine Versammlung seiner Ministerialen zu Fischau, wo die Erbauung einer Stadt, der heutigen Wiener-Neustadt beschlossen wurde.[1]) Kurze Zeit darauf trat der Tod des Herzogs ein. Am 26. Dezember 1194 stürzte er in Graz bei einem Spazierritte vom Rosse und brach ein Bein. Im Angesichte des Todes ließ er den Erzbischof Adalbert von Salzburg herbeirufen, der ihn gegen das Versprechen, den Teil des empfangenen Lösegeldes, der noch nicht verbraucht worden war, samt den Geiseln an König Richard zurückzuschicken und auf den Rest des Lösegeldes zu verzichten, vom Banne lossprach. Am 31. Dezember verschied der Herzog.[2])

Leopold V. hatte angeordnet, daß sein älterer Sohn, Friedrich, Österreich, sein jüngerer, Leopold, Steiermark beherrschen sollte.[3]) Diese

---

[1]) Boeheim in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. 1888.

[2]) Toeche, Kaiser Heinrich VI. Leipzig 1867. Vgl. den Exkurs S. 558. — Zahn, Über das angebliche Turnier von 1194. Mitteilungen des Historischen V. für Steiermark. 34.

[3])

Leopold V.

Friedrich I. Herz. v. Österreich 1195—1198.

Leopold VI. Herz. v. Steierm. 1195—1230. Herz. v. Österr. 1198—1230. G. Theodora (von Byzanz).

Margareta. 1. G. K. Heinrich VII. 2. G. K. Ottokar II.

(1) Friedrich † 1251.

Agnes. G. Albrecht I. v. Sachsen.

Heinrich † 1228.

Gertrud † 1288. 1. G. Wladislav Heinrich v. Mähren 2. G. Markgraf Hermann v. Baden 3. G. Roman v. Halitsch.

Friedrich II. Herz. 1230—1246.

(2) Friedrich von Österreich od. v. Baden † 1268.

Konstanze. G. Heinrich Markg. v. Meißen.

Agnes. 1. G. Herzog Ulrich v. Kärnten 2. G. Graf Ulrich v. Heunburg.

Gertrud † 1241. G. Heinrich Raspe v. Thüringen.

Trennung der zwei Herzogtümer dauerte nur vier Jahre. Friedrich unternahm nämlich, der Strömung der Zeit folgend, im Jahre 1197 einen Kreuzzug, auf welchem er im folgenden Jahre starb. Sein Freund, der Bischof Wolfger von Passau, brachte seinen Leichnam in die Heimat. Sein Bruder Leopold, der während seiner Abwesenheit auch Österreich verwaltet hatte, vereinigte nun wieder beide Herzogtümer in einer Hand

Nach dem Tode des Kaisers Heinrich VI. im Jahre 1198 wählte die staufische Partei des Verstorbenen Bruder Philipp, die welfische Otto, den Sohn Heinrichs des Löwen, zum König. Herzog Leopold VI. von Österreich und Steiermark schloß sich an Philipp an.[1]) Nach dessen Ermordung wandte er sich Otto IV. zu, der sich zu Pfingsten 1209 mit Philipps Tochter Beatrix verlobte, die mit dem Herzog Leopold verwandt war. Im Jahre 1212 unternahm der Herzog einen Kreuzzug gegen die Albigenser in Südfrankreich; da jedoch dort gerade damals Friede herrschte, zog er über die Pyrenäen, um an der Seite seines Verwandten, des Königs Peter von Aragonien, gegen die Sarazenen zu kämpfen. Aber er fand dort keine Gelegenheit, mit dem Feinde zusammenzustoßen, und kehrte gegen Ende des Jahres nach Österreich zurück. Er schloß sich hierauf an Heinrichs VI. Sohn Friedrich II. an, der von seinem Stammlande Neapel nach Deutschland gekommen und als Gegenkönig gegen Otto aufgetreten war. Im Jahre 1217 unternahm er einen Kreuzzug in das Morgenland. In seiner Begleitung befanden sich unter anderen Abt Hadmar von Melk und die Edlen Berthold von Bogen, Leuthold von Plaien, Dietmar von Liechtenstein, Ulrich von Stubenberg und Engelbert von Auersperg. Kurz darauf zog auch Andreas II. von Ungarn in das Morgenland kehrte jedoch, ohne Erfolge errungen zu haben, bald wieder heim. Leopold VI. nahm an der Belagerung der Festung Damiette in Ägypten teil, begab sich aber noch vor ihrem Falle auf den Rückweg. Ende August 1219 traf er wieder in Österreich ein.

Im Sommer 1225 brachte der Herzog die Verlobung seiner Tochter Margareta mit des Kaisers Sohn Heinrich und die seines Sohnes Heinrich mit Agnes, der Schwester des Landgrafen von Thü-

[1]) Von den Klosterannalen besonders die Ann. Mellic., Contin. Cremif., Annal. Lambac., Contin. Admunt., Claustroneob. III, Sancruc. II, Ann. s. Rudberti (bis 1286). — Enenkels Fürstenbuch von Österreich und Steyrland, herausgegeben von Lampel in den Monum. Germ. historica, Deutsche Chroniken, III, 2. Abt. (Anhang I: Babenbergische Genealogie, Anhang II: Das Landbuch von Österreich und Steier). — Petri de Vineis (von Weingarten) Epistolae, herausgegeben von Iselin. 2 Bände. Basel 1740. — Ficker, Die Regesten des Kaiserreiches 1198—1272 in drei Abteilungen. 1881 bis 1882. (Böhmer, Regesta, V.) Dazu Winkelmann, Acta imperii inedita saeculi XIII. (1198 bis 1273). Innsbruck 1880. — Winkelmann, Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche. 2 Bände. Berlin 1863—1865. — Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici II. 7 Bände in 11. Abt. Paris 1852—1861.

ringen, zustande. Die Vermählung beider Paare fand im November 1225 zu Nürnberg statt. Von da an nahm Herzog Leopold VI. an allen wichtigen Regierungsgeschäften des Reiches teil. Sein Sohn Heinrich ließ sich 1226 aus unbekannten Ursachen zu einer Empörung verleiten. Er eroberte Hainburg, vertrieb seine Mutter aus dieser Stadt und trachtete seinem Vater nach dem Leben. Doch versöhnten sich Vater und Sohn bald wieder.

Kaiser Friedrich II. hatte schon bei seiner Krönung gelobt, einen Kreuzzug zu unternehmen, ihn aber von Jahr zu Jahr hinausgeschoben. Im Jahre 1227 schiffte er sich zwar ein, landete aber schon nach drei Tagen wieder. Deshalb sprach der Papst Gregor IX. den Bann über ihn aus. Als Gebannter trat er im Sommer 1228 den Kreuzzug an. Er schloß mit dem Sultan von Ägypten einen Vertrag, demzufolge ihm die heiligsten Orte nebst einem Teile der syrischen Küste abgetreten wurden. In Jerusalem setzte er sich die Krone des Königreiches auf das Haupt. Als er nach Italien zurückgekehrt war, griff er den Kirchenstaat an, doch führte die Vermittlung deutscher Fürsten, unter denen sich Leopold von Österreich, Bernhard von Kärnten und Otto von Andechs-Meran befanden, eine Aussöhnung herbei. Noch bevor der Friede geschlossen wurde, starb Leopold am 28. Juli 1230 zu St. Germano in Apulien. Seine Gebeine wurden im Zisterzienserstift Lilienfeld beigesetzt.

Leopold VI. hatte durch Kauf in verschiedenen Ländern Herrschaften erworben. So kaufte er vom Burggrafen von Nürnberg die Herrschaft Raabs, von Gottschalk von Haunsberg die Stadt Linz, die ein Lehen des Bistums Passau war, vom Kloster Lambach dessen Rechte auf die Gerichtsbarkeit und die Zölle in der Stadt Wels und von den Herren von Castello den Ort Pordenone in Friaul, ein Lehen des Patriarchats. Als der Markgraf Heinrich von Istrien kinderlos starb, fielen seine freisingischen Lehen, Ortschaften zwischen Nassenfuß, St. Canzian und Rudolfswert, an den Bischof von Freising zurück. Dieser belehnte damit gegen eine Geldsumme Leopold VI. Als die Grafen von Klamm im Machland, d. i. im unteren Mühlviertel, und die von Peilstein um 1218 ausstarben, zog Leopold VI. deren Herrschaften ein. Seine Einkünfte wurden auf 60.000 Mark Silber, d. s. etwa 18 Millionen Kronen geschätzt.

Herzog Leopold war seit 1203 mit Theodora, einer Enkelin des griechischen Kaisers Isak Angelus, verheiratet. Von seinen drei Söhnen war der älteste als Kind, der zweite, Heinrich, 1228 gestorben. Dieser hatte eine Tochter Gertrud hinterlassen. In der Regierung folgte

ihm sein dritter Sohn, Friedrich, der den Beinamen „der Streitbare" erhielt.

Leopold VI. war ein Freund der Klöster und begünstigte auch das Bürgertum. Sein Wirken zur Hebung des Handels wird noch zur Sprache kommen. Unzufrieden mit ihm war nur der Adel, der sich zwar zu seinen Lebzeiten ruhig verhielt, aber gegen seinen Nachfolger sich erhob.

Als Friedrich II.[1]) nach dem Tode seines Vaters die Regierung antrat, entstand gegen ihn eine Empörung der Ministerialen, an deren Spitze die mächtigen Brüder Hadmar und Heinrich von Kuenring standen, von denen der letztere seit 1228 auch die Würde eines Landmarschalls bekleidete.[2]) Sie hatten zahlreiche Güter in dem Gebiete nördlich von der Donau und waren durch die Belehnung mit Weitra auch Vasallen Böhmens. Auf ihren Burgen an der Donau, unter denen besonders Aggstein und Dürrenstein hervorragten, saß ein zahlreicher, ihnen ergebener, kampflustiger Adel, der jetzt die Besitzungen des Herzogs, des Passauer Bischofs und der Klöster plünderte und den Handel auf der Donau hinderte. Die Kuenringer bemächtigten sich sogar des Schatzes, den der verstorbene Herzog hinterlassen hatte, und brachten ihn auf ihre Burgen. Unterstützt von dem treu gebliebenen Adel rückte der Herzog entschlossen gegen die Aufständischen und es gelang ihm in kurzer Zeit, sie zu demütigen. Hadmar starb und sein Bruder unterwarf sich, er gab das Geraubte wieder heraus, stellte Geiseln und trat einige Burgen ab. Der Herzog ließ ihm sogar die Marschallwürde (1231).

In den folgenden Jahren führte der Herzog wiederholt Krieg mit Wenzel I. von Böhmen, der schon zur Zeit des Aufstandes Österreich verwüstet hatte, und mit Andreas II. von Ungarn. Auf dem Reichstage zu Mainz 1235 traten der König von Böhmen, der Markgraf von Mähren, der Herzog von Bayern, der Erzbischof von Salzburg und andere Bischöfe, die Güter in Österreich und Steiermark besaßen, mit Klagen gegen den Herzog auf Auch seine eigenen Untertanen brachten verschiedene Beschwerden vor. Der Kaiser verlangte, daß sich der Herzog rechtfertige und vor ihm erscheine. Aber dieser leistete einer dreimaligen Aufforderung keine Folge. Der Kaiser setzte in einem Schreiben an den König von Böhmen die Gründe auseinander, die ihn zu einem ernsten Einschreiten gegen den Herzog nötigten.

---

[1]) A. Ficker, Herzog Friedrich II., der letzte Babenberger. Innsbruck 1884.

[2]) Frieß, Die Herren von Kuenring. Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. 1873. Über die Ursachen der Empörung s. Juritsch, S. 518 ff.

Mit den schwärzesten Farben wird dieser geschildert: er habe mit den aufständischen Mailändern Verbindungen angeknüpft, dem Kaiser nach dem Leben getrachtet, den Markgrafen von Meißen, seinen Schwager, in der Hochzeitsnacht zum Verzicht auf die Mitgift gezwungen, Morde begangen und sogar seine eigene Mutter ihrer Güter beraubt und zur Flucht aus dem Lande genötigt.[1]) Der Kaiser sprach Ende Juni 1236 die Acht über den Herzog aus, überließ jedoch die Ausführung derselben den Fürsten und begab sich nach Italien.

Herzog Friedrich rüstete sich nun zum Kriege. Er beraubte die Klöster ihres Vermögens und ließ unerhörte Steuern einheben, wodurch er sich seinen Untertanen ganz entfremdete. Der Adel und die Städte traten ihm mit den Waffen entgegen, und nur Wiener-Neustadt und Linz blieben ihm treu. Trotz dieses Bürgerkrieges machten die auswärtigen Fürsten, die jetzt im Lande erschienen, der König von Böhmen, der Herzog von Bayern, die Bischöfe von Passau, Bamberg und der Patriarch, nur geringe Fortschritte. Der Herzog hatte sich nach Wiener-Neustadt zurückgezogen. Da erschien der Kaiser selbst.

Über Kärnten kam er nach Steiermark, von wo er im Jänner 1237 nach Wien zog. Außer zahlreichen österreichischen und steirischen Adeligen fanden sich auch deutsche Fürsten ein, die des Kaisers zweiten Sohn, Konrad, zum römischen König wählten. Der Kaiser gedachte, Österreich und Steiermark zu reichsunmittelbaren Gebieten zu machen und erhob zunächst Wien zu einer Reichsstadt. „Wir haben", heißt es in der Urkunde, „die Stadt und die Bürger in unsere und des Reiches Gewalt genommen, ewig und unwiderruflich, so daß sie künftig in der Hand der Könige und Kaiser, unserer Nachfolger, bleiben und nie mehr aus unserer und des Reiches Gewalt kommen."[2]) Den Steirern bestätigte er teilweise ihre früher erlangten Freiheiten; außerdem machte er sie zu Reichsvasallen und versprach ihnen, daß ihr Land, wenn es wieder einem eigenen Herzog übertragen würde, nicht dem Herzog von Österreich zufallen solle. Nachdem er den Bischof Ekbert von Bamberg zum Statthalter von Wien eingesetzt hatte, begab er sich nach Deutschland.

Der Bamberger Bischof starb bald hernach, worauf der Kaiser den Grafen Eberhard von Eberstein als neuen Statthalter nach Wien schickte. Dieser schlug zwar Friedrich II. bei Tulln, hielt sich jedoch dann untätig in Wien, weshalb der Herzog wieder Fortschritte zu

[1]) J. v. Zahn, Urkundenbuch von Steiermark. II, 442. — F. Thiel, Kritische Untersuchungen über die im Manifeste Friedrichs II. 1236 gegen Friedrich II. von Österreich vorgebrachten Anklagen (Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, XI). Prag 1905.

[2]) Tomaschek, Die Rechte und Freiheiten der Stadt Wien. 1877, S. 15.

machen imstande war. Ja er schloß sogar Frieden mit König Wenzel, der ihm seinen Beistand zur Wiedereroberung seines Landes zusagte. Dafür mußte ihm der Herzog die Hand seiner Nichte Gertrud für seinen Sohn Wladislav und die Abtretung des nördlich von der Donau gelegenen Österreich versprechen. Eine Stadt um die andere fiel jetzt dem Herzog zu; im Jahre 1239 belagerte er seine Hauptstadt Wien, die sich ebenfalls ergeben mußte. Nachdem er so sein Land zurückerobert hatte, söhnte er sich auch mit dem Kaiser aus.

Jetzt dachte der Herzog nicht mehr daran, das dem Böhmenkönig zugesagte Stück Österreich abzutreten. König Wenzel machte daher im Herbste 1240 einen Kriegszug nach Österreich, zog sich jedoch bald wieder zurück. Im folgenden Jahre kam es zu einem Frieden, in welchem die Verlobung der Nichte des Herzogs mit des Königs Sohn abermals festgesetzt, die Abtretung des österreichischen Gebietes jedoch nicht berührt wurde.

Als Ungarn von den Mongolen bedroht war, wurde auch Herzog Friedrich von Bela IV. von Ungarn zuhilfe gerufen Mitte März 1241 eilte der Herzog mit geringer Begleitung nach Ofen, wo er Zeuge der Ermordung der Kumanen war. Nach Österreich ließ König Bela seine Familie und den Kronschatz schaffen und nach der Niederlage seines Heeres kam er selbst an den Wiener Hof. Herzog Friedrich versprach ihm seine Hilfe, wofür ihm Bela die drei Grenzkomitate Ödenburg, Wieselburg und Eisenburg abtrat und einen Teil des mitgebrachten Kronschatzes überließ. Friedrich setzte die vernachlässigten ungarischen Burgen in Stand, versah sie mit seiner Mannschaft und schützte so Österreich und Steiermark vor dem beutegierigen Feinde, der lieber dem ungarischen Könige nach Dalmatien folgte, als daß er versucht hätte, den streitbaren Herzog anzugreifen. Den Mongolen aber mit einem großen Heere entgegenzutreten, was Bela erwartet haben mochte, konnte der Herzog mit seiner geringen Macht nicht wagen.[1])

Als die Mongolen aus Ungarn abgezogen waren, begann Bela sofort einen Krieg mit Österreich, um die verlorenen Komitate wieder zurückzugewinnen, was ihm auch im Jahre 1242 gelang.

Bald darauf trat der Herzog mit dem Kaiser in Unterhandlungen wegen der Erhebung Österreichs und Steiermarks zu einem Königreiche. Der Kaiser ging auf diesen Plan unter der Bedingung ein, daß ihm der Herzog seine Nichte Gertrud, die als Erbin der österreichischen Länder angesehen werden konnte, zur Gemahlin gebe. Der Herzog

[1]) Juritsch, S. 603 ff.

begab sich im Juni 1245 selbst zum Kaiser nach Verona, um die Verhandlungen zu Ende zu führen. Schon hatte der kaiserliche Geheimschreiber Peter von Weingarten die Erhebungsurkunde ausgefertigt, als sich der Plan zerschlug. Es heißt zwar, Gertrud habe sich geweigert, dem alternden Kaiser ihre Hand zu reichen; ohne Zweifel haben aber kirchliche Einflüsse den Plan zum Scheitern gebracht; denn gerade damals wurde auf dem Konzile zu Lyon die Absetzung des Kaisers beschlossen. Die Heirat hätte Österreich und Steiermark dem Hause der Hohenstaufen gesichert und diese Machterweiterung seiner Feinde mußte der Papst zu verhindern suchen.

Die Absicht des Herzogs, seine Nichte mit dem Kaiser zu vermählen, somit früher eingegangene Verpflichtungen abzuschütteln, führte anfangs 1246 zu einem Kriege mit Böhmen. Doch Friedrich schlug die Feinde zurück. Im Sommer desselben Jahres erschien König Bela mit einem Heere in Österreich. In der Nähe von Wiener-Neustadt, an der Leitha, kam es am 15. Juli zur Schlacht. Die Österreicher siegten, aber ihr Herzog fiel, durch die Lanze eines Ungarn zum Tode verwundet.[1]) Mit ihm war der Mannsstamm der Babenberger erloschen.

Obgleich die Regierungszeit des letzten Babenbergers eine sehr unruhige war, so wurde sein Tod doch von Klosterchroniken wie von Dichtern beklagt, ja dem Österreicher blieb noch Jahrhunderte lang der Jahrestag der Schlacht an der Leitha ein Tag der Trauer.

Die erste Gemahlin des Verstorbenen war Sophia, die Tochter des Kaisers Theodor Laskaris und Schwester der Gemahlin Bela IV. Nachdem er sie verstoßen hatte, vermählte er sich 1229 „auf unerlaubte Weise“[2]) mit Agnes, der Tochter des Herzogs Otto I. von Andechs-Meranien. Ihre Mitgift bestand in großen Länderstrecken am unteren Inn (Schärding)[3]) und in Besitzungen in Krain, weshalb sich Friedrich seit 1232 auch „Herr von Krain“ nannte. Auch von dieser Gemahlin ließ er sich scheiden.

IX. Přemysl Ottokar I. und Wenzel I. (1198—1253)[4])

Přemysl Ottokar I. (1197—1230) verstand es in kluger Weise, die Wirren in Deutschland für Böhmen zu benützen. Im

[1]) Die Quellen geben auch an, daß er von einem seiner Leute getötet worden sei. S. Juritsch, S 665 ff.

[2]) Ann. Sancruc. 627.

[3]) Riezler, Geschichte Bayerns. II, 52, Anm. 2.

[4]) Die Fortsetzung des Cosmas (Annal. Pragens., I, 1196 1278; Wenzeslai r. historia) bei Pertz, M. S., IX. — Palacky, II, 1. — Dudik, IV, V. — Bachmann, I, 427 ff.

Jahre 1198 wurden bekanntlich zwei Könige gewählt: der Welfe Otto IV. und der Staufe Philipp.

Die Gewählten suchten für den bevorstehenden Kampf die Zahl ihrer Anhänger zu vergrößern. Philipp gewann den Herzog Ottokar durch wertvolle Zugeständnisse: er verlieh ihm 1198 die erbliche Königswürde und setzte fest, daß jeder neue König nur verpflichtet sein solle, am Hofe des deutschen Königs die Regalien zu empfangen. Ottokar und seine Nachfolger erhielten das Recht, die Bischöfe ihres Landes zu investieren und abhanden gekommene Landgebiete wieder an sich zu nehmen.

Im Jahre 1199 verstieß Přemysl Ottokar seine Gemahlin Adele von Meißen und nahm Konstanze, Schwester des ungarischen Königs Emerich, zur Frau. Die Verlassene legte diese Angelegenheit der römischen Kurie vor und Papst Innozenz III. ordnete eine Untersuchung an. Dadurch geängstigt, fügte sich der König dem Auftrage des Papstes und wurde ein Anhänger des Königs Otto. Diesen verließ er 1204, um sich wieder Philipp anzuschließen, der seine Tochter Kunigunde mit Ottokars Sohn Wenzel verlobte. Nachdem Philipp 1208 ermordet worden war, stellt er sich wieder auf die Seite Ottos. Nachdem dieser vom Papste Innozenz mit dem Banne belegt worden war, verließ ihn Přemysl und wandte sich dem Sohne Heinrichs VI., dem jungen Friedrich zu, der aus Italien nach Deutschland kam. Der Staufe belohnte den böhmischen Herrscher schon am 26. September 1212 zu Basel mit einem Privileg, in dem er die Erblichkeit des Königtums Böhmen und das Recht, die Bischöfe von Prag und Olmütz zu investieren und verlorene Gebiete zurückzugewinnen, bestätigte und festsetzte, daß der böhmische König nur zum Besuche der Hoftage zu Bamberg, Nürnberg und Merseburg verpflichtet sein und zum Römerzug entweder 300 Bewaffnete stellen oder 300 Mark Silber zahlen sollte.[1])

Přemysl Ottokar ließ 1216 den ältesten Sohn von seiner zweiten Gemahlin, Wenzel, von seinem Bruder, dem mährischen Markgrafen Wladislav und von den Großen des Landes zum König wählen und der deutsche König Friedrich II. belehnte ihn noch in demselben Jahre mit Böhmen.

Nachdem Markgraf Wladislav 1222 gestorben war, wurde die Mark Mähren mit Böhmen vereinigt; doch verlieh sie König Ottokar seinem zweiten Sohn Wladislav und dann seinem dritten, Přemysl. König Přemysl Ottokar starb am 15. Dezember 1230. Durch seine

[1]) Erben, Regesten. I, 247.

kluge Politik und sein kräftiges Auftreten im Inneren hat er Böhmen zu einer bedeutenden Macht emporgehoben. Ohne Widerspruch von Seite der Böhmen folgte ihm sein Sohn Wenzel auf dem Throne.

Wenzel I. der Einäugige (1230—1253) bekämpfte mit anderen Fürsten im Auftrag des Kaisers Friedrich den Streitbaren, der 1236 in die Reichsacht erklärt wurde, und eroberte den nördlichen Teil Österreichs. Als aber der Kaiser die Absicht zeigte, Österreich und Steiermark für sein Haus zu erwerben, versöhnte sich König Wenzel mit seinem Gegner, der seine Nichte Gertrud Wenzels Sohn Wladislav zur Gemahlin zu geben und als Mitgift Österreich am linken Donauufer an Böhmen abzutreten versprach. Als Friedrich der Streitbare wieder Herr seines Landes war, weigerte er sich, das versprochene Gebiet abzutreten, und 1245 sagte er die Hand seiner Nichte dem Kaiser zu. Nach dem Tode des Herzogs Friedrich kam aber die Heirat Gertrudens mit Wladislav, dem Markgrafen von Mähren, doch zustande.

Gegen die Mongolen schützte Wenzel Böhmen durch Verhaue an der Ostgrenze, doch tat er nichts zur Rettung Mährens, das wie Schlesien von dem grimmigen Feinde so furchtbar verwüstet wurde, daß das flache Land von den Karpaten bis zur böhmischen Grenze eine Wüste war.[1])

Nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren wurde der Kampf um sein Erbe eröffnet. Die kaiserliche und die päpstliche Partei standen sich schroff gegenüber. König Wenzel war für den Papst gewonnen worden, sein ehrgeiziger Sohn Přemysl Ottokar jedoch, seit dem Tode seines Bruders Wladislav 1247 Markgraf von Mähren, stand auf Seite der Staufen. Zu ihm hielten viele böhmische Adelige, die 1248 zu Prag den Sohn an Stelle des Vaters auf den Thron erhoben. Wenzel fügte sich zunächst der Sachlage; dann begab er sich nach Mähren und von da nach Österreich und sammelte ein Heer, mit dem er in Böhmen einrückte. Er brachte seinem Sohne bei Brüx eine Schlappe bei, schloß aber dennoch mit ihm Frieden, demzufolge Ottokar neben seinem Vater König blieb.

Papst Innozenz IV. forderte nun den König Wenzel auf, gegen die staufische Partei energisch vorzugehen. Unterstützt von dem böhmischen Klerus und den Bürgern konnte Wenzel Prag besetzen; dann nahm er seinen Sohn, der sich bei ihm zu einer Besprechung eingefunden hatte, gefangen und ließ ihn in die Burg Pfraumberg im Böhmerwalde

[1]) Bachmann, I, 522 ff. Über die Sage von dem Siege Jaroslavs von Sternberg s. Bretholz, Die Tataren in Mähren und die moderne mährische Urkundenfälschung. Zeitschrift für die Geschichte Mährens. I (1897).

bringen. Nach kurzer Zeit nahm er den Gefangenen wieder zu Gnaden auf, zumal sich dieser von der staufischen Partei lossagte. Jetzt wurde Böhmen die festeste Stütze der päpstlichen Partei im Osten Deutschlands.

Nachdem den Přemysliden die Erwerbung Österreichs gelungen war, starb Wenzel I. am 22. September 1253.

X. Ungarn unter Andreas II. und Bela IV. (1204—1270)[1])

In Ungarn war infolge der Bürgerkriege die königliche Macht gesunken und die Bedeutung der Kirchenfürsten und Magnaten, denen die Könige Güter, Einkünfte und Rechte überlassen mußten, sehr gestiegen. Das königliche Ansehen wieder zu erhöhen, war Andreas II. nicht imstande; er zeigte sich verschwenderisch und schwachen Charakters und ließ sich ganz von seiner herrschsüchtigen Gemahlin Gertrud, der Tochter des Herzogs Berthold von Meran, beherrschen. Die Königin begünstigte die Deutschen, zumal ihren Bruder Berthold, der trotz seines jugendlichen Alters über Vermittlung des Königs zum Erzbischof von Kalocsa gewählt wurde. Der König ernannte ihn dann auch zum Ban von Slawonien (Dalmatien und Kroatien) und sogar zum Woiwoden von Siebenbürgen. Den deutschen Ordensrittern gab Andreas 1211 das Burzenland zu Lehen, um sich in Siebenbürgen eine feste Stütze gegen die Kumanen zu schaffen. Die Ritter riefen deutsche Ansiedler herbei, bauten Burgen, so die Marienburg, die Brassoviaburg bei Kronstadt und die Törzburg, und schützten das Land vor den heidnischen Kumanen. Es soll hier gleich bemerkt werden, daß sie später mit dem Könige in Zwist gerieten und ihr Gebiet unter den Schutz des Papstes stellten. Der König trieb sie deshalb 1225 mit Waffengewalt aus dem Lande und stellte das Burzenland wieder unter königliche Verwaltung.

Die Unzufriedenheit des Adels mit dem „deutschen Regiment" der Königin führte eine Verschwörung herbei. König Andreas war schon im Jahre 1205 nach Galizien gezogen, um der von ihren Feinden, den kleinpolnischen Herzogen, bedrängten Witwe des Fürsten Roman von Halicz und Wladimir (Galizien und Lodomerien) beizustehen; er hatte damals die Oberherrschaft über dieses Fürstentum in Anspruch

[1]) Neben den schon genannten Quellen noch Theiner, Monumenta historica Hungariam sacram illustrantia. I, Romae 1859 (1216—1352). — Theiner, Vetera Monumenta Slavorum merid. historiam illustrantia. Romae 1863 (1198—1549). — Teutsch und Firnhaber, Urkundenbuch zur Geschichte Siebenbürgens (bis 1301). Fontes, 2. Abt., 15. — Fejer, II—IV. — Cod. diplom. Arpadianus cont. (Monumenta der ungarischen Akademie. VI—VIII, XI—XIII, XX.) — Huber, Studien über die Geschichte Ungarns im Zeitalter der Arpaden. Archiv der W. A. 65

genommen und sich den Titel „König von Galizien und Lodomerien" beigelegt. Im Jahre 1213 zog er zum zweiten Male nach Galizien, um seinen zweiten Sohn Koloman als König in Halitsch einzusetzen. Während seiner Abwesenheit wurde die Königin von den Verschworenen überfallen und ermordet und der Erzbischof Berthold mißhandelt.[1] Dieser verließ hierauf mit den von seiner Schwester zusammengerafften Schätzen das Land, blieb aber im Besitze seines Erzbistums und wurde später sogar Patriarch von Aquileja. Der König bestrafte die Urheber der Mordtat mit Hinrichtung und Gütereinziehung; im Jahre 1215 vermählte er sich mit Jolantha, der Tochter des Grafen Auxerre.

Im Jahre 1217 unternahm Andreas II. einen Kreuzzug, von dem er nach kurzer Zeit zurückkehrte, ohne etwas ausgerichtet zu haben.[2] Vor seinem Auszuge hatte er, um die nötigen Geldmittel zu gewinnen, die Kirchenschätze geplündert und Burgen, Ländereien und Rechte an den Adel zu vollem Eigentum verteilt, und während seiner Abwesenheit hatten die Magnaten schamlos Burggüter sich angeeignet und damit den Komitatsadel sich untertänig gemacht, so daß der König sein Land in der größten Verwirrung fand. Trotzdem fuhr er mit der Verschleuderung der königlichen Güter fort und brachte so die Finanzen in die heilloseste Verwirrung. Der niedere Adel hielt sich zu dem bereits gekrönten jüngeren König Bela (IV.), der die Verschleuderung der Burggüter mißbilligte. Als Andreas endlich verlangte, daß der hohe Adel die unrechtmäßig in Besitz genommenen Burggüter zurückstelle, schien es zu einem Bürgerkriege zu kommen. Da berief er im Jahre 1222 eine Reichsversammlung und erließ da die goldene Bulle.[3] Von den 31 Punkten derselben seien folgende hervorgehoben: Alljährlich am Stephanstage (20. August) soll ein Hoftag nach Stuhlweißenburg einberufen werden, an dem jeder Adelige teilnehmen kann. Kein Adeliger darf ohne Vorladung und Verurteilung gefänglich eingezogen oder geschädigt, von den Gütern des Adels und den Untertanen der Kirche darf keine Steuer erhoben werden. Wird das Reich von einem Feinde überfallen, so sollen alle Edelleute auf eigene Kosten in den Kampf ziehen; bei einem Feldzuge außer Landes brauchen sie jedoch

[1] Die Königin wurde ermordet, quod erga Teutonicos undecunque adventantes larga fuit et liberalis, eorumque necessitati in omnibus subveniebat. Annales Marbacenses (im Elsaß). M. Sc., XVII, pag. 173. Eine Ursache der Verschwörung soll auch die Vergewaltigung der Gemahlin des Palatins Bank durch den Erzbischof Berthold gewesen sein, die mit Wissen der Königin zur Zeit der Hochzeit der Tochter des Königs mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen zu Ofen erfolgt wäre. Vgl. unter anderen die Notae D essenses bei Pertz, M. S., XVII, 331. — Huber, Studien über die Gesch. Ungarns. Archiv der W. A. 65, S. 163 ff.

[2] Thomas (v. Spalato), Historia pontificum Salonitanorum et Spalatensium bei Pertz, M. S. 29, S. 577 ff.

[3] Endlicher, Monum. Arpad. S. 412 ff.

nur mitzuziehen, wenn der König sie besoldet. Wenn ein Adeliger ohne Hinterlassung eines Sohnes stirbt, so soll seine Tochter ein Viertel seines Lehensgutes erben; über das übrige kann er (zugunsten der Kirche oder Fremder) verfügen. Hat er dies nicht getan, so erben diese Dreiviertel seines Gutes seine Verwandten; in Ermanglung dieser fallen sie an den König zurück.[1]) Der Obergespan darf über die Hintersassen der Adeligen nur bei Münzfälschung und Zehentstreitigkeiten und die Stuhlrichter nur über Diebstahl und Raub richten; der Palatin aber hat richterliche Gewalt über alle Bewohner des Reiches, doch darf er ohne Wissen des Königs kein Urteil fällen, wenn es sich um das Leben und die Güter eines Adeligen handelt. Der König darf niemand ganze Grafschaften oder Ämter als erblichen Besitz, einem „Gaste" ohne Zustimmung seines Rates keine Würde verleihen, die Münz-, Salz- und Zollämter nicht Ismaeliten oder Juden, sondern nur Adeligen übertragen. Der Palatin soll dafür sorgen, daß weder der König noch ein anderer diese Bestimmungen übertrete. Sollte der König oder einer seiner Nachfolger gegen dieses Gesetz handeln, so haben die Bischöfe und Adeligen in ihrer Gesamtheit oder einzeln das Recht, sich zu widersetzen.

Wie der Adel erhielt auch der Klerus im Jahre 1222 ein Privileg. Kein Geistlicher, heißt es darin, braucht sich vor einem weltlichen Gerichte zu verantworten; der Laie muß ein Mitglied des Klerus vor dem geistlichen, der Geistliche den Laien vor dem weltlichen Gerichte anklagen. Der Klerus ist von allen Abgaben an den Staat befreit. Kein Höriger darf zum Priesterstande zugelassen werden.

Seinem Sohne Bela, der mit Maria, der Tochter des Kaisers Theodor Laskaris von Nicäa, verheiratet war, überließ der König 1222 Slawonien (Kroatien und Dalmatien) als Herzogtum. Zwischen Vater und Sohn bestanden früher schon Streitigkeiten, die auch jetzt noch andauerten. Aber auch den Klerus brachte der König gegen sich auf, weil er die Ismaeliten und Juden in ihren Ämtern ließ. Im Jahre 1231 mußte er die goldene Bulle, doch mit einigen Änderungen, neuerdings bestätigen. Auch die hohen Geistlichen sollten auf dem Stuhlweißenburger Hoftage erscheinen, und die dort Versammelten das Recht haben, die Absetzung eines Palatins zu verlangen, der sein Amt schlecht verwaltet hatte. Die Widerstandsklausel wurde beseitigt, dafür aber dem Erzbischof von Gran das Recht eingeräumt, den König, der diese Freiheiten verletzen würde, mit dem Kirchenbanne zu belegen.

[1]) Vgl. die Erklärung dieser Bestimmung im Hinblick auf die Bestätigung der Bulle durch Ludwig dem Großen 1351. Krajner, S. 312 ff.

Da der König auch jetzt noch die goldene Bulle unbeachtet ließ, sprach der Erzbischof über Ungarn das Interdikt und über den König und seine Ratgeber den Bann aus. Die Einstellung des Gottesdienstes rief allenthalben große Aufregung hervor, durch die der König gezwungen wurde, auf einer Versammlung der Großen 1233 die Beseitigung der Ismaeliten und Juden aus den Ämtern zu versprechen, die Steuerfreiheit des Klerus und dessen Befreiung von der weltlichen Gerichtsbarkeit neuerdings anzuerkennen und den Kirchen die Summe von 10.000 Mark Silber zu zahlen.

Da der König in seiner Not doch wieder Steuern von der Geistlichkeit einhob, dauerten die Streitigkeiten fort, bis er im Jahre 1235 starb.

Andreas II. war dreimal verheiratet. Seine dritte Gemahlin Beatrix, die Tochter des Markgrafen Aldobrandino von Este, wurde von Belas Gemahlin Maria gehaßt und seit dem Tode des Königs in Gewahrsam gehalten. Sie entkam jedoch, als Mann verkleidet, im Gefolge der Gesandten des Kaisers Friedrich II. nach Deutschland und brachte in dem thüringischen Städtchen Werda einen Sohn Stephan zur Welt. Dieser vermählte sich später mit Tomasina Morosini, der Tochter eines Venezianers, von der er einen Sohn Andreas erhielt. Dies war der letzte männliche Sprosse des Hauses Arpad. Die mit dem Landgrafen von Thüringen verheiratete Tochter des Königs, Elisabeth, wurde bald nach ihrem Tode heilig gesprochen. Eine andere, Jolensch mit Namen, wurde die Gemahlin des Königs Jakob von Aragonien.

Bela IV. (1235—1270) entfernte die hohen Beamten seines Vaters und ging mit Eifer daran, die vom Adel unrechtmäßigerweise in Besitz genommenen und die von seinem Vater dem Adel und den Kirchen geschenkten königlichen Güter zurücknehmen.[1]) Dies rief große Unzufriedenheit hervor, denn es kam — wie ein Zeitgenosse mit Übertreibung berichtet — so weit, daß jene, die „reich und mächtig waren und eine zügellose Menge als Gefolge hatten, sich jetzt selbst kaum zu erhalten wußten". Der Aufforderung des Papstes, dem schwankenden lateinischen Kaiserreiche, das von dem Kaiser von Nicäa und von den Bulgaren bedrängt wurde, zu Hilfe zu eilen, willfahrte Bela nicht, zumal sich eine große Gefahr für Ungarn ankündigte: der Einbruch der Mongolen.

Die Mongolen oder Tataren waren über den Kaukasus nach Europa gekommen und hatten die türkischen Kumanen (Polowzer),

[1]) Wertner, Die Regierung Belas IV. Ungarische Revue. 1893.

die vom Kaspischen Meere bis zur unteren Donau, zur Aluta und zu den Karpaten (also auch in der Walachei und in der Moldau) wohnten, und die Russen besiegt.[1]) Ein Teil der Kumanen ließ sich hierauf vom Erzbischof von Gran taufen, und für diese wurde in der Moldau ein katholisches Bistum errichtet. Der Mongolenhäuptling Batu brachte 1238 den Russen eine neue Niederlage bei und wandte sich dann gegen die Kumanen. Damals bat ihr Chan Kuthen den König Bela um Aufnahme seines Volkes in Ungarn, wofür er sich ihm vollständig unterwerfen und das Christentum annehmen wollte. Der König bewilligte das Gesuch, und so zogen denn 1239 gegen 40.000 Kumanen mit ihren Familien in Ungarn ein, wo sie zuerst in der Mitte des Landes angesiedelt wurden. Bald darauf aber wurden sie über das ganze Land verteilt.

Die Aufnahme der Kumanen, die von den Tataren als ihre Untertanen angesehen wurden, soll Batu bewogen haben, seine Waffen gegen Ungarn zu kehren. Als Bela IV. erkannte, daß die Gefahr näher rücke, berief er für den 17. Februar 1241 eine Reichsversammlung nach Ofen, zu der auch Kuthen mit seiner Familie erschien. Hier zeigten sich die Magnaten von dem schnödesten Egoismus erfüllt und jeder Vaterlandsliebe bar. Sie erklärten, daß sie nicht zum Kampfe ausziehen würden, wenn der König ihnen nicht die aberkannten Güter zurückerstatte. Dieser aber ließ sich nichts abtrotzen, und so konnte ein Gleichzeitiger sagen: „Diese Zwietracht war der Hauptgrund, weshalb Ungarn so schnell zugrunde ging.“[2]) Darüber war man einig, daß Kuthen in Gewahrsam gebracht werden müsse, über die Landesverteidigung aber wurde nichts beschlossen. Der König löste die Versammlung auf, als die Nachricht kam, daß die Mongolen die Karpaten überschritten hätten, und befahl den Magnaten, ihre Leute bereit zu halten.

Batu ließ die Mongolen von vier Seiten in Ungarn einrücken: er selbst kam von Halitsch her über die Karpatenpässe, Kadan aus der Moldau in das nördliche Siebenbürgen gegen Rodna, ein drittes Heer drang aus der Walachei in das südöstliche Ungarn ein, ein viertes unter Peta zog durch Polen. Peta eroberte Krakau, schlug den Herzog Heinrich von Niederschlesien am 9. April auf der Wahlstatt bei Liegnitz und wandte sich dann nach Mähren. König Wenzel von Böhmen stand

---

[1]) Roger († 1266), Miserabile Carmen super destructione regni Hungariae per Tartaros facta bei Endlicher, Monumenta, und Pertz, M. S., XXIX (1892); Thomas (von Spalato), Historia pontificum etc. Daselbst, S. 585. Da auch 2 Gedichte über die Tataren. Die Chronik Alberichs von Trois-Fontaines bei Pertz, M. S., 23. — Strakosch-Graßmann, Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa in den Jahren 1241 und 1242. Innsbruck 1893.

[2]) Strakosch-Graßmann, S. 16 ff. Das Verhalten des Deutschen Reiches daselbst S. 23, 102 ff.

mit einem Heere an der Grenze dieses Landes. Er konnte Mähren nicht schützen, das furchtbar verwüstet wurde, worauf die Mongolen nach Ungarn zogen.

Nach der Erstürmung der Karpatenpässe durch das Heer Batus war eine Reiterschar sofort gegen Pest geritten, wo sie sich am 15. März zeigte. Das aufgeregte Volk, welches meinte, daß Kuthen an dem Einbruche der Tataren schuld sei, überfiel den Palast, in dem er in Gewahrsam gehalten wurde und ermordete ihn. Infolgedessen kam es allenthalben zu Kämpfen zwischen den Kumanen und den auf sie erbitterten Bauern, und ein Teil der Kumanen zog dann in die Walachei ab.

König Bela führte das Heer, das zusammengekommen war, von Pest in nordöstlicher Richtung gegen die Scharen Batus. Es erlitt am 11. April auf der Heide Mohi am Flusse Sajo, nahe an der Stelle, wo er in die Theiß mündet, eine vollständige Niederlage. Fast das ganze Heer ging zugrunde, denn wer nicht im Kampfe erschlagen wurde, erlag auf der Flucht den nachsetzenden Mongolen oder fand in Flüssen und Sümpfen den Tod. Der König rettete sich nur mit Mühe nach Österreich, wo er sich genötigt sah, dem Herzog Friedrich dem Streitbaren für das Versprechen der Hilfeleistung die Komitate Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg abzutreten. Bela verließ daher mit seiner Familie bald wieder Österreich und eilte nach Agram. Nirgends fand er Hilfe. Er versprach dem Kaiser Friedrich II., Ungarn von ihm zu Lehen zu nehmen, wenn er ihm Hilfe gewähre; aber weder der Kaiser, noch der Papst, noch andere Fürsten gewährten Unterstützung.

Ungarn wurde nun furchbar verwüstet. Pest, eine wohlhabende deutsche Ortschaft, wurde erstürmt und zerstört. In Siebenbürgen verteidigten sich die Bewohner der deutschen Bergstadt Rodna tapfer, ein Teil von ihnen mußte sich den Mongolen anschließen; Hermannstadt und Weißenburg (Karlsburg) wurden ebenso wie Großwardein zerstört. Im Winter 1242 gingen die Mongolen über die zugefrorene Donau, eroberten Ofen und Gran, konnten jedoch die Burg von Gran nicht nehmen. Auch das Kloster Martinsberg und Stuhlweißenburg hielten sich. Der König hatte sich zuletzt nach Dalmatien bis auf die Insel Bua zurückgezogen; Kadan verfolgte ihn dahin, erschien vor Spalato und Cattaro, drang selbst in Albanien ein und zog dann durch Serbien nach Bulgarien ab. Batu nahm (etwa im April 1242) seinen Rückweg durch Siebenbürgen. Von den Gefangenen entkamen manche, wie der Domherr Roger von Großwardein, der seine Flucht in anschaulicher Weise schildert, andere wurden bis nach Zentral-

asien mitgeschleppt und dort angesiedelt. Das östliche Karpatengebiet (Bukowina, Moldau) blieb aber noch lange in der Gewalt der Mongolen.

Bela IV. berief Kolonisten aus Deutschland und Italien; Italiener wurden in der Hegyalja angesiedelt, wo sich aus dem Süden stammende Kolonisten mit Weinbau beschäftigten; der König siedelte ferner die Kumanen an der Theiß an, verteilte die Güter der Verstorbenen, ließ die Besitzverhältnisse neu ordnen und erneuerte und vermehrte die Freiheiten der Städte.[1]) Noch im Jahre 1242 unternahm er einen Krieg gegen den Herzog von Österreich und gewann die drei abgetretenen Komitate zurück. Er beherrschte auch den nördlichen Teil des heutigen Serbiens westlich von der Morava (das Banat von Machov) und eroberte Bosnien, dessen nördliches Gebiet an der unteren Bosna das Banat von Usora hieß. Auch das Severiner Banat (die westliche Walachei), wo Walachen, romanisierte Bewohner des alten Daziens, ihre Viehherden weideten, stand unter ungarischer Herrschaft. Der Fürst von Chlum (Chulm), dem Gebiete südlich der Narenta, erkannte die Oberhoheit Ungarns an. Bulgarien konnte nicht behauptet werden, obgleich die Ungarn Widdin eroberten und bis Tirnova vordrangen.

Bela suchte auch einen Teil der babenbergischen Erbschaft an sich zu bringen, was aber nicht gelang. Seinen ältesten Sohn, Stephan, der schon in jungen Jahren gekrönt worden war, hatte er mit der Kumanin Elisabeth verheiratet und ihm Siebenbürgen und das Kumanenland übergeben. Mit ihm und mit seinem zweiten Sohne Bela, den er zum Herzog von Slawonien (Kroatien und Dalmatien) gemacht hatte, kam er wiederholt in Krieg. Es zeigt von der Verwilderung, die in Ungarn herrschte, daß den Adeligen freigestellt wurde, sich jenem der drei Fürsten anschließen zu können, welchem sie wollten.

Des Königs jüngerer Sohn Bela starb bald; mit Stephan aber dauerte der Zwist fort, bis der König im Mai 1270 starb. Er hatte eine seiner Töchter, Anna, mit dem russischen Fürsten Rastislav verheiratet. Nachdem der Versuch, diesem das Fürstentum Halitsch zu verschaffen, mißlungen war, machte er ihn zum Ban von Machov. Rastislav hatte mit seiner Gemahlin Anna eine Tochter Kunigunde, die 1261 die zweite Gemahlin des Königs Ottokar von Böhmen wurde.

Stephan V. regierte nur zwei Jahre. Er schloß mit Karl von Anjou, der durch den Papst König von Neapel geworden war, ein Bündnis und verabredete mit ihm die Vermählung ihrer Kinder.

[1]) S. Die Privilegien bei Endlicher, Monumenta, S. 441 ff.

Stephans Sohn Ladislaus sollte Karls Tochter Elisabeth und deren Bruder Karl Stephans Tochter Maria heiraten.

XI. Ausbildung der Grafschaft Tirol[1]) und des Salzburger Stiftslandes

Die Entstehung der „gefürsteten Grafschaft" Tirol ist ein langdauernder Prozeß.

Als die Römer die Täler und Höhen eroberten, welche heute Tirol ausmachen, wohnten hier mehrere rätische und keltische Stämme. Von der Völkerwanderung blieb Tirol nicht unberührt. Als die Alemannen von Chlodwig besiegt wurden, flohen sie teilweise nach Vorarlberg, ins Oberinntal und in den Vintschgau. Die Reste der Ostgoten, die von Justinians Feldherren geschlagen worden waren, zogen sich in die tirolischen Täler zurück. Als dann die Langobarden in Italien ihr Reich gründeten, bildete Südtirol das langobardische Herzogtum Trient. Zu gleicher Zeit drangen von Norden her Bajuvaren und vom Osten (im Pustertale) Slowenen vor.

Damit war der Bevölkerungsprozeß des Landes abgeschlossen.

Da sowohl das langobardische als auch das bajuvarische Reich dem Frankenreiche einverleibt wurden, so kam auch Tirol unter die Herrschaft der Franken und bald finden wir auch hier die Gaueinteilung.

Es bestanden auf alemannischem Boden der Rheingau (Vorarlberg), auf bayrischem Boden der Gau des Oberinntales, der des Unterinntales, das Norital vom Brenner bis zur Mündung des Noce, der Vintschgau (Venusta vallis), der sich von der Passer westwärts zum Inn und auch in die Schweiz hinein erstreckte. Im Pustertal bestanden zwei Gaue: der Gau Pustrissa, woraus eben der Ausdruck Pustertal entstand, und der Lurngau, der sich nach Kärnten bis gegen Villach erstreckte. Das heutige Welschtirol bildete die Grafschaft Trient.

---

[1]) Sinnacher, Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen. 9 Bände. 1820 ff. — Resch, Annales Sabionenses. 5 Bde. Augsburg 1757—1767. — Acta Tirolensia, Urkundliche Quellen zur Geschichte Tirols, I: Redlich, Die Traditionen des Hochstiftes Brixen vom 10. bis in das 14. Jahrhundert. Innsbruck 1886. II: Voltelini, Südtiroler Notariats-Imbreviaturen. 1899. — Codex Wangianus, herausgegeben von Kink in den Fontes r. A. 2. Abt., 5. — Freiherr v. Öfele, Geschichte der Grafen von Andechs. Innsbruck 1877. — Hormayr, Kritisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter. 2 Bände. Wien 1803. — Hormayr, Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol (in Hormayrs gesammelten Werken). — Kink, Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis zur Vereinigung mit Österreich. Innsbruck 1853. — Egger, Geschichte Tirols. 3 Bde. Innsbruck 1872 1880

Nach der Auflösung der Gauverfassung im 11. Jahrhundert traten besonders die geistlichen Gewalten in den Vordergrund, zumal die Bistümer Seben (Brixen) und Trient. Diese gestalteten sich zu großen, reichsunmittelbaren Gebieten.

Tirol war für die deutschen Könige immer von großer Wichtigkeit, weil dieses Land die kürzeste Verbindung mit Italien bildete. Sie waren daher besorgt, die Alpentäler der Gewalt getreuer Männer anzuvertrauen, und fanden diese in den Bischöfen, denen sie ausgedehnte Güter, ja selbst ganze Grafschaften verliehen.[1])

So verlieh Konrad II. im Jahre 1027 dem Bischof von Trient die Grafschaften Trient, Bozen und Vintschgau, welch letztere an die ersten beiden Grafschaften angrenzte und auch in das Engadin reichte. In diesem ausgedehnten Gebiete übten also die Bischöfe von Trient die Rechte aus, welche die Herzoge, Markgrafen und Grafen hatten.

Derselbe Kaiser schenkte dem Bistume Brixen die Grafschaft, die etwa in der Gegend von Klausen an die Grafschaft Bozen grenzte und sich nordwärts im Eisacktale, dann über den Brenner in das Inntal hinzog, einerseits bis in die Gegend von Zirl, anderseits bis zum Zillertale. Dazu erhielt das Bistum von Heinrich IV. auch die Grafschaft Pustertal, die bis in die Gegend von Innichen reichte, welche Herrschaft freisingisch war.

So waren also zwei geistliche Fürstentümer entstanden: Trient im Süden und Westen, Brixen in der Mitte und gegen den Osten hin. Wäre die Entwicklung in der bisherigen Weise weiter fortgeschritten, so hätten sich im „Lande im Gebirge" zwei Territorien bilden müssen, aber die weitere Entwicklung nahm einen anderen Verlauf. Die Bischöfe belehnten nämlich mit Teilen ihres Gebietes weltliche Große, die es sich zum Ziele setzten, diese Besitzungen, die sie zu Lehen trugen, zu vollem Eigen an sich zu reißen, die gräflichen Rechte zu gewinnen, kurz, auf Kosten der Bischöfe emporzukommen.

Die Bischöfe von Brixen gaben ihren Besitz und ihre Rechte in folgender Weise aus der Hand: sie teilten die große Grafschaft im Eisack- und im Inntale in zwei Grafschaften und gaben die südliche, die im Eisacktale, einem gewissen Adalbert zu Lehen, der vordem ihr Dienstmann gewesen war und als Stammvater der Grafen von Tirol gilt. Im Jahre 1165 wurde zum Bischof von Brixen Otto aus dem gräflichen Hause Andechs gewählt, dessen Bruder Berthold III.

[1]) Huber, Die Entstehung der weltlichen Territorien der Hochstifte Trient und Brixen. Archiv d. W. A., 63 (vgl. die literar. Beilage der „Montags-Revue", 1882, Nr. 2). — Jos. Egger, Die Entwicklung der alttirolischen Landschaft. Progr. d. G. v. Innsbruck. 1876.

ein gewaltiger Herr war. Die ältesten Besitzungen der Andechs lagen in Bayern zwischen dem Lech und der oberen Isar; sie erhielten dazu Grafschaften und Burgen in Franken, in Kärnten und in der Mark Krain. Berthold III. wurde 1173 auch mit Istrien und Krain belehnt. Als dann im Jahre 1180 Heinrich der Löwe geächtet wurde, ward Berthold auch von der Abhängigkeit vom Herzogtume Bayern befreit, wodurch er in die Reihe der Reichsfürsten eintrat. Sein Sohn Berthold IV. nannte sich Herzog von Dalmatien oder Meranien, d. h. vom Lande am Meere, ein Titel, der keine praktische Bedeutung hatte. Dem Berthold III. nun verlieh sein Bruder, Bischof Otto von Brixen, die Stiftsvogtei und die Grafschaften im Puster- und Unterinntale. So hatte Brixen sich seiner Grafschaften entäußert; es hatte zwei derselben an einen Vasallen verliehen, der weitaus mächtiger war als die Bischöfe, die zuletzt nur einzelne Herrschaften in Händen hielten.

Die Bischöfe von Trient verliehen die Grafschaft Bozen teilweise an jene Großen, welche sich seit 1116 nach ihrem Schlosse, das bei Kaltern steht, Grafen von Eppan nannten. Von Kaltern bis gegen Meran dehnte sich ihre sogenannte Grafschaft Eppan aus. Sie waren im 12. Jahrhundert das hervorragendste Adelsgeschlecht in Südtirol, aber sie verloren ihre Bedeutung sehr rasch und wurden zunächst von den Grafen von Tirol überflügelt.

Wir wissen bereits, daß deren Ahnherr Adalbert die Brixensche Grafschaft im Eisacktale zu Lehen hatte. Derselbe Adalbert wurde aber auch vom Bischof von Trient mit der Schutzvogtei über dieses Stift und die Grafschaft im Vintschgau belehnt, doch nannten sich seine Söhne nicht nach einer ihrer Grafschaften, sondern, etwa seit 1140, nach ihrer Burg Tirol bei Meran. Einer der Tiroler Grafen, Heinrich, erhielt um 1170 auch den Mitbesitz der Grafschaft Bozen.

Zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa herrschte in Trient Bischof Adelpret, ein Anhänger des Kaisers. Gegen ihn brachen, als Kaiser Friedrich in Italien geschlagen wurde, die ungetreuen Vasallen, die Grafen von Eppan und die Castelbarco, die ebenfalls Trientinische Güter zu Lehen trugen, los, aber der Bischof fand einen Retter an seinem anderen Vasallen und Vogte, dem Grafen Berthold von Tirol. Die Eppan unterlagen; sie mußten 1181 dem Bischof Salomon eine Reihe ihrer Schlösser abtreten, nachher auch viele ihrer Allode von den Trienter Bischöfen zu Lehen nehmen, andere verkaufen. Von diesem Schlage erholten sie sich nicht mehr, ihre Bedeutung war dahin.

In dem Maße, in dem sie sanken, erhoben sich die Grafen von Tirol; einer von diesen, Albert, erhielt 1214 auch die Vogtei über

Brixen. Denn auch die Herzoge von Andechs-Meran hatten die Zeit ihrer Blüte schon überschritten. Auf den gewaltigen Berthold III. war sein Sohn Berthold IV. gefolgt, der bei seinem Tode 1204 acht Kinder hinterließ. Zwei seiner Töchter trugen Königskronen: Agnes heiratete den König Philipp II. von Frankreich, Gertrud den König Andreas II. von Ungarn. Von den Söhnen wurde Ekbert Bischof von Bamberg, Berthold Erzbischof von Kalocsa, dann Patriarch von Aquileja, während Otto I. und Heinrich dem Vater in der Regierung folgten.

Heinrich hielt zur Partei der Welfen und war an jener Verschwörung beteiligt, der 1208 Philipp von Staufen zum Opfer fiel. Auf ihn waren die Brixenschen Lehen übergegangen; als er nun aber gezwungen wurde, nach Ungarn zu fliehen, zog der Bischof von Brixen dessen Lehen ein. Er behielt sie nun in eigenen Händen, die Vogtei übertrug er, wie gesagt, 1214 dem Albert von Tirol. Aber Heinrichs Bruder, Otto I. von Andechs-Meranien, zwang 1232 den Bischof, ihm die Grafschaften im Puster- und Unterinntale nebst anderen Gütern zu übergeben.

Auf diese Weise waren die Bischöfe von Brixen und Trient nach und nach von ihren Vasallen, den Herzogen von Andechs-Meranien und den Grafen von Tirol, überflügelt worden. Noch immer war Gefahr vorhanden, daß das „Land im Gebirge" in zwei selbständige Territorien auseinandergehen werde, aber nicht mehr geistliche, sondern weltliche Herrschaften wären es geworden. Daß diese Zweiteilung vermieden wurde, ist das Verdienst des Grafen **Albert von Tirol.**

Mit staunenswerter Tätigkeit hat es dieser verstanden, sich auf Kosten der beiden Bistümer auszubreiten. Aber er hatte keinen Sohn, sondern nur zwei Töchter: Adelheid und Elisabeth. Die erstere vermählte sich um 1236 mit dem Grafen **Meinhard I. von Görz,** die zweite mit dem Herzoge Otto II. von Andechs-Meranien, dem Sohne Ottos I. Auf seine Töchter und Schwiegersöhne mußten demnach alle seine Allode übergehen; aber er bewirkte durch Unterhandlungen und Waffengewalt, daß die Bischöfe von Chur, Brixen und Trient auch ihre Lehen seinen Erben übertrugen.

Einer dieser Schwiegersöhne, Herzog Otto, starb aber schon im Jahre 1248, und nun fielen, da mit ihm das Haus Andechs in männlicher Linie erlosch, die Brixenschen Lehen wie die Allode der Andechser, darunter die Stadt Innsbruck, an Albert von Tirol zurück.

Es ist klar, daß dieser nunmehr der mächtigste Herr im Lande war. Neben seinen Alloden hatte er die Grafschaften Vintschgau und

Bozen vom Hochstifte Trient, die Grafschaften im Eisack-, Puster- und Inntale von Brixen zu Lehen. Sein Gebiet umfaßte den größten Teil des heutigen Tirol und noch immer gelangen ihm neue Erwerbungen. Seine verwitwete Tochter Elisabeth hatte ihre Hand dem bayrischen Grafen Gebhard von Hirschberg gereicht. Als Albert von Tirol 1253 aus dem Leben schied, teilten seine zwei Schwiegersöhne seinen Besitz. Aber schon drei Jahre nachher starb auch seine Tochter, die Gräfin von Hirschberg, und zwar kinderlos; daher verlangten und erhielten die Söhne Meinhards I. von Görz, Meinhard II. und Albert, das Erbe der Verstorbenen.

So waren denn die **Görzer Grafen** vollständig in den Besitz der drei tirolischen Hauptgeschlechter, der Eppaner, Andechser und Tiroler, eingetreten.

Ursprünglich, um das Jahr 1000, waren die Görzer Grafen im Lurngau gewesen, nachher wurden sie Vögte der Patriarchen von Aquileja, von denen sie viele Güter zu Lehen hatten, unter anderen auch die Stadt Görz. Den Patriarchen gegenüber spielten sie dieselbe Rolle wie die Tiroler Geschlechter den Bischöfen von Brixen und Trient gegenüber, und auf demselben Wege wie diese waren sie zu Macht und Ansehen gekommen. Jener **Meinhard** I., welcher der Gemahl der Adelheid von Tirol war, wurde auch Verweser des nach dem Aussterben der Babenberger erledigten Herzogtums Steiermark. Er hinterließ, wie gesagt, bei seinem Tode im Jahre 1258 zwei Söhne, Meinhard und Albert, die 1271 eine Teilung ihres Besitzes vornahmen: Meinhard II. erhielt alles, was westlich von der Mühlbacher Klause lag und im Vertrage „Grafschaft und Territorium von Tirol" genannt wurde, Albert, was östlich, also im Pustertale lag, Görz, die Herrschaft Metlök (Möttling) und die Grafschaft Istrien, d. i. Mitterburg oder Pisino. Jener begründete die Tiroler, dieser die Görzer Linie. Hauptstadt der Tiroler Linie wurde nachher Innsbruck, die der Görzer Lienz, ein Städtchen, das am Ausgange des Iseltales gelegen ist und sich damals zu Wohlstand aufschwang.

Meinhard II. verstand es, die Stellung, welche Albert von Tirol errungen und Meinhard I. innegehabt, zu behaupten; im Bistume Trient, das stets mit Unruhen erfüllt war, regierte er wie der rechtmäßige Herr, und den Einwohnern gefiel seine Herrschaft besser als die ihrer Bischöfe; er ließ sich erledigte Reichs- und Kirchenlehen übertragen, erwarb zahlreiche Güter durch seine Gemahlin Elisabeth, viele andere durch Kauf. So erweiterte er seine Güter, arrondierte sie zu einem geschlossenen Territorium und brachte so zum Abschlusse, was

Albert von Tirol begonnen hatte. Im Jahre 1286 wurde er auch Herzog von Kärnten. Die älteste Stadt in Tirol war Trient; im 13. Jahrhundert erhob sich Innsbruck zur Stadt.[1])

Der Boden, auf dem Innsbruck liegt, gehörte dem Stifte Wilten. Im 11. Jahrhundert stand auf dem linken Innufer der Ort Innsbruck, von dem eine Brücke über den Fluß zum Stifte führte. Als der Ort, der den Grafen Andechs gehörte und Markt genannt wurde, infolge des aufblühenden Handels zwischen Venedig und den süddeutschen Städten an Bewohnern zunahm, trat der Propst des Stiftes 1180 soviel Grund auf dem rechten Innufer ab, daß die Bewohner des Ortes diesen verlassen und ihre Häuser auf dem erworbenen Grunde aufbauen konnten. Die Marktbewohner waren allerdings jetzt zwei Herrschaften, den Grafen und dem Stifte, dienstbar, aber der Markt blühte auf, wurde 1239 vom Herzog Otto II. zur Stadt erhoben und erhielt ein Stadtrecht.

Der Keim der Landeshoheit der Salzburger Erzbischöfe[2]) lag in den Immunitätsprivilegien, die sie von Ludwig dem Frommen (816) und Ludwig dem Deutschen (837) erhalten hatten, und welche alle öffentlichen Beamten von jeder Amtshandlung auf den Gebieten der Erzbischöfe ausgeschlossen. Durch das Privileg Ottos I. vom Jahre 945 wurde den Erzbischöfen Grafengewalt in ihren Gebieten übertragen. Durch die Immunität und die Erwerbung von Grafschaften bildete sich die Landeshoheit aus.[3])

In der Zeit vom ersten Erzbischofe Arn bis zum Investiturstreite bildete sich aus den Erwerbungen der Erzbischöfe zu beiden Seiten der Salzach ein größerer Besitzstand aus, der aber noch nicht geschlossen, sondern allenthalben durchbrochen war. Dieser Besitzstand war entstanden aus einzelnen Teilen, so aus den Talgegenden am linken und rechten Salzachufer von der alten, einst herzoglichen Salzburg bis in die Gollinger Gegend, aus dem Waldgebiete von der

[1]) Jäger, Geschichte der landständischen Verfassung Tirols. I, 630. — Zoller, Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck. 2 T. Innsbruck 1816, 25.

[2]) Kleimayrn, Nachrichten vom Zustande der Gegenden und Stadt Juvavia vor, während und nach Beherrschung der Römer bis zur Ankunft des heil. Rupert. Salzburg 1784 (mit Urkunden). — Keinz, Indiculus Arnonis et breves noticiae. München 1869. — Hauthaler, Die salzburgischen Traditionskodizes des 10. und 11. Jahrh. Mitt. des Institutes. 3. — Hauthaler, Salzburger Urkundenbuch. I. Bd. Salzburg (ist noch nicht abgeschlossen; darin Indiculus, breves noticiae und die Traditionskodizes). — Richter, Die salzburgischen Traditionskodizes. Das. — Richter, Untersuchungen zur histor. Geographie des ehemalig. Hochstiftes Salzburg. Mitt. des Institutes. I. Ergänzungsband 1885. — Hertzberg-Fränkel, Necrologia dioec. Salisb. (Mon. Germ., Berol. 1904). — Zauner, Chronik von Salzburg. 11 Bde. Salzburg 1796—1826. — Pichler, Solzburgs Landesgeschichte (bis 1860). Salzburg 1865. — Widmann, Geschichte Salzburgs. I.

[3]) Daß die Immunität zur Ausbildung der Landeshoheit nicht ausreichte, sondern die Erwerbung ganzer Grafschaften dazutreten mußte, zeigt Richter S. 23 ff. — Widmann, I, 315 ff.

Ischl bis zum Arlbach (mit St. Gilgen, Abtenau, der Fritz und Radstadt), aus der Wallenseegegend, aus der Gegend von Teufendorf, Waging und Titmoning, dem Bezirk südlich vom Lueg, dem Waldgebiet zwischen der Gasteiner und Fuscher Ache und dem Zellersee, Gebieten im Pinzgau, Saalfeldgau und Lungau. Mehr als hundert kleinere Gebiete, Erwerbungen aus verschiedenen Zeiten, lagen in anderen Ländern zerstreut. Salzburgisch war vielleicht auch die Grafschaft im Ennstale, die aber als Lehen ausgetan war, und das Zillertal in Tirol.

Die meisten dieser Gebiete lagen in bayrischen Grafschaften. Solche waren: die untere Grafschaft an der Salzach, mit der eine Zeitlang die Grafen von Tengling belehnt waren, die obere Grafschaft an der Salzach (oder Kuchel), im Westen der Salzach die Grafschaft Plain, dann die Grafschaften im Pongau und im Lungau, die Grafschaft Gastein, die Grafschaften Unter-Pinzgau und Ober-Pinzgau oder Mittersill. Die Grafen dieser Grafschaften waren häufig Feinde der Erzbischöfe und besonders zur Zeit des Investiturstreites hatten die Angehörigen des Stiftsgebietes viel von ihnen zu leiden.

Eine größere Abrundung des erzbischöflichen Gebietes erfolgte durch den Erzbischof **Eberhard** II. (1200—1246). Denn er erwarb durch Belehnung von König Heinrich VII. die Grafschaften Ober- und Unter-Pinzgau, auf anderem Wege die Grafschaft Pongau. Durch zwei Verträge, die 1254 und 1275, also zu einer Zeit, da die Kaisergewalt wenig bedeutend war, mit den Herzogen von Bayern abgeschlossen wurden, einigte man sich über die Teilung der Grafschaften, die durch das Aussterben der Grafen von Peilstein, Lebenau und Plain erledigt worden waren. Dadurch wurde zwischen Bayern und Salzburg die Grenzlinie hergestellt, die bis 1816 bestehen blieb. Die reichsfreien Geschlechter, die Güter im erzbischöflichen Gebiete hatten, wurden landsässig oder reichsmittelbar, indem sie die Landeshoheit der Erzbischöfe anerkannten, wie die Goldecker und Velber. In späterer Zeit kauften die Erzbischöfe Gerichtsbarkeiten von den Adelsfamilien, die in den erblichen Besitz derselben gelangt waren. Diese Gerichte gaben sie nicht mehr aus der Hand, höchstens nur auf Lebenszeit. Daher kam es, daß es im Erzstifte Salzburg nur landesfürstliche und nicht private oder Patrimonialgerichte gab, wie dies in Österreich der Fall war.[1])

Der Einfluß des Kaisers auf das Erzbistum wurde immer geringer, mehr machte sich der des Papstes oder der benachbarten Fürsten von Bayern und Österreich geltend. Bis auf Eberhard entstammten

[1]) Über die Erwerbung der Grafschaften und Gerichte siehe **Richter**, Untersuchungen, S. 65 ff.

die Erzbischöfe meistens bayrischen und schwäbischen Familien; von da an wurden sie häufiger aus kärntischen, steirischen und österreichischen Geschlechtern gewählt, so daß sich das Erzbistum seitdem mehr den östlichen Fürstenhäusern zuneigte. Schon Eberhards Nachfolger, Philipp, verwickelte das Stiftsland in den Kampf um das Erbe der Babenberger.

XII. Das Zwischenreich[1])

1. Der Kampf um Österreich und Steiermark

Friedrich der Streitbare hinterließ keine Nachkommen. An Seitenverwandten überlebten ihn eine Schwester Margareta und eine Nichte Gertrud.[2]) Margareta war die Witwe des Hohenstaufen Heinrich VII. und hatte zwei Söhne, die sich bei ihrem Großvater, dem Kaiser Friedrich II. befanden. Sie hatte nach dem Tode ihres Gemahles zuerst in Trier, dann in Würzburg die Ordensgelübde abgelegt; jetzt eilte sie nach Österreich, um ihr Erbrecht geltend zu machen. Zugleich bat sie den Papst um die Erlaubnis zur Eingehung einer neuen Ehe. König Wenzel beeilte sich, Gertrud mit seinem Sohne, dem Markgrafen Wladislav von Mähren zu vermählen, der jedoch schon im Jänner 1247 starb. Diesen Frauen kam aber nach dem Privileg von 1156 kein Erbrecht auf die Reichslehen zu.

Kaiser Friedrich II. erklärte Österreich und Steiermark als erledigte Reichslehen und schickte den Grafen Otto von Eberstein als seinen Statthalter nach Wien. Doch Papst Innozenz IV. hatte kurz vorher auf dem Konzil von Lyon 1245 neuerdings den Bann über den Kaiser ausgesprochen und setzte alle Hebel in Bewegung, um die zwei Herzog-

[1]) Wichtig wird Ottokars Reimchronik (1246—1309). Neue Ausg. v. Seemüller in den deutschen Chroniken, herausg. von der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, V. Bd. in 2 Teilen. Hannover 1890—1893. Vgl. Huber, Die steir. Reimchronik und d. österr. Interregnum, in d. Mitt. d. Inst. IV. (Das redselige Werk ist ungemein reich an Nachrichten, aber mit Vorsicht zu benützen.) — Von den österr. Annalen bes. die Lambacher, Heiligenkreuzer, Klosterneuburger, die A. s. Rudberti u. a.; die Historia annorum 1264—1279; Annal. Otakariani (Pertz, M. S., IX, 181—194, bis 1278), Ann. Pragenses (das. 194—203, bis 1283), die Ann. des Heinrich v. Heimburg (Pertz. XVII, 711). — Emler, Regesta Bohemiae et Moraviae, II (1253—1310). Prag 1874. — Voigt, Das Formelbuch d. k. Notars Heinrich Italicus ꝛc. Archiv d. W. A. 29. — Phil. Lambacher, Österr. Interregnum oder Staatengeschichte der Länder Österreich, Steyr, Kraln und der windischen Mark von dem Todesfalle Friedrichs des Streitbaren bis auf die Einsetzung des Hauses Habsburg. Wien 1773. — Ottok. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrh. 2 Bde. Wien 1864—1867. Vgl. Kalousek, Die Behandlung der Gesch. P. Ottokars II. in Lorenz' Deutscher Gesch. (Abh. d. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. 6. F., VII. Bd Prag 1875).

[2]) S. die Stammtafel S. 87.

tümer dem Gebannten abtrünnig zu machen. Er erkannte Gertrud, die ihren Gemahl durch den Tod verloren hatte, als Erbin an und riet ihr, sich mit einem kirchlich gesinnten Mann zu vermählen. Sie heiratete 1248 den Markgrafen Hermann von Baden, und der Papst gab dem Gegenkönig Wilhelm von Holland den Auftrag, ihn mit den babenbergischen Ländern zu belehnen. Auch Margareta war mit Ansprüchen auf diese Herzogtümer aufgetreten, doch machte sie dieselben jetzt nicht mehr geltend. Trotz dieser Bestrebungen des Papstes und obwohl dieser durch die Minoriten gegen den Kaiser und seine Anhänger das Kreuz predigen ließ[1]), war die staufische Partei in den zwei Ländern so mächtig, daß sie dieselben behauptet hätte, wenn der Kaiser einen getreuen Anhänger als Herzog eingesetzt hätte. Otto von Eberstein begab sich auch nach Verona zum Kaiser, um einen Herrn für die verwaisten Länder zu erbitten; doch der Kaiser bestellte zwei Statthalter, den Herzog Otto von Bayern für Österreich und den Grafen Meinhard von Görz für Steiermark. Die Fürsten und Adeligen, die auf Seite der Staufen standen, fielen jetzt über die Besitzungen der Erzbistümer Salzburg und Aquileja, des Bistums Freising sowie über die einzelnen Klöster her, um sie in ihren Besitz zu bringen.

Das Jahr 1250 brachte wichtige Ereignisse. Im Oktober starb Hermann von Baden. Er hinterließ einen Sohn Friedrich von Baden, der sich später Herzog von Österreich und Steiermark nannte, aber noch weniger Anhang fand als sein Vater und im Jahre 1268 mit seinem Freunde Konradin in Neapel hingerichtet wurde.

Im Dezember 1250 starb auch Kaiser Friedrich und anfangs des folgenden Jahres sein Enkel Friedrich, der Sohn Margaretas, dem er die Herzogtümer vermacht hatte. Jetzt gewann die päpstliche Partei immer mehr Boden. Zu ihr hielten auch König Wenzel I. von Böhmen und sein Sohn Přemysl Ottokar. Da diese mit den Bischöfen und hervorragenden Adeligen Österreichs längst in Verbindung standen, konnte es ihnen nicht schwer werden, Österreich zu erwerben. Im November 1251 rückte Přemysl Ottokar mit einem Heere durch das Mühlviertel über Linz und Enns in Österreich ein; nirgends fand er Widerstand, und schon am 12. Dezember hielt er seinen Einzug in Wien. In demselben Jahre noch erließ er einen Landfrieden.

Obgleich Přemysl Ottokar fast allgemeine Anerkennung fand, vermählte er sich dennoch, um sich das Land für immer zu sichern, schon am 11. Februar 1252 mit Margareta, die fast doppelt so alt war wie er.

[1]) Frieß, Geschichte der österr. Minoritenprovinz. Archiv d. W. A. 54, S. 132.

Auch Bela IV. von Ungarn wollte einen Teil der babenbergischen Erbschaft gewinnen. Im Sommer 1252 fiel er in Österreich ein und bewog Gertrud seinen Verwandten Roman von Halitsch zu heiraten. Auf diese Weise wollte er sich ein Anrecht auf die österreichischen Länder verschaffen.[1] Im folgenden Jahre sollten nach Belas Plan die Länder Přemysl Ottokars, der sich auch Herzog von Steiermark nannte, von allen Seiten angegriffen werden; Bela selbst fiel in Mähren ein, und seine Ungarn und Kumanen wüteten in der entsetzlichsten Weise. Der Papst wünschte nicht, daß einer seiner getreuen Anhänger beide Herzogtümer gewinne, sondern daß jeder eines bekomme, und schickte einen Legaten ab, der den Frieden vermitteln sollte. Der Legat brachte dem Herzog Ottokar auch die päpstliche Dispens zu seiner Ehe mit der Babenbergerin, die mit ihm nahe verwandt war, wofür Ottokar gelobte, der römischen Kirche und dem Papste sowie dem deutschen Könige Wilhelm stets ergeben zu sein. In derselben Zeit starb Wenzel von Böhmen, und Ottokar bestieg den Thron dieses Landes. Anderseits hatten sich die hervorragendsten Adeligen Steiermarks dem König Bela angeschlossen.[2] Diese Umstände führten 1254 den Frieden herbei, der in Ofen unterhandelt und in Preßburg abgeschlossen wurde. Přemysl Ottokar behielt Österreich, Bela bekam Steiermark. Doch wurde das Gebiet von Wiener-Neustadt und Pütten, sowie der Traungau von Steiermark getrennt und Ottokar zugewiesen.[3]

Auf diese Weise waren den Wünschen des Papstes gemäß jene Länder, die noch vor kurzer Zeit der Hauptsitz der staufischen Partei gewesen waren und in denen Kaiser Friedrich selbst eine neue Herrschaft begründen wollte, voneinandergerissen und zwei nichtdeutschen Mächten zugeteilt, die sich der Gunst der Kurie erfreuten.

Bela setzte als Statthalter in Steiermark den Ban Stephan von Kroatien und Slawonien ein, der in Graz seinen Sitz nahm.

Ein neuer Krieg zwischen den beiden Königen wurde durch die Verwicklungen im Erzstifte Salzburg herbeigeführt.

Erzbischof war Philipp, der Bruder des Kärntner Herzogs Ulrich. Er hatte schon 1248 das Ennstal besetzt. Weltlich gesinnt und herrsch-

---

[1] Cont. Garst. (Pertz, IX, S. 599): Bela consilium et auxilium tulit, ut rex Ruscie, qui apud ipsum tunc degebat, Gerdrudem viduam ducis Hermanni duceret in uxorem, ut ex hoc ipse rex ducatus Austriae et Styriae sibi posset iustius vendicare. Vgl. auch die Hypatiaschronik, herausg. v. Szaraniewicz. Lemberg 1872. (Diese russische Chronik stammt aus dem Ende des 13. Jahrh.)

[2] Über die Zeit dieses Anschlusses Huber, Die steir. Reimchronik und d. österr. Interregnum. Mitt. d. Instit. IV, 52. — Krones, Die Herrschaft Ottokars II. in Steierm. Mitt. d. hist. Vereines f. Steierm. 22.

[3] Lampel, Die Landesgrenze von 1254 und das steirische Ennstal. Archiv d. W. A. 71.

süchtig, war er in Salzburg nie beliebt geworden; das Domkapitel setzte ihn 1256 ab und wählte den Bischof Ulrich von Seckau zu seinem Nachfolger. Dieser fand die Unterstützung des Königs Bela und seine Sohnes Stephan, mit deren Hilfe er von Pettau aus gegen Salzburg zu Felde zog. Allein Philipps Bruder Ulrich von Kärnten besiegte ihn bei Radstadt und trieb ihn wieder zurück. Die Folge davon war, daß Stephan mit Ungarn und Kumanen in Kärnten einfiel und das Land arg verwüstete. Jetzt trat Přemysl Ottokar für die Brüder von Kärnten auf und verband sich mit dem steirischen Adel, der mit der ungarischen Herrschaft längst unzufrieden war. Die Steirer boten dem Ottokar die Herrschaft über ihr Land an; österreichische Truppen rückten hierauf in Steiermark ein, die Adeligen erhoben sich, und in kurzer Zeit waren die Ungarn aus dem Lande gejagt. Nur Pettau hielten sie noch in ihrer Gewalt.

Bela machte, um das Verlorene zurückzugewinnen, im Jahre 1260 einen Angriff auf Österreich. Bei Kroissenbrunn kam es zur Schlacht, welche Ottokar gewann, der in diesem Kriege von Ulrich von Kärnten, Philipp von Salzburg und einigen schlesischen Herzogen unterstützt wurde. Sogleich wurden Verhandlungen eingeleitet, die aber erst am 31. März 1261 zum Frieden von Wien führten. Bela und Stephan verzichteten auf Steiermark und gaben das noch besetzte Pettau heraus. Um diese Zeit wurde das ehemals zur Steiermark gehörige Gebiet von der Enns bis zum Hausruck mit der Bezeichnung Oberösterreich (Austria superior, supra Anasum) als selbständiges Gebiet eingerichtet, dessen Verwaltung ein Landrichter zu besorgen hatte. Als Hauptstadt erscheint Linz. Bald darauf wird auch das Mühlviertel mit Oberösterreich verbunden worden sein.[1])

In dieser Zeit trennte sich Ottokar von seiner Gemahlin Margareta unter dem Vorwande, daß sie einst das Gelübde der Keuschheit abgelegt habe und dann zu Würzburg als Nonne eingekleidet worden sei, und vermählte sich mit Belas Enkelin Kunigunde von Machov. Papst Urban IV. billigte nachträglich die Ehetrennung und gab auch seine Einwilligung zu der zweiten Heirat. Die verstoßene Margareta begab sich nach Krumau, wo sie im Jahre 1267 aus dem Leben schied.[2])

Der deutsche König Wilhelm von Holland war im Jänner 1256 von den Friesen erschlagen worden, worauf die Fürsten zwei Fremde

[1]) Strnadt, Die Geburt des Landes ob der Enns. Linz 1886, S. 112 ff.

[2]) Nach der Reimchronik hätte sie in Krems gelebt. Dieser Meinung ist auch Kerschbaumer, der in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, N. F. 23, S. XXIX, sagt, Ottokar habe ihr Krumau am Kamp, Gräfenberg und Einkünfte des Bezirkes Polan bei Horn (des sog. Boigenreiches) zugewiesen.

zu Könige wählten: Richard von Cornwallis und Alfons X. von Kastilien. Ottokar hatte die Spaltung begünstigt, weil ein zerrissenes deutsches Reich seinem Plane, ein großes unabhängiges Reich zu gründen, weniger gefährlich zu sein schien als ein einiges. Wie die Päpste, die bei Doppelwahlen die Entscheidung in Anspruch nahmen, schwankte auch er, welchem Könige er sich zuwenden sollte. Erst im Jahre 1262 schloß er sich an Richard an und ließ sich von ihm mit den böhmischen Ländern wie mit Österreich und Steiermark belehnen.

Zu Ende des Jahres 1265 übertrug König Richard dem Könige Ottokar die Verwaltung der Reichsgüter, worauf dieser in Eger erschien, den Bürgern der Stadt die Reichsfreiheiten bestätigte und sie gegen etwaige Angriffe des jungen Staufen Konradin in Schutz nahm. „Es war keineswegs eine förmliche Einverleibung des freien Reichsgebietes von Eger unter die Landeshoheit von Böhmen, aber der Grundstein zu dieser Erweiterung Böhmens war jedenfalls damit gelegt.“ [1])

Nach der glücklichen Beendigung des Krieges mit Ungarn und besonders nach seiner Belehnung fing Ottokar, der sich bis dahin dem Adel gegenüber sehr nachsichtig zeigte, an, die landesfürstliche Gewalt zu stärken und die mächtig gewordenen Landherren in die Schranken ihrer früheren Stellung zurückzuweisen. In der Zeit von 1265—1267 ließ er für Österreich ein landesfürstliches Rentenbuch anlegen, in dem der Grundbesitz und seine Leistungen und nur selten auch Gefälle von Gericht, Maut und dem Mühlenbetrieb verzeichnet sind, aber auch angegeben erscheint, wenn sich ein ehemals landesfürstlicher Besitz in anderen Händen befand.[2]) Man gewinnt daher aus dem Buche ein Bild der Zustände des Landes. „Wir sehen ungeordnete, zum Teil rechtlose Verhältnisse vor uns. Burgen und Mühlen liegen zerstört, einzelne Wirtschaftshöfe sind außer Betrieb gesetzt; Äcker und Weinberge vielfach unbebaut und verödet, dagegen unrechtmäßigerweise neue Burgen errichtet, der Adel des Landes, die Landherren, haben sich einzelner Güter des Landesfürsten bemächtigt, ohne Recht in den Besitz freigewordener Lehen gesetzt, Zehente angeeignet und andere Rechte und Einkünfte desselben zugelegt, welche sie ihm

[1]) Lorenz, Deutsche Geschichte. I, 245. — Gradl, Geschichte des Egerlandes (bis 1437). Prag 1893, S. 97.

[2]) Liber hubarum et reddituum per totam Austriam (Rationarium austriacum), herausgegeben von Chmel. Notizenblatt d. W. A., V (1855), und Dopsch, Die landesf. Urbare Nieder- und Oberösterreichs aus dem 13. und 14. Jahrh. Wien und Leipzig 1904, S. 1 ff. Das Urbar verzeichnet Orte von Niederösterreich im Umfange zur Zeit der Babenberger, aber mit Einschluß des heutigen Mühlkreises (der Riedmark) in Oberösterreich. — Erben, Zur Entstehung des sog. Ration. austr. Mitt. d. Instituts. 16.

zum Teil gewaltsam vorenthalten."[1]) Ottokar suchte diese der landesfürstlichen Gewalt entzogenen Güter und Rechte zurückzugewinnen und brach zugleich auch die Burgen, welche widerrechtlich erbaut worden waren. Dadurch rief er die Unzufriedenheit der Adeligen hervor, von denen einige sich mit den Ungarn in eine Verbindung einließen, an der auch böhmische Barone teilnahmen. Ottokar aber ließ den ehemaligen Landrichter Otto von Meißau und den Böhmen Benesch hinrichten.

Auch in Steiermark wurde ein Rentenbuch angelegt. Im Jahre 1262 hatte König Ottokar den Bischof Bruno von Olmütz, der dem holsteinischen Grafengeschlechte Schaumburg entstammte, zum Landeshauptmann von Steiermark ernannt. Bruno war ein sehr gebildeter und geschäftsgewandter Staatsmann, dem der König das größte Vertrauen schenkte. Als Landeshauptmann von Steiermark, das er streng regierte, ließ er durch den Notar Helwig von Thüringen ein Rentenbuch des Landes anlegen.[2]) Auch in Steiermark entstand Unzufriedenheit unter den Adeligen, und Ottokar ließ einige von ihnen, darunter Ulrich von Liechtenstein, gefangen nehmen und gab ihnen erst die Freiheit wieder, nachdem sie ihre Burgen ausgeliefert hatten. Dies geschah, nachdem der König von dem Kreuzzuge, den er gegen die heidnischen Preußen unternommen hatte, im Februar 1268 wieder heimgekehrt war. Das Übergewicht des Adels war nun gebrochen, die Junker waren gedemütigt; „da sie hinter festen Schlössern dem Könige nicht mehr Trotz bieten konnten, so suchten sie sich dem Landesfürsten vielmehr zu nähern, wie das Junker zu allen Zeiten getan, daß sie dann am servilsten geworden sind, wenn man ihnen den Trotzkopf abgeschlagen".[3]) Ottokar konnte jetzt sein Augenmerk den Nachbargebieten Kärnten und Krain zuwenden.

2. Die südöstlichen Reichsländer (Kärnten, Krain, Istrien, das Patriarchat). Absichten Přemysl Ottokars auf Ungarn

In Kärnten, dessen Grenzen nach Ablösung der Marken ungefähr die heutigen waren, war im Jahre 1122 das Haus Spanheim zur

[1]) A. Dopsch, Beiträge zur Geschichte der Finanzverwaltung Österreichs im 13. Jahrh. (das sog. Rationarium austriacum und die landesherrliche Güterrevindikation unter König Ottokar in Österreich). Mitt. d. Instituts. 14, 460.

[2]) Rationarium Styriae, herausg. v. Rauch in d. Scriptores r. A. II, 114—204. — Über die Anlegung eines landesf. Urbars in Kärnten, Krain und der Mark berichtet Jaksch in den Mitt. d. Instituts, 23.

[3]) Lorenz, I, 225.

herzoglichen Würde gekommen. Graf Siegfried von Spanheim aus Rheinfranken hatte die Erbtochter des reichen Grafen von Lavant geheiratet; ſein Enkel Heinrich wurde Herzog von Kärnten. Ihm folgte ſchon 1124 ſein Bruder Engelbert, der nach zehn Jahren ſeiner Würde entſagte, das Herzogtum ſeinem Sohne Ulrich I. hinterließ und als Mönch in ein bayriſches Kloſter trat. Ulrichs Nachfolger wurden ſeine zwei Söhne, zuerſt Heinrich, dann Hermann. Des letzteren Sohn Ulrich II., der ſeit 1181 Herzog war, litt ſeit ſeinem Kreuzzuge am Ausſatz und überließ einen Teil der Regierungsgeſchäfte ſeinem Bruder Bernhard, der 1202 ſein Nachfolger wurde.

Bernhard war ein gebildeter, welterfahrener Fürſt. Einige Zeit hatte er an dem glänzenden Hofe des Königs Přemyſl Ottokar I. in Prag zugebracht und ſich dort mit deſſen Tochter Jutta vermählt. Auf ſeiner Burg in St. Veit richtete er eine prächtige Hofhaltung ein: Dichter und Sänger erſchienen bei dem freigebigen Fürſten, der es liebte, auf ſeinen Schlöſſern allen Glanz des Rittertums zu entfalten. Nach dem Tode des letzten Babenbergers bemächtigte er ſich der freiſingiſchen Güter in Krain, welche nun erledigt waren. Sein Sohn und Nachfolger Ulrich III. (1256—1269), der längere Zeit in Mähren gelebt hatte, war mit der Witwe des letzten Babenbergers, Agnes von Meranien, verheiratet und führte auch den Titel „Herr von Krain".

Krain[1]) war wie Steiermark ein Grenzland von Kärnten, und auch Iſtrien war lange mit dem Herzogtume Kärnten verbunden. Es gab aber im 11. Jahrhundert ſowohl eine Grafſchaft Krain (wahrſcheinlich Oberkrain) als auch eine Mark Krain, wahrſcheinlich Unterkrain mit Ausſchluß der Landſchaft auf dem rechten Gurkufer, die zu Kroatien gerechnet wurde. Das Gebiet von Idria gehörte zur Grafſchaft Görz.[2]) Ebenſo gab es eine Mark Iſtrien, die aus einem breiten Küſtenſtreifen beſtand und zu der man auch Innenkrain zählte, und eine Grafſchaft Iſtrien, d. i. Binneniſtrien mit dem Hauptorte Piſino (Mitterburg).

Grafen von Krain (Popo 973, Waltilo 989—1004, Ulrich 1011, unbekannter Herkunft) erſcheinen ſeit 973, Markgrafen ſeit 1040 mit

[1]) Weikhard v. Valvaſor, Ehre des Herzogtums Krain oder desſelben topographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung mit Anmerkungen und Erklärungen, erweitert durch E. Francisci, 4 T., 1689; neue Ausg. Rudolfswert 1882. — Diplomatarium Carniolicum, herausg. v. Klun, 1855. Klun, Archiv für die Landesgeſchichte v. Krain. Laibach 1852—54, 1.—3. H. — Schumi, Urkunden u. Regeſtenbuch des Herzogtums Krain. 2 Bde. Laibach 1882—87. — Schumi, Archiv f. Heimatskunde v. Krain. 2 Bde. Laibach 1882—1887. — Von 1846—1868 erſchienene Mitt. des Hiſtor. Vereines für Krain, dann auch Mitt. des Muſealvereines, die ſeit 1908 den Haupttitel „Carniola" führen. — Mell, Die hiſtoriſche und territoriale Entwicklung Krains vom 10. bis ins 13. Jahrh. Graz 1888. — A. Dimitz, Geſchichte Krains. 4 Bde. Laibach 1874—76.

[2]) Gegen die Meinung Mells a. a. O. von einer Zweiteilung Krains in eine Mark und Grafſchaft wendet ſich Huber in den Mitteil. des Inſt. f. öſterr. Geſch.-Forſch. 145 ff.

Eberhard, einem Sempt-Ebersberger. Der zweite Markgraf, Ulrich, der aus dem Hause Weimar-Orlamünde stammte, war auch Markgraf von Istrien und in beiden Marken sowie auch in Oberkrain reich begütert. Ulrich war berufen, in den beiden ihm zur Verwaltung anvertrauten Gebieten eine Dynastie zu gründen, ähnlich wie die Babenberger in Österreich und die Ottokare in der Mark Steier. Seit 1062 mit Sophie, der Tochter des Königs Bela I. von Ungarn, verheiratet, starb er schon 1070. Einen etwas genaueren Einblick in die Verhältnisse Krains und Istriens gewinnt man mit der Zeit des Investiturstreites.

Im Jahre 1077 verlieh König Heinrich IV., durch die Reichsverhältnisse gezwungen, die Mark Krain und die Grafschaft Istrien dem getreuen Patriarchen Sigehard von Aquileja und die Mark Istrien dem Eppensteiner Heinrich, dessen Bruder Liutold zu gleicher Zeit Herzog von Kärnten wurde. Die Patriarchen behaupteten zwar die Grafschaft Istrien und seit 1093 auch die Mark Krain längere Zeit, aber sie waren nicht imstande, auf Grund dieser Reichsämter die Landeshoheit zu begründen.

Ulrich, ein Bruder des Herzogs Liutold und des Markgrafen Heinrich, wurde 1085 von Heinrich IV. zum Patriarchen erhoben, so daß die dem Kaiser verwandte Familie der Eppensteiner eine Zeitlang die Grenzgebiete von Italien und Deutschland beherrschte. Als nach dem Tode Liutolds (1093) der Markgraf Heinrich Herzog von Kärnten wurde, erhob der Kaiser zum Markgrafen von Istrien Ulrich II. von Weimar-Orlamünde.

Nach dem Aussterben der Eppensteiner (1122) trat an ihrer Stelle das Haus Spanheim-Lavant in den Vordergrund, denn diesem Hause fiel das Herzogtum Kärnten zu und 1132 wurde Pilgrim I., ein Mitglied dieses Hauses, Patriarch.

Es ist jetzt notwendig, den Besitzverhältnissen in diesen Marken Aufmerksamkeit zu schenken. Mit dem 13. Jahrhundert beginnen sich die einzelnen Territorialherrschaften auszubilden; zunächst das mächtige Geschlecht der Andechs-Meran, dann die Spanheimer Kärntner Herzoge und die Grafen von Bogen.

Durch kaiserliche Gunst hatte in Krain das Bistum Freising Besitzungen erworben: in Oberkrain entwickelte sich auf diesen der ansehnliche Ort Bischoflack, in Unterkrain Gutenwert. Die Freisinger Bischöfe ließen sich die Kultivierung ihrer Gebiete sehr angelegen sein; neben den einheimischen Slowenen siedelten sie Deutsche aus Bayern, Tirol und Kärnten an. Das Hochstift Brixen erwarb 1004 das Land

zwischen der Wurzener und der Wocheiner Save, als deren Mittelpunkt die Herrschaft Veldes erscheint. Außerdem war in Ober- und Unterkrain sowie in Istrien das Haus Weimar-Orlamünde reich begütert. Es starb in der männlichen Linie nach 1141 aus, worauf drei verschwägerte Geschlechter in das Erbe eintraten: die Spanheimer, die Andechser und die Grafen von Bogen, von denen wir die letzteren unbeachtet lassen können.

Die Spanheimer erscheinen im Besitze von Laibach, Krainburg, Landstraß. In Krain war die Hauptherrschaft der Andechs, die aus Bayern stammten und in Tirol Güter besaßen, Stein. Berthold III. (seit 1151) wurde Markgraf von Istrien und wohl auch von Krain. Sein Sohn Berthold IV. (seit 1188) trug den Titel „Herzog von Dalmatien und Kroatien", wofür seit 1195 ausschließlich „Meran" (d. i. das Land am Meere) angewendet ward. Es ist nicht aufgeklärt, wie die Andechser diesen Titel annehmen konnten. Sie sollen (wie schon die bayrische Familie der Dachauer) als Vasallen der Krone Ungarns die Bewachung der dalmatinisch-albanischen Küste besorgt und sich deshalb den erwähnten Titel beigelegt haben. Bertholds IV. Tochter Gertrud war mit dem Könige Andreas II. von Ungarn vermählt, der vorher Herzog von Dalmatien und Kroatien war. Die Andechser hatten außer Eigenbesitz auch Güter von Freising und Gurk zu Lehen und geboten über viele Vasallen; auch zwischen Gurk und Kulpa, zu Möttling und Tschernembel hatten sie Güter. Diese Gegend wurde von 1177 an als ungarische, slawische oder windische Mark bezeichnet und war strittiges Gebiet; doch wurde es nach und nach zu Krain gezogen und der Name „windische Mark" ging auf ganz Unterkrain über.

Von den Söhnen Bertholds IV. erhielt Heinrich IV., der wohl die Güter in Istrien und Krain erbte, auch die beiden Markgrafschaften; als er aber der Teilnahme an der Ermordung des Königs Philipp von Schwaben beschuldigt wurde, entzog ihm König Otto seinen Besitz und seine Reichslehen. Er begab sich, wie sein Bruder Ekbert, nach Ungarn zu seiner Schwester, der Königin Gertrud, bei der schon ein dritter Bruder, Berthold, lebte. Die beiden Marken verlieh König Otto 1210 dem Patriarchen Wolfger, der sich „Markgraf von Friaul, Istrien und Krain" nannte.

Der nach Ungarn geflohene Andechser Heinrich wurde vom Kaiser Friedrich II. in Gnaden aufgenommen und erhielt seinen Besitz, nicht aber die Markgrafenwürde in Istrien und Krain zurück. Diese blieb bei Aquileja. Als durch den Tod Heinrichs 1228 seine Freisinger Lehen erledigt wurden, kaufte sie 1229 Herzog Leopold VI. von Österreich

um 1650 Mark Silber. Auf diese Weise wurden die Babenberger Grundherren in Unterkrain. Und in demselben Jahre vermählte Herzog Leopold VI. seinen Sohn Friedrich (den Streitbaren) mit Agnes, der Nichte des verstorbenen Andechsers Heinrich, dessen Erbin sie gewesen zu sein scheint; denn sie brachte ihrem Gemahl den andechsischen Eigenbesitz in Krain zu, vor allem die große Herrschaft Stein in Oberkrain. Daher nannte sich Herzog Friedrich II. nach dem Antritt der Regierung in Österreich „Herr in Krain".

Es ist gesagt worden, daß die Spanheimer Besitz in Krain hatten. Nach dem Aussterben der Babenberger bemächtigte sich Herzog Bernhard von Kärnten der freisingischen Güter in Unterkrain, welche die Babenberger zu Lehen hatten, und sein Sohn Ulrich, der sich mit der Witwe des letzten Babenbergers, Agnes von Meranien, verheiratete, erlangte dadurch deren ausgedehnten Besitz in Krain und nannte sich gleich seinem Vater Bernhard „Herr von Krain". Auch zahlreiche Güter des Patriarchats eignete er sich an, aber im Jahre 1261 wurde ein Vergleich geschlossen: der Herzog übergab dem Patriarchen einige Besitzungen in Unterkrain, am Karst und in Friaul und schenkte ihm das Schloß Laibach und einige andere Burgen, darunter Auersperg, die aber der Patriarch ihm und seinem Bruder Philipp als Lehen zurückgab. Zugleich überließ der Patriarch dem Herzoge die Stadt Krainburg und die gesamte Jurisdiktion in der Mark Krain. Der Herzog schwur dem Patriarchen Treue wie ein Vasall seinem Herrn.

Damit war Herzog Ulrich Landesherr in Krain, wenn auch die Patriarchen den Titel „Markgraf von Krain" beibehielten.

Das oft genannte Patriarchat war ein eigentümliches Staatengebilde. Der heil. Petrus soll den Evangelisten Markus in die damals blühende Handelsstadt Aquileja gesandt haben, wo dieser viele Heiden dem Christentume gewann. Als Vorsteher der Christengemeinde folgte ihm der heil. Hermagoras aus Aquileja, der zum ersten Bischof von Italien geweiht wurde. Der erste Erzbischof von Aquileja war der heil. Valerian (369—389). Um die Mitte des 6. Jahrhunderts trennte sich infolge kirchlicher Streitigkeiten der Bischof von Aquileja mit anderen Bischöfen vom päpstlichen Stuhle los. Paulinus (557—569), der in Grado wohnte, nahm als das Haupt einer kirchlichen Partei den Titel „Patriarch" an. Im Jahre 606 wurde in Grado ein eifriger Katholik zum Patriarchen gewählt, während die Schismatiker zu Aquileja einen der ihrigen zu dieser Würde erhoben. Auch nachdem Patriarch Peter von Aquileja um 700 dem Schisma abgeschworen hatte, bestand das Patriarchat Grado weiter, und der Streit zwischen beiden Patriarchen

dauerte fort, bis im Vergleiche von 1180 Aquileja die feſtländiſchen und iſtriſchen Bistümer zugeſprochen erhielt. Das Patriarchat Grado wurde 1451 in das Bistum Venedig umgewandelt.

Die Patriarchen von Aquileja hielten zu Karl dem Großen und in der Folgezeit zu den deutſchen Kaiſern und gewannen dadurch viele Vorteile. Ihre Beſitzungen wurden von den öffentlichen Abgaben und von jeder fremden Gerichtsbarkeit befreit und die Drau als die Grenze der kirchlichen Gerichtsbarkeit von Aquileja und Salzburg beſtimmt. Die deutſchen Kaiſer machten den Patriarchen große Schenkungen an Ländereien und Rechten in Friaul und Iſtrien, wodurch ſich eine weltliche Herrſchaft bildete, die aber den Nachteil hatte, daß ſie aus loſe zuſammenhängenden Teilen beſtand.[1])

Zahlreiche Erwerbungen machte Patriarch Popo (1019—1042), der von vornehmer deutſcher Abkunft war und als der bedeutendſte Patriarch anzuſehen iſt. Dem Patriarchen Sieghard aus der Familie der Grafen von Plaien verlieh Kaiſer Heinrich IV. die Marken Friaul und Krain ſowie die Grafſchaft Iſtrien, und wenn die Patriarchen auch Krain und Iſtrien nicht feſthalten konnten, ſo behielten ſie doch die Territorialhoheit in Friaul und waren ſomit reichsunmittelbare Fürſten. Die Verbindung von Friaul mit Kärnten hörte damit auf.

Die Kaiſer wendeten das Patriarchat ſeit Popo mit Vorliebe Mitgliedern des deutſchen, beſonders bayriſchen Hochadels zu, aus deren Familienbeſitz dem Patriarchate manches Gut zukam; daher beſaß es Güter in Iſtrien, Kärnten, Krain und Steiermark. Dieſe deutſchen Patriarchen zogen Landsleute in ihr Gebiet und ihren Dienſt, zunächſt ihre eigenen Verwandten, dann tüchtige Kriegsleute, die ſie mit Lehen begabten und deren Dienſte ſie in ihren zahlreichen Kämpfen mit ihren Bedrängern, beſonders den Grafen von Görz, ſehr nötig hatten. So vollzog ſich auch hier eine deutſche Einwanderung, die aber anderer Art war als die, welche ſich nach Böhmen, Mähren und Ungarn wandte; denn nach Friaul kamen nicht deutſche Bauern und Bürger, ſondern Leute, die ſich Höheren zu perſönlichen, ritterlichen Dienſten verpflichteten. Auswärtige Herren gelangten auch zu Eigenbeſitz in Friaul. So erwarb zu Ende des 10. Jahrhunderts unter anderen Herzog Heinrich von Bayern Sacile, dann der Graf Ozi aus dem bayriſch-

[1]) Coronini (Fröhlich), Tentamen genealogico-chronologicum. Viennae 1752 (1759). — Coronini, Fastorum goriciensium I. Wien 1769 (2. Aufl. 1772). — Rubeis, Monum. eccl. Aquilej. 1740. — Bianchi, Monumenti per la storia di Friuli. 2 Bde. Udine 1844 f. — F. d. Manzano, Annali del Friuli . . . 2 Bde. Udine 1858 (bis 1254). — Antonini, Il Friuli orientale. Milano 1865. — Documenta ad Forojulii patriarchatum Aquilejensem Tergestum, Istriam, Goritiam spect. regesta collegit Minotto. I. Venet. 1870. — Czörnig, Das Land Görz und Gradiska. Wien 1873.

kärntischen Geschlechte Treffen die Herrschaft Naun (Cordenons); Noncello war im Besitze des obersteirischen Grafen Turdegowo, Pordenone (Portenau) in dem des Babenbergers Leopold VI. Dieses ging nachher an Přemysl Ottokar und an die Habsburger über, die es erst unter Kaiser Maximilian I. an die Venetianer verloren. Die Grafen von Zeltschach, die Eppensteiner, die Traungauer, die Grafen von Mosburg, von Peilstein, die Freien von Machland in Oberösterreich, die Grafen von Tirol, von Ortenburg, von Spanheim und Görz u. a. waren Großgrundbesitzer in Friaul, und ihr und der Patriarchen Lehensadel war durchwegs deutsch. „Es ist eine ziemlich bekannte Sage im Geschlechte der Grafen von Colloredo, daß ihre Ahnherren, genannt von Wallsee, mit Patriarch Popo aus Schwaben in Friaul eingezogen waren. Weniger bekannt ist, daß die von Collalto sich eines Stammes mit denen von Hohenzollern bekennen und nicht nur auf Verwandtschaft und Stimmung beider Namen weisen, sondern auch Wappengemeinschaft beanspruchen. Tatsache ist, daß die Hohenzollern, als sie noch Burggrafen von Nürnberg waren, ebenfalls eine bedeutende Herrschaft in Friaul besessen haben.“ [1])

Auch Hofämter des Patriarchen nahmen auswärtige Persönlichkeiten gerne an: der Herzog von Kärnten war Oberstruchseß, Markgraf Ottokar III. von Steier (um 1140) Oberstmundschenk. Er hatte dieses Amt von Pilgrim von Pozzuolo übernommen, der es früher besessen hatte, dann ging es auf Přemysl Ottokar und später auf die Habsburger über. Mit diesen Ehrenämtern waren Lehengüter und Einkünfte verbunden, die auch wieder weiterverliehen werden konnten. Bei feierlichen Gelegenheiten ließen sich die Patriarchen mitunter von den Trägern dieser Ämter auch wirklich bei der Tafel bedienen.

Die Burgen, die von dem deutschen Adel gegründet wurden und jetzt in Trümmern liegen, tragen deutsche Namen. Solche sind beispielsweise Starhemberg (Monforte), Rabenstein (Ravistagno), Pramberg (Prampero), Schärfenberg (Stoffumbergo), Auersperg (Uruspergo), Grünenberg (Gronumbergo), Neuberg (Castelnuovo), Spengenberg (Spilimbergo) u. a.

Mit der Mitte des 13. Jahrhunderts verschwanden diese edlen deutschen Geschlechter aus Friaul, nur die Herzoge von Österreich blieben als Erben von Naun, Gebieter zu Portenau und Herren einer Anzahl von Lehensmannen, ferner die Grafen von Görz. Manches Mitglied des friaulischen Landadels kehrte in ein deutsches Land zurück, um dort zu Ansehen zu gelangen, wie die Attems. Im 13. und 14. Jahr-

[1]) v. Zahn, Friaulische Studien. Archiv d. W. A. 57. — v. Zahn, Die deutschen Burgen in Friaul. Graz 1883.

hundert wanderten in Friaul viele adelige Familien aus den italienischen Städten ein, in denen der Streit zwischen Welfen und Ghibellinen wütete oder „Tyrannen" nach der Herrschaft strebten. Besonders schickte die Familie Torriani (Thurn) viele Mitglieder nach Friaul, von wo sie sich nach Deutschland und Österreich verbreiteten.

In Krain sind, wie bemerkt, die Patriarchen niemals Territorialherren geworden. Die Grafschaft Istrien, die sie zuerst erlangten, scheinen sie bald in die Hände der Grafen von Görz gelegt zu haben, die sie festhielten, und in der Mark Istrien, dem Küstengebiet, zerrann die Markgrafenwürde nach und nach in nichts. Denn dort hatten nur die alten Seestädte politische Bedeutung, von denen die größeren auch Bischofssitze waren. Die Patriarchen, die in Capo d'Istria einen Stellvertreter hatten, setzten in den Städten Gastaldione als Gerichts- und Verwaltungsbeamte ein; die Städter durften Obrigkeiten (Podesta, Rektoren, Konsuln) nur mit Genehmigung des Patriarchen wählen[1]), kümmerten sich aber nicht immer um diesen. Die Republik Venedig versuchte unablässig, die Seestädte, deren Handel sie leicht stören konnte und von denen sie Tribut forderte, ihrer Hoheit zu unterwerfen. Mit der Zeit gelang dies auch; 1267 unterwarf sich Parenzo, 1279 mußte sich Capo d'Istria, 1283 Pirano ergeben. Standen doch selbst die Vögte von Aquileja, die Grafen von Görz, die Binnenistrien behaupteten, mitunter auf der Seite Venedigs gegen Aquileja. Die Bischofstadt Triest[2]), die nach und nach zu einer freien Stadt wurde, erwehrte sich lange der Angriffe der Republik.

In Krain gelang die Ausbildung der Landesherrlichkeit nicht den Patriarchen, sondern erst den Spanheimern, wie schon erzählt wurde.

Herzog Ulrich III. von Kärnten war in zweiter Ehe mit Agnes, der Tochter der Babenbergerin Gertrud und Hermanns von Baden, verheiratet. Da er kinderlos war, vermachte er am 4. Dezember 1268 zu Podiebrad in Böhmen seine Länder seinem Vetter Přemysl Ottokar[3]), ohne daß dabei seines Bruders Philipp gedacht wurde, der auf das Herzogtum zunächst Anspruch hatte. Diesem verschaffte Přemysl Ottokar zur Entschädigung im September 1269 das Patriarchat von Aquileja. Als Herzog Ulrich im folgenden Monat gestorben war, bemühte sich

[1]) Rechte des Patriarchen in Istrien bei Schwind-Dopsch, S. 158. Sie sind wohl vor 1279 aufgezeichnet worden.

[2]) Über Triest: Kandler, Codice diplomatico Istriano (ohne Seitenzahlen). — Kandler, Statuiti municipali del commune di Trieste. 1849. — Kandler, Raccolta delle leggi, ordinanze e regolamenti speziali per Trieste. 1861. — Archeografo Triestino. N. S. Triest seit 1896. — Morteani, Notizie storiche della città Pirano. Trieste 1886. — Swida, Studien zur küstenländischen Geschichte im Mittelalter. Triest 1877. — Löwenthal, Gesch. d. Stadt Triest. Triest 1857.

[3]) Schumi, Archiv f. Heimatskunde. I, 79.

Philipp, in den Besitz des Herzogtums zu gelangen und wurde von König Stephan V. von Ungarn unterstützt; denn dieser war ein Feind des böhmischen Königs, zu dem nach dem Tode Belas IV. (1270) mehrere ungarische Magnaten, darunter Heinrich von Güssing und sein Sohn Johann, geflohen waren. Ottokar ließ sich in Wien von dem Bischof von Freising mit dessen Gütern belehnen, die bisher Herzog Ulrich innegehabt hatte; dann zog er nach Krain, eroberte Laibach und unterwarf sich hierauf Kärnten. Um die Herzogswitwe Agnes unschädlich zu machen, zwang er sie, ihre Hand dem Grafen Ulrich von Heunburg zu reichen, der als Vasall der Kärntner Herzoge ihr nicht ebenbürtig war. Sie mußte ihren Rechten auf Kärnten entsagen; ihr neuer Gemahl wurde zum Hauptmann in Kärnten eingesetzt.

Um diese Zeit machte Stephan V. (1270—1272) einen Einfall in Österreich. Ottokar veranstaltete Kriegsrüstungen in seinen Erblanden und zog dann von Mähren aus nach Ungarn, schloß aber bald Frieden mit Stephan, der schon 1272 starb. Es folgte ihm sein Sohn Ladislaus IV., für den seine Mutter, die Kumanin Elisabeth, die vormundschaftliche Regierung führte. Auch jetzt dauerten die Zwistigkeiten in Ungarn fort, welche Ottokar auf den Gedanken brachten, die Entthronung des Königs und die Erhebung seines eigenen Schwagers, Belas von Machov, auf den Thron anzustreben. Als dieser 1272 von Heinrich von Güssing, der aus Böhmen nach Ungarn zurückgekehrt war, ermordet worden war, unternahm Ottokar einen Rachezug gegen Ungarn. Es kam ihm sehr gelegen, daß sich eben damals Philipp Ottokar unterwarf; er hatte auch die Patriarchenwürde verloren und erhielt nun den Titel eines „beständigen Statthalters" von Kärnten.

In dem neuen Krieg mit Ungarn (1273) verwüsteten Ungarn und Kumanen Mähren, Österreich und Steiermark, worauf Ottokar die Burgen und Städte Westungarns, wie Tyrnau, Raab, Ödenburg, eroberte. Ohne daß Frieden geschlossen wurde, kehrte Ottokar in seine Länder zurück.

In dieser Zeit hatte Ottokars unter der Gunst der Päpste entstandene Monarchie die größte Ausdehnung erreicht.

3. Rudolf von Habsburg und Přemysl Ottokar[1])

Auch nach dem Tode des deutschen Königs Richard von Cornwallis, der im April 1272 gestorben war, kam Alfons von Kastilien

[1]) Von den österr. Annalen die Cont. Claustron. IV, Hist. annorum 1264—1279, Cont. vindob. (1267—1327). Die Ann. Altahenses, Colmarienses, Basilienses (Pertz, M. S., XVII), die von

als deutscher König nicht in Betracht. Papst Gregor X. forderte die deutschen Fürsten auf, die Wahl eines Reichsoberhauptes vorzunehmen. Der mächtigste Fürst des Reiches, Přemysl Ottokar, hätte gern sein Haupt mit der deutschen Königskrone geschmückt, um seine Erwerbungen in den Ostalpen zu sichern, aber die Kurfürsten wollten einen minder mächtigen Herrscher, der sie in ihren Sonderbestrebungen nicht hinderte.[1])

Während der Verhandlungen empfahlen der Erzbischof Werner von Mainz und der Burggraf Friedrich von Nürnberg den Kurfürsten den Grafen Rudolf von Habsburg. Am 29. September fanden sich die rheinischen Kurfürsten, nämlich die Erzbischöfe Werner von Mainz, Engelbert von Köln, Heinrich von Trier und der Pfalzgraf Ludwig, der auch Oberbayern besaß, dann Johann von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg zu Frankfurt ein. Herzog Heinrich von Niederbayern, der Bruder des Pfalzgrafen Ludwig, sandte zwei Vertreter und Ottokar hatte den Bischof Berthold von Bamberg mit seiner Stellvertretung beauftragt. Bischof Berthold protestierte gegen die Zulassung der bayrischen Gesandten zum Wahlakte, allein die Kurfürsten, die eine einstimmige Wahl wollten und den Widerspruch Ottokars befürchteten, hatten die siebente Kurstimme dem Herzogtume Bayern zugesprochen und beachteten so die böhmische Wahlstimme nicht. Am 1. Oktober 1272 wurde Rudolf einstimmig gewählt. Diese Wahl erweckte allenthalben Befriedigung. „Vertrauensvoll", sagt die Fürstenfelder Chronik[2]), „griff der Bauer wieder zum Pfluge, der Kaufmann

---

dem Straßburger Notar Gottfried verfaßten Gesta Rudolfi et Alberti regum Rom. (daselbst). — Mathiae Nüwenburgensis chronica (Albertus Argentinensis; Neuburg im Breisgau; auch Albrecht von Hohenburg genannt) bei Böhmer, Fontes, IV. Enthält im ersten Teile viel Sagenhaftes und reicht bis 1350 (die Fortsetzer bis 1378). — Chronica de gestis principum 1273—1326 (stammt aus dem Kloster Fürstenfeld in Bayern) bei Böhmer, I. — Chronicon Königsfeldense bei M. Gerbert, De translatis Habsburgo-Austriacorum principum eorumque conjugum cadaveribus ex ecclesia cath. Basileensi et monasterio Königsveldensi in Helvetia ad conditorium novum monast. s. Blasii in silva nigra. S. Blasii 1772, S. 86—113. Vgl. Rieger, Heinrich v. Klingenberg u. d. Gesch. des Hauses Habsburg im Archiv d. W. A. 48. — Chronica s. Petri Erfordensis moderna (mit Fortf. bis 1353), Pertz, M. S., XXX. — Liber certarum historiarum des Johann von Viktring (1211—1343) bei Böhmer, I. Vgl. Fournier, Der Abt J. v. V. und sein Liber c. h. Berlin 1875. Schneider, Studien zu Johann v. V. N. Archiv. 28, 29. — Zahn, Anonymi Leobiensis chronicon. Graz 1856. — Kaltenbrunner, Aktenstücke z. Gesch. d. Deutsch. Reiches unter Rudolf I. und Albrecht I. (1272—1308). 1889. — Cod. epistolaris Rudolfi I., herausg. von Gerbert. 1772. — Bärwald, Das Baumgartenberger Formelbuch. Fontes. 25. — Redlich, Die Regesten des Kaiserreiches 1272—1313, 1. Abt. (bis 1291). Innsbruck 1898 (Böhmers Reg. VI). — Kopp, Gesch. der eidgenössischen Bünde. 5 Bde. Leipzig 1845 bis 1858. — Lichnowsky, Gesch. des Hauses Habsburg. 8 Bde. (bis 1493). Wien 1836—44. (Wichtig die Regesten.) — Lindner, Deutsche Gesch. unter den Habsburgern und Luxemburgern. 2 Bde. Stuttgart 1890, 93. — O. Redlich, Rudolf von Habsburg. Innsbruck 1903.

[1]) Daß sich der Erzb. v. Köln im August 1272 nach Böhmen begeben und Ottokar die deutsche Krone angeboten habe, wie neuerlich Lindner (Deutsche Gesch. unter den Habsburgern und Luxemburgern, I, 18) angenommen hat, ist nicht glaubwürdig. Vgl. Breßlau, Zur Vorgeschichte der Wahl Rudolfs. Mitt. d. Instit. 15 (1894).

[2]) Böhmer, Fontes. I, S. 3.

durchzog mit seinen Waren sicher die Lande; denn bestürzt bargen sich Räuber und Übeltäter in ihren Schlupfwinkeln."

Man hat versucht, die Habsburger von den Etichonen, dem alten Herzogsgeschlecht im Elsaß, herzuleiten. Der Ausgangspunkt ihrer Macht ist das obere Elsaß; hier, im Unterelsaß und im Breisgau hatten sie ausgedehnten Besitz, ebenso in der Schweiz, nämlich im Winkel zwischen Aar und Reuß, also im Aargau, aber auch im Zürichgau. Die drei Brüder, Bischof Werner von Straßburg, Radbot, Graf im Klettgau (im südlichen Teile des heutigen Großherzogtums Baden), und Rudolf, die im 11. Jahrhundert lebten, gehörten zu den angesehensten Männern in Schwaben.[1]) Bischof Werner erbaute um 1020 auf dem Wülpelsberge an der Aar eine feste Burg, die den Namen Habsburg erhielt.[2]) Nur Radbot setzte das Geschlecht fort; sein Enkel Otto ist der erste, der Graf von Habsburg genannt wird (1090). Er erwarb um 1110 die Landgrafschaft Oberelsaß, sein Sohn Werner die Vogtei über die überaus reiche elsässische Abtei Murbach, die viel Besitz rechts und links vom Rhein und im Aar- und im Zürichgau hatte.

Albrecht III. der Reiche, der die Verwaltung der Güter seines Hauses im Jahre 1167 antrat, kam durch seine Vermählung mit Ita von Pfullendorf in die Verwandtschaft mit den Staufen, Welfen und Zähringern. Er erhielt die Vogtei über Säckingen am Rhein, die Grafschaft im Zürichgau, zu der das Land westlich vom Zürcher See, ganz Zug, Schwyz und Unterwalden gehörten, und Besitzungen in den Kantonen Luzern (Sempach) und Unterwalden und vielleicht auch die Grafschaft im Aargau, die ungefähr den Kanton Luzern umfaßte. So konnte er bei seinem Tode im Jahre 1199 seinem Sohne Rudolf einen beträchtlich erweiterten Besitz hinterlassen.

Auch Rudolf verstand es, seine Eigengüter und Rechte zu vergrößern. Um 1231 erhielt er die Grafschaft Frickgau, die sich aus der Gegend von Brugg bis nach Säckingen und Laufenburg am Rhein ausdehnte. Treu hielt er mit seinen Söhnen zu den Hohenstaufen. Bei seinem Tode 1232 teilten seine Söhne ihren Besitz. Albrecht (IV.) erhielt die Grafschaft im Aargau, die Allode im Winkel zwischen Aar und Reuß mit der Habsburg und Brugg, den nördlichen Teil des Zürcher Gaues, die Grafschaft im Frickgau, die Stadt Säckingen und die Allode im Elsaß. Er war mit Heilwig von Kiburg verheiratet und wurde der

---

[1]) Huber, Rudolf von Habsburg vor seiner Thronbesteigung. Almanach d. W. A. 1873. — Schulte, Gesch. d. Habsburger in den ersten drei Jahrhunderten. Innsbruck 1887. — Redlich, Rudolf v. Habsburg. S. 5 ff., S. 78 ff.

[2]) Merz, Die Habsburg. 1896. — Langl, Die Kiburg. Wien 1898.

Gründer der älteren habsburgischen Linie. Sein Bruder Rudolf III. gründete die jüngere oder Laufenburger Linie, welche unter anderem den Besitz um den Vierwaldstätter See erhielt. Diese trat feindlich gegen die Hohenstaufen auf, während die ältere Linie treu zu ihnen hielt.

Kaiser Friedrich II. hob den Knaben aus der Taufe, den Heilwig von Kiburg am 1. Mai 1218 ihrem Gemahl, dem Grafen Albrecht IV., schenkte und der den Namen Rudolf erhielt und nachmals König wurde.

Als Albrecht im Jahre 1239 auf einem Kreuzzuge gestorben war, übernahm Rudolf selbständig die Verwaltung der Güter. Da er auf der Seite der Staufen stand, wurden seine Besitzungen mit dem Interdikt belegt, und 1254 befahl der Papst, ihn aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Während des Interregnums war er bemüht, seinen Besitz zu mehren und seine Macht zu erhöhen. Er erwarb die Vogtei über das Stift St. Blasien und einen Teil des Schwarzwaldes sowie Güter im Breisgau, zu deren Schutz er die Stadt Waldshut erbaute. Als die Grafen von Kiburg in männlicher Linie ausstarben, nahm er, gestützt auf das Anrecht seiner Mutter, alle ihre Burgen, Städte (Winterthur) und Rechte, teils als Vermächtnis, teils mit Waffengewalt, teils endlich durch Kauf in Besitz und gewann so den Thurgau und Glarus. Kurz vor seiner Wahl zum König kaufte er von der Laufenburgischen Linie Sempach, Schwyz, Stans, Buchs und „Lüte und Gut in den Waldstätten". Mit den Waffen in der Hand hielt er die ihm von Konrad IV. verpfändeten Reichsgüter um Basel, wie Rheinfelden und Breisach, fest. Noch tobte der Kampf um diese und andere Güter zwischen Rudolf und seinen Gegnern, an deren Spitze der Bischof von Basel stand, als die Wahl des Habsburgers zum König erfolgte. Gegen den König Deutschlands wollten seine städtischen Gegner nicht kämpfen und sie öffneten ihm ihre Tore. So viel schon hatte der tatkräftige und kluge Graf Rudolf durch glückliche Kämpfe erreicht, daß der Bischof von Basel ausrief: „Herr Gott, sitze fest, sonst setzt dieser Rudolf sich auch auf deinen Platz."

Da Rudolf außer den Besitzungen zu beiden Seiten des Oberrheins fast das ganze linke schweizerische Rheinufer von den Vogesen bis zum Bodensee und südwärts bis Glarus und zum Vierwaldstätter See in Besitz hatte, so war er der mächtigste Mann im südwestlichen Deutschland, als er auf den Thron berufen wurde. Schon 55 Jahre war er damals alt. Ottokar von Böhmen erkannte ihn nicht an, sondern appellierte gegen seine Wahl an den päpstlichen Stuhl. Er erklärte sich bereit, nach Ablauf von vier Jahren einen Kreuzzug zu unternehmen

verlangte den ruhigen Besitz der Länder Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, der Mark und Eger und forderte, daß auch Rudolf, dem „Grafen von Habsburg, dem von einigen wahlberechtigten Fürsten, nicht aber von ihm, der ebenfalls das Wahlrecht besitze, zum römischen König Erwählten", geboten werde, Frieden zu halten, damit der Kreuzzug nicht eine Verzögerung erleide. In dem Streite mit Rudolf um jene Länder unterwarf er sich dem Ausspruche des Papstes.[1]) Aber damals hatte Papst Gregor X. Rudolf, der nicht daran dachte, die Politik der Staufen fortzusetzen, bereits als König anerkannt und dies am 26. September 1274 sowohl Rudolf wie Ottokar gemeldet. Diese Anerkennung hatte Rudolf abgewartet; jetzt erst leitete er das Rechtsverfahren gegen Ottokar ein.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg, am 11. November 1274, stellte König Rudolf an das unter dem Vorsitze des Pfalzgrafen zusammengesetzte Fürstengericht die Frage, was bezüglich der seit der Exkommunikation Kaiser Friedrichs II. dem Reiche gewaltsam entrissenen Reichsgüter zu geschehen habe, und erhielt die Antwort, daß er diese Gebiete dem Reiche im Notfalle auch mit Gewalt zurückgewinnen möge. Gemeint waren die von Ottokar in Besitz genommenen Alpenländer. Der König stellte die weitere Frage, was Rechtens sei in bezug auf den König von Böhmen, der ein Jahr seit Rudolfs Krönung habe verstreichen lassen, ohne die Belehnung mit seinen Lehen Böhmen und Mähren nachzusuchen, und erhielt die Antwort, daß, wer ohne „echte Not", d. h. ohne gültige Ursache[2]), aus Nachlässigkeit oder Ungehorsam[3]), binnen Jahr und Tag sein Lehen nicht mute, nach Verlauf dieser Frist aller seiner Lehen verlustig gehe. Auf die dritte Frage Rudolfs, wie gegen den König von Böhmen, bei dem Ungehorsam vorliege, vorzugehen sei, erfolgte die Antwort, daß Ottokar von dem Pfalzgrafen vorzuladen sei, um sich vor ihm über die Klage des Königs auf Ungehorsam zu verantworten.[4])

Der Pfalzgraf lud hierauf Ottokar auf den 23. Jänner 1275 nach Würzburg vor, aber der Angeklagte erschien nicht. Hierauf wurde Ottokar auf einen zweiten Tag, diesmal im Mai 1275, nach Augsburg entboten. Dahin sandte er den Bischof Bernhard von Seckau, der die Gültigkeit der Wahl Rudolfs bestritt, weil Bayern kein Recht

---

[1]) Brief bei Emler, Nr. 946. — Plischke, Das Rechtsverfahren Rudolfs von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen. Bonn 1885; dazu Zeißberg im Archiv der W. A. 69 (1887), S. 1—49. — Vgl. auch im allgem. die Relation Bischof Brunos von Olmütz (Abhandl. d. bayr. Akad., 1846).

[2]) Sine causa legitima.

[3]) Contumacia.

[4]) Zeißberg, S. 4.

gehabt habe, an der Wahl teilzunehmen. Dieser Protest hatte die Wirkung, daß der Reichstag dem Herzogtum Bayern die siebente Kurstimme zuschrieb. Zugleich wurden Ottokar die Reichslehen Böhmen und Mähren als auch die österreichischen Länder aberkannt.[1]) Von diesen Beschlüssen setzte der Burggraf von Nürnberg, der als Gesandter nach Wien ging, Ottokar in Kenntnis. Da dieser den Beschlüssen sich nicht zu fügen erklärte, wurde er mit der Reichsacht belegt.[2]) Nunmehr mußte es zum Kriege kommen; daher betrieb Rudolf eifrig die Verhandlungen mit jenen Fürsten, deren Mithilfe ihm nötig war.

Er war schon 1274 mit dem Erzbischof Friedrich von Salzburg in Verbindung getreten[3]), hatte seinen Sohn Albrecht mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Meinhard II. von Tirol, verheiratet[4]), knüpfte auch mit dessen Bruder Albert von Görz und dem Patriarchen von Aquileja Unterhandlungen an und gewann den König Ladislaus von Ungarn.

In Steiermark und Österreich hatte sich Ottokar durch seine strenge Regierung zahlreiche Feinde gemacht, die sich gegen ihn zu erheben bereit waren. Ottokar forderte daher von ihnen Geiseln und verwüstete die Güter des Erzbischofs von Salzburg, wodurch der Unwille noch höher stieg. Einige deutsche Fürsten suchte er durch Geld zu gewinnen.[5])

Im Juli 1276 kündigte König Rudolf Ottokar den Krieg an und der Erzbischof von Salzburg sprach alle Untertanen desselben vom Treueide los. Meinhard von Tirol eroberte Kärnten und sein Bruder Albert Krain, aber nicht für den letzten Spanheimer Philipp, sondern für König Rudolf.[6]) Die steirischen Adeligen, unter ihnen Ulrich von Heunburg, Otto von Liechtenstein und Friedrich von Pettau, versammelten sich im Kloster Reun, wo sie den Beschluß faßten, zu Rudolf zu halten. Die böhmischen Besatzungen in den Burgen und Städten mußten hierauf das Land verlassen.

---

[1]) Zeißberg, S. 10, gegen Pliſchke, der meint, die österreichische Frage sei in dem Prozeßverfahren unberücksichtigt geblieben und in Verhandlungen mit dem Papste erörtert worden. In der Fortsetzung der Sächsischen Weltchronik heißt es: „Da wart deme von Beheim daz lant abgeteilt, da daz riche recht dazu hatte."

[2]) Dies scheint schon im Sommer 1275 (nicht erst am 24. Juni 1276) geschehen zu sein. Zeißberg, S. 18ff.

[3]) Buſſon, Salzburg und Böhmen vor dem Kriege von 1276. Archiv d. W. A. 65.

[4]) Vor dem Februar 1275. Vgl. Huber, Österr. Gesch., I, 599, und Zeißberg, S. 15 Anm. 2.

[5]) Chron. de gestis principum bei Böhmer, Font., I, S. 6: Etiam temptat aliquot principes et nobiles auro corumpere et argento ....

[6]) Der Spanheimer Philipp gab 1276 das Herzogtum auf, behielt aber den Titel Herzog von Kärnten und Herr von Krain und seine Eigengüter und erhielt von König Rudolf eine Rente, die ihm von der Maut in Stein a. d. D. ausgezahlt wurde. Er starb 1279 in Krems.

König Ottokar erwartete, daß ihn Rudolf in Böhmen angreifen werde. Der deutsche König hatte anfangs auch diese Absicht; nachdem er jedoch den Herzog Heinrich von Niederbayern für sich gewonnen hatte, führte er seine Scharen längs der Donau gegen Wien. Am 18. Oktober stand er vor den Mauern dieser Stadt. Die Wiener Bürger, angeeifert durch ihren reichen Genossen Paltram und den Stadtschreiber Konrad, hielten treu zu Ottokar, der ihnen viele Wohltaten erwiesen hatte, und verteidigten sich tapfer. Einstweilen war Ottokar aus Böhmen herangerückt und lagerte auf dem Marchfelde. Da ihn aber die weitverzweigte Sippe der Witigonen (Rosenberge) in Südböhmen, die an dem ehrgeizigen Zawisch von Falkenstein (einer Burg im oberen Mühlviertel) aus der Krumauer Linie einen tatkräftigen Führer gefunden hatten, mit allen ihren Mannschaften verließen und ein ungarisches Heer unter König Ladislaus nahte, sah er sich gezwungen, am 21. November 1276 mit seinem Gegner vor den Mauern Wiens durch Bevollmächtigte einen Frieden einzugehen. Ottokar trat Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, die windische Mark und das Egerland ab und nahm Böhmen und Mähren zu Lehen. Rudolfs Tochter Gutta sollte mit Ottokars Sohn Wenzel vermählt und statt der Mitgift Österreich nördlich von der Donau an Böhmen verpfändet werden; Ottokar sollte seine Tochter Kunigunde einem Sohne Rudolfs zur Gemahlin geben und dem deutschen König seine Privatgüter in Österreich überlassen. Die Anhänger beider Könige wurden in den Frieden eingeschlossen und sollten die ihnen entzogenen Güter zurückerhalten. Der Stadt Wien wurden alle Rechte und Privilegien gewährleistet.

Am 25. November erschien Ottokar im Lager Rudolfs vor Wien und empfing kniend, wie es Sitte war, die Belehnung. Die Sage vergrößerte nachher noch die Demütigung, die sich der Böhmenkönig gefallen lassen mußte.

Es war kein dauernder Friede, der damals geschlossen wurde. Einige Punkte desselben gaben zu Streitigkeiten Anlaß, die im Jahre 1277 durch einen neuen Vertrag beigelegt wurden, in dem von der Heirat zwischen Kunigunde und einem Sohne Rudolfs nicht mehr die Rede war. Da Ottokar auch jetzt noch immer wieder Streitpunkte hervorsuchte, mußte Rudolf erkennen, daß Ottokar entschlossen sei, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Er ging daher mit dem König Ladislaus IV. von Ungarn ein Bündnis gegen den Böhmenkönig ein, während dieser die Hilfe schlesischer und polnischer Fürsten sowie des Markgrafen von Brandenburg gewann. Ja, selbst der

Herzog Heinrich von Niederbayern trat auf seine Seite und Heinrich von Kuenring, Marschall von Österreich, und der Bürger Paltram arbeiteten für ihn. Diese Umtriebe wurden entdeckt, doch konnten die Schuldigen entfliehen und wurden mit Güterkonfiskation bestraft.

Ottokar sammelte seine Truppen bei Brünn und rückte im Juli 1278 nach Österreich vor. Während er sich mit der Belagerung einiger fester Orte aufhielt, konnte Rudolf die Österreicher, Steirer, Kärtner und die Mannen des Erzbischofs von Salzburg heranziehen. Aus Schwaben führte der Bischof Heinrich von Basel einige Mannschaft herbei. Auch der Burggraf von Nürnberg fand sich ein. Die Ungarn gingen bei Preßburg über die Donau, dann über die March und vereinigten sich mit den Truppen Rudolfs, der seine Armee nordwärts gegen Dürnkrut führte. Auf den weiten Feldern zwischen diesem Orte und Jedenspeigen, die das Krutenfeld genannt wurden, lagerte das Heer Ottokars. Der Weidenbach, der in westöstlicher Richtung der March zufließt, trennte die beiden Heere. Am 26. August morgens überschritten die Scharen Rudolfs diesen Bach und begannen den Angriff. Der linke Flügel des Königs Rudolf, wo der Burggraf Friedrich von Nürnberg die Sturmfahne führte, drängte den rechten Flügel Ottokars zurück, während Rudolfs rechter Flügel gezwungen wurde, sich über den Weidenbach zurückzuziehen. Hiebei ereignete es sich, daß das Banner von Österreich der entkräfteten Hand des alten Haselauers entsank und ein Liechtenstein es rasch erhob. Beim Übergang über den Weidenbach rannte ein thüringischer Ritter den deutschen König mit der Lanze vom Rosse, so daß er in das Wasser fiel, doch gelang es, ihn wieder auf ein Pferd zu heben. Zur Unterstützung des ermüdeten rechten Flügels stürmte jetzt Ulrich von Kapellen mit den frischen Kräften der Reserve herbei und trieb die siegreich vordringenden Böhmen zurück. Der linke Flügel des Königs Rudolf war unterdessen immer vorwärts gegangen und hatte die Feinde in die Flucht geschlagen und auch Milota, der die Reserve befehligte, wurde von den fliehenden Massen mit fortgerissen. König Ottokar warf sich mit einigen böhmischen Reitern auf eine Abteilung österreichischer und steirischer Ritter und kämpfte heldenmütig, bis er vom Rosse stürzte und, wie es heißt, von einigen persönlichen Feinden getötet wurde.[1])

Ottokar war keine persönlich fesselnde Erscheinung. Er war von mäßiger Größe, sein dunkelbraunes Gesicht war durch einen großen

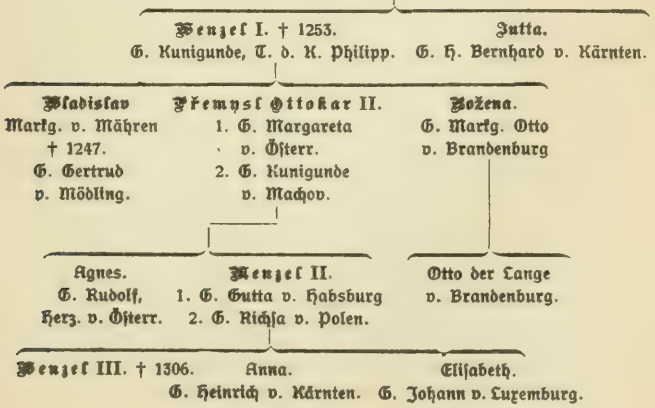
[1]) Dudik, VI, 277. — Lorenz, II, 228—240. Der steirische Vasall Berthold Schenk (eigentlich Truchseß) von Emmerberg (westlich von Wiener-Neustadt), ein Verwandter des auf Befehl Ottokars hingerichteten Seifried von Mahrenberg, soll ihn erschlagen haben. — Vgl. aber Becker, Emmerberg. Blätter für Landeskunde v. N.-Ö. N. F. 17 (1883) S. 240 ff.

Mund entstellt. Dem Mittelalter galt er als das Urbild eines großartigen, glücklichen Eroberers, der jedoch durch das Übermaß seiner Herrschsucht und seiner Pläne zugrunde gehen mußte. Man sprach von ihm wie von einem zweiten Alexander, der Erdkreis habe seiner Herrschsucht nicht genügt. Lobend heben Gleichzeitige hervor, daß er viele Jahre die östlichen Alpenländer „gegen Ungarn, Kumanen und Tataren" verteidigt habe. Noch Dante war von seinem Ruhme erfüllt. Es sind, sagt Lorenz[1]), „manche große und bedeutende Züge in der Persönlichkeit Ottokars nicht zu verkennen, aber die diplomatische Geschichte seiner Politik stellt ihn doch weit mehr auf das Niveau jener kleineren Gestalten, die es zwar verstanden haben, aus den sie umgebenden Verhältnissen da und dort den reichlichsten Nutzen zu ziehen, erstaunliche Vorteile aus der Auflösung gegebener Verhältnisse zu erringen und durch die Häufung vieler kleiner Gewinste endlich zu einer großen Macht zu gelangen, denen aber zu wahrer historischer Bedeutung nicht bloß der Leitstern einer tieferen Idee, sondern auch die bewußte Initiative ihres eigenen Handelns durchaus mangelt". Er war persönlich tapfer. Seine schweren böhmischen Reiter galten als unüberwindlich, wenn er an ihrer Spitze gegen den Feind anstürmte. Die offene Schlacht wußte er durch Mut und Entschiedenheit trefflich zu leiten, aber ein wohlkombinierter Feldzug ist ihm nicht gelungen.

Das ungarische Heer zog bald nach der Schlacht beutebeladen nach Hause, während Rudolf in Mähren eindrang, das sich unterwarf. In Böhmen bestanden zwei Parteien: Die Königin-Witwe Kunigunde wollte mit dem Sieger Frieden machen, aber Ottokars Schwestersohn, der Markgraf Otto der Lange von Brandenburg[2]), den König

[1]) Lorenz, I, 301.

[2])



Ottokar für den Fall seines Todes zum Vormund seines Sohnes Wenzel ernannt hatte, war für die Fortführung des Krieges. Rudolf drang über Iglau nach Böhmen ein, worauf ein Vergleich zustande kam. Otto von Brandenburg wurde als Vormund des Königs und Regent von Böhmen für fünf Jahre anerkannt, während Mähren für dieselbe Zeit zum Ersatz der Kriegskosten dem König Rudolf überlassen wurde. Die Heirat der Kinder Rudolfs und Ottokars fand im November in Iglau statt: Rudolf wurde mit Agnes, Wenzel, den Rudolf mit Böhmen und Mähren belehnte, mit Gutta vermählt.

4. Die österreichischen und die böhmischen Länder nach dem Kriege

Rudolf blieb fast drei Jahre in den erworbenen Ländern. Er konnte wohl nicht daran denken, diese Gebiete als Reichslande bei der Krone zu lassen, er mußte sie vielmehr wieder einzelnen Fürsten zuweisen. Er erließ daher Verordnungen für die eroberten Länder nicht so sehr als Reichsoberhaupt, als vielmehr als Stellvertreter der fehlenden Landesherren. Als er im Jahre 1281 in das Reich zurückging, setzte er seinen Sohn Albrecht als Reichsverweser in Österreich und Steiermark ein und gab ihm einen Rat von zwanzig Edelleuten zur Seite. Die Hauptmannschaft über Kärnten und Krain hatte er schon nach der Okkupation dieser Länder seinem Freunde Meinhard von Tirol übertragen. Die endgültige Entscheidung über diese Angelegenheit erfolgte auf dem Reichstage zu Augsburg im Dezember 1282. Rudolf belehnte mit Zustimmung der Kurfürsten seine Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich, Steiermark, Krain und der windischen Mark.[1]) Meinhard von Görz blieb Statthalter in Kärnten und Krain. Zunächst überließ ihm König Rudolf Krain und die windische Mark als Pfand für eine Geldsumme, und am 1. Februar 1286 belehnte er ihn mit Kärnten, sowohl der von ihm geleisteten Dienste wegen als auch deshalb, weil die Vermehrung der Zahl der Reichsfürsten dem römischen Reiche Stärke verleihe.[2]) Die Ansprüche, die König Wenzel II. von Böhmen, der Sohn Ottokars II., auf Kärnten erhob, waren nicht beachtet worden.

[1]) Die Willebriefe der Kurfürsten gestatteten dem König, seine Söhne auch mit Kärnten und Krain zu belehnen. Die Belehnungsurkunde vom 27. Dezember 1282 (Schwind-Dopsch, S. 132) zählt aber nur Österreich, Steiermark, Krain und die windische Mark auf und erwähnt Kärnten nicht. Trotzdem verzichteten Rudolfs Söhne am 1. Februar 1286 auf das Herzogtum Kärnten. Vgl. Redlich, Zur Gesch. der österr. Frage unter K. Rudolf I. Mitteil. d. Instituts. 4. Ergänzungsb., S. 133 ff.

[2]) Schwind-Dopsch, S. 139. In dieser Urkunde sagt K. Rudolf, daß er früher seine Söhne auch mit Kärnten belehnt habe.

Die österreichischen und steirischen Stände wurden durch ein königliches Schreiben von den ihre Länder betreffenden Anordnungen unterrichtet; zugleich wurden alle in der letzten Zeit gewährten Vorrechte aufgehoben, wodurch Wien die Reichsunmittelbarkeit verlor. Im Mai 1283 begab sich eine Gesandtschaft, bestehend aus österreichischen und steirischen Herren, zu König Rudolf und bat ihn, er möge ihren Ländern statt zweier Herren nur einen geben. Rudolf traf infolgedessen am 1. Juni 1283 zu Rheinfelden östlich von Basel die Bestimmung, daß sein Sohn Albrecht und dessen männliche Nachkommen die Herzogtümer allein besitzen, Rudolf dagegen durch Geld abgefunden werden solle, falls er nicht binnen vier Jahren ein anderes Land bekäme.[1])

So war in die ehedem babenbergischen Länder ein neues Herrscherhaus eingetreten.

In Böhmen konnte noch lange Zeit keine Ruhe hergestellt werden.[2]) Unter der slawischen Bevölkerung hatte der Wohlstand der deutschen Städte schon längst Unwillen hervorgerufen, der jetzt durch die Regierung des geldgierigen Regenten Otto von Brandenburg noch vermehrt wurde. Gegen ihn standen auch die mächtigen Witigonen in Südböhmen. Er beutete das Land aus und ließ 1279 die Königin-Witwe mit ihrem Sohne, dem jungen König Wenzel, auf die Burg Bösig im Bunzlauer Kreise bringen und dort in Haft halten; doch konnte sich die Königin bald nach der Burg Grätz bei Troppau begeben. Nach einiger Zeit setzte Markgraf Otto den Bischof Eberhard von Brandenburg als Statthalter in Böhmen ein und begab sich, den König Wenzel mit sich führend, nach Brandenburg zurück. Da der Statthalter trotz seiner großen Strenge den öffentlichen Frieden nicht aufrechterhalten konnte, erschien König Rudolf mit einem Heere in Böhmen, worauf ein Abkommen getroffen wurde. Mit der Stellvertretung Ottos von Brandenburg wurden der Bischof von Prag und der Oberstkämmerer Diepold von Riesenburg betraut, denen Otto den jungen König übergeben sollte. Aber er ließ ihn erst im Mai 1283 frei, nachdem ihm 20.000 Mark Silber versprochen worden waren.

---

[1]) Schwind-Dopsch, S. 133.

[2]) Für Böhmen auch die Cont. Altah. bei Pertz, M. S., XVII, die Cont. Vindob., Annal. Zwetl. III, Ann. s. Rudberti Salisb., Ann. Pragenses. Die Königsaaler Geschichtsquellen (Chronicon aulae regiae), herausg. von Loserth im 8. Bde. der Fontes r. A. I (W. A.); sie bestehen: 1. aus den Annales aulae regiae, 2. aus der Vita Wenceslai II., des Gründers von Königsaal, 3. aus den Memoiren des Abtes Peter, die von 1305—1337 reichen. Dazu kommt das Chronicon Francisci, eines Prager Domherrn (bis 1351). — Loserth, Das St. Pauler Formular. Herausg. vom Vereine f. Gesch. d. Deutschen i. B. Prag 1896. — Gräbner, Böhmische Politik vom Tode Ottokars II. bis zum Aussterben der Přemysliden. Mitteil. d. V. f. Gesch. d. Deutschen. 41 und 42.

Unterdessen hatte Zawisch von Falkenstein großen Einfluß auf die Königin Kunigunde erlangt, was nach der Ansicht der Gleichzeitigen nur durch Zauberkünste hatte geschehen können.[1]) Ja, die Königin verband sich mit dem schönen Manne in geheimer Ehe. Bald nach der Ankunft des Königs in Prag verlor die Brandenburgische Partei ihren Einfluß und die Partei der Witigonen gelangte in den Besitz der Landesämter. Zawisch wurde nun der eigentliche Regent in Böhmen. Er veranlaßte den jungen König, vom König Rudolf die Belehnung mit Kärnten zu verlangen, führte aber dadurch die endliche Übertragung dieses Landes auf Meinhard von Tirol herbei. Nach der Ankunft der Gemahlin (Gutta) des jungen Königs (Juli 1287), die jetzt mit diesem vereinigt wurde, kam seine Stellung ins Schwanken. Zwar gewann er nach dem Tode seiner Gemahlin neuerdings eine Gattin aus einem regierenden Hause, indem er sich mit Elisabeth, der Schwester des ungarischen Königs Ladislav IV. vermählte; aber seine Feinde ruhten nicht, ihn bei König Wenzel zu verdächtigen, bis sich dieser endlich entschloß, seinen Stiefvater gefangen zu nehmen. Er sowohl als auch seine Brüder wurden ihrer Güter verlustig erklärt und gegen sie sogar ein Heer ausgesandt, das des Königs Halbbruder Nikolaus, Herzog von Troppau, befehligte. Man führte Zawisch vor die belagerten Burgen und drohte, ihn hinrichten zu lassen, wenn sie sich nicht ergäben. Zawisch' Bruder Witigo verweigerte trotzdem die Übergabe der Frauenburg bei Budweis; da wurde der Gefangene enthauptet (1290).

Seitdem regierte König Wenzel II. vorzugsweise mit Hilfe deutscher Räte, wie er denn das deutsche Bürgertum stets begünstigte und deutsche Dichter an seinem Hofe gerne aufnahm. Auf dem Hoftage zu Erfurt (1290) übertrug der deutsche König Rudolf das Schenkenamt und die Kurwürde wieder dem Könige von Böhmen.

Das Königreich Polen war damals unter zahlreiche Teilfürsten zersplittert, die miteinander selten in Frieden lebten. Bei diesen Verhältnissen gelang es dem böhmischen Könige, seine Herrschaft zunächst in Schlesien auszubreiten.[2]) Im Jahre 1289 erkannte der Herzog Kasimir von Beuthen die Oberhoheit Böhmens an und die Herzoge von Teschen und Oppeln versprachen dem König Hilfe, wenn es zu einem Kriege mit anderen polnischen Fürsten kommen sollte. Der Herzog Heinrich IV. von Breslau war damals nach im Besitz der Herzogtümer Krakau und

[1]) M. Pangerl, Zawisch v. Falkenstein (Mitt. des V. f. Gesch. d. D. in B., X). — Biermann, Geschichte d. Herzogtümer Troppau und Jägerndorf. 1. Aufl. Teschen 1874, S. 21 ff.

[2]) Hauptwerk über die polnischen Geschichtsquellen: Zeißberg, Polnische Geschichtschreibung im Mittelalter. 1873. — Einen vorzüglichen Wegweiser durch die schlesischen Geschichtsquellen bis 1550 gab Grünhagen, Breslau 1876, heraus.

Sandomir (am linken Weichselufer). Nach seinem Tode machte Wladislav Lokietek, Herzog von Cujavien, einem Gebiete an der Weichsel südlich vom Deutschordenslande, Ansprüche auf Krakau und Sandomir. Doch auch Wenzel von Böhmen trat als Erbe dieser Gebiete auf; er brachte zuerst Krakau in seine Gewalt, wo er sich 1292 huldigen ließ; dann nahm er Wladislav Lokietek gefangen und zwang ihn auch zur Abtretung Sandomirs.

Der mächtigste polnische Teilfürst war damals Přemysl von Großpolen-Gnesen (dem Gebiete an der Warthe), der sich 1296 zum König von Polen krönen ließ, aber schon im folgenden Jahre ermordet wurde. Er hinterließ nur eine Tochter Richsa (Elisabeth). Nach langwierigen Streitigkeiten und Kriegen berief ein Teil des Adels den König Wenzel, der im Jahre 1300 in Gnesen gekrönt wurde und die Prinzessin Richsa als seine Verlobte nach Prag bringen ließ. Fast ganz Polen stand unter der Herrschaft der Přemysliden, so daß es den Anschein hatte, als ob der schwächliche Nachkomme des gewaltigen Ottokar ein größeres Reich beherrschen sollte als dieser; denn auch die Erwerbung Ungarns wurde bald in Angriff genommen.

XIII. Die innere Entwicklung der deutsch-österreichischen Länder[1])

1. Landeshoheit. Der Adel

Nach der Besiedlung der östlichen Alpenländer finden wir diese, wenigstens teilweise, in natürlich begrenzte Landschaften, Gaue, eingeteilt, deren Namen sich zum Teil bis heute erhalten haben.

Die Gaue Tirols sind schon erwähnt worden.

Auf salzburgischem Boden erscheinen der obere und untere Pinzgau, der Pongau, der Lungau und der Salzburggau; in Oberösterreich der Attergau, der Matiggau und der Traungau, der sich etwa vom Hausruck bis zur Enns und von der Donau bis zur „Karintigescheide", d. i. die heutige Grenze von Oberösterreich und Steiermark, ausdehnte. Das Land nördlich von der Donau gehörte im westlichen Teil zum Schweinachgau, im östlichen zur Ostmark. Im alten Karantanien lagen, und zwar im heutigen Kärnten der Lurngau, der sich von Toblach in Tirol ostwärts erstreckte, der Gau des Gurktales, der Gau Chrovati,

[1]) Die österr. Reichsgeschichten von A. Luschin v. Ebengreuth (Bamberg 1896), Bachmann (2. Aufl., Prag 1904), Huber (2. Aufl. von Dopsch, Wien 1901), Werunsky, Heft 1—4.

der Lavanttal- und der Jauntalgau. In Steiermark: Der Ennstalgau, der Undrima-(Ingering-)Talgau und der Leobner Gau, der Mürztalgau, der Zitilinesfeldgau zu beiden Seiten der Drau und an der unteren Mur und der Sanntalgau (Soune). In Mittelsteier lag die Grafschaft Hengist.[1])

Die Verwaltung der Gaue besorgte ein königlicher Beamter, ein Graf, der im Gau begütert war und als Besoldung, wie es in der Zeit der Naturalwirtschaft nicht anders sein konnte, königliche Güter erhielt. Die Einteilung der Gaue in Zehnte oder Hundertschaften kam in den Ostalpenländern wohl nicht vor. „Das Gericht war in Bayern Grafschaftsgericht und wurde an den einzelnen Malstätten, deren jede Grafschaft mehrere besaß, abwechselnd gehalten." Bei der Bezeichnung der Lage eines Ortes wird in den Urkunden zuerst der Gau und dann der Graf genannt, in dessen Grafschaft der Ort lag.

Eine Umgestaltung dieser Verhältnisse trat hauptsächlich infolge der Immunitätsverleihungen ein; man nennt sie, allerdings nicht ganz richtig, die Auflösung der Gauverfassung.

Die Immunität ist ein Privileg, das die Befreiung (die Exemtion) von der staatlichen Gerichtsbarkeit verbürgt. Dieses Privileg, das gewöhnlich kirchlichen Grundherrschaften verliehen wurde, benützten diese, um jeden Eingriff des Grafen von der Bevölkerung ihres Besitzes fernzuhalten. Dies hatte zur Folge, daß sie die Rechte des Grafen, also zunächst die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Leute, selbst in die Hand nahmen. Auch wenn es sich um einen todeswürdigen Verbrecher handelte, durfte der Graf den immunen Bezirk nicht betreten, der Verbrecher mußte ihm außerhalb des Bezirkes überliefert werden. Aber viele Großgrundbesitzer erlangten mit der Zeit auch die hohe Gerichtsbarkeit.

Durch die Immunität wurden die Rechte der Grafen mannigfach eingeschränkt, aber ihre Gerichte dauerten doch fort und erscheinen später als Landgerichte.

Seitdem das Amt des Grafen, Markgrafen und Herzogs als ein Lehen angesehen wurde, waren diese bestrebt, das Amt und die damit verbundenen Güter erblich zu machen; dies führte zur Entstehung der Landeshoheit.

Auch der Markgraf der Ostmark und der der Kärntner Mark waren anfänglich nur Beamte des Königs. Ihre Hauptaufgabe war die Landesverteidigung, weshalb sie selbständig den Heerbann der Mark

[1]) Vgl. die Erläuterungen zum Historischen Atlas der österr. Alpenländer, I/1 (Salzburg, Oberösterreich und Steiermark), und Mell, Der comitatus Luitpoldi (Mitt. des Instituts, 21, S. 385 ff.).

aufbieten konnten. Außerdem hatten sie das öffentliche Gericht zu halten und die königlichen Einkünfte einzuheben. Als Entlohnung für ihre Dienste erhielten auch sie königliche Güter als Geschenk oder als Lehen mit dem Nutzgenusse, sowie auch einen Anteil an königlichen Gefällen, wie an Gerichtsgeldern, Erträgnissen der Märkte, Zölle und Mauten.

Nach und nach änderte sich die Stellung der Markgrafen. Sie erhoben Anspruch auf die Erblichkeit der Rechte, die sie nur als Beamte ausübten und die eigentlich Rechte des Königs (Regalien) waren, und erlangten sie auch. Damit wurden aus den Verwaltern von Landgebieten eigenberechtigte Herren dieser Gebiete oder Landesherren, ihr Amtsgebiet wurde zum landesfürstlichen Territorium. Doch standen die österreichischen Markgrafen noch bis 1156 und die von Steier bis 1180 in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zum Herzogtum Bayern. Erst mit der Erhebung dieser Marken zu Herzogtümern wurden Österreich und Steiermark selbständig. Nur von der königlichen Gewalt waren die Herzoge abhängig und Leopold V. nannte sich schon 1192 Landesherr. Österreich und Steiermark waren schon in diesen Zeiten geschlossene, dem Reiche gegenüber verhältnismäßig unabhängig gestellte Territorien.

Die Ausbildung der Landesherrlichkeit wirkte auch auf die Stellung des im Lande begüterten freien Adels zurück, der, soweit er nicht seine unmittelbare Verbindung mit dem Reiche aufrecht erhalten konnte, landsässig wurde, d. h. in Abhängigkeit vom Landesherrn geriet. Fast immer nahm dieser Adel vom Landesherrn Lehengüter an und trat somit zu ihm in das Verhältnis der Vasallität. Auch von den Untertanen der in seinem Herzogtum gelegenen Güter auswärtiger Bischöfe forderte Heinrich Jasomirgott Abgaben und Leistungen, was zunächst zu Streitigkeiten mit den Bistümern Freising und Passau führte.

Mit der Zeit hatte sich, wie in anderen Ländern, auch in Österreich und Steiermark neben dem freigeborenen Adel ein unfreier Adel, der Stand der Ministerialen oder Dienstmannen, ausgebildet.

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Ministerial ist Diener oder Beamter und in diesem Sinne gab es Ministerialen des Königs, eines geistlichen oder weltlichen Herrn. Sie entstammten vorwiegend dem Stande der Unfreien, die auf den Gütern ihrer Herren, im Herrenhofe als Handwerker, in Küche und Keller ihre Arbeiten verrichteten. Aus ihnen nahm der Herr die Fähigeren, denen er Vertrauen schenken konnte, heraus und übertrug ihnen Dienste in seiner Nähe, machte sie zu Aufsichts- und Wirtschaftsbeamten oder nahm sie in sein bewaffnetes

Gefolge auf. Sie stiegen an Ansehen über die Masse der übrigen Unfreien empor, zumal die Bewaffneten, denn diese näherten sich infolge des Kriegsdienstes dem Stande der freien Vasallen oder Lehensmannen. Zu ihrem Unterhalte räumte ihnen der Herr Güter oder Nutzungen an solchen in lehensmäßiger Weise ein.

Anfangs waren diese Dienstgüter, die man später Dienstlehen nannte, nicht vererblicher Besitz der Ministerialen, sie konnten ohne Zustimmung des Herrn nicht veräußert werden und verfielen im Falle der Untreue. Aber wenn ein Mann seine Dienstpflicht redlich getan und einen Sohn hatte, der ebenso treu und tüchtig zu werden versprach, so zog der Herzog beim Ableben eines Dienstmannen dessen Sohn einem Fremden vor. Dadurch wurde die Bildung eines erblichen Standes der Ministerialen möglich.

Die Ministerialen, die am Hofe Dienste verrichteten, waren Verwaltungsbeamte; die Ämter, die sie bekleideten, waren vorzugsweise die vier Hofämter des Truchsessen, Kämmerers, Marschalls und Schenken. Diese Ämter wurden mit der Zeit einzelnen Ministerialenfamilien erblich verliehen und so bildeten sich im 13. Jahrhundert die Landeserbämter aus.

Als Vertrauenspersonen wurden Ministeriale auch als Organe der Regierung verwendet, indem ihnen beispielsweise sogar die Stelle des obersten Landrichters verliehen wurde. Aber sie erscheinen nicht bloß als Beamte des Landesherrn, sondern sie bildeten mit der Zeit auch den wichtigsten Bestandteil seiner Kriegsmacht. Da der Landesherr von seinen Ministerialen, die unfrei waren, Kriegsdienste in größerem Umfange verlangen konnte als von den freien Vasallen, so begnadete er sie reichlicher mit Gütern, um sie instand zu setzen, ihm durch Weitergabe eines Teiles derselben an kriegstüchtige Unfreie eine größere Anzahl Bewaffneter zuzuführen. Die Ministerialen hatten also selbst wieder Leute, denen sie Dienstgüter verliehen und die von ihnen in derselben Weise abhingen wie sie von ihren Herren. Aus diesen Dienstleuten der Ministerialen ging der Stand der Ritter hervor.

Je geringer die Zahl der freien Geschlechter wurde, und zwar teils durch Aussterben, teils dadurch, daß sie selbst Ministerialen wurden, desto mehr begannen sich die Ministerialen als der wichtigste Stand im Lande zu fühlen. In Steiermark erscheinen sie unter dem ersten Herzoge bereits als eine Körperschaft mit bestimmten Rechten, die ihnen in der Georgenberger Handfeste 1186 verbrieft wurden. Sie hatten das Recht, ihre Lehen in Ermangelung von Söhnen auf Töchter zu vererben; den nächsten Blutsverwandten war das Recht der Erbfolge ge-

wahrt, wenn ein Dienstmann ohne letztwillige Anordnung starb. Im Rechtsverfahren wird das Beweismittel des Zweikampfes verboten und durch die Aussagen glaubwürdiger Zeugen ersetzt.

Noch zu Lebzeiten des steirischen Herzogs Ottokar erhielten die Ministerialen das Recht zur Erbauung von Kirchen auf eigenem Boden und zur Bewidmung der betreffenden Pfarren. Dieses Recht wurde ihnen durch einen Zusatz auf der Georgenberger Urkunde gewährleistet, der nach den Zeugen angebracht wurde.[1])

Wie hoch das Ansehen der Ministerialen gestiegen war und wie sehr das persönliche Ansehen den Geburtsstand überwog, geht daraus hervor, daß 1187 der Vollfreie Liutold von Gutenberg eine seiner Töchter dem Grafen Wilhelm von Heunburg und die zweite dem Ministerialen Herrand von Wildon vermählte. Aber „noch mußten es die vornehmsten Ministerialengeschlechter dulden, wenn bei beabsichtigter Vermählung ihrer Kinder untereinander oder mit fremden Ministerialen die Hand des Landesherrn rücksichtslos eingriff, hier eine Braut bestimmte, dort einen Bräutigam zurückwies. Allein man trug es mit Unwillen als die Unbill eines veralteten Herkommens und wartete nur der Gelegenheit, diese drückende Fessel zu sprengen". Durch die Urkunde von 1237 wurden die steirischen Ministerialen zu Reichsministerialen, die Union mit Österreich wurde gelöst, nur auf ihre Bitte sollten sie einen Herzog erhalten. Der Heiratszwang sollte aufhören und die Münze nur nach Befragung der hervorragendsten Ministerialen erneuert werden.

So erstarkte die Macht der Ministerialen oder „Dienstherren" immer mehr, der Unterschied zwischen ihnen und dem freien Adel verschwand und die Ministerialen und die Edlen bildeten den Stand der „Herren".

Zu derselben Zeit, als Friedrich der Streitbare mit der Reichsacht belegt war (1237) und der Kaiser den steirischen Ministerialen die alten Freiheiten durch neue vermehrte, ließen auch die österreichischen Landherren, unzufrieden mit der Willkürherrschaft ihres Herzogs, im Einverständnisse mit dem Kaiser das Landesrecht aufzeichnen, wie es unter Leopold VI. üblich war.[2]) Eine Bestätigung des Kaisers er-

[1]) Luschin v. Ebengreuth, Die steirischen Landhandfesten. Beiträge z. K. st. G. 9 (1872). — Levec, Die krainischen Landhandfesten. Mitt. des Instituts. 19.

[2]) Hasenöhrl, Österreichisches Landesrecht im 13. und 14. Jahrhundert. Wien 1867. — Siegel, Die beiden Denkmäler des österr. Landrechtes und ihre Entstehung. Sitzungsb. d. W. A. 35. — Luschin v. Ebengreuth, Die Entstehungszeit des österr. Landesrechtes. Graz 1872. — Dopsch, Entstehung und Charakter des österr. Landrechtes. Archiv d. W. A. 79, S. 1—99. Das österreichische Landrecht (Landesrecht) ist in zwei Fassungen erhalten. Die kürzere und zeitlich frühere trägt die Aufschrift: „Das sind die recht nach gewonhait des landes bei herczog Lewpolten von Österreich" und

folgte jedoch nicht. Während in der Bestätigung des Privilegiums der Steirer unter anderen auch jene Punkte ausgefallen sind, die mit der reichsunmittelbaren Stellung des Landes nicht verträglich waren, erscheint im österreichischen Landesrecht der Herzog als Herr des Landes und entspricht sonach nicht der vom Kaiser beabsichtigten Umgestaltung des Verhältnisses Österreichs zum Reiche. Daher mag die Bestätigung nicht erfolgt sein.

Nach diesem Landesrecht ist der Herzog der oberste Richter des Landes, ihm steht das Münzrecht und die Einhebung von Zöllen zu. Das Land zu verteidigen ist jeder verpflichtet; unternimmt aber der Herzog einen ungerechten Krieg gegen einen anderen Fürsten, so sind Herren, Grafen und Dienstmannen nicht verpflichtet, ihm Heeresfolge zu leisten: dies müssen seine eigenen Ritter tun. Niemand darf ohne des Herzogs Bewilligung eine Maut errichten oder eine Burg bauen: Andere Bestimmungen beziehen sich auf das Gerichtswesen.

Nach dem Aussterben der Babenberger beeilte sich der Adel, der unter dem letzten Herzog so stark niedergehalten worden war, seine Macht und seine Rechte zu vermehren. Er nahm freiwerdende Kirchenlehen in Besitz, riß den Zehnten an sich und erhob willkürliche Abgaben. „Damals geschah", klagt Ulrich von Liechtenstein, „viel Unbill; Tag und Nacht wurden Räubereien verübt, so daß viele Dörfer verwüstet wurden." Um sich in den angemaßten Rechten zu sichern, ließen die Adeligen zahlreiche Burgen aufführen.

Nachdem Ottokar Österreich in Besitz genommen hatte, erließ er zwar einen Landfrieden, aber er konnte den Adel, der ihm zum Herzogtum verholfen hatte, nicht sofort den Herrn fühlen lassen, so sehr er sich auch in seinen landesfürstlichen Rechten beeinträchtigt fand. Nachdem er aber Steiermark erworben, vom König Richard belehnt und zum König von Böhmen gekrönt worden war, trat er, wie schon erzählt wurde, dem Adel gegenüber entschieden auf. Er ließ viele der widerrechtlich erbauten Burgen brechen und Verzeichnisse der landesfürstlichen Besitzungen und Rechte anlegen. Zugleich erließ er im Jahre 1266, um vollständige Ordnung im Lande Österreich zu schaffen, eine Landesordnung, die eine Einschränkung der Rechte des Adels bezweckte.

---

wurde 1237 dem Kaiser vorgelegt. Die zweite, erweiterte Fassung beginnt mit den Worten: „Wir seczen vnd gepieten" und ist eine Landesordnung, welche das enthält, was künftig rechtens sein sollte. Dieses Rechtsdenkmal soll nach Luschin v. Ebengreuth in der Zeit König Albrechts I. entstanden und die Aufzeichnung von den Landherren veranlaßt worden sein; doch habe Albrecht der Landesordnung seine Genehmigung versagt. Nach Dopsch entstand sie im Jahre 1206 als Gesetz König Ottokars. — Vgl. auch M. Stieber, Das österreichische Landrecht und die böhmischen Einwirkungen auf die Reformen König Ottokars in Österreich (in Dopsch, Forschungen, 2, 1905), der ausführt, daß das LR. I erst nach der Landesordnung Ottokars (LR. I.) entstanden sei.

„Wir setzen und gebieten," heißt es darin, „alle Burgen und Festen zu brechen, die seit zwanzig Jahren (also seit dem Tode des letzten Babenbergers) erbaut worden." Außerdem verbot er alle Bündnisse, die dem Lande zum Schaden gereichten. Diese Aufzeichnung ist demnach nicht ein Entwurf einer Landesordnung, sondern ein Gesetz, das auch zur Geltung kam.

Auch Rudolf von Habsburg mußte nach der Unterwerfung Ottokars gegen den Adel vorsichtig auftreten. Er erließ 1276 ein Landfriedensgesetz für Österreich, Steier, Kärnten und Krain, in welchem er die dem Adel mißliebigen scharfen Maßregeln gegen den Burgenbau milderte oder aufhob. „Alle, die wider die Rechtsordnung und ohne gültige Ursache durch den König von Böhmen oder wen immer Zerstörung ihrer Schlösser oder Festen erlitten haben, erhalten die Befugnis zu Wiederaufbau und Befestigung; zugleich sind alle Verbote, die der genannte König oder wer immer gegen Befestigungen von Schloß und und Stadt erlassen hat, gänzlich zurückgenommen." Zugleich wird der Burgenbau erlaubt, nur wo ein Bau innerhalb einer Meile einem anderen zum Nachteil gereicht, soll ihn der Richter verhindern, und solche Schlösser, die nach Urteil und Rechtsspruch zerstört worden sind, sollen nicht wieder erbaut werden dürfen.[1])

Die landesfürstlichen Einkünfte flossen aus den Kammergütern oder Domänen und den Regalien.

Die Kammergüter waren das ganze Mittelalter hindurch die wichtigste Einnahmsquelle. Außer Eigengut, Schenkungen der Könige an die Markgrafen im 11. und 12. Jahrhundert oder Erbschaften besaßen die Landesfürsten auch Lehen von Bistümern, Vogteibesitz, Zehnte. Der ganze Besitz war in Ämter geteilt, die Leistungen der Verpflichteten waren in Urbaren verzeichnet.[2]) Daß Přemysl Ottokar II. in Österreich und Steiermark Verzeichnisse der Einkünfte (Rationarien) anlegen ließ, wurde schon bemerkt. Wie jeder Gutsbesitzer, erhielt der Landesherr von seinen Gütern Naturalien und Geld. Zu den Regalien gehörten die Gerichtsbußen, die sehr bedeutend waren, da Vergehen und Verbrechen nur mit dem Tode oder mit Geldbußen bestraft wurden. Außerdem bestanden das Münz- und Bergregal, das Forst-, Jagd- und Fischereirecht, Mauten und Zölle, das Heimfallsrecht, d. i. das Recht des Landesfürsten auf erblose Güter, die Steuern der Juden. Eine regelmäßige Abgabe war das Marchfutter, d. i. Hafer, den die vom Heer-

[1]) Das Gesetz bei Pertz, M. Leges. II, 410 ff. — Schwind-Dopsch, S. 106. — Lorenz, Deutsche Geschichte. II, 163.

[2]) Dopsch, Die landesfürstlichen Urbare Nieder- und Oberösterreichs aus dem 13. u. 14. Jahrh. Wien und Leipzig 1904.

dienste Befreiten liefern mußten. Von den Leuten geistlicher Güter, über welche der Landesfürst die Vogtei hatte, bezog er das Vogteirecht, von den landesfürstlichen Städten und Märkten eine Steuer, ebenso eine Abgabe vom Handelsbetrieb (ius fori). Die Verwaltung der Finanzen besorgte der Schreiber (Landschreiber), der anfänglich ein Geistlicher, später ein kapitalkräftiger Bürger war.

2. Wohnsitz und Leben des Adels. a) Einrichtung der Burgen[1])

Das österreichische Landrecht enthält Vorschriften über den Bau der Burgen. Wollte jemand eine Burg bauen, so mußte er sich ausweisen, daß er von der nächsten Umgebung dreißig Pfund Geldes an Einkünften beziehe; die Gutsbesitzer der Umgebung durften durch die neue Burg keinen Schaden erleiden. Der Landesherr sollte die Erlaubnis zum Bau einer Burg nicht ohne Zustimmung des Adels geben.

Die Burgen lassen sich unterscheiden in Wasser- und Höhenburgen. Die ersteren standen an Plätzen, die von Seen, Teichen oder Sümpfen ganz oder teilweise umgeben waren oder wo man die Gräben von einem benachbarten Gewässer leicht mit Wasser versorgen konnte. Die Höhenburgen oder Bergfesten wurden auf mäßig hohen, steil abfallenden Bergkegeln oder an Felsklippen und Bergzungen errichtet.

Im 10. und 11. Jahrhundert bestand das Mauerwerk aus rohen Bruch- und Feldsteinen, die durch reichlichen, aber schlechten Kalk verbunden wurden. Damals kam auch der Mauerguß in Anwendung. Die beiden Außenflächen der Mauern wurden aus verbundenen Steinen hergestellt, das Innere mit kleinen Steinen ausgefüllt und mit Mörtel übergossen. Oder es wurde der Heringsgrätenbau angewendet, d. h. es wurden Bruchsteinplatten ährenförmig geschichtet. Erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts kommt der Quaderbau vor.

Dem Range, d. h. der Größe nach gab es zweierlei Burgen: Herrenburgen und Burgställe oder kleine Ritterburgen. Die Herrenburgen waren die Sitze der Landesfürsten, der Grafen und Herren.

In Schlangenlinien wand sich der Burgweg den Berg empor bis zum ersten Tor und der ersten Umfassung, Zingel (cingulum) genannt; diese erste Umfassung bestand aus scharf zugespitztem Pfahlwerke, das mit Dornen und Weidengeflecht zu einer festen Wand verbunden war, oder aus Steinmauern, die mit Zinnen und einem Wehrgang versehen

[1]) Cori, Bau und Einrichtung der deutschen Burgen im Mittelalter. Beiträge z. Landeskunde von OÖ. 27 (1874), 2. Aufl. Linz 1895. — Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1889. — Piper, Österreichische Burgen. 5 Bde. Wien 1902—1908.

waren. Das erste Tor hatte ein Schauloch und ein Schlupftürchen über oder neben demselben befand sich die Wachtstube des Torwärters. Durch dieses Tor gelangte man in den ersten Burghof, d. h. jenen freien Raum, der zwischen den Zingeln und der inneren Burg lag und Zwinger oder Zwinghof hieß. Zingeln und Zwinger zusammen nannte man die Vorburg.

Der Zwinger war gewöhnlich gegen die innere Burg zu offen und von derselben nur durch einen Graben getrennt. In ihm befanden sich die Wirtschaftsgebäude, Ställe, Wohnungen des Gesindes, ein Garten und Plätze zu Waffen- und Reitübungen, weshalb er auch Reithof genannt wurde.

Aus dem Zwinger gelangte man zur eigentlichen Burg. Die Hauptburgmauer war mit einem Wehrgange versehen, über dem die Mauer mit einer Reihe von Zinnen gedeckt war, d. h. mit einer Brüstungsmauer, die durchbrochen war und so offene Stellen darbot. Der Wehrgang, auch Zinnen- oder Wallgang genannt, befand sich entweder in der Mauerdicke selbst oder er wurde durch hölzerne Gerüste oder Galerien, die sogenannten Mordgänge, hergestellt. Um die Wehrgänge zu verbreitern, ließ man die Zinnenkrönung etwas über die äußere Mauer heraustreten; zwischen den Tragsteinen ließ man auch Löcher offen, durch welche man den am Fuße der Mauer befindlichen Feind mit heißem Wasser oder Pech begießen konnte.

An der Mauer waren oft Ausbauten, Erker, angebracht, die in den Seitenwänden Schießscharten, am Boden Gießlöcher erhielten; die flankierenden Erker wurden nach unten erweitert und zu Türmen ausgebildet, deren der Burg zugewendeter Teil gewöhnlich ohne Hinterwand war. Diese Türme hießen Wichiuser (Kriegshäuser).

Zum Tore der Hauptburg gelangte man in der Regel auf einer Zugbrücke; es wurde durch hervorstehende Bollwerke oder runde Türme mit Schießscharten beherrscht. Über demselben war gewöhnlich eine Pechnase angebracht, d. h. ein kleiner Ausbau vor einem Fenster, damit man geschützt nach unten sehen und den an der Pforte befindlichen Feind bewerfen oder beschießen konnte. Das Tor bestand aus festen eichenen Bohlen, die mit Eisen beschlagen waren. Hie und da kamen auch Fallgitter vor, die herabgelassen wurden, wenn die Zugbrücke schon in die Gewalt des Feindes gekommen war, um einige der Stürmenden zu zermalmen, andere aufzuhalten.

War man durch das Haupttor gegangen, so befand man sich entweder im Burghofe oder in einem engen Zwinger, der von der Burgmauer und den Gebäuden, die den Burghof einschlossen, gebildet

wurde und aus dem man durch einen hallenartigen Durchgang in den Burghof kam.

Der älteste und festeste Teil der Burg war gewöhnlich der Bergfried, ein hoher, massiver Turm, der über alle Teile der Burg hervorragte. Er diente als letzte Zufluchtsstätte und als Warte. Hatten die Feinde die Burg erobert, so zogen sich die Verteidiger in den Bergfried zurück, um auf Entsatz zu warten oder durch Ausdauer billige Bedingungen der Übergabe zu erlangen. Von den Zinnen aus überschaute der Wärtel die ganze Gegend, bemerkte am ersten den erwarteten Gast wie den gefürchteten Feind. Von hier wechselte man mit den Nachbarburgen Signale, man hängte große Tücher aus oder ließ bei Tage aus Glutpfannen Rauch aufsteigen, bei Nacht Fackeln leuchten.

Diese Türme waren in früherer Zeit rund, später drei-, vier-, und mehreckig. Der Eingang, der Angriffsseite stets abgewendet, war einige Meter über dem Erdboden angebracht, so daß man auf Leitern oder aufziehbaren Treppen dahin gelangte. War das Wohnhaus in der Nähe, so führte eine Zug- oder Schiebbrücke hinüber. Im Untergeschosse befand sich das nur spärlich erleuchtete Verlies, das als Vorratskammer oder als Gefängnis diente. Man konnte in dasselbe nur durch ein enges Einsteigloch von oben gelangen; die Gefangenen wurden in einem Korbe mittels einer Winde hinab- und heraufgelassen, gewöhnlich freilich nur gefährliche Verbrecher, in unruhigen Zeiten aber auch Kaufleute, die man auf der Straße niedergeworfen, oder gefangene Feinde, an denen man Rache nehmen wollte. Hier mußten sie ausharren, bis das geforderte Lösegeld erlegt war.

Die Stockwerke wurden selten durch Gewölbe, meist durch Balken voneinander geschieden und durch enge Löcher, Schlitze oder Fenster erhellt; die Plattform ruhte auf einem Gewölbe. Leitern, hölzerne oder steinerne Treppen führten von einem Stockwerke in das andere; sie traten oft als Wendeltreppen vor das Turmäußere. Die Dächer hatten eine verschiedene Gestalt; früher flacher, wurden sie später steiler und hoch; oft wurde das Dach mit mehreren Erkern versehen. Runde Bergfriede erhielten häufig in der Turmkrönung einen Mittelturm von geringerem Durchmesser, so daß zwischen den beiden Türmen ein Umgang erzielt wurde. Im 15. Jahrhundert gewannen die Rücksichten auf die Bequemlichkeit die Oberhand; die Bergfriede wurden wohnlicher eingerichtet, mit zahlreicheren, größeren Fenstern versehen, mit dekorativem Schmucke verziert. Der Eingang ward zu ebener Erde angelegt.

Der Palas oder das Herrenhaus war das Hauptgebäude und neben dem Bergfried der höchste Bau. Nach außen hin befanden sich

Fenster nur in den höheren Stockwerken und längs der obersten zog sich oft eine hölzerne Galerie hin. Balkone oder Erker mit heraldischem Schmuck, Friesbögen, Zinnen oder Ecktürmchen waren häufig angebracht. Auch das Dach war mit Türmchen oder Erkern geziert, der Gipfel desselben trug eine Wetterfahne. Das größte Gemach war der Rittersaal, der entweder gewölbt und in diesem Falle auch durch Säulen gestützt, oder mit hölzernen Sparren, die mit Schnitzwerk, Wappen, Sprüchen u. dgl. verziert wurden, gedeckt war. Später kamen auch aus Tafeln gefügte, kunstvolle Plafonds vor. Der Fußboden bestand aus Brettern, gestampftem Lehm, Steinplatten oder Tonfliesen. Die Fliesen bestanden aus gebrannten Plättchen von Tonerde, die auf einer Unterlage von Kalk und Sand zu Figuren zusammengefügt wurden. Die Wände waren weiß oder mit Holzvertäfelungen überkleidet, manchmal auch mit Malereien versehen; Waffen, Rüstungen, Trophäen der Jagd waren angebracht, bei festlichen Gelegenheiten wurden auch Teppiche aufgehängt.

Die Fenster waren in frühesten Zeiten kleine, viereckige Öffnungen, später kamen die rundbogigen Doppelfenster auf, in der gotischen Zeit errichtete man Fenster mit Steinrahmen und Steinkreuzen. Der Verschluß geschah mit feinen Darmhäuten, Hornplatten, Ölpapier, Pergament, Leinwand. Erst im 15. Jahrhundert wurde die Anwendung des Glases allgemeiner; zuerst kamen runde oder mehreckige Scheiben in Gebrauch; gemalte Scheiben mit Wappen, Sprüchen u. dgl. konnten sich nur die Reichen gönnen.

In den Fensternischen waren steinerne Bänke angebracht; hier war der Ehrensitz der Frauen und derer, die sie auszeichnen wollten. Die großen Kachelöfen wurden erst im 15. Jahrhundert allgemein verwendet.

Im Rittersaale zogen sich ringsherum an den Wänden Bänke mit oder ohne Lehnen; an letzteren hingen kleine Teppiche, und auch die Sitzbretter wurden mit Kissen belegt. Vor den Bänken standen Tische, Platten, die auf einem mit Verzierungen versehenen Gestelle mit kreuzweise verschränkten Füßen ruhten. In der Mitte des Saales stand eine terrassenförmige Kredenz, auf welcher das Tafelgeschirr, oft schöne Arbeiten der Goldschmiedekunst, aufgestellt war, der Stolz der Hausfrau. Kron-, Wand- und Tischleuchter von verschiedenen Formen hingen oder standen umher.

Neben dem Rittersaale und im oberen Stockwerke befanden sich verschiedene Gemächer, Kemenaten oder Gaden, die je nach dem Vermögen des Burgbesitzers reicher oder dürftiger mit Hausgerät versehen waren. Die Hauptstücke waren die Truhen und Betten. Die Truhen waren aus Buchenholz gefertigt, mit Schnitzwerk, Holzeinlagen und

großem Schlosse versehen. Das Bett war gewöhnlich das prachtvollste Stück des Hauses. Die Bettstatt (Bettstall) war sehr geräumig, reich mit Schnitzwerk versehen und mit einem viereckigen Himmel überdeckt. Zu unterst lag ein Federbett, darüber eine seidene Decke (Kulter), auf ihr Leintücher (Leilachen) und auf diesen ein runder Pfühl und Kissen. Zur Bedeckung diente eine Wolldecke, ein Pelz oder ein Mantel.

Das Gemach der Hausfrau enthielt gewöhnlich ein Heiligenbild, einen Flügelaltar, eine Wasser- oder Sanduhr, ferner kunstvoll gearbeitete Schmuckkästchen aus Elfenbein oder Holz. Selten fehlte der Spiegel, rund und von geschliffenem Metall; auch gläserne Spiegel waren nicht selten. Sie wurden in Kapseln gefaßt, die geschnitzte Darstellungen, Szenen aus der Heiligen Schrift, Minnehöfe und Minneburgen aufwiesen. Selbstverständlich waren auch Bücher vorhanden, vorzugsweise Ritterepen und lyrische Dichtungen enthaltend, dann eine Harfe, zumal der Unterricht in der Musik zur Erziehung der weiblichen Jugend gehörte.

Im Palas befand sich auch die Kapelle, in manchen Burgen hatte man auch Doppelkapellen, die übereinandergebaut waren. Täglich wurde die Messe gelesen. Der Burgkaplan war eine sehr angesehene Persönlichkeit. Da er des Lesens und Schreibens kundig war, besorgte er gewöhnlich die Korrespondenz des Schloßherrn; er empfing die Briefe, las sie vor und beantwortete sie. Die Briefkammer oder das Archiv stand unter seiner Obhut. Er unterrichtete die Kinder nur in der Religion, die Mädchen wohl auch im Lesen und Schreiben und gab sich auch mit der Heilkunde ab. „Der Burgkaplan war somit in seiner Eigenschaft als Priester Rat der Familie, Erzieher, Sekretär, Geschäftsträger und Notar, den man auch mit diplomatischen Sendungen betraute, und als Arzt eine gesuchte Persönlichkeit, die für die Kultur in den entlegenen und isolierten Burgen nicht wenig beitrug."[1])

Wir unterlassen es, von den übrigen Baulichkeiten, wie dem Weiberhause, der Küche, Badestube, der Vorrats- und Rüstkammer, den unterirdischen Gängen u. dgl. zu reden, um noch einiges über das häusliche und gesellige Leben in den Burgen anführen zu können.

b) Das Leben in der Burg

Die Seele des häuslichen und geselligen Lebens in der Burg war die Burgfrau. Sie leitete die ganze Haushaltung, beaufsichtigte die Vieh-, Feld- und Gartenwirtschaft, zumal den Bau des Flachses

[1]) Cori, S. 123.

und dessen Verarbeitung, die Gänse- und Schafzucht und endlich die Zucht der Bienen, welche das für die Lichter nötige Wachs wie auch den Honig, den Ersatz des Zuckers, lieferten. Die Erziehung der Mädchen war ihre Sache. Wohl sah man zunächst auf tüchtige Kenntnisse im Hauswesen, dann aber auch auf ein anständiges, höfisches Benehmen, das sich auch in der Haltung des Körpers, im Tragen der Kleider, im Reden zeigte. Die Kunst des Lesens und Schreibens wurde den Mädchen in der Regel beigebracht, ebenso die Musik; in diesen Künsten waren die Damen des Mittelalters den Herren stets überlegen. Aber auch auf die Erziehung der Edelknaben war die Burgfrau von nachhaltigem Einflusse. Die Ausbildung der Junkherren, Edelknechte, Knappen, der Söhne anderer Adeligen, die in das Gefolge des Burgherrn eintraten, um den Ritterdienst praktisch zu erlernen, besorgte dieser selbst oder, wenn er reich war, die von ihm bestellten Lehrmeister.

In außerordentlichem Maße wurde die Gastfreundschaft geübt. Es war dies auch in jenen Zeiten notwendig, da Herbergen fast nur in Städten bestanden und die Sicherheit vieler Gegenden nicht groß war. Sitte und Gesetz verboten, einen Fremden, der um Herberge bat, abzuweisen. Außer Verwandten, Bekannten und Freunden erschienen oft Ritter, die, um Abenteuer zu bestehen, in der Welt umherzogen und in ihren ritterlichen Anschauungen überall das Unrecht zu bekämpfen, Witwen und Waisen zu beschützen, Ungeheuer zu erlegen suchten, dann Pilger, fahrende Studenten, Hausierer, die ihre Waren feilboten, endlich das lustige Volk der Spielleute. solche, die ein Instrument zu handhaben verstanden und Lieder sangen, und die gewöhnlichen Spielleute, die bei Tänzen aufspielten, Possen und Puppenspiele aufführten, allerlei Gauklerkünste vorführten, lockere Gesellen, die an ernste Arbeit nicht gewöhnt waren.

Durch solche Besuche wurde das einförmige Leben auf der Burg in angenehmer Weise unterbrochen. Sonst saß man in den Stunden, die von der strengeren Arbeit frei waren, bei Handarbeiten in der Kemenate oder im Sommer auf dem luftigen Balkone, von wo man in das grüne Tal und auf die ferne Landstraße niederschauen konnte. Oder man unterhielt sich im Baumgarten, der gewöhnlich sehr sorgfältig gepflegt, mit Blumen, einheimischen und fremden Obstbäumen und Rebsorten versehen war. „Hieher flüchtete man sich aus den dicken, dumpfen Mauern und aus der Umspannung der Gräben zur Lust und Unterhaltung in freier Luft. Man spielte Schach in der Rosenlaube und an der Quelle, lagerte im Grünen, um der Musik

oder dem Vortrage der Lieder und den Erzählungen zuzuhören; man plauderte hier zu zweien gesellt oder in Gruppen vereinigt; man tanzte im Schatten der Bäume auf grünem Rasen; hier spielte man blinde Kuh, schlug den Ball und warf den Ring. Die Spiele wurden oft mit Gesang und allerlei Scherz begleitet, und die Damen wetteiferten darin mit den Männern. Herren und Damen gingen spazieren, pflückten Blumen, lagerten sich nieder, wanden duftige Kränze und setzten sich dieselben gegenseitig auf das Haupt. Diese Schilderung ist nicht übertrieben. Das Mittelalter war in seiner Häuslichkeit nicht so indolent und des feineren Geschmackes bar, als man es sich so häufig denkt."[1])

Eine angenehme Unterbrechung brachten auch die verschiedenen Feste, die auf den Burgen veranstaltet wurden. Jeder Festtag wurde mit dem Besuche der Messe begonnen, zu der man sich unter Trompeten- und Paukenschall und in bestimmter Reihenfolge begab. Dann folgte das Frühmahl, nachher gesellschaftliche Unterhaltungen, wie Tänze, ritterliche Übungen, Jagden, an denen sich auch die Damen beteiligten, dann das Spätmahl. Diese Mahlzeiten wurden gewöhnlich in dem festlich geschmückten Rittersaal eingenommen; die Tische waren längs der Wände aufgestellt, so daß die Mitte zur Aufstellung der Kredenz oder zur Aufführung verschiedener Unterhaltungen freiblieb. Der Tisch war mit weißen Linnen gedeckt; in den älteren Zeiten wurden dem Gaste keine Teller vorgestellt; man zerschnitt das Fleisch auf Brotscheiben, die nachher auch verzehrt wurden. Die ersten Teller waren aus Holz, später wurden sie aus Zinn, am Ende des Mittelalters aus Steingut verfertigt. Die Messer hatten eine verschiedene Gestalt, viele hatten an der Spitze kleine Häkchen, mit denen man das Fleisch aus der Schüssel holte. Die Gabel kam erst spät in allgemeinen Gebrauch; sie nahm ihren Ursprung von den kleinen Bratspießen, an denen man Vögel briet und zum Munde führte; die ersten Gabeln waren einzinkig. Es war Sitte, daß die Gäste ihr Eßbesteck mit sich führten. Herren sowohl als Damen. Servietten waren wenig üblich, aber es wurden vor und nach dem Essen, manchmal auch während desselben, Wasser und Handtücher herumgereicht.

Die Kochkunst stand auf niedriger Stufe, das Essen war einfach und bestand zum größten Teil aus Fleisch; man liebte das Essen stark gewürzt, besonders häufig war die Verwendung des Pfeffers, obwohl er teuer war; gegen das Ende des 14. Jahrhunderts kostete in Deutschland ein Pfund dieses Gewürzes soviel wie $3\frac{1}{2}$ Scheffel Weizen. Aus Gebackenem bildete man verschiedene Figuren, Türme,

[1]) Cori, S. 32.

Burgen, selbst obszöne Formen nahm es an. An Getränken waren Bier und Met beliebt, der aus Wasser und Honig mit Zutaten von Kräutern und Gewürz bereitet wurde. Die feurigen Südweine wurden gern getrunken, aber man begnügte sich nicht mit ihrem natürlichen Feuer, sondern machte sie mit Gewürzen und Kräutern an, kochte sie und trank sie als „Wurzweine". Solche künstliche Weine hießen Pigment, Klaret, Sinopel, Hippokras, Lautertrank.

Für das Verhalten bei Tische bildeten sich nach und nach gewisse Regeln heraus, deren Befolgung man von einem Gebildeten verlangte. Der Dichter Tanhauser hat im 13. Jahrhundert eine Anzahl niedergeschrieben; er verlangt, daß man saubere Hände und wohlgeschnittene Nägel zur Tafel mitbringe, die oberste Stelle nur mit Sträuben annehme, die Zähne nicht mit dem Messer stochere, Salz nicht mit den Fingern, sondern mit dem Messer nehme. Die Suppe aus der Schüssel zu trinken, mit dem Munde zu schmatzen, das Tischtuch zum Putzen der Nase zu verwenden, verrate einen ungebildeten Sinn.

Der Ton der Unterhaltung war im 12. und 13. Jahrhundert anständig, aber er verwilderte in den folgenden Jahrhunderten immer mehr. Die Dichter haben viel darüber zu klagen; unsaubere Possen, hohe Spiele, Saufgelage waren an der Tagesordnung. Es kamen die Zeiten, da ein Ritter auf den Ruf, ein großer Trinker zu sein, viel Wert legte, und die Frauen sprachen den stark gewürzten Weinen ebenfalls mit großer Vorliebe zu.

3. Das Gerichts- und Landtagswesen[1])

Nach der karolingischen Verfassung war die Gerichtsbarkeit der vornehmste Teil der gräflichen Gewalt. Die Grafen waren die Stellvertreter des Königs, sie verwalteten die königlichen Güter und hatten die Leitung des Heerwesens und der Gerichtsbarkeit. Vor ihr Gericht gehörten alle wichtigeren Straffälle, bei denen es sich um Leben und Freiheit handelte, sowie die Entscheidung über den freien Grundbesitz.

Diese alte Gerichtsverfassung löste sich auf; denn einerseits schmolz die Zahl der Freien immer mehr zusammen, indem sich diese als Lehensleute unter den Schutz von kirchlichen und weltlichen Großen begaben, anderseits erstarkte die grundherrliche Gerichtsbarkeit und die Besitzungen weltlicher und geistlicher Großen wurden durch Immunitätsprivilegien

[1]) Luschin von Ebengreuth, Geschichte des älteren Gerichtswesens in Österreich ob und unter der Enns. Weimar 1879. — Dessen Österreich. Reichsgeschichte, S. 160 ff. — H. v. Voltelini, Die Entstehung der Landesgerichte im bayrisch-österr. Rechtsgebiete. Archiv d. W. A. 94, S. 3 ff.

von der Gerichtsbarkeit der Grafen ausgenommen, wodurch die öffentliche Gerichtsgewalt an diese Immunitätsherren selbst gelangte. Als das oberste Gericht im 12. und 13. Jahrhundert erscheinen die Landtaidinge, denen der Herzog oder sein Stellvertreter, der oberste Landrichter, vorsaß. Das Landtaiding wurde anfangs nur in Tulln, Korneuburg und Mautern, und zwar in Zwischenräumen von sechs Wochen, abgehalten. König Ottokar führte eine Neuerung ein; als nämlich der Püttner Bezirk, der Traungau und das obere Ennstal 1254 mit Österreich vereinigt wurden, setzte er für Ober- und Niederösterreich je zwei Oberlandrichter (judices provinciales) ein. Die Richter hatten den Vorsitz und die Leitung, während die Entscheidung den Urteilsfindern zukam, die von Fall zu Fall aus den Anwesenden gewählt wurden. Urteiler wie Parteien waren im Landtaiding ursprünglich nur Grafen, Freie und Dienstmannen (also die Landherren). Nach und nach fand auch der Ritterstand Aufnahme in diese Gerichtsbarkeit, was dem hohen Adel wenig gefiel. Die Landtaidinge hörten in der Zeit der ersten Habsburger auf, und als Adelsgericht erscheinen dann die Hoftaidinge, denen der Hofrichter vorsaß und deren Anfänge in die Zeit der Babenberger zurückreichen.

Neben den oberen Landgerichten bestanden die sogenannten unteren Landgerichte.[1]) Nachdem das vom Herzog geleitete Landtaiding der Gerichtshof für die Landherren geworden war, übten die unteren Landgerichte die volle Gerichtsbarkeit nur über die Bürger, die ihnen nicht durch die städtische Gerichtsbarkeit entzogen waren, die Bauern und teilweise über den Ritterstand aus. Da mit der Zeit die niedere Gerichtsbarkeit an die (geistlichen und weltlichen) Grundherren überging, blieb den unteren Landgerichten nur das Recht, über todeswürdige Verbrechen der Angehörigen der unteren Volksklassen zu richten. Der Besitzer dieser Gerichte war nicht überall der Herzog, sondern alte Grafengeschlechter, wie die Schaumberger, die Hochstifte, welche ihr Recht von der Belehnung durch das Reich ableiteten; andere wieder hatten das Landgericht als Afterlehen vom Herzog. Manche Landgerichte waren durch Kauf, Tausch oder Erbschaft in den erblichen Besitz einer Familie übergegangen.

Außerdem bestand die Dorf- und Hofmark-Gerichtsbarkeit, aus welcher die Patrimonial-Gerichtsbarkeit des späteren Mittelalters hervorging.

Auch in den österreichischen Ländern finden wir seit dem 12. Jahrhundert eine Art Beteiligung der Großen[2]) bei den verschiedenen Re-

[1]) Über die Literatur betreffend die Landesgerichte vgl. Voltelini, a. a. O. S. 3, Anm. 3.

[2]) Häufig majores et meliores terrae genannt. Krones, Vorarbeiten zur Quellenkunde und Geschichte des Landtagswesens der Steiermark. Beiträge z. K. st. Geschq. 2, 3, 4, 6.

gierungshandlungen, doch ist immer nur von ihrem Rate die Sprache, den der Landesfürst nicht zu beachten brauchte. Gelegenheit, sie um Rat zu fragen, ergab sich auf den Hof- und Gerichtstagen, wobei es aber nur darauf ankam, die Verfügungen des Landesherrn allgemein bekannt zu machen. Die Rechte der steirischen Ministerialen wurden auf deren Bitte aufgezeichnet, die Vererbung des Besitzes des steirischen Herzogs hatte dieser nach Beratung mit seinen Ministerialen beschlossen. Im Jahre 1192 erfolgte in Graz die Erbhuldigung, die Leopold V. von den Ministerialen entgegennahm. Er hatte diese berufen, um mit ihrem weisen Rate über seine Angelegenheiten und das Wohl des Landes zu beraten; aber er bestätigte hier nur die Vergabungen seines Vorgängers. Das Reichsgesetz des Kaisers Friedrich II. vom Jahre 1231 ordnet an, daß kein Fürst neue Verordnungen ohne Zustimmung „der Besseren und Größeren des Landes" erlassen darf. Im Jahre 1237 erhielt der steirische Adel vom Kaiser das Recht, die Zustimmung zu einer Münzerneuerung zu geben und sich in einem bestimmten Falle einen neuen Herzog zu erbitten. Zu gleicher Zeit wurde für Österreich in dem Landesrechte ausgesprochen, daß der Herzog in Angelegenheiten der öffentlichen Sicherheit oder des Wiederaufbaues einer zerstörten Raubburg an den Rat der Landherren gebunden sei.

Obgleich der Adel in der Zeit des Zwischenreiches als Vertreter des Landes erscheint, übte er doch auf den Landtagen zur Zeit Ottokars nur das Recht, Streitigkeiten zu schlichten und Privilegien und Schenkungen, die vom Landesfürsten ausgingen, zu bestätigen. Rudolf erteilte den Landfrieden von 1276 auf den Rat der geistlichen und weltlichen Großen und der Ministerialen der Länder Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Aber den Landfriedensbund von 1281 schloß er nicht nur mit dem österreichischen Adel, sondern auch mit den Städten und Rittern ab, wobei sich alle zur Ausrüstung von 2500 Bewaffneten verpflichteten. Da die geistlichen Großen schon früher als Berater des Herzogs erscheinen, so zeigt sich in Österreich zuerst die Vierteilung der Stände in Prälaten, Landherren, Ritter und Städte.

In Kärnten schloß Herzog Ulrich III. sogar den Erbvertrag mit Ottokar ohne Beirat seines Adels, der erst nach Ottokar an Bedeutung gewann. In Tirol treten die Anfänge des Ständewesens erst im Anfange des 14. Jahrhunderts hervor. Der Erzbischof von Salzburg erließ 1287 einen Friedebrief für die Stadt Salzburg mit dem Rate seines Kapitels, seiner Dienstmannen, seines Rates und mit seiner Bürger von Salzburg Gunst und Willen" Im Patriarchat Aquileja gab es schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein Parlament, das sich gegen

die Mitte dieſes Jahrhunderts aus vier Kurien zuſammenſetzte, aus den Prälaten, den freien Herren, den Miniſterialen und Rittermäßigen, und endlich aus Abgeordneten der Städte. Ohne Zuſtimmung dieſes Parlamentes konnte der Patriarch „weder Krieg erklären, noch Frieden ſchließen, weder Steuern auferlegen, noch Geſetze erlaſſen". Es konnte ſogar Beſchlüſſe des Patriarchen aufheben, beſtätigte die Statuten der Gemeinden, entſchied Lehensſtreitigkeiten, war Appellationsinſtanz und entſendete Ausſchüſſe aus ſeiner Mitte, die den ſtändigen Beirat des Patriarchen bildeten.[1])

4. Kirchliche Verhältniſſe

In kirchlicher Beziehung unterſtanden die öſterreichiſchen Länder dem Patriarchen von Aquileja und dem Erzbiſchofe von Salzburg.

Die aquilejiſche Kirchenprovinz war die ausgedehnteſte in Italien und Deutſchland. Der Patriarch war im 12. Jahrhundert der Metropolit von ſiebzehn Biſchöfen, worunter die von Trieſt, Capo d'Iſtria, Parenzo, Pola, Pedena und Trient waren. Die oberſte geiſtliche und weltliche Behörde war das Metropolitankapitel in Aquileja; Domherren dieſes Kapitels waren auch der Patriarch, vier Suffraganbiſchöfe, der Kaiſer und der Graf von Görz als Vogt der Kirche; dieſe weltlichen Herren ließen ihre Stelle durch einen von ihnen ernannten Vikar ausfüllen.[2]) Die Patriarchen reſidierten in Aquileja oder in Udine.[3])

Sehr ausgedehnt war auch die ſalzburgiſche Kirchenprovinz. Suffragane des Erzbiſchofs waren die Biſchöfe von Paſſau, Freiſing, Regensburg und Seben. Unter dem Biſchof Albuin wurde (ungefähr 994) der Sitz von Seben nach Brixen (Prichsna) übertragen. Zur Zeit, da die Ungarn anfingen, ſich dem Chriſtentume zuzuwenden, hoffte der Biſchof Pilgrim von Paſſau (971—991), ſich von der Unterordnung unter Salzburg befreien und die Erhebung ſeines Bistums zu einem Erzbistum und deſſen Ausdehnung über Ungarn erreichen zu können.[4]) In der Lebensbeſchreibung Severins hatte er geleſen, daß Lorch, das zu ſeiner Diözeſe gehörte, einſt Biſchöfe gehabt habe. Mit dieſer Nachricht wollte Pilgrim dem Erzbistum Salzburg den Vorrang ſtreitig machen. Er ließ päpſtliche Bullen anfertigen, nach denen Lorch ehedem der Sitz eines Erzbiſchofs und die Metropole von Pannonien und Mähren ge-

[1]) Luſchin, Reichsgeſchichte, S. 171.

[2]) Czörnig, S. 367.

[3]) Vitae patriarcharum Aquil. bei Muratori, S. r. ital., 16.

[4]) Uhlirz, Die Urkundenfälſchung zu Paſſau im 10. Jahrh. Mitteil. d. Inſt. 3. — Kruſch, Der heil. Florian und ſein Stift. N. Archiv f. ältere deutſche Geſchichtskunde. XXVI, S. 339 ff., 567 ff.

wesen war; nach der Zerstörung von Lorch sei der Metropolitansitz nach Passau übertragen worden. Außerdem wurden die Legenden von St. Quirin und St. Maximilian angefertigt, die Erzbischöfe von Lorch gewesen sein und den Martertod erlitten haben sollen, der erstere als Patriarch von Aquileja, der letztere in seiner Vaterstadt Celeja. Diese obenerwähnten gefälschten Schriftstücke schickte Pilgrim nach Rom, allein dort ließ man sich nicht täuschen, und so scheiterte die Absicht des Passauer Bischofs, seiner Diözese auf Kosten Salzburgs zu größerem Ansehen zu verhelfen. Dagegen glückte ihm, durch andere Fälschungen den Kaiser Otto II. zu täuschen, der ihm nicht allein das Kloster Kremsmünster, sondern auch die Ennsburg und den Zoll in Passau verlieh. Solche Urkundenfälschungen waren im Mittelalter nicht selten.

Die große Ausdehnung des Erzbistums Salzburg veranlaßte den Erzbischof Gebhard, im Jahre 1072 zu **Gurk**, wo ein Nonnenkloster bestand, ein Bistum zu errichten, das jedoch ganz von den Erzbischöfen abhängig war, welche die Bischöfe ernannten. Aber das Gurker Kapitel nahm schon im Laufe des 12. Jahrhunderts das Recht der freien Wahl in Anspruch, worauf es nach langem Hader zu einem Vergleiche kam. Der Erzbischof sollte vor der Wahl drei Persönlichkeiten namhaft machen, aus denen das Kapitel den Bischof zu wählen hätte.[1]) Zwei andere Landbistümer entstanden im 13. Jahrhundert: Eberhard II. gründete 1218 das Bistum **Seckau** in Obersteiermark und 1228 das zu **Lavant** mit dem Sitze zu St. Andrä im Lavanttale. Außerdem halfen den Erzbischöfen Archidiakone oder Erzpriester in der Leitung ihres Sprengels.

Auch das Bistum **Passau** hatte eine sehr große Ausdehnung.[2]) Zwar ließ sich der Bischof zeitweilig durch den Dechant von Krems als Generalvikar vertreten, aber trotzdem waren die von Passau weit entfernten Gebiete in kirchlicher Beziehung arg vernachlässigt. Herzog Leopold VI. wollte daher in Wien ein Bistum ins Leben rufen und gedachte, dem neuen Bischof das Schottenstift als Sitz anzuweisen. Er unterhandelte vom Jahre 1207 an darüber mit dem Papste Innozenz III. Da jedoch der Bischof Manegold von Passau seine Diözese und seine Macht nicht geschmälert sehen wollte, reiste er nach Rom, um die Angelegenheit zu hintertreiben, worauf der Herzog seinen Plan aufgab.

Der Hof der Bischöfe war dem Kaiserhofe ähnlich. Wir finden da ebenfalls die vier Hofämter des Kämmerers, Truchsessen, Marschalls und Schenken, wobei man zwischen denen unterscheiden muß, welche

[1]) **Hirn**, Kirchen- und reichsrechtliche Verhältnisse des salzb. Suffraganbistums Gurk. Krems 1872. — **Jaksch**, Monumenta Carinthiae. I, Einleitung.

[2]) **Schrödl**, Gesch. des Bistums Passau bis zur Säkularisation des Fürstentums. Passau 1879

wirklich die Dienste verrichteten und denen, die den Titel führten. Da mit diesem aber bedeutende Einkünfte verbunden waren, so wurden sie auch von mächtigen Landesfürsten gern angenommen.[1])

Die Geistlichen unterschieden sich in Weltpriester oder Säkularen und Mönche oder Regularen. Die jungen Geistlichen wurden in der Regel nicht vom Bischof den Pfarrern zugewiesen, sondern diese nahmen selbst ihre Gehilfen auf, mit denen sie einen Vertrag bezüglich der Arbeit und der Entlohnung abschlossen. So war es im Bistum Trient noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts.[2]) Im Laufe der Zeit entstanden in allen österreichischen Ländern Klöster, von denen die der Benediktiner den größten Einfluß ausübten. Man kann die Gründung und die Wirksamkeit der ersten Klöster nur mit Interesse verfolgen. Diese Klöster sind Mittelpunkte der materiellen und geistigen Kultur. Jedes Kloster war eine Welt für sich und wirkte doch oft in weite Fernen. Jedes Kloster löste praktische und geistige Aufgaben. Die Klöster bildeten Stützpunkte der Landesverteidigung, bebauten den Boden, gründeten Ansiedlungen, sprachen ihren Untertanen Recht, unterhielten den Weltverkehr, denn sie legten Straßen und Hospize an, nahmen die Wanderer gastlich auf und boten den Verfolgten Unterkunft und Schutz. Boten gingen zwischen den Klöstern hin und her. Die Klöster erteilten Unterricht und betrieben die Studien. Die Schreibkunst war durch sie ausgebildet; sie schrieben die Ereignisse auf, betrieben das Rechnen, die Astronomie und hielten das Kalenderwesen in Ordnung, beschäftigten sich mit der Arzneikunde und pflegten vor allem in großartigem Maße die Künste. So groß waren die Verdienste, die sich die ersten Klöster um die Kultur erwarben.[3])

Der heil. Rupert gründete in Salzburg das Männerkloster St. Peter und das Frauenkloster Nonnberg. In einem stillen Tale am herrlichen Mondsee rief Herzog Odilo von Bayern ein Benediktinerkloster ins Leben. Im Jahre 748 zogen hier zwanzig Ordensbrüder aus dem Mutterkloster Monte Cassino mit ihrem Abte Opportunus ein. Unterstützt von den wenigen Seeanwohnern lichteten sie die Wälder, trockneten Sümpfe aus und machten den Boden urbar. Im Jahre 769 wurde Innichen im Pustertale gegründet, wie es heißt, in einer Gegend, die „öde und unbewohnbar war seit alten Zeiten". Durch Tassilo entstand im Jahre 777 an der hellgrünen Krems, an dem Punkte, wo sie das Hochgebirge verläßt und durch ein anmutiges Tal dahinfließt, das Stift

[1]) Egger, Geschichte Tirols. I, 262 ff.

[2]) Schatz in den Studien u. Mitt. aus dem Benediktiner- u. Zisterzienserorden. XXI, S. 638.

[3]) Vgl. Fries, Studien über das Wirken der Benediktiner in Österreich. Jahresb. von Seitenstetten. 1868—1872. — Marian, Geschichte der ganzen österr. Klerisey. 9. Bde. Wien 1780—1788.

Kremsmünster. Ihm wurde viel bebautes Land gewidmet; „von dem unbebauten aber mögen die Mönche nach allen Richtungen hin, soviel sie wollen, urbar und nutzbar machen". Und wie Innichen bestimmt war, bei den heidnischen Slawen das Christentum zu verbreiten, ward dem Stifte Kremsmünster die Aufgabe, unter den Völkern jenseits der Enns, unter den Slawen der Gebirge und den Awaren, die sich auf beiden Seiten des Donautales bis gegen die Enns ausgebreitet hatten, zu wirken. Andere Klöster entstanden zu Mattsee, St. Pölten, Traunkirchen, das zuerst Trunsêo hieß und um 1020 als Traunkirchen neu gegründet wurde, ferner St. Florian.

Ohne Zweifel bestanden in diesen Klöstern auch Schulen, doch haben wir nur von St. Peter in Salzburg nähere Nachrichten.[1]) Großen Ruhm erwarb sich diese Schule unter dem ersten Erzbischof Arn, dem Zeitgenossen des gelehrten Paulinus von Aquileja, der eine bedeutende literarische Tätigkeit entfaltet hat. Beide Männer standen mit Alcuin, dem Leiter der berühmten Schule von Tours, in stetem Verkehre. Klassische Studien, selbst Mathematik wurden in Salzburg betrieben. Lehrer und Bücher kamen aus Tours; man schrieb kurze Annalen und stellte Briefsammlungen zusammen, die als Lehrbücher des Briefstieles dienen sollten. Für uns wichtiger sind ein Verbrüderungsbuch von St. Peter, das schon unter Bischof Virgil begonnen wurde, und zwei Güterverzeichnisse, von denen das eine Congestum oder Indiculus Arnonis, das andere Breves notitiae genannt wird. Außer den Annalen entstand noch ein anderes Geschichtswerk oder eigentlich eine Denkschrift über die Bekehrung der Bayern und Karantanier, welche die Verdienste der Salzburger Kirche um die Bekehrung der genannten Völker darstellt und im Jahre 871 dem König Ludwig überreicht wurde.

Durch die Magyaren haben diese Stifte mancherlei Schaden erlitten, mehr Nachteil ist ihnen aber durch den Herzog Arnulf von Bayern zugefügt worden, der Klostergüter in reichlichem Maße anderen Kirchen oder auch seinen Vasallen zusprach.

Bis zum Jahre 987 war der Erzbischof von Salzburg zugleich auch Abt von St. Peter, und die Mönche bildeten mit den Kathedralkanonikern zugleich das erzbischöfliche Kapitel. Im genannten Jahre trat die Trennung ein und das Stift erhielt einen eigenen Abt.

Neue Klöster entstanden zur Zeit des Investiturstreites, als Altmann Bischof von Passau und Gebhard Erzbischof von Salzburg war. Da die

[1]) Folz, Geschichte der Salzburger Bibliotheken. Wien 1877. — Zeißberg, Arno, erster Erzbischof von Salzburg. Sitzungsb. d. W. A. 43. — Im allgem.: W. Studien und Mitt. aus dem Benediktiner- und Zisterzienserorden (seit 1880).

Kollegiatgeistlichen, die gemeinsam leben sollten, sich mit der Zeit voneinander absonderten, in verschiedenen Häusern lebten und sich verheirateten, so wurden an Stelle solcher Kollegien von Weltgeistlichen Mönche oder andere Geistliche gesetzt, die regulierte Chorherren des heil. Augustin genannt wurden; denn sie lebten nach der strengeren, dem heil. Augustin zugeschriebenen Regel, die unter anderem dem einzelnen den Besitz von Eigentum verbot, wodurch sie den Mönchen ähnlicher wurden. Auch andere Veränderungen traten ein.

Schon 1056 hatte Bischof Adalbero von Würzburg das von seinem Vater Arnold von Wels-Lambach gegründete Chorherrenstift zu Lambach Benediktinern übergeben. Altmann von Passau gründete auf einem Berge bei der Passauer Villa Mautern das Kloster Göttweih[1]), das er 1083 weltlichen Kanonikern übergab. Unter seinem Nachfolger wurde es in ein Benediktinerstift umgewandelt und Mönchen aus St. Blasien im Schwarzwalde übergeben. Auch das Kollegiatstift Melk dessen Ursprung in die Zeiten des ersten Babenbergers zurückreichen soll, wurde — noch zu Zeiten Altmanns — von Leopold III. in ein Benediktinerkloster umgestaltet. Die Mönche von Kremsmünster verschleuderten das Vermögen ihres Klosters, das sie zuletzt in Brand gesteckt haben sollen; Altmann ließ daher 1080 eine Anzahl Mönche aus dem lothringischen Kloster Gorze kommen, welche die Ordnung wiederherstellten. Im Jahre 1107 übergab Markgraf Ottokar von Steier die Stiftung seines Vaters, Garsten, Benediktinern, die aus Göttweih kamen.[2]) Im Jahre 1109 verwandelte der edle Udalschalk von Stille und Heft in Österreich sein Jagdschloß bei Seitenstetten in ein Kloster für regulierte Chorherren, an deren Stelle 1115 Benediktiner eingeführt wurden. Für diese wurde in Seitenstetten ein neues Kloster gebaut. In den folgenden Zeiten entstanden Maria-Zell im Wiener Walde (1134), Altenburg (1144), Gloggnitz, Gleink. In seiner Hauptstadt Wien errichtete Heinrich Jasomirgott ein Kloster, das er schottischen Benediktinern aus Regensburg übergab.

Bald nach seiner Entstehung fand der Zisterzienserorden Eingang in die österreichischen Länder.[3]) Die Zisterzienser sind reformierte Benediktiner, die zur alten verlassenen Strenge zurückkehrten. Sie waren

[1]) Den Namen erklärt der Verf. der Vita Altmanni (Pertz, M. S., XII) so: In Österreich wohnten einst die Goten, die den Mars als Gott verehrten. Mars heißt in gotischer Sprache Wich, ergo a Gothis et Wich mons vocatur Gotewich.

[2]) Frieß, Geschichte von Garsten in den Studien und Mitt. aus dem Benediktinerorden. II, S. 88 ff. — Melzer über die ältere Benediktinerabtei Garsten im Archiv f. d. Gesch. der Diözese Linz, 1907.

[3]) Janauschek, Originum Cisterciensium Tom. I, Wien 1877. — S. Brunner, Ein Zisterzienserbuch. Würzburg 1881.

verpflichtet, ihren Lebensunterhalt durch Bebauung des Bodens zu gewinnen und nahmen keinen Zehent, keine Pfarr- oder andere Kirche an. Von dem grauen Ordenskleide, das sie trugen, hießen sie zum Unterschiede von den schwarzgekleideten Benediktinern die grauen Mönche. Sie kamen in Zeiten, da mehr Ordnung und eine größere Sicherheit herrschte, und gründeten daher ihre Klöster im Gegensatze zu den Benediktinern, die sich auf Bergen ansiedelten, in den Tälern. Man sagte: Benedictus montes, Bernhardus valles amabat. Sie hielten sich ferne von der profanen Welt; ihre Ordenshäuser weihten sie der heil. Maria, sie sind daher die Verbreiter des Marienkultus. Sie trachteten mehr, einen geschlossenen Besitz zu erwerben, diesen im Eigenbetrieb zu behalten, und brachten die Erzeugnisse ihrer Klosterwerkstätten auch auf den Markt. Seit 1235 waren sie durch ein Privileg davon befreit, den Bann gegen ihre Klostergründer oder gegen Städte, Burgen und Dörfer zu verkündigen, an deren Grenzen oder in deren Gebiet sich ihre Güter befanden.[1])

In Österreich entstanden Zisterzienserklöster zu Heiligenkreuz 1134, Zwettl Ende 1157, dieses durch Hadmar von Kuenring, zu Baumgartenberg 1141, zu Wilhering oberhalb Linz 1146. Letzteres war ein Tochterkloster des steirischen Stiftes Reun, von dem es seine ersten Mönche erhielt. Dem Reuner Kloster stand es zu, Wilhering zu visitieren, die Befolgung der Ordensregel zu überwachen, bei Abtwahlen den Vorsitz zu führen und während der ähtlichen Sedisvakanz die Klosterangelegenheiten zu leiten. In Lilienfeld errichtete Leopold VI. 1209 ein Zisterzienserstift, in Engelszell gründete Bischof Bernhard von Passau 1293 ein solches, um „auf dem beschwerlichen Wege von Eferding nach Passau angesehenen Reisenden und auch armen Wanderern Unterkunft und den Domherren von Passau eine Erholungsstätte zu bereiten".[2]) In Wien wurden unter Leopold VI. zwei Nonnenklöster dieses Ordens gegründet.

Der Regel der Prämonstratenser, die wie die Zisterzienser im heutigen Frankreich entstanden sind, lag die des heil. Augustin zugrunde. Die Pflege der Wissenschaften war ihnen besonders ans Herz gelegt. Ihre Kleidung ist weiß, daher nannte sie das Volk die weißen Mönche. Klöster der Prämonstratenser bestanden unter anderen in Geras (1155) und seit 1210 in Schlägl. An diesem Orte hatte Chalhochus von Falkenstein um 1209 ein Kloster gegründet, das er Zisterziensern von Lang-

[1]) Potthast, Regesta Pontificum Romanorum 1198—1304. Berol. 1874, N. 9838. Fontes d. W. G. XIV, II. 75.

[2]) Kopal, Gesch. der Stadt Eferding. Museal-Jahresber. XXXIII, S. 34.

heim in Oberfranken übergab. Da diese in der unwirtlichen Gegend „Hunger und Kälte" litten, verließen sie nach sieben Jahren ihre Zellen und kehrten in ihr Mutterkloster zurück. Hierauf übergab der Stifter das Kloster Prämonstratenserinnen, die von Mühlhausen in Böhmen herbeikamen.

Klöster für regulierte Chorherren des heil. Augustin bestanden ebenfalls mehrere. In St. Florian führte Altmann von Passau diesen Orden ein; Suben am Inn, gestiftet von Tuta, einer Tochter des Grafen Heinrich von Formbach, um 1050—1060, erhielt der Orden im Jahre 1142; Reichersberg am Inn, um 1084 von dem Edlen Wernher und seiner Gattin Dietberga gegründet, gelangte durch den dritten Propst Gerhoch (1138—1169) zu großem Ansehen. Ranshofen am Inn wurde 1125 gegründet, Waldhausen bestand seit 1161. Das berühmteste Kloster dieses Ordens wurde Klosterneuburg. Dort hatte Markgraf Leopold III. 1107 ein Stift für Kanoniker gegründet, das er um 1136 Augustiner Chorherren übergab.

Das erste Benediktinerkloster in Steiermark war das Nonnenkloster Göß bei Leoben, eine Stiftung der reichen und angesehenen Familie der Aribonen, vor allem des Salzburger Erzdiakons Aribo, der später Erzbischof von Mainz wurde. Die Gründung wurde im Jahre 1020 vom Kaiser Heinrich II. bestätigt. Von größerer Wichtigkeit wurde Admont, das 1074 der Erzbischof Gebhard von Salzburg auf Gütern ins Leben rief, welche die Gräfin Hemma von Zeltschach-Friesach dem Erzbistum zu kirchlichen Zwecken überlassen hatte. An der heutigen Grenze von Steiermark und Kärnten vollendete 1103 der Kärntner Herzog Heinrich von Eppenstein das Stift St. Lamprecht, das er überaus reich ausstattete. Obernburg entstand 1140 durch den Edlen Diepold von Kager mit Beihilfe des Patriarchen Peregrin von Aquileja. In Reun begann der Markgraf Leopold der Starke die Gründung eines Zisterzienserklosters, das erst 1138 vollendet war. Klöster für regulierte Chorherren entstanden 1140 in St. Marein bei Knittelfeld, das zwei Jahre später nach Seckau übertragen wurde, 1163 in Vorau und 1229 in Stainz. Der Stifter von Vorau, Markgraf Ottokar, richtete 1165 zu Seiz, einem abgelegenen Gebirgswinkel bei Gonobitz, eine Kartause ein, die erste in Deutschland; eine andere entstand zu Gairach bei Tüffer um 1170 durch den Bischof Heinrich von Gurk. Der Kartäuserorden war der strengste Orden. Seine Regel setzte genau fest, wieviel ein Kloster besitzen, wieviele Rinder, Schafe, Hunde es halten dürfe. Der Orden sollte keine Zehentschenkungen annehmen, keine Laien in den Klöstern begraben. Den Mönchen war sogar das

Reden untersagt und sehr strenges Fasten vorgeschrieben; ihre Kleidung sollte aus grobem und schlechtem Stoffe sein.

In Kärnten gründete um 1000 eine Gräfin Wichburg das Kloster der Benediktinerinnen zu St. Georgen am Längsee, und wenig später entstand das Benediktinerstift Ossiach. Die Stifter von Ossiach waren die Eltern des Patriarchen Popo von Aquileja, der das Kloster unter die Vogtei des Patriarchats stellte. Nach einer Legende hießen die Stifter, deren Familie unbekannt ist, Ozzius und Irenburg. Eine spätere Sage meldet, daß der Polenkönig Boleslav II., der 1079 den Krakauer Bischof Stanislaus am Altare erschlagen hatte, in Ossiach jahrelang unerkannt als Knecht gedient habe und dort auch gestorben sei.[1]) In Gurk rief 1042 die Gräfin Hemma von Zeltschach-Friesach ein Nonnenstift ins Leben, das später zur Ausstattung des Gurker Bistums verwendet wurde. Das Benediktinerstift St. Paul im fruchtbaren Lavanttale verdankt seine Entstehung dem Grafen Engelbert von Spanheim (1091), der Mönche aus Hirschau in Schwaben herbeirief. Auch in Millstatt und in Arnoldstein entstanden Benediktinerklöster und in Eberndorf ein Chorherrenstift. Im Jahre 1142 wurde das Zisterzienserstift Viktring[2]) und 1236 das Prämonstratenserkloster Griffen gegründet Der Stifter Viktrings war der reiche Graf Bernhard von Trixen aus dem Hause Spanheim, der Bruder der Herzoge Heinrich I. und Engelbert III., die ersten Mönche kamen aus dem Kloster Villars in Lothringen.

Das erste Kloster Krains war die Zisterzienserabtei Sittich, gegründet 1136 von dem Patriarchen Peregrin aus dem Hause Spanheim und drei adeligen Brüdern. Wie es scheint, war Sittich zuerst ein Benediktinerkloster und wurde erst nach einiger Zeit den Zisterziensern übergeben. Später bildete sich die Sage aus, daß der erste Abt vom heil. Bernhard aus dem französischen Kloster Morimond geschickt worden sei. Durch den Herzog Bernhard entstand auch in Landstraß ein Zisterzienserstift (1234), das seine ersten Mönche aus Viktring erhielt. Das Volk nannte es Mariabrunn. Herzog Bernhard gründete ferner 1255 bei Oberlaibach die Kartause Freudental oder Freunitz, die später zu großem Wohlstande kam; sie erhielt unter anderen auch Güter am Birnbaumer Walde, bei Wippach und in Istrien.

Das reichste Kloster in Aquileja war das Benediktinerinnenstift St. Maria, das Besitzungen in Friaul, Kärnten, Krain und Istrien

[1]) Pichler, Boleslav II. von Polen, Budapest 1892; auch in d. Ungar. Revue, X (1891). Boleslav ist nicht nach Ossiach gekommen, er dürfte in Oberungarn gestorben sein.

[2]) Viktring hat mit Viktoria nichts zu tun; der Name lautet Vitrin, Vitringe und geht auf altslaw. vêtr = Wind zurück, so daß Vitrin windiger Ort bedeutet.

sowie Sitz und Stimme im friaulischen Parlament hatte. Die Äbtissinnen entstammten meist fürstlichen Häusern und traten sehr selbstbewußt auf. So führte die Äbtissin Iltiganda jahrelang einen Prozeß mit der päpstlichen Kurie, der sie sich 1250 nicht fügen wollte, als oer Papst einen Priester für eine Kirche bestimmte, die dem Patronate des Klosters unterstand. Die Nonnen nahmen seit 1429 während des Sommers ihren Aufenthalt im Kloster St. Klara zu Cividale. Der Umzug dahin war stets ein großes Ereignis; er erfolgte mit großem Pompe in Begleitung von Soldaten, Beamten und Geistlichen.[1])

Es war im Mittelalter Sitte, Nonnenklöster in der unmittelbaren Nähe der Männerklöster zu errichten. Hiefür gab es viele Gründe. „Es sollte gesorgt werden, daß die Nonnen der Ordensregel und ihren Hausstatuten gemäß leben, daher war die Oberleitung einem Abte desselben Ordens anvertraut. Die Nonnen bedurften geistlichen Zuspruches, des Gottesdienstes in ihrer Kirche, der Spendung der heiligen Sakramente. Die Hauswirtschaft, die Beistellung des Lebensunterhaltes und die Verwaltung der Dotationsgüter war nicht Sache schwacher Frauen, sondern erheischte auswärtige Hilfe. In ihren Rechtsangelegenheiten mußte dem Faustrecht gegenüber ein starker Schirm zur Hand sein. Alles dieses war nur möglich und konnte erfolgreich geleistet werden, wenn die Nonnen sich im schützenden Schatten eines Herrenklosters niederließen."[2]) In den Nonnenklöstern ließen reichere Eltern ihre Töchter erziehen.[3])

In der Zeit, da die Klosterregeln noch strenge beobachtet wurden, gab es Männer und Frauen, die sich nach noch größerer Strenge sehnten. Dazu oehören die „Eingeschlossenen", die von den übrigen Brüdern oder Schwestern abgeschieden und ohne Verkehr in einer vermauerten Zelle wohnten, aus der ein Fenster in den Chor der Kirche ging.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Markgraf Ottokar III. von Steiermark im Jahre 1160 am Semmering im „Zerewald" ein Hospital gründete, in dem Fremde und arme Reisende Unterkunft finden sollten. Hieher wurde im Jahre 1220 eine Bruderschaft übertragen, die zu Kraubat bestand, Almosen sammelte und Arme unterstützte. Jeder Pfarrer des Archidiakonates Neunkirchen hatte jährlich zwölf, jeder andere Priester sechs Denare zu entrichten, dem Spitale sollte nach dem Tode eines Pfarrers ein tragbares Gewand und ein Pferd oder ein anderes Haustier zufallen. In diesem Spitale sollten

[1]) Czörnig, Görz. S. 372.
[2]) Wichner, Das ehemalige Nonnenkloster zu Admont in Steierm. Brünn 1881.
[3]) Wichner im Archiv d. Wiener Akad. 73. Bd., S. 417.

alte oder kranke Priester oder auch solche, die von einem hartherzigen Vogte aus ihrer Pfarre vertrieben wurden, für die Dauer ihres Lebens oder für einige Zeit Unterkunft und Verpflegung finden.[1]) Für Pilger, die von Oberösterreich nach Steiermark reisten, gründete Bischof Otto II. von Bamberg 1190 am Fuße des Pyhrn auf bambergischem Grunde ein Spital, das der heil. Maria geweiht wurde.[2])

Bezüglich Tirols seien folgende Gründungen hervorgehoben[3]): Um 1020 entstand durch den Kleriker Volkold aus dem Geschlechte der Grafen von Lurn und Pustertal das Stift der Benediktinerinnen von Sonnenburg in der Nähe von St. Lorenzen im Pustertale.[4]) Es war außerordentlich reich und angesehen. Die Äbtissin übte über die Täler Enneberg, Wengen und Abtei die hohe und niedere Gerichtsbarkeit aus. Die Schirmvogtei stand den Bischöfen von Trient zu, die bald größere Rechte in Anspruch nahmen. Die neugewählte Äbtissin mußte von dem Bischofe die Belehnung mit den Temporalien einholen; der Bischof konnte Rechenschaft über die Verwaltung fordern und eine Äbtissin wegen schlechter Wirtschaft absetzen. Dem Bischof, der an einem Römerzug teilnahm, mußte die Äbtissin einen Schildträger, einen bewaffneten Reiter und ein Saumroß mit zwei Koffern, einem Tischtuch, einem Tafeltuch und zwei Becken (?) zur Verfügung stellen. Einmal im Jahre konnte der Bischof mit so vielen Rittern, als ihm beliebte, nach Sonnenburg kommen; mit kleinem Gefolge konnte er erscheinen, so oft er wollte; während seiner Anwesenheit mußten die Kellerschlüssel seinen Beamten übergeben werden.[5])

Im Vintschgau entstand 1143 das Benediktinerkloster Marienberg, das von Ulrich von Taraſp aus dem Engadin, wo es um 1090 entstanden war, hieher verlegt wurde. Um 1138 entstand auf einem Felsenhügel in einem abgelegenen Seitentale des Inntales aus dem Besitze einer Einsiedlergenossenschaft das Benediktinerstift St. Georgenberg. Ungefähr um dieselbe Zeit entstand durch den Bischof Reginbert von Brixen an der Stätte, wo ehedem das römische Veldidena gestanden war, das Prämonstratenserstift Wilten. Im Jahre 1142 gründete Bischof Hartmann von Brixen „an einer öden und grauen-

[1]) UB. von Steierm. I, 394, II, 254.

[2]) Pritz, Gesch. d. Kollegiatstiftes u. Chorherren zu Spital a. P. Archiv d. W. A. X.

[3]) „Tirol erfreut sich nicht einer der Wissenschaft zugänglich gemachten Sammlung von Chroniken oder Geschichten oder Dokumenten seiner sämtlichen geistlichen Institute, aus denen eine vollständige Darstellung ihrer Schicksale, ihres Güterbesitzes und ihrer herrschaftlichen Rechte geschöpft werden könnte." Jäger, Geschichte der landständ. Verfass. Tirols. I, 351.

[4]) Studien u. Mitt. aus d. Benediktiner- u. Zisterzienserord. IX (1888), S. 39 ff.

[5]) Hormayr, Geschichte Tirols. II, 505. — Codex Wangianus, herausg. v. Kink in 5. Bde. der Font. d. W. A., 2. Abt.

vollen Stätte im Eisacktale" das Augustiner-Chorherrenkloster Neustift für Pilger, die den Weg nach Rom suchten. Für regulierte Chorherren entstanden auch die Klöster St. Michael an der Etsch und Au in der Nähe des Einflusses der Eisack in die Etsch. In den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts verließen die Chorherren das Kloster Au und übersiedelten nach Gries. Zu Stams im Oberinntale gründete Elisabeth, die Tochter des bayrischen Herzogs Otto und Mutter des letzten Staufen Konradin, 1271 ein Zisterzienserkloster, das von dem zweiten Gemahle Elisabeths, dem Grafen Meinhard II. von Tirol, sehr reich ausgestattet wurde.

Die Klöster wurden die ersten Großgrundbesitzer.[1]) Schon bei ihrer Gründung mit Grundbesitz reich ausgestattet, erhielten sie auch später noch, zumal in den Zeiten der Kreuzzüge, viele Schenkungen und auch durch Kauf erweiterten sie ihr liegendes Vermögen. Mancher vornehme Mann nahm auf dem Sterbebette das Ordenskleid und schenkte dem Kloster für die Aufnahme einen Teil seiner Güter. So vermachte der Salzburger Ministeriale Pilgrim von Leibnitz, der tödlich verwundet worden war, dem Kloster Reun elf Mansen im Sausal, worauf vom Erzbischof von Salzburg seine Ehe getrennt wurde und er das Zisterzienserkleid erhielt. Mitunter traten ganze Familien in Klöster ein. Hervorragende Adelige erwarben sich in einem Kloster eine Begräbnisstätte, wofür Schenkungen gemacht wurden. Dabei kam es mitunter auch zu einem unlauteren Wettbewerb. Eltern und Brüder von Nonnen vermachten diesen lebenslängliche Renten, oder die Nonnen bekamen ihr Erbteil, so daß sie über Geld und Gut verfügen und Schenkungen von ihrem Besitze machen konnten[2]); daneben wurde auch das Kloster von den Angehörigen der Nonnen bedacht. Die Schenkungen riefen oft den Widerspruch der Verwandten des Schenkers hervor und führten zu Streitigkeiten und gewalttätigen Entfremdungen; auch die Klöster untereinander haderten nicht selten und der eine oder andere Teil rief selbst die Entscheidung des Papstes an.

In der ersten Zeit wurden die Ordensregeln ohne Zweifel in ihrer ganzen Strenge genau beobachtet. Alle Stunden vom ersten Hahnenschrei bis zum Untergange der Sonne waren mehrmaligem Gebete, bestimmten Lesungen und der schweren Arbeit auf den Feldern, in den Weingärten oder Werkstätten gewidmet. Die Kost bestand zu Mittag aus zwei gekochten Gerichten und Brot; der Genuß von Fleischspeisen war nur Schwerkranken gestattet. Den Durst stillten die

[1]) Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte. I, II, Leipzig 1879, 1891.
[2]) Vgl. Wichner im Archiv d. W. A. 73. Bd., S. 418, 420.

Mönche mit Wasser, doch erhielt jeder täglich auch etwas Wein. In die Innenräume des Klosters kamen nur vornehme geistliche Gäste und reisende Ordensbrüder; sie speisten im Refektorium und schliefen im gemeinschaftlichen Schlafsaale auf den für Gäste bereitgehaltenen Matten. Alle übrigen Gäste wurden im Hospizhause untergebracht und verpflegt und kamen nur mit dem Abte und dem Pförtner in Berührung. Mit der Zeit wurden die Ordensvorschriften weniger genau beobachtet.

An der Spitze des Klosters stand der Abt oder der Probst. Manche Äbte erlangten vom Papste die Erlaubnis, neben dem Hirtenstab die Insel zu tragen, oder gewisse Rechte auszuüben, die sonst nur Bischöfen zustanden, z. B. den Professen die niederen Weihen zu erteilen. So bevorzugte Äbte waren Permann von St. Lambrecht (1245), der Schottenabt Philipp (1200—1279) und Heinrich III. von Admont. Es ist aber auch vorgekommen, daß ein Abt wegen schlechter Wirtschaft zur Niederlegung seiner Würde gezwungen wurde.[1])

Das „Auge und die Hand" des Abtes war der Prior, der Stellvertreter des Propstes der Dechant. „Der Prior schritt an der Spitze der Brüderschar zum Kapitel in den Kapitelsaal, wo vor dem Abte alle inneren und äußeren Angelegenheiten verhandelt wurden. Dem Prior war die eigentliche Aufrechthaltung der Ordensdisziplin anvertraut; er überwachte die wissenschaftlichen und aszetischen Übungen und führte beim Konventtische den Vorsitz. Dem Abte mußte er die erlaubten Wünsche und besonderen Bedürfnisse der einzelnen Ordensmitglieder mit Abgabe eines Gutachtens unterbreiten und ihn stets in klarer Kenntnis des Zustandes der Ordensfamilie erhalten."[2])

Sein Stellvertreter war der Unterprior; der Kantor und der Subkantor intonierten beim Chorgebete, überwachten den Gesang und verrichteten die öffentlichen Lesungen. Der Kustos oder „Guster" besorgte alles „für die Kirche und den Gottesdienst Notwendige, achtete auf die würdige Erhaltung der vielen Grabstätten vornehmer Familien, die als Wohltäter des Klosters ihren Ruheplatz in und an der Klosterkirche gefunden hatten, und war insbesondere darauf bedacht, daß die von den Wohltätern durch Vermächtnisse von Gülten gestifteten Jahrtage zur ausbedungenen Zeit gehalten wurden". Die Erhaltung der „ewigen Lichter", die besonders im 14. Jahrhundert zahlreich gestiftet wurden, lag ihm und dem Ölmacher ob. In der „Gusterei" hielt ein Laienbruder die Kultkleider und Altarwäsche instand.

[1]) Tangl, Studien über das Stiftungsbuch von Zwettl. Archiv d. W. A. 76. Bd., S. 285.

[2]) Gasparitz, Das Kloster Reun in seinen Verwaltungsorganen. Mitt. d. histor. V. für Steiermark. 34. Heft, S. 105. — Czerny, Zwei Aktenstücke z. Kulturgesch. v. O.-Österr. (Das Obleibuch von St. Florian). 39. Bericht über d. Museum. Linz 1881.

In einem Gemache an der Klosterpforte wohnte der Pförtner, bei dem sich die Fremden meldeten und der die Armen mit Broten beteilte, die er vorrätig hatte. Als Pförtner, sagt die Benediktinerregel, soll ein „verständiger, bejahrter Mann bestellt werden, der wohl Rede zu stehen und Antwort zu geben vermag".

Von besonderer Wichtigkeit waren jene Persönlichkeiten, denen die Verwaltung der Güter oblag.

Es ist erwähnt worden, daß die Klöster zahlreiche Güter erwarben, Höfe, Huben, Mühlen, Wälder, Weingärten und Gülten, dazu allerlei Rechte, wie Patronatsrechte über Kirchen, die Befreiung von Mauten und Zöllen bei Herbeischaffung von Lebensmitteln und Kaufmannsgütern. Von großem Werte war für die Klöster als Großgrundbesitzer eine Salzstätte, der Mitgenuß einer solchen oder der gebührenfreie Bezug von Salz. Die Klostergüter lagen nicht beisammen, sondern zerstreut im Lande oder in den Nachbarländern. So hatte Admont Besitzungen außer in Steiermark in Österreich, Salzburg, Bayern, Tirol, Kärnten und Friaul. Der Streubesitz war den Klöstern nicht unangenehm. Wenn Elementarereignisse oder Kriege den Besitz in der einen Gegend trafen, so war das Kloster doch nur teilweise geschädigt und es bezog Naturprodukte und Geld von den anderen Besitzungen. Auch mußte es dem Kloster von Nutzen sein, mit den Bewohnern verschiedener Länder in Berührung zu treten, weil es dadurch leichter wurde, neue Klostermitglieder zu gewinnen.

Ohne Zweifel hatten die Klöster bald nach ihrer Gründung Urbare, d. h. Verzeichnisse ihrer Besitzungen, der Zehente und Abgaben angelegt und sie im Laufe der Zeit nach Bedarf ergänzt und geändert.[1]) Wenn die Besitzungen zahlreicher geworden waren, wurden Gruppen gebildet, die man Ämter oder Propsteien nannte; jedes Amt legte ein Urbar an. Hatte man dies versäumt, so war die spätere Aufzeichnung oft sehr schwierig. In Kremsmünster wußte man unter dem Abte Friedrich um 1300 nicht genau, welche Besitze und Einkünfte dem Kloster gehörten, von wem die Giebigkeiten zu leisten und welchen Wohltätern man zum Danke verpflichtet sei. Dem Großkellermeister Sigmar gelang es, mit Hilfe der Meier der Stiftshöfe und einzelner Kolonen ein genaues Verzeichnis der dem Stifte gehörigen Orte, die Lage der einzelnen Besitzungen und die Beschaffenheit und die Größe der Einkünfte zusammenzustellen.[2])

[1]) Die Zahl dieser Urbare geistlicher und weltlicher Herrschaften wächst natürlich mit jedem Jahrhunderte. Besonders wichtig: Zahn, Die Freisingischen Saal-, Kopial- und Urbarbücher in ihren Beziehungen zu Österreich. Archiv d. W. A. 27.

[2]) Loserth, Sigmar und Bernhard von Kremsmünster. Archiv d. W. A. 81 (1894).

Die Verwalter dieser Ämter, Offiziale oder Pröpste, waren anfangs Priester oder Laienbrüder, später auch Laien. Die Oberaufsicht über alle Untertanen führte der Kellerer, der die einzelnen Ämter besuchte, die Geldabgaben in Empfang nahm, Streitigkeiten schlichtete, bei Unglücksfällen mit Rat und Tat eingriff, die verödeten Ansiedlungen mit neuen Kolonen besetzte.[1])

Die Geldgeschäfte des Klosters besorgte der Rentmeister oder Bursarius, der das Geld sowie auch die Urkunden in Bursen verwahrte. Diese „Bursen waren längliche, gut verschließbare Leder- oder Leinwandbeutel, außen mit einem Buchstaben des lateinischen Alphabetes bezeichnet, der auf das Repertorium hinwies. In einem eigenen feuersicheren Raum waren sie mit Riemen oder Schnüren an mehreren mit Eisenringen am Gewölbe des Gemaches befestigten Stangen der Reihe nach aufgehängt."[2])

Zu den klösterlichen Verwaltungsorganen gehörte auch der Kastner oder Granarius, der das Zehentgetreide der Untertanen im Kasten, einem festen Gebäude, sammelte und dann verwertete. Unter seiner Aufsicht stand (in Reun) auch die Pfisterei oder Bäckerei. Der Kämmerer sorgte für die Hausökonomie, war Küchen- und Speisemeister. Die Kost der Klostergeistlichen, anfangs einfach und ärmlich, wurde durch Stiftungen verbessert. Fast jeder, der ein „Seelgerät" stiftete, wollte auch, daß der Priester an gewissen Tagen eine bessere Kost erhalte. Manche stifteten »Servitia« oder bessere Mahlzeiten an gewissen Tagen für den ganzen Konvent. Spenden (Oblata) zur Aufbesserung der Kost und der Kleidung, zur Erhaltung des Lichtes hießen Oblei, Obellaria, Obleia und der Verwalter derselben Oblaier (Obellarius). Andere Verwaltungspersonen waren der Spitaler, der das Spital beaufsichtigte, und der Siechmeister, dem die Pflege der kranken Konventsmitglieder oblag und der etwas von der Arzneikunde verstand und die Klosterapotheke führte.

Wenn Bistümer und Klöster durch ein Immunitätsprivilegium die Gerichtsbarkeit über ihre freien und unfreien Hintersassen erhielten, bedurften sie zu ihrer Ausübung eines weltlichen Organes, eines Vogtes (Advocatus). Die Vogtei über die Klöster befand sich meistens in den Händen der Stifter und ihrer Nachkommen. Die Aufgabe der Vögte bestand überhaupt darin, den Frieden der Kirche zu wahren; sie mußten diese also gegen Gewalttätigkeiten schützen, sie in Streitsachen vertreten und den auf den Kirchengütern ansässigen Leuten Recht sprechen. Dafür

[1]) Tangl, Studien. S. 285.
[2]) Gaspariz, a. a. O. S. 121.

wurden ihnen einige Güter überlassen, auch konnten sie von den Untertanen verschiedene Abgaben (Vogteirecht) einheben. Selbst Bistümer, die ein Kloster gegründet hatten, nahmen von den Untertanen desselben Steuern in Anspruch. Die Vögte verstanden es, ihr Amt erblich zu machen; sie mißbrauchten ihre Stellung zu allerlei Bedrückungen, erhoben eigenmächtig Abgaben, zogen Kirchengüter an sich, verfügten über sie, als wenn sie ihr Eigentum wären, und versetzten in der Zeit der Not ihre Vogteirechte. Daher strebten die Klöster die Entvogtung an und erlangten sie auch gewöhnlich durch eine Geldleistung; den Schutz der Klöster übernahm der Landesherr ohne Entgelt, während die Klöster sich selbst Untervögte bestellten und die Gerichtsbarkeit durch eigene Amtsleute ausüben ließen. Die den Herzogen verbleibenden Gerechtsame nennt man die hohe oder Schirmvogtei, die Befugnisse der Untervögte die Kasten- oder Dingvogtei. Der Dingvogt vertrat das Kloster nach außen, schritt gegen widerspenstige Untertanen ein und übte den Blutbann aus, wenn dieser dem Kloster verliehen worden war. Für seine Dienste besaß er Lehen von der Kirche und Abgaben von den Untertanen (die Vogtei, den Vogthafer). Neben ihm stand der Klosterrichter oder Amtmann, dem wohl meistenteils die polizeiliche Gewalt zukam. Der Zisterzienserorden hatte das Privileg, von jeder weltlichen Vogtei, mit Ausnahme der des Kaisers, befreit zu sein. Das Recht der Vogtei nahmen nach der Ausbildung der Landeshoheit die Landesherren in Anspruch, in Österreich zuerst Leopold VI.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts erwarb der mächtige Johanniterorden Besitzungen im heutigen Kaisertum Österreich. Die Ritterorden stellten an die Spitze einer Besitzung einen Ritter, der den Titel Kommendator führte, woraus das Wort Komtur entstand. Ein Besitz hieß Kommende, mehrere Kommenden bildeten eine Ballei. Schon vor 1156 besaß der Orden Mailberg in Niederösterreich. Erzbischof Adalbert von Salzburg schenkte dem Orden 1197 die Kirche zu Übersbach in Steiermark, wodurch der Grund zur Kommende Fürstenfeld gelegt ward; in Kärnten erwarben die Johanniter zuerst Besitz in und um Friesach, und 1263 schenkte der Kärntner Herzog Ulrich II. dem St. Johannes-Spital zu Mailberg die Kirche in Pulst bei St. Veit, wo dann die erste Kommende entstand.[1])

Der Deutsche Ritterorden erwarb bald nach seiner Gründung Besitzungen in Österreich, zuerst in Wien; zu dieser Kommende kamen nachmals die von Wiener-Neustadt und Linz. In Steiermark schenkte 1222

[1]) August v. Jaksch, Die Einführung des Johanniterordens in Kärnten. Archiv d. W. A. 76, S. 349.

Friedrich von Pettau dem Deutschen Orden ein den Ungarn abgenommenes Stück Land mit dem Hauptorte Großsonntag. Die zweite Kommende war die am Lech in Graz. In Krain war der Orden seit 1223 ansässig. Die Ballei Österreich wurde unter dem Hochmeister Hermann von Salza (1210—1239) gegründet.

In Tirol räumte der Bischof Konrad II. von Trient dem Deutschen Ritterorden schon im Jahre 1202 ein Hospital und die damit verbundene Kirche zum heil. Johann in Trient ein und in kurzer Zeit gelangte dieser Orden in Tirol zu Reichtum und Ansehen. Noch im 13. Jahrhunderte hatte er auch Kommenden oder Komtureien in Bozen, Lengmoos auf dem Ritten, zu Schlanders im Vintschgau und Sterzing. Diese Komtureien bildeten die „Ballei an der Etsch und im Gebirge". Landkomtur war der Komtur von Bozen.

Die römische Kirche überschritt mit der Zeit den geistlichen Wirkungskreis und mischte sich in weltliche Fragen; dies und der Reichtum, den sie erworben hatte, führten mannigfache Gebrechen herbei. Der Probst Gerhoch von Reichersberg am Inn († 1169), der eine große Zahl von Schriften verfaßt hat[1]), deckt rücksichtslos die Mißstände der Kirche seiner Zeit auf; er erzählt von den Gebrechen des päpstlichen Hofes, der Bestechlichkeit der Legaten, dem Hochmute der Kardinäle und dem Mißbrauch, der mit den kirchlichen Gnaden getrieben wurde. Unablässig trat er für eine Reform des Klerus ein.

Die unleugbar vorhandenen Übelstände riefen eine Opposition hervor, die sich zuerst gegen den Papst und die Prälaten, dann gegen den gesamten Klerus richtete und zu Angriffen auf Dogmen und kirchliche Gebräuche überging. Die Gültigkeit der Sakramente wurde von der Würdigkeit des Ausspenders abhängig gemacht, die Gültigkeit der Kindertaufe, die Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi geleugnet. Die Wunder und die Kraft der Reliquien wurden bezweifelt, die Laster, die man im geistlichen Stande fand, öffentlich besprochen. In kurzer Zeit entstanden mehrere häretische Sekten.

In Oberitalien und Frankreich hatte sich die Sekte der Katharer gebildet, deren Anfänge mit den Bogomilen (Gottesfreunden) in Bulgarien zusammenhängen, die wieder auf alte Sekten in Syrien und Armenien zurückgehen. Die Apostel der Katharer, die Vollkommenen, lebten in Ehelosigkeit, in Armut und nährten sich nur von Brot, Früchten

[1]) S. Stülz' Abh. in den Denkschriften d. W. A. I. Werke Gerhochs in Pertz, Thesaurus, II, 'eine Briefe das. VI. Stülz im Archiv d. W. A. 20. — Scheibelberger in der Österr. Vierteljahrsschrift f. kath. Theologie. 1871.

und Fischen. Die Einrichtungen der Kirche, alles Gepränge, die Verehrung der Heiligen galten ihnen als Greuel, die Priester als Todsünder, die Sakramente als nutzlos. Diese Vollkommenen wirkten auf die Laien ungemein tiefer als der in Üppigkeit und weltliches Treiben versunkene Klerus. Als der Lyoner Kaufmann Waldes, von den Ideen der Katharer angeregt, um 1173 sich seines Besitzes entschlug, von Bettel lebte und als Prediger der Buße und des Evangeliums umherzog, strömten ihm eine Menge Brüder als Genossen zu. Seine Anhänger hießen Waldenser. Aber bald unterschied man zweierlei Waldenser: die französischen und die Lombarden, von denen besonders die letzteren sich in ein schroffes Verhältnis zur Kirche setzten. „Ihr Ideal ist die durch keine kirchliche Gliederung eingezwängte Christenheit und deren Bedienung durch wandernde, nirgends seßhafte, auf tägliche Almosen und Gaben angewiesene Apostel.“ [1]) Katharer und lombardische Waldenser fanden auch in Österreich Verbreitung, wo der Reichtum, der sich über die Kirche ergossen hatte, zur Lauheit in der Ausübung der geistlichen Pflichten und zur Sittenlosigkeit geführt hatte. Schon zu Ende des 12. Jahrhunderts fanden sich in Friesach, Wiener-Neustadt und Wien Katharer, und im 13. Jahrhundert gab es in Ober- und Niederösterreich sehr viele Waldenser.[2]) Im Jahre 1210 schritt Herzog Leopold VI. gegen sie ein. „Mit Gottes Beistand“, sagen die Klosterneuburger Annalen, „wurde die pestartige Irrlehre entdeckt und viele auf Befehl des Herzogs grausam hingerichtet.“ [3]) Derselbe Gedanke von der Notwendigkeit der Armut und der Buße bewog Franz von Assisi, in Verleugnung der Welt, Einsamkeit und Gebet den Herrn und seine Jünger nachzuahmen und durch Predigt die sündhafte Menschheit zu bessern. Der Unterschied ist nur, daß die Kirche dieser Bewegung nicht entgegentrat, sondern sie in ihren Dienst zog. Die Anhänger des heil. Franz wurden in einem kirchlichen Orden, den Minoritenorden, zusammengefaßt; Armut, dienende Liebe, Sorge für das Seelenheil des Nächsten sind seine Leitsterne; der einzelne wie die Gesamtheit verzichtet auf jeden Besitz, die regelmäßige Quelle des Lebenserwerbes ist der Bettel. Die Überwindung der Häresie durch Predigt wurde der Hauptzweck des von dem Spanier Dominicus gegründeten Dominikaner- oder Predigerordens, der sich durch eingehendes theologisches Studium für seine Auf-

[1]) K. Müller, Kirchengeschichte. I, Freiburg 1892, S. 493, 551 ff.

[2]) Preger, Beiträge z. Geschichte der Waldetier im Mittelalter. Abh. der bayr. Akademie. XIII (1877). — Haupt, Waldensertum und Inquisition im südöstl. Deutschland bis zur Mitte des 14. Jahrh. (Quiddes D. Zeitschr. f. Geschichte. 1889.) — Frieß, Die österr. Häretiker im Mittelalter. Österr. Vierteljahrsschrift f. kath. Theologie. 1872. — Juritsch, Gesch. d. Babenberger. 401 ff.

[3]) Cont. Claustron. II, a. a. 1210. Thomasin von Zirklaria erwähnt den Herzog mit dem Zusatze: „Der die Ketzer sieden kann.“

gabe befähigen mußte; da ihm aber Handarbeit, Grundbesitz und feste Einkünfte untersagt waren, so ist auch er ein Bettelorden.

Diese neuen Orden waren von den alten wesentlich verschieden. Die Klöster der alten Orden sind jedes für sich ein Ganzes, das seine Tätigkeit auf einen gewissen Umkreis erstreckt; jedes Ordensmitglied ist an sein Kloster gebunden. Der Schauplatz der Tätigkeit der Bettelorden ist die ganze Welt, jeder wirkt da, wohin ihn sein Vorgesetzter schickt, immer aber in Städten und unter Menschen, nie in der Einsamkeit unwirtlicher Gegenden. „In Armut, apostolischem Leben, freiester Beweglichkeit, Sammlung ihrer Tätigkeit in den Städten und reichlicher Predigt begegneten sich beide Orden; Liebesarbeit und Mission an den untersten Klassen war daneben die Hauptleistung der Minoriten, wissenschaftliche Arbeit für die oberen Stände die der Prediger." [1]) Doch wandten sich auch die Minoriten bald theologischen Arbeiten zu. Auch in Österreich wurden sie bald heimisch. Da sie sich in den Städten niederließen, die bereits Brennpunkte des Staats- und Volkslebens geworden waren, gerieten sie mit dem Weltklerus wie mit dem älteren Säkularklerus in Feindschaft. Rasch wurden sie beim Volke beliebt; der Zulauf zu ihren Predigten und Beichtstühlen war sehr groß und viele verlangten in ihren Kirchen begraben zu werden. Die Weltgeistlichen und die anderen Orden verloren an Ansehen und Einkommen, und so kam es zu mannigfachen Streitigkeiten.[2]) Man machte ihnen das Recht zu predigen, die Sakramente zu spenden, Tote in ihren Kirchen zu begraben streitig; Bischöfe, Äbte und Pfarrer verlangten einen Teil der ihnen geschenkten Gaben. Aber die Päpste nahmen die Minoriten stets in Schutz und die Kirchenversammlung von St. Pölten im Jahre 1284 setzte fest: Kein Geistlicher soll einen Dominikaner oder Minoriten schimpfen oder schmähen.

An der Spitze dieser Orden steht ein General, ein Provinzial leitet eine Provinz, jede Provinz besteht aus Kustodien, jedem einzelnen Kloster steht ein Guardian vor. Angeregt durch ihren Landsmann Franziskus gründete die heil. Klara den Orden der Klarissinnen, deren erste Niederlassungen in Österreich zu Brixen und Judenburg waren. Die strengen Regeln des Franziskanerordens wurden nicht immer allgemein beobachtet, es wurden Milderungen gewährt, von denen viele Klöster Gebrauch machten, während andere an der ursprünglichen Regel festhielten. Man nannte diese später Observanten.

Dem Dominikanerorden waren die Inquisitoren entnommen, welche die Waldenser aufzuspüren hatten, deren Zahl infolge der Kämpfe

[1]) Müller, S. 569. — Aschbachs Kirchenlexikon. Frankfurt a. M. 1846 ff.
[2]) Frieß, Geschichte der österr. Minoritenprovinz. Archiv d. W. A. 64.

zwischen Kaiser und Papst, der Gebrechen der Kurie, der zahlreichen Exkommunikationen immer größer wurde. „Unter den verschiedensten Verkleidungen, bald als wandernde Tabulettkrämer, bald als einfache, schlichte Landleute oder Arbeiter verstanden es ihre Missionäre, die Doktrinen ihrer Sekte zu verbreiten, und scheuten weder Mühe noch Gefahr, wenn es galt, den Kreis ihrer Anhänger zu erweitern." Durch ihre Kenntnis der heiligen Bücher gewannen sie auch viele Kleriker. Papst Gregor IX. ernannte 1231 den Prior und den Subprior der Prediger in Friesach zu Inquisitoren in Steiermark und Kärnten und forderte ein besonders strenges Einschreiten gegen die abgefallenen Geistlichen. Am eifrigsten geschah ihre Verfolgung unter Přemysl Ottokar II. Zwischen Passau und Wien, den Alpen und der mährischen Grenze wurden Waldenser in 42 Ortschaften gefunden; darunter waren Wiener-Neustadt, Seitenstetten, Steier, Wels und Enns.

Zu derselben Zeit wurde das Volk durch die Flagellanten oder Geißler beunruhigt. In Italien war die Meinung entstanden, daß nur durch außergewöhnliche Buße der Zorn Gottes, der sich in verschiedenen Übeln kundtat, versöhnt werden könne, und diese Schwärmerei verbreitete sich von Italien durch die Alpenländer. Die Geißler zogen bis zum Gürtel entblößt einher, trugen brennende Kerzen, zerfleischten sich mit Geißeln und wälzten sich in Schnee und Kot. Singend und weinend zogen sie von Ort zu Ort, und viele schlossen sich ihnen an, um Buße zu tun. Nur mit Mühe konnte diese Bewegung unterdrückt werden.

Die Klöster standen entweder unter einem Bischofe oder sie waren exemt, d. h. sie standen unmittelbar unter dem heil. Petrus, d. i. dem Papste. Über diese hatte der Bischof keine Gewalt. War Unordnung entstanden, so ließ der Papst durch dazu gewählte Äbte den Stand der Dinge untersuchen. Es war üblich, daß die unmittelbar unter dem Papste stehenden Klöster jährlich einen Goldgulden nach Rom entrichteten. Die Zisterzienser, Kartäuser, Minoriten u. a. waren vom Anfang an der Macht der Bischöfe entzogen und standen unter den Generalkapiteln, den Generalen und Provinzialen.

Nach und nach wurden den Klöstern Pfarreien einverleibt (inkorporiert); die Klöster setzten dann Weltgeistliche oder Mönche als Seelsorger (Vikare) ein.[1]) Manche Klöster erhielten das Asylrecht, infolgedessen Verbrecher oder sonst Verfolgte im Kloster oder einer bestimmten Umgebung Zuflucht und Schutz finden konnten. So bekam das Wiener Schottenkloster das Asylrecht von Heinrich Jasomirgott.

[1]) Wahrmund, Das Kirchenpatronatsrecht und seine Entwicklung in Österreich. 2 Abt. Wien 1894, 96.

Die Streitigkeiten zwischen den Klöstern untereinander, zwischen ihnen und dem Weltklerus und den Laien waren häufig. Fast immer handelte es sich um Geld und Gut.

Seit alten Zeiten waren alle Laien zur Abgabe des Zehents an die Kirche von Salzburg verpflichtet. Dies war anfangs nur eine geringe Gabe, etwa einige Garben Getreide oder ein Gebinde Flachs von jeder Hube, denn den neubekehrten Karantanen wollte man das Christentum nicht durch hohe Zehentforderungen verhaßt machen. Diesen kleinen Zehent nannte man den slawischen oder Gewohnheitszehent. Die Erzbischöfe Gebhard († 1088) und Konrad I. († 1146) verlangten aber den zehnten Teil von allem Vieh und jeder Feldfrucht und setzten diesen richtigen Zehent auch durch. Der Zehent wurde neugegründeten Klöstern und Kirchen zugewendet. Zehentstreitigkeiten gab es häufig. Wenn Klöstern, denen durch päpstliche Privilegien volle Abgabenfreiheit zugesichert war, Güter geschenkt wurden, so entgingen dem Weltklerus die Zehente von diesen geschenkten Gütern, denn die Klöster zahlten keinen Zehent. Das Laterankonzil von 1215 bestimmte infolge der Klagen der Bischöfe, daß die Zisterzienser und andere Mönche von den zehentpflichtigen Gütern, die sie erwerben würden, den Zehent entrichten müßten; aber die Streitigkeiten hatten trotzdem kein Ende.

Der Klerus nahm für seine Besitzungen Steuerfreiheit in Anspruch, und zwar nicht infolge eines allgemeinen Gesetzes, sondern auf Grund einzelner Begnadungen. Aber trotzdem hatten die Kirchengüter manche Lasten zu tragen. Die Päpste sahen die Geistlichen nur als Nutznießer des Kirchengutes an; auf Grund von Konzilsbeschlüssen forderten sie zu den Kreuzzügen Beiträge, die man den geistlichen oder päpstlichen Zehent nannte. Die Pfründenbesitzer mußten den Bischöfen eine jährliche Abgabe entrichten; in der Passauer Diözese mußte jeder, der eine Pfründe bekam, die Einkünfte des ersten Jahres dem Bischofe abliefern. Wie die Kaiser die bewegliche Habe verstorbener Bischöfe und Prälaten in Anspruch nahmen (das Spolienrecht), so griffen Patrone, Vögte und Richter nach der Hinterlassenschaft verstorbener Pfarrer, was auf dem Wiener Konzil von 1267 verboten wurde. Die Verpflegung der Legaten verursachte große Kosten und selbst reiche Klöster klagten darüber. Durfte doch nach einer Bestimmung des Laterankonzils von 1179, welche die Last der Verpflegung verringern wollte, ein Kardinal als Legat 25 Pferde mit sich führen.

Das vierte lateranische Konzil 1215 ordnete die Zahlung des Zwanzigsten von den Einkünften der gesamten Geistlichkeit durch drei Jahre an und das Lyoner Konzil von 1245 legte dieselbe Steuer auf;

das zweite Lyoner Konzil (1274) forderte von der Geistlichkeit den Zehenten durch sechs Jahre. Zur Einsammlung dieser Steuer war Deutschland in zwei Bezirke geteilt, von denen der eine das südliche und mittlere, der andere das nördliche Landesgebiet umfaßte. Die päpstlichen Steuerkommissäre hatten zwar die Vollmacht, jeden der Zahlung widerstrebenden Geistlichen zu exkommunizieren, aber trotzdem machte sich unter der höheren Geistlichkeit in Deutschland eine starke Opposition gegen die Einsammlung der Gelder bemerkbar, ja auf einer Synode der Magdeburger Kirche wurde sogar beschlossen, daß jeder Zahlende dem Kirchenbanne verfallen solle, und in anderen Sprengeln wurde dann derselbe Beschluß gefaßt. Die eingesammelten Gelder aber wurden nicht zu Kreuzzugszwecken verwendet; die Hälfte der ersten Jahresrate überließ der Papst Johann XXI. dem König Philipp von Frankreich.[1])

Der Erzbischof Friedrich von Salzburg wollte die Einhebung der päpstlichen Steuer durchführen lassen, König Ottokar aber verbot sie in seinen Ländern. Deshalb konnte der Erzbischof nur geringe Summen zusammenbringen und er verpfändete kostbare Kirchengewänder, die er aus dem Schatze des Stiftes St. Peter und des Salzburger Domkapitels entlieh. Die Sammlungen wurden dann fortgesetzt und im Jänner 1283 nahm der Domherr Aliron von Venedig, den der Papst zum Haupteinnehmer für die Salzburger Erzdiözese und einige andere Bistümer ernannt hatte, zu Salzburg die bereits eingegangenen Gelder in Augenschein: es waren 55 geldgefüllte Säcke vorhanden. Aber manches Archidiakonat war noch im Rückstande und der Erzbischof selbst mußte seine Insel zum Pfande geben.[2])

Die sittlichen Zustände unter der Geistlichkeit ersieht man am deutlichsten aus den Beschlüssen verschiedener Konzilien.[3]) Es dauerte sehr lange, bis die Ehelosigkeit der Priester durchgeführt werden konnte. Auf dem Provinzialkonzil, das im Jahre 1267 der Legat Guido nach Wien berief und das auch von den Bischofen von Olmütz und Breslau besucht war, wurde beschlossen, daß sich die verheirateten Priester von ihren Frauen zu trennen hätten. Kein Geistlicher, heißt es in den Beschlüssen, soll eine Pfründe aus der Hand eines Patrons annehmen, da die Verleihung nur dem Bischofe zustehe. Niemand soll mehr als eine Pfründe besitzen und diese darf nur einem verliehen werden, der mindestens achtzehn Jahre alt ist, es sei denn, daß er

[1]) Kaltenbrunner, Aktenstücke zur Gesch. des Deutschen Reiches. S. 118.

[2]) Hauthaler, Libellus decimationis de anno 1285. Programm des fürsterzb. P.-Gymnas. Borromaeum in Salzburg 1887. — Gottlob, Die päpstlichen Kreuzzugssteuern des 13. Jahrh. 1892 — Steinherz, Die Einhebung des Lyoner Zehenten im Erzbistum Salzburg. Mitt. des Inst. 14.

[3]) Dalham, Concilia Salisburgensia. Augusta Vind. 1788.

Dispens vom Papste habe. Geld auf Zinsen auszuleihen, wird dem Klerus verboten.

Auf der Synode, die 1284 zu St. Pölten stattfand, wurden verschiedene Gebrechen der Geistlichkeit besprochen und mit Strafen bedroht. Ein Priester, der einem seiner Söhne oder einer Tochter eine feierliche Hochzeit veranstaltet, soll von der Ausübung seines Amtes enthoben werden. Ohne dreimalige öffentliche Verkündigung darf keine Ehe geschlossen werden; wer ohne eine solche Verkündigung und ohne Mitwirkung des Seelsorgers eine Ehe schließt, dessen Kinder sollen als unehelich betrachtet werden. Aus dieser Bestimmung geht hervor, daß damals rechtsgültige Ehen auch ohne kirchliche Einsegnung geschlossen werden konnten. Beschlossen wurde ferner, daß dem Bischof alle Geistlichen angezeigt werden sollen, die sich nicht auf ihren Pfründen aufhalten, mit Frauen leben, Geld auf Zinsen ausgeben, Schenken halten oder mehrere Pfründen haben. Aber bis in das 14. Jahrhundert findet man allenthalben verheiratete Priester im ruhigen Genusse ihrer Pfründen und die Urkunden behandeln das eheliche Verhältnis solcher Priester als eine selbstverständliche Sache.[1])

Mitunter führten selbst Kirchenfürsten ein Leben, das den Gläubigen nicht zur Erbauung gereichte. Der Passauer Bischof Rüdiger von Radeck stak öfter im Harnisch als im Priesterkleide, zog mit anderen Kirchenfürsten gegen Friedrich den Streitbaren zu Felde und wurde von ihm gefangen. Er trieb großen Aufwand, veräußerte und verpfändete viele Stiftsgüter und saß nur auf einem silbernen Stuhle. Die Päpste mißbrauchten den Bann in ihren Kämpfen mit den Kaisern. Nachdem Gregor IX. (1239) den Kaiser Friedrich II. neuerdings aus der Kirche ausgeschlossen hatte, sprach in seinem Auftrage sein Geschäftsträger, der ränkevolle Archidiakon Albert von Böhmen, über des Kaisers Anhänger, den verdienstvollen Erzbischof Eberhard II. von Salzburg, den Bischof Rüdiger von Passau u. a., den Bann aus. Der österreichische Klerus kümmerte sich um diese Maßregel wenig und die Bischöfe schützten Österreich und Steiermark auch vor dem Interdikte, das über diese Länder verhängt werden sollte. Später verklagte der Archidiakon Albert den Bischof Rüdiger in Rom und erwirkte, daß ihn der Papst 1250 seiner bischöflichen und geistlichen Würde verlustig erklärte.

Einen ungemein großen Aufwand entfalteten auch andere Kirchenfürsten. Als der Patriarch Raimund della Torre (von Thurn), aus dem

[1]) Ein Beispiel statt vieler: Im Jahre 1176 verkaufte „quidam clericus dictus Arnoldus de Puerbach una cum uxore sua Jutta et liberis Sibotone et Henrico“ dem Kloster Reichersberg sein Gut zu Winthag. — Strnadt, Peurbach. S. 143. — Egger, Geschichte Tirols. I, 280.

mailändischen Geschlechte dieses Namens, 1273 in Aquileja einzog, umgab ihn ein glänzender Hofstaat, in dem man sechzig kostbar gekleidete Junker, fünfzig Ritter, sechshundert Reiter und hundert Kremoneser Fußknechte zusammen mit tausend Pferden zählte.[1])

5. Entwicklung des Bürgertums. Die Handelstätigkeit

Die ältesten Städte entstanden in Österreich längs der natürlichen Handelsstraße, der Donau, wo schon in den Zeiten der Römer strategisch oder kommerziell wichtige Orte bestanden. Seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts tauchen Handelsplätze auf, wie Enns, Krems, Wels, Wien, St. Pölten. Viele Städte entstanden um eine Burg, um ein Kloster; denn hier fanden gewerbetreibende Leute Arbeit und Schutz. Die Burgherrschaften zogen gern Leute herbei und wiesen ihnen Grundstücke zum Bau von Häusern an. Die Städte lagen auf dem Grunde des Landesherrn und waren landesfürstlich oder auf dem eines geistlichen oder weltlichen Herrn und hießen Munizipalstädte, wie Salzburg, Trient, Pettau. Reichsstädte gab es nicht; überhaupt gelangten die österreichischen Städte nicht zu der Bedeutung, deren sich viele Städte Italiens und Deutschlands erfreuten.

Wurde einem Orte vom Könige oder vom Landesfürsten das Recht, Markt zu halten, verliehen, so hieß er Markt (Forum). Die Märkte bilden eine Übergangsform vom Dorf zur Stadt, deren charakteristische Eigenschaft darin bestand, daß sie der Gerichtsgewalt der landesfürstlichen Beamten entzogen (eximiert) war und demnach einen besonderen Gerichtsbezirk bildete, betreffs der öffentlichen Lasten Vorzüge vor dem flachen Lande genoß und mit Mauern umgeben war. Die Bewohner der Städte waren Bürger (cives, burgenses), die das Bürgerrecht genossen, Inwohner (incolae), die, ohne das Bürgerrecht zu besitzen, dauernd in der Stadt wohnten, Gäste (hospites), die sich nur vorübergehend aufhielten, und Juden, die, wenn sie in größerer Zahl vorhanden waren, eine selbständige, auch örtlich von den Christen abgegrenzte Gemeinde bildeten. Bürger, die weder Handwerk noch Kleinhandel betrieben, sondern von ihren Renten lebten oder Großhändler waren, hießen Erbbürger und hatten etwa die Bedeutung der Patrizier in den deutschen Städten. Nicht alle Bürger waren vom Anfange an freie Leute; denn der Herr der Stadt siedelte oft geschickte hörige Handwerker in der Stadt an, die noch lange hörig blieben, die er verkaufen, verschenken und nach Belieben verheiraten konnte. Rudolf I.

[1]) Czörnig, S. 301.

bestimmte 1278 in dem erneuerten Privileg der Wiener, daß alle Bürger und jene, welche sich ein Jahr lang unangefochten in der Stadt aufgehalten und als Bürger gegolten hatten, als Freie betrachtet werden sollten.

Die Städte erhielten Privilegien, Stadtrechte, welche Bestimmungen über die Verwaltung, den Verkehr und die Gerichtsbarkeit enthielten. Aber diese Urkunden schufen nichts Neues; sie bekräftigten vielmehr nur, was sich bisher entwickelt hatte. Als Graf Otto 1239 dem Markt Innsbruck ein Stadtrecht gab, erklärte er, daß er den Bürgern nichts Neues und Fremdes aufzwinge, sondern „die von den Voreltern bis auf unsere Zeit vererbten Gerechtsame, also etwas als Gesetz übergebe, was aus der lebendigen Wurzel des Herkommens und der Gewohnheit erwachsen sei".

Zuerst erhielt wohl Wien ein solches Stadtrecht; es ist zwar nicht erhalten, aber es bildete die Grundlage für das Stadtrecht von Enns aus dem Jahre 1212[1]) und für das, welches Wien im Jahre 1221[2]) erhielt. Die Gerichtsbarkeit übte in diesen Städten der Richter aus, der vom Herzoge ernannt ward; neben ihm gab es in Enns sechs, in Wien 24 Bürger, welche „über allerlei Hendl der Kaufmannschaft und über alle andere Dinge, die zu Ehr und Nutz der Stadt gehorend," zu verfügen hatten. Sie wurden als Stadträte (consules) oder geschworener Rat (cives jurati) bezeichnet. In den kleineren Städten wurde für die Geschworenen die Zwölfzahl üblich.[3]) Seit dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts wurde dieser Stadtrat (der innere Rat) von der Gemeinde frei gewählt, wahrscheinlich aber nur aus der Zahl der Erbbürger. Er wird der Gerichtsstand für alle Bürger.

Aus dem Ennser Stadtrechte seien folgende straf- und zivilrechtlichen Bestimmungen hervorgehoben:

Tötet ein Bürger, der innerhalb der Stadt 30 Pfund an unbeweglichen Gütern besitzt, jemanden, so bedarf er keines Bürgen; er wird dreimal vorgeladen. Sagt er aus, daß er aus Notwehr gehandelt, so muß er dies durch sieben glaubwürdige Zeugen beweisen. Erscheint er unschuldig, so ist er frei. Stellt er sich trotz dreimaliger Aufforderung nicht, so erklärt ihn der Richter in die Acht. Zwei Teile seines Ver-

[1]) Schwind und Dopsch, S. 42. — Oberleitner, Die Stadt Enns im Mittelalter. Archiv d. W. A. 27 (1861).

[2]) Meiller, Österr. Stadtrechte und Satzungen aus der Zeit der Babenberger. Archiv d. W. A. X (1853). — Tomaschek, Geschichtsquellen der Stadt Wien. I. — Winter, Urkundliche Beiträge zur Rechtsgeschichte ober- und niederösterr. Städte, Märkte und Dörfer vom 12.—15. Jahrhundert. Innsbruck 1877. — Im allgemeinen: F. Bischoff, Österr. Stadtrechte und Privilegien. Wien 1857.

[3]) Privileg Ottokars für Tulln 1270, 27. Okt. bei Winter, Beiträge, S. 19: Volumus et statuimus de consilio saniori, ut XII juratos sicut in aliis nostris civitatibus est consuetum, ad promovenda utilia et honesta ac eius contraria removenda habere debeat civitas . . .

mögens bleiben seiner Gattin und seinen Kindern, der dritte fällt dem Richter zu. Besitzt der Mörder nicht 30 Pfund an unbeweglichem Vermögen, so muß er einen Bürgen stellen, der mit seinem eigenen Leben für ihn haftet. Findet er keinen, so muß ihn der Richter in Gewahrsam halten, bis das Urteil gefällt ist. Wird aber der Mörder auf der Tat ertappt, so darf auf seinen Besitz keine Rücksicht genommen werden und das Urteil wird ohne Verzug vollzogen.

Ein Bürger, der jemand eine Hand, einen Fuß oder die Nase abhaut, ihn um ein Auge oder ein anderes Glied bringt, hat zur Strafe dem Richter zehn Talente (Pfund) und dem Beschädigten ebensoviel zu zahlen. Hat er nicht so viel, so wird nach dem Gesetze: Hand für Hand, Auge für Auge vorgegangen. Hat einer jemand beider Augen beraubt, so bleibt das Urteil dem Herzog selbst vorbehalten. Für einen abgehauenen Finger und für eine Verwundung, auf welche der Verlust eines Gliedes erfolgt, müssen dem Richter und dem Beschädigten je drei Pfund gezahlt werden. Hat der Übeltäter kein Geld, so wird ihm die gleiche Beschädigung beigebracht. Für eine Verwundung, von welcher der Beschädigte ohne Verlust eines Gliedes genas, ist die Strafe auf zwei Pfund festgesetzt; wer sie nicht bezahlen kann, verliert Haut und Haar, d. h. er wird geschoren und mit Ruten gestrichen, doch nicht auf dem Platze, wo die Diebe gestäupt werden.

Schlägt jemand einen ehrbaren Mann mit einem Stocke, so gibt er dem Richter und dem Geschlagenen zwei Pfund; schlägt er einen schlechten Menschen, der dies wegen Schmähworten oder ungebärdigen Benehmens verdient, so gibt er dem Richter ein Pfund, dem Geschlagenen nichts. Für eine Ohrfeige, einem Hausbesitzer oder einem ehrbaren Mann gegeben, zahlt man dem Richter und dem Geschlagenen je ein Talent. Für eine Ohrfeige, einem Dienstboten oder einer geringen Person gegeben, zahlt man dem Richter und dem Geschlagenen je sechzig Denare. Eine Ohrfeige, die Blutfluß verursachte, kostet auch nicht mehr, wenn der Täter beweisen kann, daß sie mit bloßer Hand gegeben wurde. Schlägt der Herr seinen Knecht oder seine Magd ohne Waffen blutig, so ist er dem Richter nicht verantwortlich.

Wer angeklagt wird, ein Haus mit Gewalt angefallen zu haben, muß seine Unschuld durch zwei Zeugen oder durch die Wasser- oder Feuerprobe dartun. Kann er dies nicht, so zahlt er dem Richter und dem beleidigten Hausherrn fünf Talente. Hat er kein Geld, so wird ihm die Hand abgehauen. Wenn die Klage eingebracht ist, dürfen die Parteien unter sich keinen Vergleich mehr eingehen, der Streit muß durch den Richter ausgetragen werden.

Die Witwen, Töchter und Enkelinnen eines Bürgers dürfen vom Landesherrn zu keiner Heirat gezwungen werden. Das Vermögen eines Bürgers, der keine Frau und keine Kinder hinterläßt, fällt an die nächsten Erben. Bei dem Tode eines Ausländers gehört die Hälfte des Nachlasses dem Landesherrn. Das Testament eines Ausländers wird als rechtskräftig anerkannt. Stirbt ein Ausländer ohne Testament, so müssen die Bürger seinen Nachlaß behüten und dem rechtmäßigen Erben übergeben; meldet sich binnen Jahr und Tag kein Erbe, so sind die Güter dem Landesherrn verfallen. Wer Schutz in der Stadt sucht, soll aufgenommen werden. Besitzt ein Bürger Waffen oder ein Pferd, so soll ihn der Landesfürst darum nie ersuchen dürfen; denn die Bitten großer Herren gelten für Gebote und der Bürger hat dergleichen Sachen zur Verteidigung des Landes und der Stadt nötig. Von einem jeden Talent, das der Richter als Strafgeld einnimmt, muß er dem Unterrichter und den Gerichtsbeamten 30 Denare geben.

Herzog Friedrich II. gab 1244 der Stadt Wien ein neues Stadtrecht, das sich enge an das vorhergehende anschließt, aber auch wesentliche Abänderungen enthält. Dieses wurde auf Hainburg übertragen; 1277 bekam Eggenburg, 1278 Znaim das Wiener Stadtrecht.[1]) Auch in die Rechte der Städte Brünn, Iglau und Prag fanden Bestimmungen des Wiener Rechtes Eingang, und da das Iglauer Stadtrecht die Bergstädte in Böhmen, Mähren und Schlesien beherrschte, da es Eingang in Schemnitz, in die Zipser Städte und in Siebenbürgen fand, ferner Krems und Znaim mit dem Wiener Rechte bewidmet wurden, und auch das Ofner Stadtrecht die Einwirkung des Wiener erkennen läßt, so zeigt sich uns ein Rechtskreis, der an Umfang und Bedeutung dem sächsisch-magdeburgischen nahekommt, von dem bei Böhmen die Rede sein wird. Auch das ist bemerkenswert, daß die älteren babenbergischen Stadtrechte mit den flandrischen und französischen Stadtrechten (Gent, Brügge, Ypern, Tournai, Laon, Arras usw.) eine auffallende Übereinstimmung zeigen.

Der Richter wurde anfänglich von dem Grundherrn der Stadt ernannt, später wurde aber der Bürgerschaft Einfluß auf die Besetzung dieses Amtes eingeräumt, insoferne sie wenigstens das Vorschlagsrecht hatte: die Bestätigung behielt sich der Grundherr immer vor. Der Richter erhielt Taxen und einen Anteil an den Gerichtsbußen; ein Gehalt bezog er nicht, vielmehr mußte für die Verleihung des Richteramtes dem Grundherrn eine Zahlung geleistet werden. Der

[1]) Über das Wiener-Neustädter Stadtrecht vgl. Gust. Winters Abh. im Archiv d. W. A. 60, S. 73—293.

Richter von Eferding leistete 1254 dem Bischof von Passau zehn Pfund Pfennige und drei Scheffel Getreide.[1]) In gewissen dringlichen Fällen wurde die gesamte Bürgerschaft (die ganze Gemein) durch die Sturmglocke zusammengerufen.

Die alten Römerstraßen überdauerten die Stürme der Völkerwanderung und dienten auch im Mittelalter als Heer- und Handelsstraßen. Sie werden meistens als Hoch- und Heidenstraßen, aber auch als herzogliche und Königsstraßen sowie als Riesenwege bezeichnet. Hie und da hatte sich wohl auch aus der römischen Zeit eine steinerne Brücke erhalten; Holzbrücken wurden neu errichtet. An den Brücken legte man Maut- und Zollstätten an.[2])

In dem Kapitulare Karls des Großen von 805 ist Lorch bei Enns als eine Ausbruchsstation für den Handel nach den Ländern der Slawen und Awaren bezeichnet; die Aufsicht über den Verkehr war dem Grafen Warnarius übertragen. Waffen auszuführen, war verboten; wer beim Schmuggel betroffen wurde, verlor alle seine Waffen.

Ausführlicher sind die Bestimmungen der Raffelstättener Zollordnung, die um 905 aufgezeichnet wurde.[3]) Da sich die bayrischen Großen über vielfache Bedrückungen durch Zölle und Abgaben beschwerten, befahl König Ludwig eine Untersuchung, worauf der Markgraf der Ostmark, Aribo, seine Beamten und vertrauenswürdige Leute nach Raffelstätten berief, um festzustellen, welche Zollstätten und Abgaben bisher üblich waren. Die Aufzeichnung hierüber heißt die Raffelstättener Zollordnung. Es geht aus ihr hervor, daß auch Sklaven Gegenstand des Handels waren. Zollstätten bestanden zu Rosdorf, Linz, Mauer-Öhling an der Url, zu Eperaespurch (Pöchlarn) und Mautern. „Der Verkehr bewegte sich mit bescheidenen Mitteln sowohl zu Wasser als zu Lande längs der Donau und zu den nördlichen Slawen, den Böhmen, Mährern, ja selbst nach Rußland. Frachtwagen zogen langsam aus dem Salzkammergut über die Enns und dann nach der alten Römerstraße über Strengberg zur Url, wo sie zu Mauer einen Scheffel Salz ein für allemal entrichteten. Salzschiffe, mit drei Schiffern bemannt, kamen die Traun herab und mögen wohl die sechsfache Ladung geführt haben, da sie sowohl zu Eperaespurch als auch zu Mautern mit der dreifachen Wagenabgabe belastet waren. Sklaven, Pferde und Wachs wurden aus Böhmen und Rußland nach

[1]) Kopal, Geschichte von Eferding. Museal-Jahresb. XXXIII, S. 28.

[2]) A. Luschin v. Ebengreuth, Handel, Verkehr und Münzwesen. Im I. Bde. der Geschichte der Stadt Wien, herausg. v. Altertumsvereine zu Wien, 1897.

[3]) Kiews Handel mit Regensburg in alter Zeit. Verhandlungen des Histor. Vereines von Oberpfalz und Regensburg. N. F. 49 (1905).

der Riedmark, an die Rodel und an die Donau gebracht. Dabei war die Tragkraft der Saumtiere so gering, daß sie in den Zollsätzen nur auf das Doppelte dessen veranschlagt wurde, was die leibeigenen Träger schleppen mußten."

Zu entrichten waren teils Brücken- und Stromgebühren, teils Durchfuhrzölle und Marktgelder. In Gebrauch waren damals noch römisch-byzantinische Goldmünzen.

Die Handelstätigkeit wurde durch die Einfälle der Ungarn unterbrochen. Als wieder einigermaßen friedliche Zustände eingetreten waren, begann sich der Handel neu zu beleben. In Wels errichtete der Bischof von Würzburg eine hölzerne Brücke, für deren Benützung ein Zoll eingefordert wurde, bis 1128 der Reichsministerial Friedrich von Rot durch eine Güterschenkung die Aufhebung des Zolles erwirkte. Der Bischof Embriko erklärte, daß von da an weder beim Betreten noch beim Verlassen der Brücke, noch auch während des Überganges Abgaben erhoben werden und daß bei der Benützung der Brücke zwischen Einheimischen und Fremden, Wanderern und Kaufleuten kein Unterschied gemacht werden dürfe. Für freiwillige Arbeiten an der Brücke, für Stiftungen und Widmungen gewährten mehrere Kirchenfürsten und selbst der Papst Ablässe; aus den zahlreichen Stiftungen entstand mit der Zeit ein sogenanntes Bruckamtsdominium, das ein Brückenmeister verwaltete.

Die Hauptstraße war auch jetzt wieder die Donau, und den Donauhandel beherrschten die Kaufleute von Regensburg, das im 12. Jahrhundert die reichste und bevölkertste Stadt Deutschlands war. Ein wichtiger Handelsplatz war Enns.

Das Münzrecht besaßen in den Alpenländern verschiedene Gewalthaber: schon im Jahre 975 war der edlen Witwe Imma für Lieding bei Straßburg in Kärnten das Münzregale verliehen worden; 1016 erhielt es der Graf Wilhelm von Zeltschach für Friesach, 1136 Graf Ekbert von Pütten für Neunkirchen auf dem Steinfelde. Der Traungauer Ottokar III. überkam die Münzgerechtigkeit des Grafen von Pütten in Neunkirchen, von wo sie nach Fischau übertragen wurde. Der letzte Traungauer münzte auch in Enns. Die Erzbischöfe von Salzburg hatten Münzstätten in Pettau, Friesach und kurze Zeit auch in Rann. Außerdem münzten die Spanheimer, die Görzer Grafen und die Patriarchen von Aquileja. Die Markgrafen von Österreich hatten das Münzrecht nicht; aber gleich nach der Erhebung der Mark zum Herzogtum ließ Heinrich Jasomirgott in Krems münzen. Nach der Vereinigung Österreichs mit Steiermark schlugen die Babenberger

Münzen in Krems, Enns, Wiener-Neustadt, wohin die Münzstätte von Fischau übertragen wurde, in Graz und in Wien. Geprägt wurden nur Silbermünzen (Pfennige). Wenn manchmal Zahlung in Gold bedingt wurde, so war immer eine zuzuwägende Menge gemeint. Bis ungefähr zum Jahre 1156 beherrschten aber die Münzen der bayrischen Herzoge den Verkehr, während in Südtirol die Veroneser (Berner) Pfennige stark im Gebrauch waren.

Schon der erste Kreuzzug belebte den Handel zwischen dem Oriente und Venedig, von wo sich ein Handelszug über Tirol und Augsburg nach Flandern ausbildete. Für den Donauhandel wurden der zweite und der dritte Kreuzzug von Bedeutung, weil Regensburg und Wien Sammelplätze der Kreuzfahrer waren; zahlreiche Schiffe, „Einbäume", das sind aus Eichstämmen ausgehöhlte Nachen und Flöße, kamen teils zur Beförderung der Streiter, teils für Proviantnachschübe in Verwendung. Um dem gefährlichen Strudel unterhalb Grein auszuweichen, verließ man oft bei Ardagger das Schiff und gelangte zu Lande bei Ybbs oder Pöchlarn wieder zur Donau. Außerdem hatten diese Kreuzzüge auch nationalökonomische Wirkungen.[1]) Die Beteiligung an diesen Kreuzzügen war in Österreich, Steiermark und Kärnten sehr groß und dies hatte einen erhöhten Bedarf an Bargeldmitteln zur Folge; denn die Kreuzfahrer mußten sich auf eigene Kosten ausrüsten und verpflegen. Es wurden daher viele Liegenschaften veräußert, wobei Kirchen und Klöster mit ihren Geldmitteln als Käufer auftraten. Den Abfluß so großer Mengen von Edelmetallen empfand man in Österreich um so härter, als man im Lande keine Silbergruben hatte und den Abgang durch Urproduktion nicht decken konnte. Leopold V. überließ damals die Münzerzeugung auf Gewinn und Verlust der privilegierten Körperschaft der Wiener Hausgenossen, die als Kapitalistenkonsortium das erforderliche Silber herbeizuschaffen und auszumünzen hatten; nur sie sollten das Recht haben, Gold, Silber oder alte Pfennige zu kaufen oder zu wechseln.

Von Leopold V. an gewann die Wiener Münze nach und nach das Übergewicht über alle anderen. Die Kremser Münzstätte ging ein. „An sich wäre ja," sagt Luschin, „wenn man die Gestalt des Herzogtums Österreich im 12. Jahrhundert betrachtet, das zentral gelegene Krems für die Verwaltung des Gebietes viel günstiger gewesen als ein Ort an den Grenzen zweier Nachbarstaaten, Ungarn und Steiermark; auch war es die älteste Stadt im Lande und zur Zeit,

[1]) Luschin v. Ebengreuth, Die Handelspolitik der österreichischen Herrscher im Mittelalter. Almanach d. W. A. 1893. — Derselbe, Die Wiener Pfennige. Wien 1877.

da Wien zum ersten Male als Civitas genannt wird, schon so groß und bedeutend, daß es mehrere Marktplätze hatte. Dessenungeachtet wurde Krems aufgegeben und der Sitz weiter nach Osten verlegt. Ob Tulln dabei den Übergang vermittelte:

Tuln was des landes houptstat,
als man mich ez tichten bat.

— singt Jansen Enikel im 13. Jahrhundert, bleibe dahingestellt; sicher ist es, daß Wien schon bei Lebzeiten Heinrich Jasomirgotts die anerkannte Hauptstadt des Herzogtums Österreichs geworden war. Selten einmal hat sich die Wahl des neuen Residenzortes besser bewährt als in diesem Falle. Des Herrschers vorschauender Geist konnte freilich nicht ahnen, daß seine Nachfolger dereinst in Wien als dem geographischen Mittelpunkte eines Kaiserstaates thronen würden. Was den Gemahl einer byzantinischen Prinzessin zu seinem Entschlusse bestimmte, war die Erkenntnis von der günstigen Lage der Stadt für den Aktivhandel nach dem Oriente, dessen Bedeutung er vorher als Herzog in Bayern bei den Regensburgern vollauf zu würdigen Gelegenheit gefunden hatte."

Der Ausmünzung war in Wien die Wiener Mark zugrunde gelegt; sie betrug 281·378 Gramm mit einem Silberwerte von 25 Gulden 32 Kreuzer. Die offizielle Rechnung erfolgte nach Pfennigen (denarius, ϑ), von denen 30 einen Schilling (solidus, β), 240 ein Pfund (talentum, ℳ) ausmachten. Acht Schillinge gingen daher auf ein Pfund. Geprägt wurde nur der Pfennig und sein Teilstück, der Hälbling oder Heller. Da um 1270 anderthalb Pfund Wiener Pfennige gleich einer Mark Silber waren, aus der also 360 Pfennige geprägt wurden, so hatte damals ein Pfennig den Wert von ungefähr 6 bis 7 Neukreuzern. Bei kleineren Zahlungen wurde der Betrag in Pfennigen zugezählt, bei größeren zugewogen; denn die einzelnen Stücke waren von ungleicher Schwere. Der Großverkehr hielt aber noch immer an der Zahlung mit Silberbarren fest. Im Verkehre rechnete man in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts 360 Pfennige auf die feine Mark; 1298 schon 400; 1305 gar 480 Pfennige. Der Wert eines Pfennigs betrug um 1300 ungefähr 5 Neukreuzer.[1]) Charakteristisch für die Wiener Gepräge ist ihre unregelmäßige Form, die sich gewöhnlich einem Vierecke mit mehr oder minder abgerundeten Ecken nähert.

Die Wiener Pfennige fanden eine sehr weite Verbreitung. Eine Zeitlang herrschten in den südlichen Ländern die von den Patriarchen

[1]) Sailer in den Blättern f. Landesk. v. Nied.-Österr. N. F. III, S. 111 ff.

zu Aquileja, Cividale und Udine geschlagenen Denare, Agleier genannt, die auch nach Ungarn gelangten; in Steiermark die Friesacher und die Grazer, die wahrscheinlich später zu Zeiring in Obersteiermark aus dem dort gewonnenen Silber geschlagen wurden, in Ungarn die Regensburger und Kölner. In Salzburg waren die Salzburger, in Tirol die Berner, dann die „Adlergroschen" und die sogenannten „Zwainziger" im Umlauf. Über viele dieser Münzen errangen die Wiener Pfennige den Sieg.

Diese Verbreitung der Wiener Münze ist eine Folge des Aufschwunges der Handelstätigkeit in Wien, der auf der Änderung der Handelspolitik beruht, die unter Leopold VI. eintrat; aber auch die Münzordnung Rudolfs von Habsburg übte einen großen Einfluß aus.

Unter Leopold V. gelangte durch die Erwerbung der Steiermark ein Stück der nach Venedig führenden Handelswege in den Machtbereich der Babenberger. Um den Handel mit der Inselstadt noch lebhafter zu gestalten, ließ Leopold VI. 1224 über die Save eine steinerne Brücke (Steinbrück) erbauen, wobei man wahrscheinlich die Pfeiler einer Römerbrücke benützte. Der Kreuzungspunkt der zwei Handelsstraßen, der nach Venedig und der Donaustraße, war Wien und Leopold VI. suchte seiner Hauptstadt durch Monopole alle Vorteile zuzuwenden. Dies ist die Bedeutung der Regierung Leopolds VI.

Vor ihm war der Handel in Österreich den fremden Kaufleuten gegen Entrichtung der vorgeschriebenen Gebühren nahezu freigegeben und noch Leopold V. hatte den Regensburgern 1192 besondere Freiheiten und Rechte gewährt. Leopold VI. aber behielt im Wiener Stadtrechte von 1221 den Handel aus Österreich nach Ungarn den Österreichern vor und ordnete an, daß kein Kaufmann aus Schwaben, Regensburg und Passau nach Ungarn Handel treiben dürfe. Ein auswärtiger Kaufmann sollte seine Waren nur bis Wien führen und hier binnen zwei Monaten an Wiener Bürger verkaufen. Was er in dieser Zeit nicht veräußert hatte, sollte er gegen Bezahlung der Ausfuhrgebühren wieder aus der Stadt wegführen. Um die wenig geachteten Makler, „Unterkäufler" oder nach dem beim Vertragsabschlusse getrunkenen Wein „Leitkäufer" genannt, überflüssig zu machen, sollten hundert ehrbare Bürger, die „Genannten", gewählt werden, von denen immer zwei oder mehrere als Zeugen bei Güterkäufen oder schwierigen Rechtsangelegenheiten zugezogen werden sollten. Zugleich berief er gewerbstüchtige Flandrer herbei und gewährte den Wiener Bürgern Geldvorschüsse in der Höhe von 30.000 Mark Silber oder Gold. Er soll

dies getan haben auf die Bitte des reichen Bürgers Dietrich, der ihm sagte:

»Herre, liht in iuwer guot,
wan in der stat ist der sit,
daz si arbeitent dâ mit
und werdent dâ mit rich,
daz wizzet sicherlich.«
Do sprach der herzoe Liupolt:
»Nû nemt min silber und min golt:
Drîzic tûsent marc i'n lihen wil,
dar an sô habent si frumen vil.«

So kam der Handel mit Ungarn ganz in die Hände der Wiener, und es ist erklärlich, daß jetzt noch häufiger als früher fremde Kaufleute in Wien Niederlagen anlegten und sich dauernd niederließen.[1])

Die Zoll- und Mautordnung, die Friedrich II. 1244 den Wiener-Neustädtern gab, ist ein Zeugnis dafür, welchen Aufschwung der Landhandel bereits genommen hatte. Die Bürger der Stadt, die nach außen Handel trieben, waren daheim ganz zollfrei. Die Neunkirchener hatten den Samstag zollfrei und zahlten nur am Mittwoch bei der Einfuhr zwei Pfennige vom Wagen. Denselben Betrag entrichteten die Wiener, Ebenfurter, Hainburger und die von Bruck a. d. Leitha, falls sie in Wiener-Neustadt Rückfracht nahmen, sonst mußten sie von einem Saumpferd 6 Pfennige und von 100 Häuten, die als eine Wagenladung galten, 12 Pfennige entrichten. Die steirischen Untertanen des Herzogs, die Grazer, Leobener und Judenburger, mußten mehr entrichten, und auswärtige Kaufleute waren zu noch größeren Gebühren verpflichtet.

König Ottokar war in gleicher Weise für den Handel und das Gedeihen der landesfürstlichen Städte besorgt; er richtete auch das Hansgrafenamt nach Regensburger Muster ein. Doch ist die Art der Wirksamkeit des Hansgrafen in dieser Zeit nicht klar. Durch Rudolf von Habsburg gewann der Stapel- und Straßenzwang eine größere Ausdehnung. Durch diesen Zwang wurden zwar einige landesfürstliche Städte begünstigt, dafür andere benachteiligt. Das Stapelrecht legte den Kaufleuten die Pflicht auf, ihre Waren in die betreffende Stadt zu bringen und eine gewisse Zeit den Bürgern feilzubieten. Mit dem Stapelzwang war der Straßenzwang verbunden. Die Kaufleute durften ihre Waren nicht auf beliebigen Straßen verführen, sondern nur auf den vorgeschriebenen. Steier hatte seit 1287 das Stapelrecht auf Holz und Eisen. Wer diese Ware nach Steier brachte, mußte dort drei Tage verweilen und warten, ob sie ihm ein Bürger abkaufte;

[1]) Weiß, Geschichte der Stadt Wien. 2. Aufl. I, 416.

erſt am vierten Tage konnte er weiterziehen. Eine ſtarke Beeinträchtigung der Handelstätigkeit war das Strand- oder Grundruhrrecht. Wer es hatte, konnte die an ſeinem Uferteile geſtrandeten Menſchen und Güter als ſein Eigentum anſehen; ebenſo konnte ſich der Grundeigentümer die Waren aneignen, die auf ſeinen Grund fielen, wenn der Wagen umſtürzte oder eine Achſe brach, was bei dem ſchlechten Zuſtande der Straßen oft vorgekommen ſein mag. Die Bürger von Wien wurden zuerſt von dieſem Rechte ausgenommen und andere Städte erlangten das gleiche Privilegium, ſo daß dieſes barbariſche Recht nach und nach außer Übung kam.

Eine fiskaliſche Maßregel, die dem Landesherrn großen Gewinn brachte, war im 13. Jahrhundert die ſehr häufig vorgenommene Münzerneuerung. Es wurden nämlich die umlaufenden Münzen einberufen und zum Vorteile der herzoglichen Kammer gegen neue, ſchlechtere umgewechſelt. Daraus ergab ſich für die landesfürſtliche Kammer ein dreifacher Gewinn: ein unmittelbarer bei Erzeugung der neuen Münzen, da der Metallwert geringer war als der Nennwert; ein Gewinn beim Einkauf des Silbers, das um einen beſtimmten Preis für die Münze abgeliefert werden mußte; der Wechſelgewinn beim erzwungenen Umtauſch der neuen Münze gegen die alte, da die vorhandenen Geldſorten zu einem tief unter ihrem Metallwerte angeſetzten Preiſe dem Verkehr entzogen wurden. Die ſteiriſche Landhandfeſte erhielt 1237 durch Kaiſer Friedrich II. folgenden Zuſatz: „Auch wollen wir, daß man die Münze, die man bisher jährlich aus Habſucht zum allgemeinen Schaden der Landesbewohner zu erneuern pflegte, in Hinkunft ohne gemeinſamen Rat der vornehmeren Miniſterialen von Steiermark nicht mehr verrufe, ſowie daß man das Schrot der erneuten Pfennige durch fünf Jahre beibehalte.“ Da die Stempelſchneider immer neue Typen erfinden mußten, ſo zeigen die älteren Münzen ein außerordentlich verſchiedenartiges Gepräge; man findet auf ihnen Figuren von fürſtlichen Perſonen, Türmen, Kleeblättern, Roſen, Panthern, Adlern, Steinböcken und Drachen.

Die Mautſtätten trugen dem Landesherrn bedeutende Summen ein, obgleich viele Städte und Stifter mit Mautfreiheit begnadet wurden. Die Maut zu Linz warf in der Zeit von 1198—1246 manchmal jährlich 5000 Pfund Pfennige ab. Die Herzoge überließen aber den Gewinn mancher Mautſtätten anderen, beſonders Städten, zur Deckung allgemeiner Auslagen.

Von großer Wichtigkeit war das Privileg, das König Rudolf 1277 den Wiener Hausgenoſſen gab, deren früheres Privileg damit

bestätigt und erweitert wurde.[1]) König Rudolf gestand den Wiener Hausgenossen, deren Zahl 48 betrug, große Vorrechte zu. Ihre Würde war erblich, sie ging auf den Sohn oder die Tochter über. Jeder Hausgenosse mußte bis zu einer bestimmten Summe Silber aufkaufen und dieses zur Münzenprägung hergeben; wer das Silber zu einem anderen Zwecke verwendete, verlor seine Stelle. Die Münze unterstand dem obersten Kämmerer als höchstem Finanzbeamten. Die Gießer schmolzen das Metall und gossen es in flache Formen, Zaine genannt; die Zainmeister hämmerten diese auf die erforderliche Dicke aus, die Schrotmeister zerstückelten sie mit der Benemschere. Diese Schrötlinge wurden vom Münzmeister auf Schrot und Korn geprüft und hierauf in der Schlagstube von den Setzmeistern geprägt. Erst dann erfolgte die Prüfung des Feingehaltes.

Das Umlaufsgebiet des Wiener Pfennigs wurde, wie schon erwähnt, ein sehr großes, während der Friesacher, Grazer und Agleier allmählich aus dem Verkehre gedrängt wurde. Der Wiener Pfennig fand bis nach Siebenbürgen seinen Weg; „nach Norden und Süden schob er sich in die von Slawen bewohnten Gebiete vor, bis er schließlich bei den Slowenen ebensogut wie bei den Tschechen mit Beseitigung des heimischen Ausdruckes zur technischen Bezeichnung des Pfennigstückes geworden ist". Bei den Slowenen heißt er Vinar, bei den Tschechen Videnský. Während sich so wenigstens einigermaßen eine gewisse Münzeinheit herstellte, blieb die Mannigfaltigkeit der Maße noch lange bestehen.

Zur Erleichterung des Handels dienen die Hospitalsanlagen, die sich gewöhnlich an Gebirgsübergängen finden und in denen Reisende Unterkunft und nötigenfalls auch Pflege fanden. Für diese Pflege bildeten sich freiwillige Vereine von Brüdern und Schwestern, die anfangs ohne klösterliche Regel, später nach der Vorschrift des heil. Benedikt oder des heil. Augustin ihrem christlichen Liebesamte lebten. Solche Hospitäler gab es in Tirol sehr viele, so zu S. Pelegrino und zu S. Martino di Castrozza auf den höchsten Alpenübergängen aus dem Fleimser Tale nach Agordo und nach Primör, zu Sta. Maria di Campiglio auf der Höhe zwischen dem Sulzberg und dem Val Rendena und anderwärts. Auf dem Arlberge befand sich ein Hospital, gestiftet von Heinrich dem Findelkinde. In anderen Ländern können außer dem schon erwähnten Spital am Semmering und Spital am Pyhrn noch angeführt werden: Ospedaletto nächst Gemona beim Austritt der Fella in die Friauler Ebene, Spital in Kärnten, Spital am Wechsel und Spitalitsch

[1]) Luschin v. Ebengreuth, Münzwesen in Österreich zur Zeit Kaiser Rudolfs von Habsburg. Blätter d. V. f. Landesk. von NÖ. XVI (1882). — Schwind-Dopsch, S. 112.

bei Mötnik an der Straße von Laibach nach Cilli. Der wachsende Durchgangshandel verbreitete in den Tälern Tirols nach und nach einen höheren Wohlstand. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gab es in Trient, Bozen (Gries) und Innsbruck öffentliche Leihbanken. Der Handel mit Venedig blieb aber bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts wenig bedeutend und auch später noch lange passiv, so daß also viel bares Geld nach dem Süden abströmte.

Eingeführt wurden morgenländische Spezereien, Öl, Pfeffer, rohe Seide, seidene und halbseidene Gewänder, Goldstoffe, Waffen, Leinwand und Tuch. In Österreich wurde nur gröberes Tuch erzeugt, feines Tuch kam teils aus der Lombardei, teils aus den Niederlanden, besonders aus Gent, Ypern, Arras und Tournai. Die Tuchhändler oder Tuchschneider waren wohlhabend; sie gehörten zu den ansehnlichsten Kaufleuten, die in Wien, Krems und in anderen Orten ihre Waren in Lauben (lubia), d. h. in Hallen an der Straßenseite der Häuser feilboten und daher Laubherren genannt wurden; später verstand man unter Laubherren nur die Tuchhändler. Nach Bayern brachten Wiener Bürger außer Wein auch Hopfen; als Rückfracht brachten sie unter anderem auch Seefische (Heringe) zurück, die aus Bremen nach Süddeutschland verfrachtet wurden.

Durch die Handelstätigkeit kamen viele Wiener Familien zu Reichtum; schon 1237 konnte Kaiser Friedrich II. bei dem Kaufmann Heinrich Baum ein Anlehen von 500 Mark aufnehmen. Die Kapitalien, welche die Kaufleute anhäuften, entlehnten Adelige, die an Aufwand den reichen Handelsherren nicht nachstehen wollten und diesen zur Tilgung der Schulden „Dörfer und Lehen" hingaben. Herzog Friedrich II., der anfangs dem Bürgerstande nicht wohl gesinnt war, nahm später einmal zwölf junge Bürger in sein Gefolge auf. So bildete sich im 13. Jahrhundert die Klasse der Erbbürger aus, die nicht mehr Gewerbe und Handel trieben, sondern als Rentner von dem Ertrage ihrer Besitzungen lebten, die sie innerhalb und außerhalb der Stadt besaßen. Ohne Zweifel ließ es sich im 13. Jahrhundert in Wien angenehm leben. So hat sich wenigstens König Rudolfs Notar, Andreas von Rode, geäußert, der in einigen lateinischen Sätzen sagt: „O Wien in Österreich, du Stadt an Ruhm und Ehren reich, gelegen in reiner Luft, an einem schönen Strome und in einem fruchtbaren Gefilde voll Weingärten und Wäldern, du Stadt reich an Volk und holden Frauen, wie vergnüglich lebt sich's in dir!" [1])

Aber im Gegensatze zu den reichen Erbbürgern hatte sich nach und nach ein ziemlich zahlreiches Proletariat ausgebildet, das aus den

[1]) Luschin v. Ebengreuth in der Geschichte der Stadt Wien. I, 444.

kleinen Handwerkern und Arbeitern bestand und in der Zeit der ersten Habsburger hervortrat.

6. Der Bergbau

Sehr spärlich sind die Nachrichten über den Bergbau. Es ist selbstverständlich, daß bei dem starken Betriebe der Viehzucht den geistlichen und weltlichen Herrschaften, den Klöstern und städtischen Ansiedlungen an dem Besitz einer Salzquelle oder an dem gesicherten Recht am Bezuge von Salz sehr viel gelegen sein mußte. Die Salzstätten gehörten den Königen, die sie ganz oder in Teilen anderen schenkten oder zu Lehen gaben. Aus dem Salzbrunnen wurde die Sole zu den einzelnen, in Hütten befindlichen Salzpfannen geleitet, die mit Heizvorrichtungen versehen waren. Das ergiebigste Salzwerk war das zu Reichenhall, an dem jeder seinen Anteil zu erwerben trachtete: das Recht, vom Salzbrunnen zu schöpfen, ein oder mehrere Salzpfannen oder ein Siedehaus und das Recht des Holzbezuges in den umliegenden Wäldern.

Salinen bestanden zu Hall im Admonttale und zu Hall in Tirol. Die Erzbischöfe eröffneten Salzwerke auch im Dürrenberge, von denen sie großen Nutzen hatten; ergiebig wurden dann die Werke zu Aussee und in der Gegend von Ischl. Alle Herren, die zur Landeshoheit gelangten, suchten den Salzbetrieb zum Monopol zu machen, indem sie die Anteile einzelner an den in ihren Gebieten liegenden Salzwerken einlösten und kauften.

In Tirol[1]) wurde zuerst auf dem Gebiete der Bischöfe von Trient in der Nähe dieser Stadt auf Silber gegraben. Bischof Albrecht gewährte 1185 den Gewerken und Bergleuten (argentarii, silbrarii), die dort arbeiteten, eigene Gerichtsbarkeit. Kaiser Friedrich I. gab 1189 dem Bischof Konrad das Bergwerksregal und Bischof Friedrich von Wangen vereinbarte 1208 mit den Gewerken eine Bergwerksordnung. Im Gebiete der Bischöfe von Brixen wurde frühzeitig auf Silber, Kupfer und Eisen gebaut.

Im Gasteiner und Rauriser Tale wurde schon in vorrömischer und römischer Zeit Gold gewonnen. Im Mittelalter betrieben dort die Grafen von Peilstein Goldwäschereien und bahnten den Bergbau wieder an, der erst wieder stärker betrieben wurde, nachdem die Erzbischöfe von Salzburg 1289 Gericht und Landschaft Gastein durch Kauf vom Herzog von Bayern erworben hatten. Im Lungau wurde Eisen gewonnen. In

[1]) Sperges, Tiroler Bergwerksgeschichte. Wien 1765. — Kink, Vorlesungen über die Geschichte Tirols. II, 302, 305.

Steiermark bestand seit alten Zeiten ein ergiebiges Silberbergwerk zu Zeiring und ein zweites bei Schladming, worüber aber nur spärliche Nachrichten vorhanden sind. In Zeiring erwarb 1294 Abt Heinrich von Admont, der nach dem Reimchronisten Ottokar „auf Gewinn viel List" hatte, Berganteile um 32 Mark Silber für sein Stift.

Auch in Kärnten wurde Bergbau schon in römischer Zeit und dann auch im frühen Mittelalter betrieben.[1]) Unter den Besitzungen, welche König Arnulf 890 dem Erzstifte Salzburg bestätigte, befand sich auch eine Erzgrube im Berge Gamanara, der etwa bei St. Leonhard im oberen Lavanttale gelegen war. Die Söhne der Gräfin Hemma von Friesach-Zeltschach wurden um 1036 von den Bergknappen in den Silberbergwerken zu Zeltschach und Friesach ermordet, die aus unbekannter Ursache einen Aufstand erhoben. Diese Bergwerke gelangten später in den Besitz des Bistums Gurk und der Klöster Admont und Seckau. Auf bischöflich bambergischem Grunde im Lavanttale grub man auf Silber und Eisen, später in der Kliening, einem Nebengraben bei St. Leonhard, auf Gold und zu Bleiberg bei Villach auf Blei. Vor allem wichtig war die Eisengewinnung.

Die vorzüglichsten Fundorte für Eisen waren der Erzberg in Steiermark und die Gebirgsgegend um Hüttenberg in Kärnten[2]); der erstere war landesfürstliches Gut, die letztere gehörte infolge früherer Schenkungen dem Erzstifte Salzburg, das auch, wie schon bemerkt wurde, im Lungau Eisen gewann.

Ohne Zweifel gewann man lange Zeit den Eisenstein an der Oberfläche der höheren Bergseiten und schmolz ihn gleich auf der Höhe des Berges in Gruben, die mit einem Windkanale versehen waren. Später baute man Schächte, die mit Hand- und Tretblasbälgen versehen wurden und Windöfen hießen. Als man daran dachte, die Wasserkraft zu benützen und die Bälge von Wasserrädern treiben zu lassen, errichtete man Öfen an Bächen. Die Schmelzöfen wurden in hölzernen Hütten gebaut und hießen Stucköfen, in Krain auch Wolfsöfen. Jetzt waren zum Betriebe des Bergbaues schon Kapitalien nötig, wenn auch oft mehrere Eisengrubenbesitzer sich zusammen mit einem Ofen begnügten. Die Stuckhütten wurden Blahäuser (von blähen, blasen) oder Radwerke und ihre Besitzer Radmeister oder Radgewerken genannt. Die Eisenklumpen, das Erzeugnis der Öfen, hießen Stuck oder Masse.

[1]) A. Luschin, Münzgeschichtliche Vorstudien. Archiv d. W. A. 47, S. 225 ff.

[2]) Muchar, Geschichte d. Herzogtums Steiermark. III, 80 ff. — Bittner, Das Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz bis zur Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft 1625. Archiv d. W. A. 89. — Münichsdorfer, Geschichte des Hüttenberger Erzberges. Klagenfurt 1870. — Älschker, Gesch. Kärntens. I, 185, 250, 343.

So belebten sich nach und nach die früher so einsamen Gegenden in Obersteier und an der Saualpe in Kärnten; denn die Gewerken brauchten nicht nur Knappen und Feuerarbeiter, sondern auch Köhler, die in zahlreichen Meilern Kohle herstellten und diese den Arbeitern zuführten, es entstanden an den Bächen Hammerwerke, die das Eisen zu „geschlagenem Zeug" verarbeiteten, und Fuhrleute oder Säumer führten das Eisen fort und brachten dafür Lebensmittel. Am Erzberg entstanden zwei Ortschaften: Innerberg des Eisenerzes oder kurzweg Eisenerz, und Vordernberg; am Fuße der Saualpe entstand Hüttenberg. Schon im 13. Jahrhundert wurde es üblich, das in Eisenerz erzeugte Eisen nach der Stadt Steier, das in Vordernberg gewonnene nach Leoben zu bringen; das Hüttenberger brachte man nach Althofen.

Wer nach Erzen suchen wollte, mußte sich mit dem Raume, in dem dies geschehen sollte, belehnen lassen und Abgaben entrichten, entweder einen bestimmten Teil des gefundenen Erzes oder einen entsprechenden Geldbetrag. Nach und nach bildeten sich Regeln aus, nach denen bei der Erzgewinnung vorgegangen werden mußte; und die in späterer Zeit als Bergordnungen aufgezeichnet wurden; auch wurden Bergrichter ernannt, welche die Ordnung aufrechthalten, die Belehnung mit den Berganteilen vornehmen und die Streitigkeiten schlichten mußten.

7. Juden[1])

Wahrscheinlich sind die Ansiedlungen der Juden in den Alpenländern von Italien her erfolgt, und es ist möglich, daß schon in den Römerzeiten in Wien eine Judengemeinde bestand. Im Mittelalter gibt der Briefsteller des Erzbischofs Arn von Salzburg die erste Nachricht bezüglich eines Juden; er enthält nämlich einen Brief, in dem der Erzbischof und ein anderer Bischof einen Mitbruder um Zusendung eines jüdischen Arztes ersuchen. Aus der Zollordnung von Raffelstätten ist zu ersehen, daß die Juden vorzugsweise Handel mit Sklaven trieben. Doch scheint ihre Anzahl bis in das 12. Jahrhundert nicht groß gewesen zu sein, aber dann nahmen ihre Ansiedlungen rasch zu, und bald hatten sie in Österreich und Steiermark zahlreiche Gemeinden. In dieser älteren Zeit besaßen die Juden auch Landgüter.

Das wirtschaftliche Leben entwickelte sich in Österreich schon in den Zeiten der Babenberger. Das Recht des Judenschutzes, das Recht,

[1]) Wiener, Regesten z. Geschichte der Juden in Deutschland während des Mittelalters. Hannover 1862. (Wertheimer), Die Juden in Österreich. Leipzig 1842. — G. Wolf, Geschichte der Juden in Wien (1156—1876). Wien 1876. — Scherer, Übersicht der Judengesetzgebung in Österreich. 1895 (aus dem Österr. Staatswörterbuch).

„Juden halten zu dürfen", war schon auf die Landesfürsten übergegangen, und so galten die Juden als landesfürstliches Kammergut und waren „Kammerknechte". Die Juden blieben unbelästigt bis in die Zeit der Kreuzzüge, ja es fand zwischen Christen und Juden ein freundschaftlicher Verkehr statt; denn sie beschäftigten sich vorzugsweise mit Handel, an dem sich die Christen noch in geringem Maße beteiligten. Als aber der Handel aufblühte, sahen die Christen in den Juden Nebenbuhler und es begannen die Judenverfolgungen, die mit der Ausbreitung der Geldwirtschaft an Heftigkeit zunahmen. Alle Völker, die wirtschaftlich wenig entwickelt sind, haben eine große Abneigung gegen den Kapitalzins; er erscheint ihnen als ein Gewinn des Müßigen auf Kosten des Arbeitenden. Die Religionen verboten daher auch das Zinsnehmen als Sünde. So untersagte die jüdische Religion den Kapitalzins im Verkehr mit Glaubensgenossen, machte aber das unverzinsliche Darlehen zu einer religiösen Pflicht, wenigstens armen Volksgenossen gegenüber.[1]) Auch der Islam verbot das zinsbare Darlehen und die Kirchenväter sprachen sich gegen den Kapitalzins aus. Die christliche Kirche versagte jedem Zinsnehmer das Abendmahl, die Fähigkeit, ein Testament zu machen und das christliche Begräbnis. Auf der Kirchenversammlung zu Vienne 1311 wurde sogar die Verteidigung des Zinsnehmens für Ketzerei erklärt. Da aber ein entwickeltes Wirtschaftsleben der Darlehensgeschäfte nicht entbehren kann, so führten die Verbote der Kirche dahin, daß sich die Juden dieser Geschäfte bemächtigten, zumal ihre frühere Tätigkeit, der Handel, seit den Kreuzzügen in den Händen der Christen lag.

Einzelne Juden erfreuten sich der Gunst der Herzoge, die ihnen verschiedene Ämter übertrugen. Es scheint aber, daß sie ihre Stellung allzu stark mißbrauchten, weil Herzog Friedrich II. 1239 den Bürgern von Wiener-Neustadt versprach, er werde Juden kein Amt in ihrer Stadt verleihen, in dem sie den Bürgern zum Schaden gereichen könnten.[2]) Daß der Herzog den Juden gut gesinnt war, beweist sein Gesetz vom 1. Juli 1234[3]), in welchem unter anderen folgende Bestimmungen enthalten sind: Ein Christ, der einen Juden tötet, soll hingerichtet, wer einen verwundet, mit einer Geldstrafe belegt werden oder eine Hand verlieren. Bei schweren Anklagen gegen einen Juden genügen christliche Zeugen allein nicht, es muß auch ein jüdischer Mitzeuge das Verbrechen bestätigen. Ein Christ, der ein jüdisches Kind gewaltsam

[1]) Kluckhohn, Zur Geschichte der Juden. Deutsche Revue. V, 1.
[2]) Meiller, Regesten. Nr. 49, S. 158.
[3]) Geschichtsquellen der Stadt Wien. I, 21. – Schwind-Dopsch, S 86.

zur Taufe entführt, soll wie ein Dieb behandelt werden. Die Juden dürfen wöchentlich acht Denare von einem Talente Zins nehmen.

Da das Talent 240 Denare hatte, so mußte der Schuldner von einem Talente jährlich ein Talent und 176 Denare Zins zahlen.

Dieses Gesetz ist auch deshalb wichtig, weil es vom König Bela IV. 1251 in Ungarn und auch vom König Ottokar II. in Böhmen und Mähren eingeführt wurde, so daß man also sagen kann, es sei das erste Gesetz gewesen, das Österreich, Ungarn und Böhmen gemeinsam hatten. Aber auch andere Landesfürsten gewährten es ihren Juden: die Judenordnung Friedrichs II. stellt demnach ein gemeines Judenrecht in einem großen Teile Deutschlands und selbst in Polen dar.[1])

Auf dem Konzil, das 1267 von dem Kardinal-Legaten Guido in der Wiener Stephanskirche versammelt wurde und von dem schon die Rede war, wurden auch bezüglich der Juden Bestimmungen getroffen. Der Übermut der Juden, heißt es darin, sei bereits so hoch gestiegen, daß die Reinheit des christlichen Glaubens Schaden leide. Es wurde daher angeordnet, daß die Juden sich schon durch ihre Kleidung von den Christen unterscheiden und einen gehörnten Hut tragen, daß sie den Pfarrer, in dessen Gebiet sie wohnen, dafür, daß sie den Platz von Christen einnehmen, entschädigen und von ihren Äckern einen Zehent entrichten sollten. Die Juden besaßen also das Recht des Grundbesitzes. Es wurde ferner angeordnet, daß sie weder die Bäder noch die Gasthäuser der Christen besuchen und von den Christen nicht übermäßigen Zins nehmen sollten. Den Christen war verboten, Juden zu Tische zu laden und bei ihren Hochzeiten zu tanzen. Wenn das Sakrament des Altars vor den Häusern der Juden vorbeigetragen wurde, sollten diese Türen und Fenster schließen; dies mußte auch am Karfreitage geschehen. In der Fastenzeit durften sie nicht Fleisch unbedeckt über die Gasse tragen. Mit einfachen Leuten über den christlichen Glauben zu reden, kranke Christen zu besuchen, ihnen ärztlichen Beistand angedeihen zu lassen, war dem Juden verboten. Zur Einhebung der Mautgefälle und zur Verwaltung öffentlicher Ämter sollten sie nicht zugelassen werden. Am liebsten wäre es den zum Konzile versammelten Vätern gewesen, wenn sie den Verkehr zwischen Christen und Juden ganz hätten verbieten können, aber dies war nicht möglich.

Diese Bestimmungen ließen sich überhaupt nur teilweise ausführen, obgleich das Konzil die weltliche Gewalt zu ihrer Durchführung aufforderte. „Wir ermahnen", sagen die Väter, „die Fürsten und ihre Richter nachdrücklich, den Juden, die diese Satzungen nicht halten wollen, weder Schutz noch Verteidigung zu gewähren, sondern wenn den Fürsten

[1]) Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen. I, 572 ff.

etwas von den Prälaten aufgetragen wird, es getreulich auszuführen; im entgegengesetzten Falle mögen sie wissen, daß ihnen der Eintritt in die Kirche und die Teilnahme an gottesdienstlichen Verrichtungen verboten sein soll."

Schon 1274 klagte der Erzbischof von Salzburg, daß die 1267 festgestellten Satzungen außer Übung gekommen seien.

Jede Judengemeinde hatte ihren Vorsteher, der Judenbischof oder Meister genannt wurde. Ihm stand die Rechtspflege im Inneren der Gemeinde fast vollständig zu. Er konnte die Parteien vorladen und leichtere Vergehen mit Bußen bestrafen. Unter Umständen war er auch Strafbehörde für Christen, so beispielsweise, wenn ein Christ die Synagoge verunglimpfte. Die Christen empfanden es schwer, daß die „verfluchten Juden ein viel besseres Recht gegen die Christen haben als die Christen gegen die Juden", wie das Wiener Stadtrechtsbuch klagt; sie erwirkten endlich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die Aufstellung von christlichen Judenrichtern, die in allen Angelegenheiten, die Christen und Juden zugleich betrafen, einschreiten sollten und wahrscheinlich vom Landesfürsten bestellt wurden.

Verfolgungen der Juden kamen wiederholt vor. So entstand im Jahre 1290 im Getto zu Laibach wegen eines in Verlust geratenen Kindes ein Zusammenstoß zwischen Christen und Juden, der vielen der letzteren das Leben kostete.

8. Bäuerliche Verhältnisse

Als Karl der Große das den Awaren abgewonnene Landgebiet zu einer Mark gestaltete, ließ er die im Lande bereits ansässigen Leute ungestört in ihrem Besitze, machte aber alles unbebaute und herrenlose Land zum Eigentum der Krone (Fiskus) und gab Teile davon seinen Getreuen, Bischöfen, Klöstern und Kirchen zu Eigentum oder Lehen. Diese neuen Besitzer schickten, wie schon früher erwähnt wurde, zur Bearbeitung des Bodens Knechte, Leibeigene (Eigenleute), aber auch landlose Freie, die sich ihnen zur Verfügung stellten. War der Grundbesitz des Herrn von großem Umfange oder wollte er das Ganze nicht selbst bewirtschaften, so gab er einzelnen Leibeigenen ein Ausmaß von Grund und Boden, Hufe genannt, zur Bewirtschaftung, mit der Verpflichtung, jährlich aus dem Erträgnisse des Deputatgrundes bestimmte Abgaben sowie persönliche Dienste zu leisten.[1]) Die Hufe umfaßte die

[1]) Bauer, Agrarverfassung in Nied.-Österr. Blätter f. Lk. v. Nied.-Österr. 14. — Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgesch. 3 Bde. Leipzig 1879—1901. — Peinlich, Zur Gesch. der Leibeigenschaft usw in Steiermark. Graz 1881. — Luschin, Reichsgesch. 60, 251. — Bachmann, Reichsgesch. Prag 1895, S. 125. — Huber-Dopsch, Reichsgesch. S. 59. — Dopsch, Die landesf. Urbare. LXXXI ff.

Hofstätte mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, Garten, Äcker und Wiesen. Die Gründe umgaben die Gebäude bei der Hofanlage; sie lagen aber zerstreut, wo Dörfer angelegt wurden. Es sind aber nach der Besitzergreifung des Landes in dieses auch viele persönlich freie, doch besitzlose Leute eingeströmt, die sich nach Belieben Land aneigneten, da Karl der Große seinen Untertanen die Erlaubnis erteilt hatte, ohne seine besondere Genehmigung von verlassenen Gütern Besitz zu ergreifen. Wieder andere übernahmen Wirtschaften auf den sich bildenden Herrschaftsgebieten und verloren dadurch ihre Selbständigkeit; denn wenn sie auch persönlich frei und waffenfähig blieben und ihr Volksrecht genossen, so mußten sie doch für den ihnen überlassenen Grund einen Zins zahlen, Naturalabgaben und oft auch Dienste leisten. Aber diese Leistungen waren vertragsmäßig festgestellt und der Bauer konnte nach Aufgabe des Besitzes oder nach Ablauf des Vertrages abziehen. In Salzburger Urkunden heißen solche Leute Barschalken.

Die Leibeigenen, denen kein Deputatgrund zugewiesen wurde, arbeiteten beim Klostergebäude oder an den Herren-(Fron-)Höfen, deren die Klöster und die Großgrundbesitzer mehrere anlegten, als Knechte, Mägde und Handwerker und werden als nicht behauste Leibeigene[1]) bezeichnet. Bevor sich der Handwerkerstand in den Städten und Märkten ausbildete, oblag die Verfertigung aller Werkzeuge oder die Verrichtung der im Hauswesen nötigen Arbeiten den Eigenleuten; sie arbeiteten als Zimmerleute, Tischler, Bäcker, Fleischer, Schneider, Bogen- und Pfeilschnitzer, Schwertfeger, Goldarbeiter für ihren Herrn, der ihre Dienste nach Willkür in Anspruch nehmen konnte. Sie galten als Sache und konnten mit oder ohne Grund und Boden verschenkt, vertauscht oder verkauft werden. So vertauschte im Jahre 870 der Bischof Anno von Freising seine Magd Waldburg mit ihren zwei Söhnen dem Abte Mogilo, der dafür den Knecht Wolfram, zwei Ochsen und einen Ballen Tuch gab. Im Jahre 1020 schenkte der Kaiser Heinrich II. seinem Kaplan und Verwandten Aribo elf Unfreie mit ihren Familien unter der Bedingung, daß sie nach Aribos Tode an das Kloster Göß fallen sollten. Zur Heirat brauchten sie die Bewilligung ihres Herrn. Den Ehen von Eigenleuten verschiedener Herrschaften wurde nicht immer ein Hindernis entgegengestellt, doch setzte man gewöhnlich die Art der Teilung der Kinder vertragsmäßig fest. So wurden nach einem Vertrage von 1279 die aus Wechselheiraten von Freisinger und Admonter Eigenleuten stammenden Kinder gleichmäßig geteilt; wäre nur ein Kind oder eine ungleiche Zahl von Knaben vorhanden, so sollte das einzige

[1]) Mancipia non casata oder domestica.

Kind oder der überzählige Knabe jenem Gotteshause zufallen, dem die Mutter angehört. [1])

Die Kinderteilung wurde auch durch das Los vorgenommen. Die Frau Gerolds, des Amtmannes und Ministerialen der Kirche von Brixen, Juta, war eine Leibeigene des Grafen Albert von Tirol, ihre Ehe war an die Bedingung der Kinderteilung geknüpft worden. Als nun die Teilung stattfinden sollte, waren vier Kinder am Leben: Heinrich, Friedrich, Alheid und Ulrich. Durch das Los fielen Heinrich und Alheid der Kirche von Brixen, Friedrich und Ulrich dem Grafen von Tirol zu. An diesem Teilungsakte nahm eine große Zahl von Zeugen teil.

Das Wort „Kinderteilung" mag Anlaß zu dem Glauben geben, diese Maßregel sei grausam gewesen. Dies war in der Regel nicht der Fall; denn die Teilung, d. h. die Zuweisung an einen Herrn, erfolgte erst, wenn die Kinder arbeitsfähig geworden waren. Das Harte daran war nur, daß sie sich den Herrn nicht selbst wählen konnten und an ihn gebunden waren. „Die rechtliche Folge einer solchen Teilung bestand im allgemeinen darin, daß der jährliche Leibzins für ein jedes Kind an die bezügliche Herrschaft entrichtet werden mußte, doch hing es am Ende nur von dem Willen des Herrn ab, seine auf fremdem Gebiete lebenden Eigenleute dort zu belassen oder zur Dienstbarkeit auf seinem Boden einzuberufen. Die Höhe des Leibzinses war nicht überall dieselbe. Weibliche Eigenleute findet man gewöhnlich mit niederem Zinse, häufig zu drei Pfennigen angeschlagen, männliche zuweilen zu zehn Pfennigen und außerdem noch zur dienstbaren Arbeitsleistung verpflichtet." [2])

Wenn ein Leibeigener widerrechtlich handelte, so haftete sein Herr für den daraus entstandenen Schaden; was er hatte, besaß er durch die Gunst seines Herrn, und da er eigenen Vermögens nicht fähig war, so fiel sein Nachlaß an den Herrn zurück, wenn er ohne einen zum Hofe gehörigen Leibeserben starb.

Die Härten der Leibeigenschaft verloren sich mit der Zeit; viele Knechte wurden unter Auflage einer bleibenden Zinspflicht vor Zeugen für persönlich frei erklärt, andere kauften sich los. Die Gräfin Hemma von Friesach gestattete bei der Übergabe leibeigener Familien an das Kloster zu Gurk, daß sich jeder Erstgeborene mit einem halben Talente und 15 Denaren loskaufen könne, eine Vergünstigung, welche beweist, daß die Leibeigenen ein Geldvermögen zu erwerben in der Lage waren.

[1]) Muchar, Geschichte des Herzogtums Steiermark. II, S. 105 ff.
[2]) Peinlich, S. 30.

Es gab auch Unfreie, die sich durch Treue und Geschicklichkeit die Gunst des Herrn erwarben, der sie dann zu höheren Diensten, zu Ämtern verwendete oder unter seine Bewaffneten aufnahm und sie mit Dienstgütern entlohnte. Diese Ministerialen stiegen trotz ihrer Unfreiheit zu Macht und Ansehen empor. Wieder andere, die in einem Handwerke erfahren waren, flohen in eine Stadt, wo sie gern aufgenommen wurden. Dort erlangten sie ihre Freiheit, wenn ihr Herr es unterließ, sie binnen einer bestimmten Zeit zurückzufordern. König Rudolf ordnete im Jahre 1277 an, daß „Eigenleute der Ministerialen und Landstände oder auch andere Holden, die auf deren Gütern in irgend einer Weise behaust sind, ohne Erlaubnis in eine Stadt oder einen Markt gezogen wären, um die Freiheit zu erlangen, samt allem Hab und Gut ohne Widerrede ihrem Herrn wieder ausgeliefert werden sollten".

Es gab immer freie Leute, die ihren Besitz freiwillig einem geistlichen oder weltlichen Herrn übergaben, d. h. sich verpflichteten, davon einen Zins zu zahlen, und dafür den Schutz des Herrn erlangten. Das Los eines Unfreien war in unruhigen Zeiten oft gesicherter als das eines kleinen Freibauern. „Wie hohen Wert man nämlich auch auf freie Geburt legte, so fand doch auch in jenen alten Zeiten die Arbeit und der Dienst der Eigenleute billige Wertschätzung und war von einer Verachtung der armen Leute keine Rede. Auch war das persönliche Selbstgefühl damals im Volke viel zu wenig entwickelt, als daß man die Unfreiheit für eine unerträgliche Schmach gehalten hätte. Somit kann auch nicht behauptet werden, daß die Vernichtung ihrer Menschenwürde und der Druck ihrer abhängigen Lage sie moralisch und physisch verderbt und schon äußerlich mit dem Stempel der Verrohung und Vertierung gezeichnet hätte."

Indem sich die Härten der Unfreiheit verringerten, die Rechte der freier gestellten Zinsbauern aber mit der Zeit mannigfach beschränkt wurden, entstand eine große Verschiedenheit in der Abhängigkeit.

Manche besaßen herrschaftlichen Grund mit dem Rechte der Vererbung und freien Veräußerung (zu Burgrecht, Kaufrecht, Baurecht), andere konnten ihn zwar vererben, aber nicht verkaufen; bei anderen hatte die Familie des Besitzers bei seinem Tode kein Recht auf das Bauerngut, und es stand im Belieben des Herrn, ob er es der Witwe oder den Kindern belassen wollte. Dies wird in Untersteier, in Kärnten und Krain die Regel gewesen sein. Jährliche Abgaben, gemessene oder ungemessene Fronen waren allgemein üblich, verschiedene Gebühren, besonders beim Besitzübergang, kamen überall vor. Im Falle

der Vererbung wurde dem Grundherrn gewöhnlich das beste Stück Vieh, der Sterbochse oder das Besthaupt, übergeben. Bei den in Enneberg sitzenden Bauern des Frauenstiftes Sonnenburg im Pustertale herrschte das Gewohnheitsrecht, daß nach dem Tode eines Bauern sein ganzes Vermögen in zwei Teile geteilt wurde, von denen der eine dem Kloster, der andere der Witwe und den Kindern zugewiesen wurde. Im Jahre 1209 verzichtete die Äbtissin auf die Bitten der Bauern, die vollzählig im Kloster erschienen, auf dieses Recht und versprach, sich „nach dem Gewohnheitsrechte des ganzen Landes" mit dem Sterbochsen zu begnügen.

Im allgemeinen bezeichnet man diese Leute als Hörige.

Zwischen dem Großgrundbesitze gab es wohl lange Zeit Freisassen, freie Bauern, die sich aber mit der Zeit zu Abgaben an einen Großgrundbesitzer verstehen und seine Gerichtsbarkeit anerkennen mußten. In Tirol gab es zu allen Zeiten eine größere Zahl von Freibauern. Die vom Volke selbst gewählten Ortsvorsteher und Richter hießen dort Scarii. In der Gegend zwischen der Enns und der Stadt Wien, besonders im Tullner Felde, scheint sich ebenfalls länger ein wohlhabender, freier Bauernstand erhalten zu haben; wenigstens kann man aus einigen gleichzeitigen Dichtungen, von denen noch die Rede sein wird, ersehen, daß viele ritterlichem Wesen huldigten, die Sitten höherer Stände nachahmten und die Versuche des Adels, sie untertänig zu machen, lange abwehrten. Viele konnten es den Rittern gleichtun. Früher, heißt es, zur Zeit der letzten Babenberger trugen die Bauern Knüttel, jetzt tragen sie Schwerter; früher aßen sie Fleisch, Kraut und Brein, jetzt Wildbret; an Fasttagen Linsen und Bohnen und nicht Fisch und Öl wie die Herren. In früheren Zeiten trugen sie grauen und blauen Loden, jetzt geht die Bäuerin in Genter „Grün-Braun-Rot" einher. Mancher verarmte Ritter sah es als ein Glück an, eine reiche Bauerntochter zur Frau zu erhalten und damit zu Haus und Hof zu kommen, und reiche Bauern heirateten die Tochter eines armen Ritters, in der Hoffnung, sich dadurch die Ritterschaft zu erwerben.[1]) Aus solchen Ehen gingen die „Einschildritter" hervor.

Bezeichnet werden die Bauern in diesen Zeiten als Eigenleute, Hörige, Holden, Bauern, Kolonen, Rustici.

9. Schulen. Geschichtliche Aufzeichnungen

Die Klöster und die Städte waren die Wiegen des Unterrichtswesens. Wir müssen annehmen, daß in allen Klöstern Schulen be-

[1]) Seemüller, Studien zum „kleinen Lucidarius". Sitzungsb. d. W. A. 102.

standen; aber auch in den Pfarrorten entstanden nach und nach solche Anstalten.

Die Nachrichten über die Klosterschulen in den österreichischen Landen sind äußerst spärlich. Es bestanden jedenfalls in jedem Benediktinerkloster zwei Schulen, eine äußere, die für den Unterricht von Söhnen des Landadels und aus dem Stande der Freien im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion bestimmt war und demnach weltliches Gepräge an sich trug, und eine innere, die Bildungsstätte für den geistlichen Nachwuchs war.[1]) Die Unterrichtsgegenstände waren Grammatik, Rhetorik und Dialektik, die das Trivium ausmachten, und Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik, welche das Quatrivium bildeten. Das Rechnen lehrte man mit den Fingern und an dem Abakus, einem Rechenbrette, das mit feinem Sande bedeckt war.

Für den religiösen Anschauungsunterricht des Volkes diente das ganze Mittelalter hindurch die Armenbibel, ein aus 40 einseitig bemalten Holztafeln bestehendes Büchlein.

Zur Zeit der Kreuzzüge mögen in den größeren Städten weltliche Schulen entstanden sein. In Wien bestand zur Zeit der letzten Babenberger eine Dom- und Stiftsschule, eine Art Gymnasium, die nachher Bürgerschule genannt wurde, weil seit 1296 dem Rate der Stadt das Recht zustand, den Rektor der Schule einzusetzen.[2])

Die Kunst des Lesens und Schreibens war bei den vornehmen Frauen verbreiteter als bei den Männern. Die Mädchen wurden in der Familie, später auch in Klöstern erzogen. In Niederösterreich nennt man im 13. Jahrhundert zwei Nonnenklöster, die sich auch mit der Erziehung der weiblichen Jugend abgaben: das Nonnenkloster St. Blasien in Göttweih und das Chorfrauenstift zur heil. Magdalena in Klosterneuburg. Der Unterricht bestand in weiblichen Arbeiten, Spinnen, Weben, Sticken, in der Musik und der lateinischen Sprache.

Die Schreibkunst fand in den Klöstern mannigfache Verwendung. Die Klöster verzeichneten die durch Stiftungen, Kauf oder Tausch erworbenen Güter in Stiftungs-, Traditions- oder Salbüchern, die überaus wertvolle Quellen für Topographie, Genealogie, Kultur- und Rechtsgeschichte sind. Sie wollen ihren Besitzstand feststellen und sichern und jene brandmarken, die Klostergüter ungerechterweise sich angeeignet hatten, und sie so zur Rückgabe bewegen.[3]) In den Libri vitae, die in früheren Zeiten Diptychen genannt wurden, schrieben die Mönche die

[1]) A. Mayer, Geschichte der geistigen Kultur in Niederösterreich. Wien 1878, I. Bd., S. 82.
[2]) A. Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien. Wien 1880.
[3]) Tangl, Studien über das Stiftungsbuch von Zwettl. Archiv d. W. A. 76. Bd., S. 292.

Namen der Wohltäter von Kirchen und Klöstern, in den Nekrologien oder Totenbüchern die Namen der Äbte und Brüder, der Wohltäter und Freunde auf, für deren Seelenheil am jährlichen Gedächtnistage gebetet wurde. Viele Klöster schlossen unter sich Vereine, um für einander zu beten. Auch kirchliche und weltliche Personen traten solchen Vereinen bei und wurden von den Mönchen als Brüder aufgenommen. Die Namen der so Verbrüderten stehen in den Verbrüderungsbüchern Erfolgte der Tod einer besonders verdienten Persönlichkeit, so ließ man Trauerrundschreiben, Totenroteln genannt, welche die Form von langen Pergamentstreifen hatten und von einem besonderen Boten, dem Bajulus, in die verbündeten Klöster gebracht wurden. Diese Boten genossen in den Klöstern selbstverständlich Gastfreundschaft und erhielten in der Regel auch ein Zehrgeld, was sie mitunter auf der Rotel anmerkten. Solcher Roteln haben sich in den österreichischen Klöstern viele erhalten, doch reichen sie nicht weit zurück.

Die Mönche verfaßten auch die Gründungsgeschichte ihrer Klöster, Kataloge der Äbte und Biographien verdienter Männer. So fanden der Bischof Altmann von Passau und der Erzbischof Konrad I. von Salzburg Biographien. Endlich schrieben die Mönche auch Jahrbücher, Annalen und Chroniken. Melk, das Hauskloster der ersten Babenberger, begann zuerst mit der Aufschreibung von Annalen, und zwar im Jahre 1123. Man wollte aber auch über die früheren Zeiten Nachrichten haben und nahm sie aus einer Weltchronik, aus der Chronik Bernolds und dem Werke Bruns über den Krieg Heinrichs IV. mit den Sachsen. Vom Jahre 1123 an trug man ein, was man Merkwürdiges in Erfahrung brachte. Auch andere Klöster begannen Aufzeichnungen zu machen. Man lieh die Melker Annalen, später auch die anderer Klöster aus und schrieb sie ab, wobei man die Stellen, die sich auf das andere Kloster bezogen, wegließ und dafür einsetzte, was von dem eigenen Kloster bekannt war. Von dem Jahre an, in dem man die Chronik anlegte, setzte man sie selbständig fort. Auch in Salzburg schrieb man Annalen, die frühzeitig von den Melker Annalen abweichen und auf Quellen beruhen, die man nicht mehr kennt.

Als ältester Wiener Chronist ist der Bürger und Ratsherr Paltram Vatzo angesehen worden, dem man ein Geschichtswerk zuschrieb, das die Ereignisse von 1267—1302, also einer Zeit darstellt, wo Österreichs Geschicke Bedeutung für das ganze Reich gewannen. Man ist aber jetzt der Meinung, daß dieses Geschichtswerk in Klosterneuburg entstanden sei.[1])

[1]) Gemeint ist die Continuatio Vindobonensis (Pertz, M. S., IX, 699 ff.). — Redlich in den Mitt. d. Inst. 3, S. 522 ff. — Uhlirz, Contin. Vindobonensis. Blätter f. Landesk. von NÖ. N. F. 29.

Außer dieser selbständigen Tätigkeit wurde in den Klöstern viel abgeschrieben. Das Stift Admont besaß mehrere Äbte, die um die Vermehrung ihres Bücherschatzes besorgt waren. So gab sich Gottfried, der die Geschicke des Stiftes von 1138—1165 mit kräftiger Hand leitete und den Sinn für literarische Bildung in Admont überaus rege zu machen verstand, viel Mühe, die Bücherssammlung (armarium) zu bereichern; die Mönche und die Nonnen schrieben fleißig Bücher ab, die sich der Abt oft von fern her zu verschaffen wußte. Auch sein Bruder Irimbert, der von 1172—1177 Abt war, ist wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt gewesen. Mitunter brachte man die Bücherschätze in eine neue Ordnung und legte neue Verzeichnisse an. Fast in allen Klöstern hatte man außer theologischen Werken solche juridischen Inhaltes, philosophische Abhandlungen, Studien aus der Astrologie, Arithmetik, Geometrie, Physik, Musik, Rhetorik, der Medizin und der Geschichte.

10. Dichtkunst

Es braucht nicht bewiesen zu werden, daß das deutsche Volk an den alten Sagen, deren Mittelpunkt die Taten der Helden waren, immer festgehalten hat; ein Geschlecht vererbte sie wie einen teuern Schatz dem anderen. Die wichtigste dieser Sagen ist die von den Nibelungen, in der mythische und geschichtliche Bestandteile vermischt sind. Der fränkische Held Siegfried, ursprünglich ein Gott, der einen Drachen tötet und dessen unermeßlichen Schatz raubt, vermählt sich mit Kriemhilde, der Schwester des burgundischen Königs Gunther. Diese fränkisch-burgundischen Sagen fanden auch in den südöstlichen Marken Verbreitung, wo sich die Sagen von dem Hunnenkönig Attila (Etzel) und von dem großen Ostgotenkönig Theoderich (Dietrich von Bern) einer großen Beliebtheit erfreuten.[1])

Spielleute und Sänger behandelten Teile dieser Sagen in Liedern und Bischof Pilgrim von Passau ließ durch einen seiner Schreiber ein Gedicht von der Nibelungen Not aufschreiben. Um 1140 etwa entstand das Nibelungenlied, das später überarbeitet und der höfischen Kunst angepaßt wurde. Der Dichter war ohne Zweifel ein Österreicher. Der zweite Teil der Dichtung ist ganz in dem österreichischen Donaulande lokalisiert. Kriemhilde, deren einziger Gedanke Rache für die Ermordung ihres Siegfried ist, heiratet den König Etzel. Der Markgraf Rüdiger

[1]) W. Scherer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich. Berlin 1874. — J. W. Nagl und Jakob Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Wien 1899.

von Pöchlarn ist der Brautwerber; auf seiner Burg findet die Braut ehrfurchtsvolle Aufnahme, in Tulln kommt ihr der Bräutigam entgegen, zu Wien findet die achtzehntägige Vermählungsfeier statt, nach welcher die Königin in die Etzelburg einzieht. Nach zwölf Jahren kommen die Burgunden, einer Einladung Kriemhildes folgend, die Donau herab. Keiner kehrt zurück; alle verlieren das Leben im entsetzlichen Kampfe.

Neben den Hauptpersonen Gunther, Dietrich von Bern und Etzel erscheint im Gedichte auch ein Markgraf Rüdiger von Pöchlarn, den man bis in unser Jahrhundert für eine geschichtliche Person, dann aber für eine mythische Gestalt gehalten hat. Manchen erscheint es jedoch sicher zu sein, daß Rüdiger um 900 Markgraf und Bischof Pilgrim sein Nachkomme gewesen ist.[1])

In den meisten Handschriften ist an das große Gedicht eine Dichtung in Reimpaaren, Klage genannt, angeschlossen, die aber ein selbständiges Werk ist. Es erzählt den Kampf im Hunnenlande und die Klagen der Überlebenden. Die vom Kampfe übriggebliebenen Mannen werden mit den Rüstungen der Erschlagenen in ihre Heimat gesendet. Der Spielmann Schwemmel zieht mit zwölf Gesellen über Pöchlarn und Passau, wo er dem Bischof Pilgrim Bericht erstattet, nach Worms. Dietrich und Hildebrand begeben sich nach Bern. Der Dichter lebte wohl in der Passauer Diözese.

Das Epos „Walther und Hiltgunde", von dem sich wenig Reste erhalten haben und das denselben Stoff behandelt wie jenes bekannte in lateinischen Hexametern verfaßte Waltharilied, das der Mönch Eckehard in dem schweizerischen Kloster St. Gallen dichtete, ist ohne Zweifel in Steiermark entstanden. In diesem Lande dichtete am Ende des 12. Jahrhunderts ein fahrender Sänger das Epos „Biterolf und Dietleib". Biterolf, König von Toledo, hat sein Reich verlassen und sich unerkannt in den Dienst des Königs Etzel begeben. Sein Sohn Dietleib zieht aus, den Vater zu suchen. Nachdem er jahrelang umhergewandert ist, kommt er an Etzels Hof, wo Markgraf Rüdiger die Erkennung von Vater und Sohn herbeiführt. Beide ziehen dann mit einem Hunnenheere an den Rhein zum Kampfe mit den Burgundern. Nach gewaltigen Taten schließen die Helden Frieden. Die Hunnen kehren nach Hause zurück und Etzel schenkt dem Biterolf Steiermark, wo dieser die Burg Steier erbaut. Der neue Herr ist entzückt von seinem Lande, dessen Vorzüge er mit Begeisterung preist. Es ist, sagt er, reich an Wald und Weiden; besseres Korn und besserer Wein gedeiht nirgends, Gold und Silber,

[1]) Nagl-Zeidler, S. 82.

Fische, Wild und Vögel sind darin in Menge zu finden. Edle Ritter und Dienstmannen hat das Land genug und treffliche Burgen in großer Zahl.

In Tirol sind Epen entstanden, die den Lieblingshelden Dietrich verherrlichen, wie der „Große Rosengarten", Dietrichs Flucht, die Rabenschlacht. Andere Dichtungen zeigen den Berner Helden im Kampfe mit Riesen oder Zwergen, wie Sigenot, das Eckenlied, Goldemar, als dessen Verfasser sich Albrecht von Kemenaten aus Glurns im Taufertale (Obervintschgau) nennt, endlich Laurin. Dieses Gedicht behandelt die Sage vom Zwerg Laurin, der mit seinen Schätzen im Rosengarten wohnt, einer mauerartigen Dolomitgruppe mit Türmen und Zinnen von den abenteuerlichsten Formen. Laurin hat eine Zauberrüstung, einen Zaubergürtel und eine Tarnkappe und dadurch die Stärke von zwölf Männern. Aber Dietrich von Bern gewinnt den Sieg über Zwerge und Riesen und die Schätze Laurins. Wenn sich vor Sonnenuntergang die steilen Felswände des Rosengartens blutrot färben, so begreift der Beschauer, wie die Sage Laurins Rosengarten und blutige Kämpfe in diese einsam-erhabene Gebirgswelt verlegen konnte.

Aus Tirol stammen ferner die Epen „Ortnit" und „Wolfdietrich"; dem Lande Steiermark dagegen gehört das Epos „Kudrun" an. Die nordisch-germanischen Sagen, welche die Grundbestandteile dieser Dichtung ausmachen, stammen von den Küsten des deutschen Meeres und wurden durch Spielleute nach dem Süden gebracht, wo einige neue Motive hinzutraten.[1]) Der steirische Dichter muß ein mit dem Nibelungenliede sehr vertrauter Spielmann gewesen sein, der es verstand, den überlieferten Stoff eigenmächtig umzugestalten, und Inhalt und Form des Nibelungenliedes „so stark auf sich wirken ließ, daß man an manchen Stellen geradezu von Nachahmung desselben reden muß". Überliefert ist uns das Gedicht nur in einer einzigen Handschrift, in dem sogenannten Heldenbuche an der Etsch, das auf Befehl Kaiser Maximilians I. der Zolleinnehmer in Bozen, Hans Ried, zu Anfang des 16. Jahrhunderts geschrieben hat.

Die Heldensage lebte noch lange im Volke, das den Kindern auch noch in christlicher Zeit in der Taufe gern die Namen der alten Helden beilegte. Die Geistlichkeit sah diese Anhänglichkeit ungern und empfahl andere Namen; doch erst in der Reformationszeit mit ihrem vorwiegenden Interesse für kirchliche und biblische Ideen wurden in katholischen Ländern die Namen der Heiligen, in protestantischen die alttestamentlicher Personen allgemein üblich.

[1]) Näheres bei Nagl-Zeidler, S. 105 ff.

Ehe geistliche Dichtungen für das Volk entstanden, gab es derartige Dichtungen für Geistliche.[1]) Um die Mitte des 11. Jahrhunderts herrschte in Bamberg ein reges wissenschaftliches Leben: Bischof Gunther (1056—1065) war ein ritterlicher Herr, der zu leben verstand und die Annehmlichkeiten des Daseins selbst auf der Pilgerfahrt nicht missen mochte, die er in das Heilige Land unternahm. Der deutschen Dichtung war er sehr zugetan, wie aus einem gleichzeitigen Briefe zu ersehen ist: er kümmere sich um Augustin und Gregor nicht, um so mehr aber um Attila und die Amelungen. Aber er ließ auch ein Lied dichten, wie es für die Fahrt nach Jerusalem passend war. Es enthält das Lob des Kreuzes und des Gekreuzigten und ist von dem Scholastiker Ezzo, der den Bischof begleitete, verfaßt worden: ein Gedicht von hervorragender Bedeutung, das auch auf die österreichischen Länder eingewirkt hat.

In Kärnten entstand um diese Zeit eine poetische Bearbeitung des ersten Buches Mosis, der Genesis. Sie besteht aus sechs Teilen, die von verschiedenen Dichtern herrühren. Am gelungensten darf man den ersten Teil „Schöpfung und Sündenfall" bezeichnen, dessen Dichter ein nicht unbedeutendes Talent bekundet. Auf wirklich bestehende Verhältnisse deutet der Dichter hin, von dem der „Joseph" stammt. Er schildert den Amtmann des ägyptischen Königs als einen dem Volke günstig gesinnten Herrn; denn er verlangt von den Bauern nicht mehr, als diese zu geben verpflichtet sind; er zeigt sich milde, wenn einer um Nachsicht bittet, verschmäht es, während der Hungersnot die Armen zu Sklaven zu machen. Einen ähnlichen Geist zeigt das Gedicht „Vom Rechte", das für Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit eintritt und gegen die Bedrückung der Armen durch die Reichen eifert.

Auch die Exodus wurde in Kärnten poetisch dargestellt; diese Darstellung zeigt aber schon höfischen Charakter. Mit der Zeit tritt die Neigung zur Mystik auf. Das Gedicht „Die Hochzeit" läßt sich wie eine Idylle an: In einem schönen Tale wohnt eine blühende Jungfrau, ausgezeichnet durch Schönheit und Tugend. Von ihr hört ein Herr, der im Gebirge wohnt; er sendet Boten, um sie zu werben. Sie sagt ihm ihre Hand zu, worauf er selbst erscheint, um sie heimzuführen. Bei diesem Zuge und beim Hochzeitsmahle wird großer Glanz entfaltet. Aber diese hübsche Schilderung ist dem Dichter nicht die

[1]) W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. XII, Straßburg 1875. — Scherer, Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Das. I, VII, 1874, 75.

Hauptsache. Er deutet seine Dichtung: der Herr ist der heilige Geist, die Braut die Seele.

Schon in der ältesten Zeit wurden Geschichten von Tieren und ihre Eigenschaften mystisch gedeutet. Ein solches Buch nennt man Physiologus. Im 11. Jahrhundert wurde eine lateinische Bearbeitung in Niederösterreich in das Deutsche übersetzt und in Kärnten entstand eine gereimte deutsche Bearbeitung derselben, die auch mit Federzeichnungen versehen ist. Der Physiologus hatte auch auf die bildende Kunst einen großen Einfluß.

Die erste deutsche Dichterin war eine Frau Ava. Von ihr stammen ein gereimtes „Leben Jesu" und drei geistliche Gedichte. Der Laienbruder Heinrich von Melk dichtete eine „Erinnerung an den Tod". Er war wohl ein Adeliger, der in der Welt trübe Erfahrungen gemacht hatte und zu sehr strengen, aszetischen Anschauungen gelangt war. Durch seine Dichtung geht der Gedanke, daß alles Irdische eitel und daher verwerflich sei; es sei demnach am besten, sich von der Welt abzuwenden und an den Tod zu denken. Die Geistlichkeit der Passauer Diözese huldigte lebensfroheren Ansichten. Der Dichter eifert gegen die Entartung des Klerus. „Wehe den Geistlichen beim jüngsten Gericht! Die Ring und Stab besitzen, verleihen Ämter, Weihen und Würden nur denen, welche zahlen können. Für Chrisma, Beichte und Messe und alle geistlichen Verrichtungen nehmen sie Geld. Sie wollen ungebunden sein; das gemeinschaftliche Leben freut sie nicht, sie stolzieren draußen einher — könnte man mit schön frisiertem Haar und wohlgepflegtem Barte oder mit üppigen Mahlzeiten das Himmelreich erzwingen, sie wären alle heilige Männer." Die Frauen und die Ritter werden in gleicher Weise getadelt: die ersteren gehen in langen Kleidern einher, daß der Staub aufwirbelt, sie tragen fremde Farbe auf ihren Wangen und gelbes Gebände auf ihrem Haupte. Die Ritter sind geizig den Armen gegenüber, führen leichtfertige Reden und rühmen sich sogar des Schlechten, das sie tun. Wie die Ritter huldigen auch die Priester den Frauen und reden von der Minne, von der so viel geschrieben wird. Da hören wir also schon von dem Minnedienste, der seine Rolle zu spielen begann. Die strengste Aszetik, die selbst in der Ehe etwas Tadelnswertes sah, und der Frauendienst grenzen der Zeit nach hart aneinander. In einem anderen Gedichte, dem „Pfaffenleben", das ebenfalls Heinrich von Melk verfaßt haben soll, werden die Fehler der Geistlichen noch schärfer gegeißelt.

In den österreichischen Ländern entstanden auch Legenden, in denen mythische Bestandteile mit christlichen verbunden sind, ferner Darstellungen aus dem Leben der Heiligen und mehrere „Marienleben".

Auch die Erzählungen der höfischen Dichter fanden in den österreichischen Ländern viel Beifall. Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg wurden wie die Artusromane häufig gelesen und eiferten zur Nachahmung an. Sänger und Dichter fanden sich gern am Hofe des kunstsinnigen Patriarchen Wolfger von Ellenbrechtskirchen (1204—1218) und des Herzogs Bernhard von Kärnten zu St. Veit ein. Einen Artusroman „Daniel von Blumental" lieferte der fahrende Stricker, ein ritterlicher Dichter aus dem Salzburgischen; der „Pleier" schrieb drei umfangreiche epische Dichtungen, Heinrich von dem Türlin aus einem Bürgergeschlechte von St. Veit in Kärnten einen Artusroman „Der Mantel" und ein langatmiges Epos „Die Krone"; Ulrich von dem Türlin verfaßte ein Gedicht, das die Vorgeschichte von Wolframs „Willehalm" erzählt.

Von den volkstümlichen Liebesliedern, deren es bei den Deutschen seit alter Zeit gegeben hat, ist bis zum 12. Jahrhundert nichts aufgezeichnet worden. Die ältesten namenlosen Liebeslieder drücken die Freude an der Wiederkunft des Frühlings aus, der zum Reigen und zur Liebe auffordert. In dieser Art dichteten auch die ersten Minnesänger, so ein Herr von Kürenberg aus einem Rittergeschlechte Oberösterreichs um 1170, dem wenigstens einige Liedchen zugeschrieben werden. Diese stehen noch zwischen Volksgesang und Minnelied. Ein anderer Dichter war Herr Dietmar von Aist aus Oberösterreich, dessen Lieder uns in zwei Büchlein (kleinen Sammlungen) erhalten sind. Auch ihm spendet das Beste an seiner Poesie noch „die volkstümliche Lyrik, von welcher er auch die knappe Fassung seiner meist einstrophigen Lieder sich angeeignet hat".[1])

Unterdessen hatte sich in den rheinischen Landen an französischen Vorbildern der höfische Minnesang entwickelt[2]), dem sich eine große Zahl edler Sänger widmete. Für Österreich wurde Herr Reinmar der Alte wichtig, der vielleicht aus Hagenau im Elsaß stammt[3]) und schon um 1180 bei dem Herzog Leopold V. am Hofe zu Wien lebte. Den Tod des Herzogs betrauerte er 1194 in rührenden Versen. An seiner Dichtung bildete sich Walter von der Vogelweide.

Walter bezeichnet den Höhepunkt der ritterlichen Lyrik des 13. Jahrhunderts. Man hat zu beweisen versucht, daß seine Wiege im schönen Lande Tirol, in der Gegend von Bozen, gestanden sei. In jüngster Zeit wurde Dux in Nordböhmen als die Heimat des Dichters

[1]) Schönbach, Walter von der Vogelweide. Dresden 1890, S. 29 (2. Aufl. 1895).
[2]) A. Schönbach, Die Anfänge des deutschen Minnesanges. Graz 1898.
[3]) Oder aus dem österreichischen Geschlechte derer von Hagenau. Nagl-Zeidler, S. 256

bezeichnet.[1]) Geboren kurz vor 1170, entstammte er einem edlen Geschlechte.[2]) Er kam an den Hof Leopolds V. von Österreich, wo er „singen und sagen" lernte. Von Wien zog er als Fahrender in die Welt. „Die Höfe adeliger Herren, der Grafen, Bischöfe und Fürsten waren die großen Stationen seines Zuges. Während er in den kleinen Herbergen, in Dörfern und Weilern, ein Gast war, der für Unterkunft und Zehrung bezahlte wie jeder andere, war für ihn an den Höfen nicht nur beides frei, sondern dem Sänger wurde nach kürzerem Aufenthalte ein Geschenk zuteil, etwa Geld, Schmuck, ein Pferd. Gefiel seine Kunst und auch seine Persönlichkeit dem Herrn, so behielt er ihn länger, nahm ihn vielleicht gar unter seinen Hofstaat, in sein ‚Gesinde' auf." Er trat in die Dienste des Landgrafen Hermann von Thüringen, findet sich dann bei Wolfger von Ellenbrechtskirchen, Bischof von Passau und nachher Patriarch von Aquileja, hierauf am Hofe zu Wien bei Leopold VI. Als Bittender nahte er dem Herzog. Das Glückstor sei ihm verschlossen, überall regne es Spenden, nur ihn treffe kein Tropfen. Er fand freundliche Aufnahme und konnte bald für erhaltene Gaben danken. Am Hofe des Landgrafen von Thüringen lernte er Wolfram von Eschenbach kennen. Wiederholt hielt er sich zu St. Veit am Hofe des Herzogs Bernhard von Kärnten auf. Im Jahre 1219 war er wieder in Wien, wo Herzog Leopold eben von seinem Kreuzzuge heimgekehrt war. Es scheint aber, daß der Sänger infolge eines Zwistes mit dem Herzog von Wien wieder abzog. Kaiser Friedrich II. gab ihm endlich ein eigenes Heim, ein Lehen bei Würzburg.

Manche von den Minneliedern Walters nähern sich der Weise des Volksliedes, alle zeichnen sich durch Unmittelbarkeit der Empfindung, manche durch reizende Naivetät oder durch einen schalkhaften, mutwilligen Ton aus. Aber die Minne mit ihren Freuden und Leiden war nicht allein der Gegenstand seiner Muse; er wandte seine Kunst den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Kirche zu. Des Kaisers Heinrich VI. Todesjahr 1198 weckte ihn aus seiner Behaglichkeit; jetzt kamen traurige Jahre über das Reich. Immer stand er auf der Seite des Rechtes und der Wahrheit. Er fordert das deutsche Volk auf, Philipp von Schwaben die Krone auf das blonde Haupt zu setzen; getreu hielt er bei diesem aus bis zu seiner Ermordung; dann wandte er sich Otto IV. zu. Als 1210 zwischen diesem und dem Papste Innozenz der Streit ausbrach, trat er kühn für den König ein und verurteilte

[1]) Hallwich, Böhmen, die Heimat Walters von der Vogelweide? Mitt. des Vereines f. Gesch. d. D. in B. XXXII.

[2]) Das Folgende nach der schönen Darstellung Schönbachs.

scharf die römischen Machtsprüche. Er verdammte offen die doppelzüngige Politik des päpstlichen Hofes, die den üblen Zustand des Reiches verschuldet habe. Der Papst, sagt er, erlaube sich Eingriffe in die Gerechtsame des Kaisers, fördere den Unglauben und verstehe, seine welschen Opferstöcke mit deutschem Silber zu füllen. Er tadelt das Leben der Geistlichkeit, die verlange, daß die Laien ihren Lehren, nicht aber ihren Taten folgen.

So trat er stets ein für die Unabhängigkeit und Größe des deutschen Reiches, das er über alles liebte, zu dessen Preise er das schöne Gedicht von deutscher Zucht und Sitte sang. Aber er muß doch auch betrauern, daß treue Freundschaft und Liebe immer seltener werden, die Zucht verfalle, die gute Lebensart verschwinde.

Um 1228 ist er gestorben. Eine alte Sage erzählt, er habe in seinem letzten Willen verfügt, daß auf seinem Grabsteine täglich die Vögel gefüttert und getränkt werden sollen.

An Walter läßt sich am besten Reinmar von Zweter anreihen, ein Rheinländer von Geburt, der aber in Österreich aufwuchs, und zwar wahrscheinlich am Hofe des mächtigen Geschlechtes der Kuenringer in Zwettl. Mit dem Herzoge Friedrich II. scheint er nie in engere Verbindung getreten zu sein und schon 1236 wandte er sich nach Böhmen. Auch er nahm an den politischen Vorgängen regen Anteil; an Reinheit der Gesinnung steht er Walter nahe.

Gegen die Überschwenglichkeit des höfischen Gesanges machte sich in Österreich eine neue Kunst geltend, welche man „höfische Dorfpoesie" genannt hat[1]), und deren Führer und wichtigster Träger der bayrische Ritter Neidhart von Reuental war. Sie führte der dichterischen Behandlung neue Stoffe zu, das Dorf- und Volksleben, aber ihr Ton ist oft roh, grobsinnlich und steht im grellen Gegensatze zu der Zartheit und sinnigen Scheu der Minnelieder aus der schönen Zeit. Sie entspricht eben ganz den Verhältnissen, wie sie sich seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts in Österreich auszubilden begannen. Die fortdauernden Fehden vergröberten den Sinn und gestalteten die Formen des Verkehres ins Schlechtere um; welcher Dichter daher am Hofe Friedrichs II. gefallen wollte, mußte den Ton anschlagen, den man dort gerne hörte. Andere Zustände forderten zum Spotte, zur Satire heraus. Die Bauern in Österreich, zumal im Tullnerfelde, waren wohlhabend und übermütig; Neidhart von Reuental, der die Lande von Österreich bis an den Rhein, von der Elbe bis zum Po kennen gelernt, hat nirgends

[1]) Schröder, in Gosches Jahrbuch für Literaturgeschichte. I. — Seemüller, Österr. Satire des 13. Jahrh., in Edlingers Rundschau. I, 647.

so viel übermütige Bauern gefunden wie in Österreich. Sie drängten sich gern in höhere Gesellschaftsklassen und ahmten die Ritter in Tracht und Sitten nach: der eine, so heißt es, trägt einen engen Rock und einen kurzen Mantel, einen roten Hut, Schnallenschuhe, schwarze Hosen und einen Pelzbeutel, in welchem er Ingwer verwahrt, den er seiner Schönen beim Tanze reichen will. Der andere schmückt sich mit Räder-sporen, einer neuen Schwertfessel, zwei Hände breit, mit großen Hand-schuhen, einem Wams aus 24 Tuchstücken zusammengesetzt und mit langen, engen Ärmeln, die vorne mit Pelz verbrämt sind. Die Frauen taten es den Männern gleich. Diesen emporstrebenden Bauern, die sich gerne „herren" wollten, stand der Adel gegenüber, der zum Teil die Feinheit der Sitten wie den Wohlstand eingebüßt hat, sich über das Wohlleben der bäuerischen Gutsbesitzer ärgert, es aber dennoch nicht verschmäht, an den lärmenden ländlichen Festen mit ihren Tänzen und Raufereien teilzunehmen, um die Gunst der jungen, frischen Bauern-dirnen zu buhlen, denen der Ritter gewöhnlich lieber ist als der Bauer mit seinen plumpen Sitten und dem eckigen Benehmen.

Diese Zustände ersieht man aus Neidharts Liedern und einigen anderen erzählenden Gedichten, von denen noch die Rede sein wird. Neidhart kam zur Zeit Leopolds VI. an den Wiener Hof und lebte daselbst, bis ihn der Erzbischof Eberhard II. mit ins Salzburgische nahm. Er war in Österreich der Mittelpunkt eines Dichterkreises. Seine Gedichte sind sommerliche Tanzlieder und Winterlieder. Die Sommerlieder be-singen die Minnefreuden des Dichters, während die Winterlieder von mißlungenen Bewerbungen, von den Nachstellungen der „tölpelhaften" Bauern zu erzählen wissen, die er wegen ihres Luxus, ihrer „Tölpelei" und ihrer Roheit verspottet und verhöhnt und die ihn zur Eifersucht treiben, vom Tanzboden verdrängen, in Gegenstrophen seinen Angriffen antworten, ja selbst ihn ernstlich verfolgen und sein Haus anzünden.

Neidhart hat viele Nachahmer gefunden; unter seine Lieder schwärzten sich viele überladene Nachbildungen ein, die sich selbst gegen ihn kehren, ihn verspotten und lächerlich machen. Man ließ ihn den Bauern gegenüber als einen Possenreißer auftreten, der sie mit Streichen und Schwänken neckt und quält. Seine Person ward nach und nach zu einem Hofnarren unter Otto dem Fröhlichen umgebildet und sein Name hielt sich mit echten und falschen Liedern und Schwänken bis ins 16. Jahrhundert lebendig.

Neidhart hat seine Lieder nicht etwa für Bauern gedichtet oder ihnen vorgetragen. „Das Publikum, für das Neidhart seine Reime und Tänze komponiert und gedichtet hat, ist nie ein anderes gewesen

als das, an welches Walter und die übrigen höfischen Sänger sich wandten, nämlich die feine, gebildete, ritterliche Gesellschaft der Fürstenhöfe und Edelsitze. Die höfischen Kreise fanden Genuß und Ergötzung in Neidharts Poesie, sowohl in den Sommer- als in den Winterliedern. Die adelige Gesellschaft erheiterte sich — müde der sentimentalen Minnepoesie — an den fröhlichen Reimen und besonders an den köstlichen Tänzen, in welchen die Bauern so vortrefflich und lebensvoll vom aristokratischen Standpunkte aus geschildert wurden."[1])

Ein ernster Dichter war Bruder Wernher, dessen Sprüche in Form und Inhalt an Walter erinnern. Er scheint ein Oberösterreicher gewesen zu sein. Aus einem alten bayrischen, im Lungau und in Kärnten ansässigen Geschlechte stammt Tannhauser, einer der vielseitigsten Poeten. Er dichtete „Preisleiche" auf seine Gönner und Tanzlieder. Seine Lieder zeigen, daß er ein vielgereister Mann war. Die Minne, die er besingt, ist die „niedere", und so mag es einen guten Grund gehabt haben, wenn er sich in einem seiner Lieder als reuigen Büßer einführt, was dann zur Entstehung der Tannhäusersage Anlaß gab. Die wehmütige Klage, die er seinem Gönner Herzog Friedrich II. in das Grab nachrief, könnte man als des höfischen Minnegesanges Scheidegruß aus Österreich ansehen. Immer gewalttätiger wurden die Zeiten, immer roher der Gesang, immer häufiger die Klagen über das Dahinschwinden von Zucht und Ehre. Man vergleiche nur die Dichtungen von Kelin, Steinmar und Johannes Hadlaub, die auch eine Zeitlang in Österreich lebten.

In Tirol dichteten Leutolt von Seben, Walter von Metz, Rubin, der Burggraf Konrad von Lienz, in Steiermark Rudolf von Stadeck, ein Ritter von Scharfenberg, der von Neidhart stark beeinflußt wurde, ein Herr von Sannek und Herrand von Wildon, der nebst einigen lyrischen Gedichten vier poetische Erzählungen verfaßte. Die Wildonier waren eines der hervorragendsten Adelsgeschlechter in Steiermark und standen in Familienverbindung mit den Liechtensteinern. Ulrichs von Liechtenstein Sohn Otto war mit der Wildonierin Agnes, Herrand von Wildon mit Ulrichs Tochter Perchta vermählt.

Ulrich von Liechtenstein hat wie der Wildonier eine Rolle in der Geschichte seiner Zeit gespielt.[2]) Er hielt zu jener Partei, die sich Přemysl Ottokar von Böhmen auch zum Landesherrn von Steiermark wünschte. Aber nachher wurde ein Teil des steirischen Adels des strammen Regimentes des Böhmenkönigs müde und es entstand eine

[1]) Schönbach, Walter. S. 135 f.
[2]) Schönbach in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. XVIII.

Verschwörung. Die Beschuldigten wurden 1268 in Haft genommen und erst freigelassen, als sie ihre Burgen herausgaben. Ulrich von Liechtenstein mußte Murau, Liechtenstein und die Frauenburg ausliefern.

Die Zustände seines Vaterlandes berührt der Liechtensteiner in seinen Dichtungen nicht, deren er zwei verfaßt hat: den Frauendienst und das Frauenbuch. Der Frauendienst ist eine Art Selbstbiographie. In naiver Weise hielt er an dem Rittertum der Glanzzeit fest, aber es sind nur die Äußerlichkeiten, die er erfaßte und in seinem Leben verwirklichte. Weil es so Sitte war, wählte er schon als Knabe eine Herrin, der er unermüdlich diente; ihr zuliebe beging er später arge Tollheiten. So unternahm er, als Frau Venus verkleidet, eine Fahrt von Mestre bei Venedig durch die Alpengebiete bis an die Grenze Mährens. Er zog über Tarvis nach Villach, Judenburg, Leoben, über den Semmering nach Wien und weiter nordwärts. Die Ritter waren aufgefordert worden, mit ihm einen Strauß zu bestehen, sie eilten allerorten herbei, mit ihm zu turnieren, und erhielten, wenn sie Sieger blieben, einen Goldring. So verteilte er 271 Ringe auf dieser romantischen Fahrt. Die Huld seiner Herrin erwarb er nicht, er erntete im Gegenteil nur Hohn und Spott. Zwölf Jahre später unternahm er einer anderen Dame zuliebe eine zweite Fahrt, diesmal als König Artus verkleidet.

Später schrieb er das Frauenbuch, das eine einzige Klage über den Verfall des höfischen Lebens ist. Was wir da hören, stellt ein ganz anderes Verhältnis zwischen Ritter und Dame dar, als jenes ist, das uns etwa aus den Liedern Walters entgegentritt. Der Ritter in Ulrichs Buche schiebt die Ursache des Verfalles den Damen zu; sie grüßen die Ritter nicht mehr, gönnen ihnen nicht mehr freundliche Blicke, antworten nicht auf ihre höfischen Reden und sitzen da wie schön gemalte Bilder. Wenn sie einen Ritter wählen, so sehen sie wohl darauf, ob er viele Geschenke zu geben habe. Aber den Rittern ist der Wein und das Spiel lieber als die Frauen; sie verstehen es nicht, das Geheimnis glücklicher Liebe zu bewahren; beim Zechgelage prahlen sie mit ihren Erfolgen. Jagen und Essen und Trinken füllen des Ritters Tageszeit aus. Früh zieht er mit den Hunden auf die Jagd, abends kehrt er müde heim, spielt, ißt und trinkt, ohne sich um seine Frau, die sich freundlich um ihn bemüht, zu kümmern.

Ulrich, der den besten Minnesängern beigezählt werden kann, starb im Jahre 1275, also noch bevor in Steiermark die gewaltige Änderung der politischen Verhältnisse eintrat. Sein Grabmal ist in der Kirche St. Jakob am Frauenberge, nächst der Frauenburg, die sein

liebſter Aufenthalt war. Die Grabſchrift, die der Stein trägt, lautet: „Hier liegt Ulrich, dieſes Hauſes rechter Erbe."

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts dichtete ein Domherr in Aquileja namens Thomaſin von Zirkläre den „Welſchen Gaſt", ein Lehrgedicht, das für die Kenntnis der damaligen Zuſtände von nicht geringer Bedeutung iſt. Beachtenswert iſt gewiß, daß auch Thomaſin ſchon Anlaß hat, dem Ritterſtande ein ſchlechtes Zeugnis auszuſtellen. Vielfach ſündigen die Ritter gegen feinen Anſtand und ritterliche Sitte. Tobend und prahlend verlangen ſie Wein, aber zuletzt mangelt es ihnen an Geld und ſie müſſen die Mäntel als Pfand zurücklaſſen. Andere verlegen ſich auf den Wucher. Tag und Nacht denken ſie auf Gewinn, fortwährend ſinnen ſie darauf, wie ſie dem einen eine Hufe, dem anderen einen Acker abgewinnen können.

Ähnliche Klagen leſen wir in verſchiedenen Dichtungen des Stricker, eines überaus fruchtbaren Dichters. Seine kleineren Erzählungen, Schwänke und Beiſpiele ſind wohl gelungen; ſein bedeutendſtes Werk iſt aber „Der Pfaffe Amis", eine Sammlung von Schwänken, die mit dem Pfaffen Amis, deſſen Heimat nach England verlegt wird, in Verbindung gebracht werden. Dieſer Prieſter erregt infolge ſeines Aufwandes den Neid ſeines Biſchofs, der ihn mit dem Verluſte ſeiner Pfründe bedroht. Amis verlangt, aus den für ſein Amt erforderlichen Kenntniſſen eine Prüfung ablegen zu dürfen, und verſteht es, auf die verfänglichen Fragen des Biſchofs ſo geſchickt zu antworten, daß der ärgerliche Biſchof ihm zuletzt die Aufgabe ſtellt, einen Eſel leſen zu lehren. Nach dem Tode des Biſchofs unterläßt Amis den weiteren Unterricht; ſeine Vermögensverhältniſſe verſchlimmern ſich und er zieht in die Welt, um neues Gut zu erwerben. Dies gelingt ihm durch zahlreiche Betrügereien. Durch Liſt gewinnt er reiche Opfergaben; er betört zu Paris den König und ſeinen Hof, in Lothringen den Herzog, anderwärts einen Propſt, Ritter, Bauern, in Konſtantinopel einen Kaufmann und einen Juwelenhändler. Zuletzt begibt ſich Amis mit dem erworbenen Gute in ein Kloſter, wo er zum Abte gewählt wird und gottesfürchtig ſtirbt.

Das rein ſchwankhafte Element waltet vor in den Erzählungen: „Das Bloch", „Scheidung und Sühne", „Der begrabene Ehemann" u. a. Andere führen hinüber zu den entſchieden didaktiſchen „Beiſpielen", in denen die breitgehaltene Lehre das epiſche Element ganz überwuchert. Die eigentliche didaktiſche Richtung iſt vertreten durch die „Klage", „Die Frauenehre" u. a. Der Dichter beklagt die Abnahme der Freude und ritterlichen Tugend am Hofe, die ungetreuen Ratgeber der Fürſten,

die ungerechten Richter, die Zwietracht der Laien und Pfaffen, die Mißachtung der Frauen, den Verfall der höfischen Sitte und Minne. Zucht und Anstand sind, wie wir bei ihm hören, ganz aus dem Verkehre der Männer und Frauen verschwunden: die „Staete", die Treue, besteht nicht mehr. Während früher der Ritter sich lange Zeit, ohne zu ermüden, um die Gunst seiner Dame bemühte, verläßt er sie heute, wenn sie nicht sofort bei der ersten Bewerbung seinen Wünschen nachkommt; erfährt er aber die Gunst der Dame, so vergilt er dies mit übler Nachrede. Aber auch die Frauen handeln schlecht: sie vergessen den einen, sobald er ihnen aus den Augen verschwunden ist, und hängen sich an einen anderen.

Besonders erwähnt sei die Märe von den Gäuhühnern. Sie handeln von dem Verhältnisse der Bauern zu dem Adel, von den Kämpfen, die sich vielfach in Österreich zwischen diesen Ständen abspielten, wenn Adelige Burgen errichteten, um die Bauern zur Zinspflichtigkeit zu zwingen. Die Adeligen, erzählt Stricker, bauen Burgen im Gäu in der Absicht, die Bauern zu unterdrücken; sie meinen, daß diese sich gutwillig dem Joche fügen werden. Aber die Bauern, die Gäuhühner, wollen das Joch nicht auf sich nehmen, sie wenden sich an den Landesfürsten, der die Burgen zerstören läßt, oder sie gebrauchen Selbsthilfe und rächen sich selbst an den Unterdrückern, wie es dem Herrn von Kirchelingen (Kierling bei Klosterneuburg) geschehen ist. Übrigens, sagt der Dichter, gibt es in Österreich mehr solche Burgen, die „das Gäu gebrochen hat".

Das Selbstbewußtsein des Bauernstandes in Österreich, das uns aus diesem Gedichte entgegentritt und das wir übrigens schon aus Neidharts Liedern kennen, zeigt sich auch in dem Gedichte Meier Helmbrecht des fahrenden Sängers Wernher Gärtner. Diese Geschichte spielt im Innviertel. Der Sohn eines reichen Bauern, Meier Helmbrecht, verläßt die Heimat und tritt bei einem Raubritter in Dienst, in dem er zu einem verwegenen Gesellen wird. Er kehrt heim, wird gut aufgenommen, entzweit sich aber mit seinem Vater, der die höfische Sitte seiner Zeit lobt, während der Sohn den Sitten des jüngeren Geschlechtes das Wort redet. Der Junge erklärt, den Hof des Vaters von nun an nicht mehr gegen die Raubluft seiner Genossen schützen zu wollen, und verläßt das Vaterhaus mit seiner Schwester Gotelind, die ihrem Bruder gern folgt und dessen Freund Lemberslind ihre Hand reicht. Aber während die Gesellschaft der Raubgenossen beim Hochzeitsmahl sitzt, wird sie von den Schergen überfallen und alle erleiden die gebührende Strafe. Frische Darstellung, anschauliche Schilderungen,

wahre Zeichnung der Charaktere und volkstümlicher Humor zeichnen diese Erzählung aus.

Eine satirische Dichtung ist jene von der Wiener Meerfahrt, welche ein unbekannter Dichter aus Mitteldeutschland, der sich den „Freudeleeren" nennt, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verfaßt hat: eine heitere Geschichte, die anderwärts, vielleicht in Sizilien, entstand und dort von den Agrigentinern erzählt, jetzt aber auf die Wiener übertragen wurde. Der Inhalt ist dieser: Reiche Bürger sitzen zu Wien in einer Laube beim Weine beisammen. Als es Abend geworden, ist ihnen der Wein zu Kopfe gestiegen; da schlägt einer vor, eine Meerfahrt nach Ackers zu unternehmen. Die anderen sind einverstanden, Speise und Trank wird in Fülle herbeigeschafft. Zur Mitternachtszeit glauben sie schon auf dem Schiffe zu sitzen; sie empfinden das Wanken des Kieles, das Schaukeln der Wellen, das Toben des Sturmes. Sie jammern und flehen zu Gott um Rettung; da sieht einer einen Schlafenden abseits auf der Bank liegen, und in der Meinung, dies sei ein Toter, dessentwegen das Meer in solche Aufregung geraten sei, werfen sie ihn über Bord — durch das Fenster auf die Straße, daß er Arm und Bein bricht. Nun legt sich der Sturm und die Seefahrer stimmen einen Lobgesang an. Als es Morgen wird, glauben sie in Ackers zu sein und es dauert lange, ehe sie ihres Irrtums inne werden.

Ein interessantes Werk ist der Jüngling von Konrad von Haslau. Dieser Dichter mag ein Waffenmeister gewesen sein, dem die höfische Erziehung der Knappen anvertraut war. Sein Gedicht ist ein Edelknabenspiegel; der Dichter schildert anschaulich und ausführlich allerlei Fehler und Unarten, in welche die Jugend so leicht verfällt. Weit wichtiger noch sind die Satiren des Seifried Helbling, der in der Zeit Ottokars und der ersten Habsburgers zu Nußdorf bei Wien lebte.[1]) Auch seine Werke sind eine wichtige Quelle für die Kulturzustände jener Zeit. Meistens behandelt er Erscheinungen des politischen oder sozialen Lebens. Anfangs war er ein erbitterter Gegner des Königs Rudolf und seines Sohnes Albrecht; er war es mit vielen anderen Adeligen, die mit Unwillen die Einwanderung und Bevorzugung schwäbischer Geschlechter sahen. Er knüpft daran Betrachtungen über den wetterwendischen Sinn seiner österreichischen Landsleute. Zu Zeiten Herzog Friedrichs des Streitbaren, sagt er, hätten sie die Ungarn, später

[1]) Seemüller, Österr. Satire des 13. Jahrh. in Edlingers Österr. Rundschau. I, 656 ff. — Seemüller, Studien zum kleinen Lucidarius. 1883. — Der zweite Teil seiner Dichtungen führt den Namen „Lucidarius".

die Böhmen nachgeahmt; jetzt wieder gefalle das schwäbische Wesen. In Österreich könne man aller Länder Sitten finden: ein Wiener gehe einher wie ein Sachse, ein Neustädter wie ein Thüringer, ein Tullner wie ein Hesse. Später versöhnte er sich, wie viele andere, mit Albrechts Herrschaft, zumal als dieser den deutschen Königsthron bestiegen hatte. Große Sorgen bereitet dem Dichter der Stand der Ritter; er sieht ihn von dem Ministerialadel und von dem Bauernstande bedroht. Über diese beiden gießt er daher seinen Spott aus. Den Adel tadelt er wegen seiner niedrigen Gesinnung, seiner krämerhaften Ansichten und seines Geizes. Die Dienstmannen des Herzogs, so berichtet er, denken nur an Gewinn, sie suchen Mittel, den Milchreichtum ihrer Kühe zu mehren, sie sinnen darauf, den gekauften Wein mit Vorteil zu verhandeln; wenn sie ihre Ritter mit Pferden ausstatten sollen, geben sie ihnen nur einen kleinen Teil des Betrages, leisten sie dem Herzoge Heeresfolge, so befehlen sie ihren Leuten, sich nicht zu weit vorzuwagen, damit die Rosse nicht Schaden leiden. Auf ihren Burgen halten sie keinen Hofhalt mehr; an ihren Tischen ist es still, ihre Küche reicht wenig; sie sitzen ja selbst am Tische des Fürsten und leben auf dessen Kosten.

Nicht besser kommt der Bauernstand davon. Die Klagen, die der Dichter vorbringt, sind uns nicht mehr fremd. Der Sohn des reichen Bauern heiratet ein Ritterfräulein und bringt es mit seinem Gelde dahin, daß er selbst zum Ritter geschlagen wird. Das ist dem Dichter ein Greuel, denn diese Vermischung der Stände gereiche der alten Sitte zu großem Schaden. Herzog Leopolds Ständeordnung, meint er, sollte noch bestehen. „Damals trugen die Bauern Knüttel für die Hunde, nicht das Schwert oder die langen Schwertmesser; damals aßen sie Fleisch, Kraut, Gerstenmus, nicht Wildbret, an Fasttagen Linsen und Bohnen, nicht Fische in Öl. Damals trugen sie graue, an Feiertagen blaue Kleider von gutem, dichtem Loden. Eine andere Farbe war den Bauern nicht erlaubt. Heute kleidet sich die Bäuerin in grüne, braune, rote Genter Farben; der Bauer trägt Sporen und Venediger Handschuhe.“ [1])

Dieses Emporstreben der Bauern fordert des Dichters Spott heraus; wenn er aber merkt, daß diesem Stande unrecht geschieht, so leiht er ihm seinen Beistand. Wie ein Kapitel aus dem Romane Simplizissimus liest sich die ergreifende Schilderung des Unglückes, das zur Fehdezeit über den Bauern hereinbricht. Auch über die Spielleute, die nicht mehr sind, was sie waren, die Genossen der Raubritter werden und die Poesie

[1]) Staren Beiträge z. Gesch. d. Kultur Österreichs ꝛc. Progr. d. OG. Kaaden. 1895, 96.

entwürdigen, hat er viel zu klagen, nicht minder über die schlechten Geistlichen.

Jansen Enikel, der sich einen echten Wiener nennt und in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte, ist der erste, der in Österreich geschichtliche Ereignisse in Reime gebracht hat. Sonst weiß man von seinem Leben nichts. Es ist jetzt erwiesen, daß er dem Bürgerstande angehörte. Er verfaßte zuerst eine Weltchronik, dann das Fürstenbuch von Österreich. Es ist nicht durchaus wirkliche Geschichte, was wir in diesem Büchlein finden, ja diese tritt hinter den Sagen, Märchen, Anekdoten und Schwänken weit zurück. Ist doch sogar die Geschichte des letzten Babenbergers, mit dessen Tode die Chronik schließt, sagenhaft genug. Der erste christliche Herrscher in Österreich ist nach ihm Albrecht, der Vater Ernsts.

Weitaus wichtiger ist Ottokars Reimchronik. Auch von der Persönlichkeit dieses Dichters weiß man sehr wenig. Die Gegend von Murau und Liechtenstein in Obersteier war seine Heimat; er wird um 1265 das Licht der Welt erblickt haben. Von ritterlicher Abstammung, mag er als fahrender Sänger die Welt kennen gelernt haben, dann trat er in die Dienste Ottos von Liechtenstein, des Sohnes des Minnesängers. Im Murtale hat er die meisten seiner Verse gedichtet. Bemerkenswert ist, daß auch er eine Weltchronik verfaßt hat. Von seiner Reimchronik läßt sich behaupten, daß in keinem anderen mittelalterlichen Buche über einen verhältnismäßig kleinen Zeitraum so genaue und anschauliche Schilderungen der Ereignisse in aller Herren Länder sich finden. Österreichisches herrscht zwar vor, doch ist das Fremde und Allgemeine nicht selten ebenso umständlich erzählt wie das Einheimische. Aber der Verfasser drückt, wie Huber sagt, das Drama der Weltgeschichte in die Sphäre des bürgerlichen Schauspieles herab. Rein menschliche Gefühle, die Treue zum angestammten Herrscherhause und nebenbei noch die Liebe zum Geld bestimmen den Gang der Ereignisse. Nicht Kaiser und Papst und die übrigen Großmächte, sondern die Landherren von Österreich und Steiermark entscheiden alles.[1])

Ein genauer Kenner der Reimchronik und der Zeit, von der sie handelt, hat bewiesen[2]), daß der Dichter nach der Ankunft der Habsburger in Österreich sein Werk begonnen und bis zum Jahre 1291 fortgeführt habe. In diesem Teile ist Ottokar mit dem ersten habsburgischen Herzog Albrecht ganz zufrieden. Er schildert ihn als das Muster aller Tugenden. Nachher behandelte er nur einzelne zeit-

[1]) Die steir. Reimchronik und das österr. Interregnum. Mitt. d. Instit. IV, 5.

[2]) Lorenz, Geschichtsquellen. I, S. 202 ff. Dazu Krones in d. Allgem. d. Biographie, 24.

genössische Ereignisse, wie ihm gerade der Stoff zukam, also auch ohne Zusammenhang. Dann aber fügte er aus diesen Gelegenheitsarbeiten und neuen Stücken die Geschichte des letzten Jahrzehntes des 13. und des ersten des 14. Jahrhunderts zu einem Ganzen zusammen und schloß mit dem Jahre 1309. In diesem zweiten Teile ist seine Gesinnung dem Herzoge und Könige Albrecht gegenüber anders; er schildert ihn jetzt als einen Tyrannen, und es hat lange gedauert, ehe man sich von dieser Anschauung losmachen konnte; denn Ottokars Chronik hat bis in die neue Zeit große Beachtung und allgemeine Glaubwürdigkeit gefunden. Für die Ereignisse in fremden Ländern wird man ihn aber nicht als Quelle ansehen können. In heimischen Verhältnissen ist er in der Regel gut unterrichtet, doch muß man auch hier seine Nachrichten mit denen anderer oder mit Urkunden zusammenhalten, um das Richtige zu treffen.

11. Baukunst, Malerei, Skulptur

Sobald das Christentum in den Alpenländern Wurzel gefaßt hatte, wurden auch Gotteshäuser errichtet, die größtenteils aus Holz bestanden. Erst als im 11. Jahrhundert der Investiturstreit die Gemüter mächtig erregte und das religiöse Leben weckte und förderte, entstanden allenthalben würdige, steinerne Kultusstätten. Ein direktes Zeugnis dafür haben wir aus der Diözese Passau. Von dem Bischofe Altmann (1071—1091), dem eifrigen Parteigänger Gregors VII., wird berichtet, daß er bei seiner Erhebung auf den Bischofsstuhl in seiner Diözese fast nur hölzerne, schmucklose Kirchen angetroffen habe. Zu seiner Zeit noch änderte sich dies: bald luden steinerne Bauten, mit Bildern und den notwendigen Büchern versehen, die Gläubigen zum Gebete ein.

Von zwei kirchlichen Mittelpunkten ging das neue Kunstleben aus: von Aquileja und von Salzburg. Letzteres gewann in kurzer Zeit einen weitaus größeren Einfluß als ersteres. Salzburg brachte die erste Kunstphase der germanischen Völker in den Alpenländern zur Geltung, den romanischen Baustil. Gotteshäuser und Burgen wurden in den Formen dieses Stiles errichtet.

Lange Zeit stand das Erzbistum in lebhaften Beziehungen zu Sachsen und daher erhielten die Kirchen der Erzdiözese auch die Eigentümlichkeiten der sächsischen Bauten: das Querschiff ragt nicht oder nur wenig über die Wände der Seitenschiffe vor, alle drei Schiffe schließen an der Ostseite mit Apsiden, die Westseite hat durch zwei das

Portal flankierende Türme eine symmetrische Fassade, und im Inneren folgen sich immer ein Pfeiler und zwei Säulen. Düster und streng sind die ältesten Bauten; doch nach kurzer Zeit zeigen die österreichischen Bauten einen bildnerischen Schmuck, der eine seltene Beweglichkeit der Phantasie verrät. Zunächst wandten die Baumeister den Portalen ihre Sorgfalt zu.

Alle Alpenländer waren einst reich an romanischen Bauwerken, doch viele sind im Laufe der Zeiten zugrunde gegangen und an ihrer Stelle erhoben sich Bauten, die einem anderen Stile angehören. Mitunter hat der Baumeister einzelne Teile des alten Baues bei dem neuen verwendet und uns dadurch die Gewißheit gegeben, daß ein romanischer Bau zuerst auf dem Platze gestanden war. Restaurationen wurden im Mittelalter wohl nie im Geiste des zu restaurierenden Werkes, sondern im Geiste der Zeit ausgeführt. Daher kommt es, daß wir Kirchen haben, an denen alle Stilarten zu erkennen sind.

In der Stadt Salzburg ist die Baukunst in allen Jahrhunderten tätig gewesen.[1])

Das Benediktinerinnenkloster Nonnberg wurde von dem heil. Rupert gegründet; seine Schwester, die heil. Ehrentrud, war die erste Äbtissin dieser Abtei. Im 11. Jahrhundert wurde das ganze Kloster allmählich umgebaut. Davon ist noch der Kreuzgang erhalten, ein düsterer Bau von schweren, massigen Formen, die älteste derartige Anlage in Deutschland. Der Gang wird auch auf der Innenseite von Mauern eingeschlossen, die hoch angebrachten kleinen, rundbogigen Fenster gestatten keinen Blick ins Freie. Das Brunnenhaus fehlt.

Die Kirche des Klosters St. Peter war eine Gründung des heil. Rupert. Nach dem Brande von 1127 wurde ein Neubau aufgeführt, an dem alle Jahrhunderte Umgestaltungen vorgenommen haben; doch ist der alte Bau im Grundrisse und Aufbau größtenteils noch erhalten. Aus der Menge der Zubauten und Umänderungen tritt der „alte Bau wie eine Schattengestalt mächtig hervor und kein Beschauer, der in das Innere der Kirche eingeht oder auch nur einige der alten Kirchen näher kennen zu lernen Gelegenheit gefunden hat, wird die Form der alten Basilika verkennen, wie sie mit den Säulenreihen, dem hohen Mittelschiffe, den niederen Abseiten, dem nur schwach ausladenden Querschiffe und dem erhöhten Chorraume den erstaunten Blicken sich darstellt".

[1]) Strzygowski, Die deutsch-romanische Kunst. In „Kunsthistorische Charakterbilder aus Österreich-Ungarn". Wien 1893. — Mertens, Salzburg und seine Baukunst. Försters Bauzeitung. 1846. — Heider im Jahrbuch der Zentralkommission. II, 3 ff. — Steinhauser in den Mitt. für Landesk. von Salzburg. 1883.

Die älteren Stiftskirchen in Oberösterreich, wie Mondsee, Lambach, Baumgartenberg, Gleink waren im romanischen Stil erbaut, sind aber umgestaltet worden. Die ältesten Kirchen in Niederösterreich[1]) sind die von Wildungsmauer und Maiersdorf bei Wiener-Neustadt; die letztere stammt aus dem 11. Jahrhundert und scheint aus den Resten eines römischen Kastells erbaut zu sein.

Aus der Glanzzeit des Romanismus stammt die großartige Stiftskirche der Zisterzienserabtei Heiligenkreuz, die erste dieses Ordens in Österreich, die schon 1187 vollendet war und deren Chor nachmals gotisch umgebaut wurde. Der schöne Kreuzgang des Stiftes gehört der Zeit des Übergangsstiles an (um 1215). Eben dieser Zeit entstammt die stattliche Zisterzienserkirche von Lilienfeld.[2]) Das Mittelschiff ist über die Abseiten bedeutend erhöht und von diesen auf jeder Seite durch sechs starke Pfeiler getrennt. In der Konstruktion ist allenthalben der Spitzbogen angewendet, nur die Details zeigen romanische Gliederung und Ornamentik. Der Chor ist fünfseitig abgeschlossen und ruht auf viereckigen Pfeilern, die durch Rundbogen verbunden sind. Um den Chor ist ein Umgang gelegt, der durch zwei größere und elf schlankere achteckige Pfeiler in zwei Umgänge, einen inneren und einen äußeren, zerfällt. Der Wald von schlanken Pfeilern gibt dem Chor ein reiches, belebtes Aussehen. Überhaupt übt das Innere der Kirche einen überraschenden, mächtigen Eindruck aus. „Die hohen, das Auge in herrlichen, perspektivischen Linien fortleitenden Gewölbe, die schöne Gliederung der Pfeiler, das reiche Leben und Wechselspiel der Formen, das überall herrscht, bringen eine treffliche, harmonische Wirkung hervor."

An die südliche Langseite der Kirche ist der Kreuzgang angebaut, eines der glänzendsten Beispiele klösterlicher Prachtarchitektur. Er ist ein fast quadratischer, offener Bogengang und hat Ähnlichkeit mit den Kreuzgängen von Heiligenkreuz und Zwettl, ist aber viel reicher als diese und macht mit seinen 400 Säulchen, deren Schäfte aus rotem Marmor sind, einen herrlichen Eindruck.

Neben dem Kreuzgange von Heiligenkreuz und Lilienfeld sind auch die von Zwettl und Klosterneuburg zu erwähnen. An der Außenseite der Klosterneuburger Kirche läßt sich noch die ursprüngliche Anlage im romanischen Stil erkennen. Der Kreuzgang, entstanden im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, ist ein herrliches Werk aus der

[1]) Lind, Studien über die kirchlichen Baudenkmale roman. und got. Stiles in N.-Ö. Beiträge und Mitteil. des Altertumsvereines in Wien. XXIV (1887).

[2]) Sacken im Jahrbuch der Zentralkommission. II, 109 ff.

Zeit des Überganges des romanischen in den gotischen Stil, ausgezeichnet durch lebendige Gliederung und ungewöhnlich reiche Ornamentik. Jede Seite des Kreuzganges enthielt einst zehn Fenster gegen den Klosterhof hinaus, davon hatten 14 Glasgemälde, von denen noch bedeutende Reste erhalten sind. Sie stellen meist biblische Personen dar. Ein Fenster enthielt im Maßwerk das Bildnis des Markgrafen Leopold des Heiligen in halber Figur. Auch ein Bild des ersten Herzogs Heinrich Jasomirgott ist vorhanden; er hält in der Rechten das Schwert, in der Linken das Modell des von ihm gegründeten Schottenklosters. Der Kunstwert dieser Bilder ist bedeutend. Die Färbung ist kräftig, die Gruppierung gelungen, der Ausdruck im Antlitze scharf charakterisiert. Jedes Bild besteht aus so vielen Stücken gefärbten Glases, als es verschiedene Farben enthält, und eine bunte Bleieinfassung bewirkt deren feste Verbindung. Der Name des Künstlers ist unbekannt. Man meint, daß die Pröpste Pabo, Hadmar und Stephan (1279—1335) ihr Stift mit diesen Gemälden schmücken ließen.

Romanisch sind ferner die Kirchen in dem Dorfe Schöngrabern, die Stiftskirche in St. Pölten, die Pfarrkirche in Petronell, die Kollegiatkirche zu Ardagger, die Frauenkirche in Wiener-Neustadt, die Michaelerkirche und ein Teil der Stephanskirche in Wien, nämlich die Westfassade mit dem herrlichen Portale.

Das bedeutendste Werk des Romanismus in Steiermark ist der Dom zu Seckau in der Nähe von Knittelfeld. Er war eine dreischiffige, ursprünglich flachgedeckte Basilika von sehr ernstem Charakter und der einfachsten Anlage. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden die Schiffe mit Gewölben versehen. Ursprünglich romanisch waren auch die Domkirche in Marburg, die Pfarrkirche in Pettau u. a.

Der Dom zu Gurk in Kärnten, der aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammt, hat sich bis heute in seiner Ursprünglichkeit erhalten. Der Bauplan war dem von Seckau ähnlich. Das Langhaus war dreischiffig, an der Westseite stehen zwei Türme, die durch eine Vorhalle verbunden sind. In der Innenseite der Vorhalle befindet sich das prachtvolle, in sieben Absätzen gegliederte Portal und dahinter ein kurzer Zubau, der sich mittels dreier Bogen gegen das Mittelschiff öffnet. Jedes der drei Schiffe schließt mit einer Apsis. Das Querschiff, das jedoch aus den Seitenmauern nicht hervortritt, war mit Emporen versehen, die als Herrenchor dienten und später entfernt wurden, worauf man beiderseits Spitzbogen spannte. Der Raum unterhalb des Presbyteriums, des Querschiffes und der mittleren Apsis ist zu einer Gruftkirche verwendet, die mit ihren hundert Marmorsäulen einzig dasteht.

Der Bau wurde unter Bischof Roman von Gurk (1132—1167) mit der Krypta begonnen, welche 1174 die Gebeine der heil. Hemma aufnahm. Erst 1220 war der Dom vollendet. Während des Baues, den weltliche Künstler leiteten, änderte man den Plan und baute in einfacher, billiger Weise weiter.[1])

Ein romanischer Bau aus dem 13. Jahrhundert ist die Stiftskirche von St. Paul, die 1264 geweiht wurde. Im 15. Jahrhundert wurde die flache Decke durch ein Netzgewölbe ersetzt. Das Querschiff springt vor. Auch die Stiftskirche zu Millstatt gehört der romanischen Zeit an. An die Südseite dieser Kirche schließt sich der Kreuzgang an, der einzige aus romanischer Zeit in Kärnten. Am Portale, an verschiedenen Wandteilen und Kapitälen sind phantastische Tiergestalten angebracht, Basilisken, Phönixe, Greifen und Löwen mit Menschenhäuptern zwischen den Krallen. Durch diese Gebilde, die auf den Physiologus, die Psalmen, die Propheten und die Apokalypse zurückgehen, wird der Kampf zwischen dem Reiche Gottes und dem des Teufels dargestellt. Die gekrönte Frau am Portale, die einen Stab in den Rachen des Drachen hält, der sich zu ihren Füßen krümmt, bedeutet die Kirche, welche die Pforten der Hölle überwältigt. Gebundene Gestalten und koboldartige Gebilde, die sich unter der Last der Säulen, die sie tragen müssen, beugen, symbolisieren das gefesselte Böse. Als Vorbild für diese phantastische Symbolik dienten die Krypta des Domes zu Freising und die Kirche St. Jakob in Regensburg.[2])

Der größte romanische Bau in Tirol ist der Dom in Trient. Diese Stadt, an der Grenze der deutschen und romanischen Sprache gelegen, wandte sich später gern italienischen Bauformen zu, die hier heimisch wurden. Der im 11. Jahrhundert erbaute Dom wurde im 13. Jahrhundert unter dem Bischofe Friedrich von Wangen gründlich umgestaltet, als in Tirol noch die romanische Bauart üblich war, und dieser Bau ist der Hauptsache nach noch erhalten. Der Dom zu Brixen ist jetzt ein Renaissancebau aus dem 18. Jahrhundert; von der alten Kirche, die im 12. Jahrhundert erbaut wurde, sind noch Teile vorhanden, unter anderen der Kreuzgang. Ein frühromanisches Werk des 11. Jahrhunderts ist die Johanneskapelle, deren Innenwände später mit Fresken geschmückt wurden, die man im Jahre 1881 wieder aufgedeckt hat. Diese zahlreichen Bilder sind von hohem Werte und zeugen von der frühen Blüte der Kunst und der Verbreitung italienischer Mal-

[1]) Schnerich, Der Dom von Gurk. Mitt. d. Zentralkommiss. N. F. 1890. — F. Hann, Die romanische Kirchenbaukunst in Kärnten. Jahresb. des Gymnas. in Klagenfurt. 1894.

[2]) Hann, a. a. O. S. 15 f.

weise sowie von dem regen Kunstbetrieb in der Bischofsresidenz Brixen zur Zeit der Hohenstaufen.[1])

Manche Burgen zeigen in ihren Ruinen Überreste aus der romanischen Bauzeit, so die Zenoburg bei Meran, das Schloß Bruck, das bei Lienz den Eingang in das Iseltal bewacht, u. a. Die Anlage der Stadtmauer von Friesach in Kärnten geht auf das 12. Jahrhundert zurück; auf dem Petersberge daselbst stehen noch die Umfassungsmauern der Burg mit einer frühromanischen Kapelle, die mit Malereien geschmückt ist.

Man trifft in den österreichischen Ländern häufig Bauanlagen kleinerer Art, deren Haupträume wie die Nebenräume und Umfassungsmauern aus einem Zentrum konstruiert sind.[2]) Viele haben zwei Räume, der obere ist eine Kapelle, der untere eine Gruft zur Aufbewahrung der Totengebeine und wird auch Karner genannt. Solche Rundkapellen befinden sich unter anderen beim Kloster Neustift bei Brixen in Tirol, zu Petronell, Mödling, Deutsch-Altenburg, Hainburg, Tulln, Hartberg, St. Ruprecht bei Bruck a. d. M., St. Lambrecht.

Die Kunst, mit Stein zu bauen, wurde in Deutschland bis zum Ende des 10. Jahrhunderts von den Mönchen gepflegt, und es bestanden Klosterbauschulen, von denen die zu St. Gallen, St. Emmeram in Regensburg, zu Hirschau und Corvey die ältesten sind. In diese Schulen wurden dienende Laienbrüder und weltliche Arbeiter aufgenommen. Als das Christentum diesseits der Alpen fest begründet war, widmeten sich die Klostergeistlichen mehr und mehr ausschließlich geistlichen Zwecken und so ging das Bauwesen nach und nach auf die Laien über. Im 12. Jahrhundert wurden die mönchischen Baumeister schon selten; die selbständige Genossenschaft oder Gilde der Maurer nimmt nun ihren Anfang, ihre Blütezeit ist die Gotik.

Auch die anderen Künste, die Bildhauerei, die Malerei und der Erzguß wurden in romanischer Zeit vorzugsweise von Mönchen gepflegt. Die nüchterne Durchführung eines Bauwerkes genügte bald nicht mehr; man verlangte einen reicheren architektonischen Schmuck und polychrome Darstellungen aus dem Leben Jesu und der Heiligen an den Wänden, an denen sich die Betrachter erbauen und an die auch die Prediger anknüpfen konnten. In der Zeit, da die Zahl der Bücher gering und der Schulunterricht unbedeutend war, lasen unsere Vorfahren häufiger

[1]) Semper, Übersicht einer Kunstgeschichte Tirols. Deutsche Revue. 1893. — Dahlke, im Repertorium f. Kunstwissenschaft. VI. — Atz, in den Mitt. d. Zentralk. N. F. 8, LXXXVI. — Atz, Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg. 2. Aufl. Innsbruck 1909.

[2]) Kirchliche Zentralbauten. Kirchenschmuck. I. — Heider, Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten. Mitt. d. Zentralkommission. I.

als wir in den Bildwerken der Kirchen die Offenbarungen Gottes, die Geschichte der großen Heilstaten, die Leiden der Blutzeugen und die Taten der Heiligen Gottes. So sprachen die Malereien der Wände und Fenster eine allgemein verständliche Sprache. Zunächst wurde die Apsis bemalt; meist sieht man da einen thronenden Christus, von Engeln umgeben, und einzelne Apostelgestalten; an der gegenüberstehenden Portalwand war das jüngste Gericht dargestellt, meist ein figurenreiches Gemälde. Die Längswände des Schiffes erhielten Bilder aus dem Leben des Kirchenpatrons, die Passion oder Szenen der Genesis. Die Kreuzigung ist auch an der Außenseite der Kirche dargestellt; häufiger aber zeigt sich da weithin sichtbar die überlebensgroße Gestalt des heil. Christoph, der die Alpenbewohner vor Überschwemmung und Erdrutschen zu bewahren hatte. Gewiß waren in romanischer Zeit alle Wände der Kirchen bemalt.[1]) Später hat man viele dieser Gemälde übertüncht; in unseren Tagen sind manche wieder zum Vorschein gekommen.

Von den Gemälden in der Johanneskapelle zu Brixen war schon die Rede. Auch in der Katharinenkapelle zu Hocheppan sind interessante Wandmalereien aufgedeckt worden. Diese altersgraue Basilika wurde 1131 vom Bischof Altmann von Trient geweiht. An der Außenwand befindet sich ein Kreuzigungsbild. Über der Tür ist ein Jagdstück angebracht: ein Riesenhirsch, der fliehend den Kopf dem Reitertrupp und der Meute zuwendet. „So heftig bewegt", sagt Dahlke, „das kräftige Tier mit langgestreckten Füßen und hochgehobenem Geweih, so ruhig die schlanke Gestalt des ritterlichen Weidmannes in grüner Tunika auf reichgeschmücktem Roß. Unter dem flachen, mit Steinen besetzten Barett fällt braunes, wellig gerieseltes Haar an der Schläfe nieder, rotbrauner, krauser, geteilter Bart umzieht das Kinn und die gerade Nase mit feinen Flügeln entspricht dem langgezogenen Oval des jugendlichen Angesichtes, das weder in dem starren Blick der großen Augen noch in dem ernsten Zuge des scharfgeschnittenen Mundes Erregung oder Ungeduld erkennen läßt." [2])

Auch das Innere der Kirche zeigt eine Reihe von Bildern, die ohne Zweifel aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammen.

Wandmalereien weisen die Nischen der Klosterkirche auf dem Nonnberge in Salzburg auf. Aus dem 12. Jahrhundert stammen die Gemälde im Läuthause der Stiftskirche zu Lambach. Dargestellt sind

---

[1]) Die Wandmalereien in Tirol sind aufgezählt von Paul Clemen in d. Mitt. der Zentralkommission. 1889 (N. F. XV), S. 11, 82, 185, 237.

[2]) G. Dahlke, Romanische Wandmalereien in Tirol. Repertorium f. Kunstwissenschaft. V.

unter anderem drei Szenen aus dem Leben der heil. drei Könige: wie sie den Stern erblicken und beraten, die Gaben darbringen und im Schlafe von dem Engel gewarnt werden, zu Herodes zurückzukehren. Die drei Männer tragen aber nicht die Abzeichen der königlichen Würde, sondern erscheinen als Magier oder Weise, eine Auffassung, die auf älteren Bildern die gewöhnliche war. Auf den Bildern in Lambach stellen sie die drei Altersstufen dar: sie erscheinen als Greis, Mann und Jüngling, wodurch angedeutet werden soll, daß alle Menschen zur Anbetung berufen sind.[1])

Auch die kleine Jakobskirche zu Tramin in Südtirol, die Stiftskirche zu St. Pölten und der Dom zu Gurk weisen Wandgemälde auf. Die Bilder im Gurker Dom befinden sich im Nonnenchor und stellen dar die Verklärung Christi, den Einzug der heil. drei Könige, den Einzug Christi in Jerusalem, Maria mit dem Kinde. Im Kuppelgewölbe zeigt sich das himmlische Jerusalem. Die Zeichnung der Figuren verrät eine kunstgeübte Hand, die Farbengebung einen gebildeten Maler, die Auffassung einen denkenden Meister.

Die Miniaturmalerei, die Holz- und Elfenbeinschnitzerei, die Gold- und Eisenschmiedekunst fanden in den österreichischen Klöstern vielfache Pflege. Die Schätze der meisten Abteien können derartige Kunstwerke aufweisen.

Aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts stammt das im Stifte St. Peter in Salzburg befindliche Antiphonar, ein Kodex von 423 Pergamentblättern, reich mit Illustrationen ausgestattet, die teils Initialen, teils Bilder sind.[2])

Auch an den Reise- oder Tragaltären konnte sich die Kunst zeigen. Es war schon in den ältesten Zeiten Vorschrift, daß das Meßopfer nur auf konsekrierten Altären stattfinden dürfe. Für den Fall einer Reise oder einer Pilgerfahrt gestattete die Kirche den Gebrauch kleiner Tragaltäre, die man in künstlerischer Weise auszuführen sich bestrebte. Das Stift Melk besitzt zwei solche Altäre, von denen der eine aus dem 11., der andere aus dem 12. Jahrhundert stammt. Der erstere soll ein Geschenk der Markgräfin Swanhilde, der Gemahlin Ernsts des Tapfern, sein.

Ein berühmtes Emailwerk, vielleicht das bedeutendste des Mittelalters, ist der sogenannte Verduner Altar in Klosterneuburg, der von dem Meister Nikolaus aus Verdun im Jahre 1181 geschaffen wurde. Auf 51 vergoldeten Erztafeln sind Szenen des Alten und Neuen Testa-

[1]) Sacken in den Mitt. d. Zentralkommiss. 1869.
[2]) Janitschek, Gesch. der deutschen Malerei. S. 100 ff.

mentes eingraviert. „Die Zeichnungen", urteilt Lübke, „sind von hehrer Bedeutung; denn sie bekunden sowohl in der feierlichen Erhabenheit und dem oft großartigen Adel der Gestalten wie in dem Hervorbrechen eines dramatisch bewegten Lebens die freie Regsamkeit eines selbständig bedeutenden Künstlers."

Die Goldschmiedekunst stand noch in Diensten der Kirche, für welche sie Kelche, Kreuze, Räuchergefäße, Reliquienbehältnisse und Krummstäbe verfertigte. Die Formen und die Größe der Kelche waren je nach ihrer Verwendung verschieden. Es gab solche, die für den Gebrauch bei der Messe bestimmt waren, und solche, die zur Austeilung des Abendmahles dienten und daher größer waren (Speisekelche). Die Austeilung des Weines geschah mittels eines kleinen Saugrohres aus Gold, Silber oder Elfenbein. Es gab auch Reisekelche, klein und oft zum Zerlegen eingerichtet, sowie Sargkelche, die Bischöfen mit in das Grab gegeben wurden. Der älteste Kelch ist ohne Zweifel der Tassilokelch im Stifte Kremsmünster. Er trägt am Rande des Fußes den Vers: Tassilo dux fortis Liutpirc virga regalis, der bedeuten soll, daß der Kelch ein Geschenk des tapferen Bajuvarenfürsten Tassilo und seiner Gemahlin Liutberga sei, die königlichem Geschlechte entsprossen waren.[1]) Oberhalb des Spruches befinden sich vier Ringe und in denselben vier Rundmedaillons in aufgeschweißtem Silber, worauf die Brustbilder der vier größeren Propheten des Alten Bundes zu sehen sind. Auf der Kuppa befinden sich die Brustbilder der vier Evangelisten und des segnenden Heilandes. Der Kelch ist jedenfalls ein Produkt der frühkarolingischen Kunstepoche und von Tassilo dem Stifte geschenkt worden. Aus derselben Zeit stammen die Leuchter, die sich in demselben Stifte vorfinden. Das Fußgestell ist im Dreieck konstruiert und enthält auf der Oberfläche unter anderen Tiergestalten, die mit aufgesperrtem Rachen gegen das Licht gewendet sind und sich dadurch als die lichtscheuen Mächte der Finsternis erweisen. Die Leuchter sind aus Kupfer verfertigt und im Feuer stark vergoldet. Das Kloster Wilten in Tirol besitzt einen Kommunionkelch, der reich geschmückt ist und aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammt. Auch St. Peter in Salzburg hat Kelche aus romanischer Zeit.

Das obere Ende der Krummstäbe war anfangs nicht gebogen, sondern gerade und mit einer Kugel oder einem Kreuze versehen. Später bildete man den oberen Teil gekrümmt und schmückte ihn in verschiedener Art. An romanischen Krummstäben sind Drachen und Schlangen, das Lamm mit der Fahne oder eine Taube im Kampfe

[1]) Bock in den Mitt. d. Zentralkommiss. 1859.

mit einer Schlange angebracht. Solche Krummstäbe befinden sich in St. Peter und im Nonnenstifte Nonnberg in Salzburg, in Göttweih, Admont, Altenburg, Klosterneuburg, in der Pfarrkirche St. Wolfgang in Oberösterreich u. a. a. O.

Zum Behufe der Aufbewahrung der Reliquien, die im Mittelalter eine so große Verehrung fanden, wurden zahlreiche Gefäße geschaffen, die mitunter von bedeutendem Kunstwerte sind. Form und Größe dieser Reliquienschreine sind sehr verschieden; meist sind sie viereckige Kistchen oder sie haben die Gestalt eines Hauses, einer Kirche oder Kapelle. Dach und Wände waren häufig mit feingearbeiteten Schmelzwerken, die Giebelfelder mit Filigranarbeiten geschmückt. Verfertigt sind sie meist aus emailliertem Kupfer oder Holz. Aus gotischer Zeit sind ungleich mehr Meisterwerke dieser Art erhalten als aus romanischer.

Zur Aufbewahrung heiliger Sachen, wie des Chrisam u. a., wurden ebenfalls verschiedenartige Gefäße geschaffen. Man hat sogar solche in Gestalt einer Taube, die daher auch Kolumbarien hießen. Ein solches Gefäß, aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammend, befindet sich unter den Schätzen der Metropolitankirche zu Salzburg. Ein ähnliches besitzt das Stift Göttweih.

Im 12. Jahrhundert nahm das Schmiedehandwerk seinen Aufschwung, seine Blütezeit hatte es jedoch erst in der gotischen Zeit. Man legte über die Holztüren gern ein Netz ornamental behandelten Eisens, wie man an der Tür des Treppenhäuschens der Liebfrauenkirche in Wiener-Neustadt sehen kann. Oder die Bänder erscheinen als horizontale Schienen, welche die Bohlen zusammenhalten müssen. Ein schönes Beispiel dafür ist die Tür der ehemaligen Kirche zu Piesting in Niederösterreich. Auch Leuchter wurden aus Eisen geformt. Die Stiftskirche Heiligenkreuz besitzt noch vier schmiedeeiserne Leuchter aus der Ausgangszeit des Romanismus.

XIV. Die innere Entwicklung in den böhmischen Ländern

1. Gebiet

Die Grenzen Böhmens waren nicht zu allen Zeiten die, welche das Land jetzt hat. Die Rumburger, Reichenberger und Friedländer Gegend gehörte anfangs nicht zu Böhmen, dagegen bildete das jetzt niederösterreichische Gebiet von Weitra einen Bestandteil Böhmens. Dieses

Land, sagt Cosmas, „ist rings von Bergen umgeben, und es gewährt den Anblick, als ob ein ununterbrochener Gebirgswall es einschlösse. Wie hoch aber die Lage von Böhmen ist, ersieht man aus dem Umstande, daß kein auswärtiges Gewässer in das Land gelangt, während sämtliche Flüsse, groß und klein, den verschiedenen Bergen entquellen, von der Elbe als dem Hauptstrome aufgenommen werden und in das nördliche Meer abfließen."

Das Landgebiet an der oberen Eger, das sogenannte Egerland, war auch von Slawen besetzt. Unter den Nachfolgern Karls des Großen wurden Versuche gemacht, die Bewohner der Gebiete am Fichtelgebirge und an der Obereger, die zur Nordmark (Nordgau) und in kirchlicher Beziehung zur Diözese Regensburg gehörten, zum Christentum zu bekehren. Zur Zeit des Kaisers Heinrich II., der Böhmen bekämpfte, wurde das Gebiet an der Obereger von 1003 an von den Deutschen besetzt, kolonisiert und vollständig christianisiert. Wahrscheinlich wurde unter diesem Kaiser eine Befestigung an der Eger angelegt, der sogenannte schwarze Turm; daneben bestand wohl auch eine Burg, um die sich die Ortschaft Eger entwickelte, die im Jahre 1061 zum ersten Male erwähnt wird. Zur Zeit des Kaisers Heinrich IV. war Diepold von Giengen (zwischen Ulm und Nördlingen) Markgraf in der Nordmark, die jedoch an Umfang eingebüßt hatte und auch Mark Nabburg genannt wurde. Dessen Sohn Diepold II. erwarb das Gebiet von Vohburg (an der Donau östlich von Ingolstadt) und Cham (am Fuße des Böhmerwaldes), besaß Eigengüter auch in der Mark Nabburg und im Egergau, gründete 1132 das Zisterzienserkloster Waldsassen und starb 1146.[1])

Hierauf trennte Kaiser Konrad III. das Oberegergebiet von der Mark Nabburg und stellte es unmittelbar unter das Reich. „Mit Anfang des 12. Jahrhunderts stellt die Egerer Gegend bereits ein eigenes Gebiet dar, das urkundlich unter der Bezeichnung Regio Egere vorkommt. Zahlreiche Dorfschaften waren inzwischen an den waldigen Hängen des Landes entstanden, die schon in ihren Namen — meist Zusammensetzungen mit ‚reut' und ‚grün' — den Charakter deutscher Ansiedlungen erkennen lassen, während in der Ebene noch slawische Bevölkerung verblieb, bis sie nach und nach in den rüstig weiterstrebenden deutschen Elementen vollends aufging."[2]) Konrad III. wollte

[1]) H. Gradl, Monumenta Egrana (bis 1322). Eger 1886. — H. Gradl, Gesch. d. Egerlandes (bis 1437). Prag 1893. — Kürschner, Eger und Böhmen. Wien 1870. — Werhold, Zur wirtschaftlichen und staatsrechtlichen Entwicklung des Egerlandes. Mitt. d. V. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. 36, 37 (1898). — Drvoť, Ältere Gesch. d. deutsch. Reichsstadt Eger. Leipzig 1872.

[2]) Kürschner, S. 6.

das Egerland zu einem ſtaufiſchen Hausgute machen und gab es ſeinem Sohne Friedrich von Rothenburg; ſeinen Neffen Friedrich verheiratete er mit Adelheid, der Tochter des Markgrafen Diepold II. Dieſer Neffe wurde als Friedrich I. Barbaroſſa 1152 Kaiſer, ließ ſich von Adelheid ſcheiden und erbte nach dem kinderloſen Tode Friedrichs von Rothenburg das Egerland. In ſeiner Pfalzſtadt Eger erbaute ſich der Kaiſer an Stelle der alten Burg eine neue, die in ihren Trümmern noch erhalten iſt. Unter ſeinen Nachfolgern erſcheint das Gebiet von Eger als Provincia Egrensis, während im Volk ſich die Benennung Egerland einbürgerte; es ſtand unter einem kaiſerlichen Landrichter, neben dem ein eigener Richter in der Stadt vorkommt, die nach und nach die Rechte einer Reichsſtadt gewann.

Während des Interregnums nahm Přemyſl Ottokar II. das Egerland in Beſitz; er mußte es zwar 1276 dem Reiche zurückgeben, aber nach dem Tode Rudolfs von Habsburg 1291 kam es in die Gewalt König Wenzels von Böhmen, bis es 1305 Albrecht I. wieder ans Reich brachte.

Die Grenzen Böhmens waren durch dichte Wälder geſchützt, in denen Wild in ungeheuerer Menge und lange Zeit noch Raubtiere hauſten, Bären, Wölfe, Luchſe, wilde Ochſen u. a.[1]) Auswärtige nannten das ganze Mittelalter hindurch den ganzen Waldkranz, der Böhmen umgab, den Böhmerwald, am häufigſten allerdings den Teil, der heute noch dieſe Benennung führt[2]); auch Nordwald wurde dieſer Teil genannt, zunächſt von den bayriſchen Anſiedlern der Oſtmark. Alle dieſe Grenzwälder, die eine weit größere Ausdehnung hatten als jetzt, waren landesfürſtliches Eigentum; Teile derſelben wurden an Klöſter vergabt, die jedoch den Auftrag erhielten, darüber zu wachen, daß ſie nicht von Unberufenen gelichtet würden. Nur an wenig Punkten war der Eintritt in das Land durch die Tore oder Pforten des Landes (portae, ianuae terrae[3]) möglich; ſie lagen im Walde nahe der Grenze, und von ihnen aus dehnte ſich der Wald noch weit landeinwärts. Über die Einſattelungen des Gebirges führten Saumwege, Steige genannt, die in Kriegszeiten durch Verhaue unzugänglich gemacht wurden. Manche dieſer Steige waren enge Holzwege, auf denen die Reff- (Kraxen-)Träger ſowie die Saumtiere, eines hinter dem anderen und

[1]) Im 13. Jahrhundert wohnten dort ursi, apri, cervi, capreole, tragelaphi (Bockhirſche), bubali seu bisontes und der Elch, der ſlawiſch losi hieß. — Schönbach, Des Barthol. Anglicus Beſchreibung Deutſchlands (von 1240). Mitt. d. Inſtit. 27.

[2]) Loſerth, Der Grenzwald Böhmens. Mitt. d. V. f. Geſch. d. Deutſchen in Böhmen. XXI.

[3]) Porta id est exitus terrae. Lippert, Sozialgeſchichte. I, S. 68. — Schmidt, Handelswege und Handelszentren in Südböhmen. Progr. d. OR. Budweis 1901.

von wenigen Führern geleitet, die Moräste und grundlosen Niederungen überschritten. Meilenlang zogen sich solche Holzwege von Bayern und der Ostmark nach Böhmen hinein. An geeigneten Punkten wurden zur Sicherung der Wege auch Burgen oder Warten errichtet und an den Endpunkten entstanden wichtige Verkehrsplätze. Am bekanntesten war der goldene Steig, der Prachatitz über Wallern mit Passau verband, und auf dem von Passau her Salz eingeführt wurde. Der Güntherstein, so genannt nach dem Einsiedler Günther, der ihn anlegte, ging südöstlich von Taus nach Rinchnach in Bayern. Der Neumarker Weg, der wie der Tauser nach Cham und von da nach Regensburg führte, spielt in der Geschichte eine Rolle: in dieser Gegend erlitt Heinrich III. eine Schlappe durch Herzog Břetislav. Auch über Pfraunberg und über Tachau führten Wege nach Bayern und durch das Landestor bei Sandau (unweit von Königswart) kam man nach Eger und durch das Fichtelgebirge in die Maingegenden. Über das Erzgebirge führten mehrere Wege, auf denen Salz von Halle her nach Böhmen gebracht wurde. Von der Eger gelangte man über Graslitz nach Plauen, von Saaz und Postelberg an die Mulde und weiter an die Elbe; bei Brüx (Pons) führte dieser Weg über eine lange Knüppelbrücke im Bruchlande. Von der Elbe führte auch ein Weg über Dohna nach Kulm und dann zur Zollstätte Usti, d. h. Mündung (der Biela in die Elbe), die zur Stadt Aussig erwuchs. Der „polnische Steig" leitete durch den Paß von Nachod zwischen dem Heuscheuer- und Mensegebirge nach Glatz und dem damaligen Polen. Über Zwittau gelangte man nach Brünn; zwei Steige führten über den böhmisch-mährischen Höhenzug und trafen in Iglau zusammen; von Gratzen ging ein Steig nach Niederösterreich und von Hohenfurt ein anderer über Leonfelden nach Linz.

Alle an den Grenzwäldern wohnenden Leute hatten die Verpflichtung, Verhaue an den Grenzen vorzunehmen; die zur Bewachung und Verteidigung der Grenzen bestimmten Leute hießen Choden. Es waren ihnen Deputatgründe angewiesen, sie trieben aber wenig Feldbau, sondern vielmehr Weideviehzucht und lieferten Schmalz in die bayrischen Städte. Ihre Dörfer lagen um einzelne, zum Schutze der Grenze errichtete Wachen (stráže). In Kriegszeiten legten sie Verhaue an, im Frieden hatten sie den Scharwachendienst. Mit Hacken und Prügeln bewaffnet gingen sie längs der Grenze auf und ab und von diesem Hin- und Hergehen (choditi) nannte man sie Choden, was die Deutschen mit Fußgänger übersetzten. Da diese böhmischen Grenzer auf ihren Rundgängen große Hunde mit sich führten, hießen sie auch

Psohlavci, d. h. Hundsköpfe. Die ältesten Choden waren Tschechen und unfreie Leute; im 13. Jahrhundert wurden in der Gegend von Pfraunberg, Tachau und Elbogen auch Deutsche angesiedelt, so daß neben tschechischen auch deutsche Chodendörfer entstanden. Noch heute hat sich dieser Name in mehreren Ortsnamen und in dem Flußnamen Chodangel erhalten.[1])

Mähren umfaßte das obere und mittlere Marchgebiet mit Einschluß des Landes an der Oppa. Die Südgrenze reichte über die Thaya hinaus. Grenzpfade vermittelten den Übergang in die Nachbarländer; der Hauptweg nach Ungarn ging über Brod, wo eine Furt über die Oslawa führte. Mähren stand unter der Oberherrschaft der böhmischen Herzoge. Kaiser Friedrich Barbarossa trennte es 1182 von Böhmen und machte es zu einem unmittelbaren Lehen des deutschen Reiches; doch schon in den folgenden Kriegen und dann endgültig 1197 büßte es die Reichsunmittelbarkeit ein und wurde wieder ein Lehen Böhmens. Es wurde oft ganz oder in Teilen verschiedenen Mitgliedern des přemyslidischen Hauses übertragen und es bildeten sich vornehmlich zwei Teilfürstentümer mit den Hauptorten Brünn und Olmütz aus; durch neue Teilungen entstanden zeitweilig noch zwei Gebiete, deren Hauptorte Znaim und Lundenburg waren. Von 1197 an beherrschte Mähren Wladislav, Bruder des Königs Ottokar I. Ottokar verlieh das Land nach seines Bruders Tode seinem zweiten und nach dessen Ableben seinem dritten Sohne Přemysl. Als dieser 1239 starb, fiel Mähren an König Wenzel I., der es zuerst seinem älteren Sohne Wladislav und nach dessen Tode seinem zweiten Sohn Přemysl Ottokar übergab. Dieser vereinigte nachher Böhmen und Mähren in seiner Hand.

Das Gebiet von Troppau gehörte zum Olmützer Teilfürstentum.[2]) Ottokar II. wies die Einkünfte von Troppau seinem natürlichen Sohne Nikolaus an, der sich Herr von Troppau nannte. Nachdem er in der Schlacht bei Dürnkrut 1278 in ungarische Kriegsgefangenschaft geraten war, wurde die verwitwete Königin Kunigunde mit ihrem Wittum von 3000 Mark auf die Provinz Troppau angewiesen. Auf der Burg zu Gräz vermählte sie sich mit dem schönen und tapferen Zawisch von Falkenstein aus dem Hause der mächtigen Rosenberge. Als aber Nikolaus aus Ungarn zurückgekehrt war, vertrieb er, unterstützt von Bruno von Olmütz, die Königin aus dem Herzogtum Troppau

[1]) Helfert in den Mitt. der Geographischen Gesellschaft. XIII. — Pangerl, Die Choden zu Taus. Mitt. d. V. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. XIII. — Loserth, Die Choden von Pfraunberg. Das. XX.

[2]) Biermann, Geschichte der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf. Teschen 1874.

und nahm es in Beſitz. Seine Regierung bereitete die Loslöſung von Mähren vor: das Troppauer Land, in dem auch die Städte Freudental, Jägerndorf und Leobſchütz lagen, wurde im Jahre 1318 zu einem Lehen der Krone Böhmens erklärt.

2. Der Landesfürſt

Die Krone war erblich im Hauſe der Přemyſliden, doch ſo, daß der Älteſte des Hauſes ein Anrecht an ſie hatte. Daß dieſe Seniorats-erbfolge nicht erſt durch Břetislav I. feſtgeſetzt wurde, iſt ſchon geſagt worden; ſie beſtand übrigens auch bei anderen ſlawiſchen Völkern. Das Wahlrecht, das die Großen immer in Anſpruch nahmen, war demnach kein freies. In der Regel bezeichnete der regierende Landes-fürſt ſeinen Nachfolger; nach dem Tode des Fürſten erfolgte die Wahl. Die Inthroniſation wurde in einfacher Weiſe vollzogen. Der neue Fürſt wurde vor einen unbehauenen Felsblock (solium) geführt, der ſich in der Burg zu Prag befand. Dort vertauſchte er ſeine gewöhnlichen Kleider mit den fürſtlichen Gewändern, worauf er den Fürſtenſtuhl beſtieg und ſich dem Volke zeigte, das dreimal Kyrie eleison rief und damit ſeine Zuſtimmung zur Erhebung des Fürſten kundgab.[1]) Dann wurden Goldmünzen unter das Volk geworfen, was deswegen ge-ſchehen ſein ſoll, damit ſich das Volk nicht zu ſehr an den Fürſtenſtuhl herandränge.

Feierlicher war das Zeremoniell bei der Krönung der Könige. Den deutſchen Königen und Kaiſern ſtand das Recht der Beſtätigung und der Belehnung zu. Als König Lothar dem Sobieslav gegenüber behauptete, daß die Ernennung des Herzogs durch den deutſchen König der Huldigung in Böhmen vorausgehen müſſe, ließ ihm Sobieslav ſagen, daß die Wahl des Herzogs immer Sache der böhmiſchen Großen geweſen ſei und der deutſche König nur das Recht nachträglicher Be-ſtätigung habe.[2])

Die Senioratserbfolge ließ ſich nicht immer durchführen, da manche Herzoge ihre Söhne, auch wenn ſie nicht die älteſten des Hauſes waren, als Nachfolger zu haben wünſchten; ſo kam es zu häufigen Thron-kämpfen, die den Kaiſern als Lehensherren Anlaß boten, einzugreifen und ſelbſt Herzoge ein- und abzuſetzen.

---

[1]) Loſerth, Das angebliche Seniorialsgeſetz des Herzogs Břetislav. — Loſerth, Die Krönungs-ordnung der Könige von Böhmen. Archiv d. W. A. 54.

[2]) Monachus Sazaviensis (Cosmas Forts.) a. a. 1126 .... quod electio ducis Boemiae, sicut ab antecessoribus nostris accepimus, nunquam in Imperatoris, semper autem in Boemiae principum constitit arbitrio, in tua vero potestate electionis sola confirmatio.

Přemysl Ottokar I. gelang es, die böhmischen Großen zur Wahl seines Sohnes Wenzel I. zu bewegen, der von Friedrich II. auch die Belehnung erhielt. Da auch seine Nachfolger nur je einen einzigen Sohn hatten, so kam von selbst die Primogeniturerbfolge zur Geltung. Die Přemysliden, die nicht zur Regierung gelangten, erhielten Teilfürstentümer in Mähren.

Zu Deutschland stand Böhmen also im Verhältnisse der Vasallität. Seit der Besiegung Boleslavs I. durch Otto I. im Jahre 950 zahlte Böhmen Tribut und seine Herrscher besuchten die königlichen Hoftage und leisteten Heeresfolge. Kaiser Heinrich IV. verlieh 1086 dem Herzoge Wratislav II. den Königstitel — aber nur für seine Person — und befreite ihn wahrscheinlich auch von der Tributleistung. Auch Wladislav II. erlangte (1158) durch Friedrich I. Barbarossa den Königstitel. König Philipp erhob 1198 den Herzog Přemysl Ottokar I. zum erblichen König und setzte unter anderem auch fest, daß der von den böhmischen Großen Gewählte sich vom deutschen Könige mit Böhmen belehnen lassen müsse. Dies bestätigte Kaiser Friedrich II. durch die Urkunde vom 26. September 1212.

Vielleicht schon seit Heinrich IV. befanden sich die böhmischen Herrscher im Besitze des Schenkenamtes (Pincernats), sie nahmen daher an der Wahl der deutschen Könige teil und waren dann Mitglieder des Kurfürstenkollegiums. Zwar beseitigten die Kurfürsten 1273 vor der Wahl Rudolfs von Habsburg das Wahlrecht Böhmens dadurch, daß sie die siebente Kurstimme dem König Ottokar II. von Böhmen ab- und dem Herzoge von Bayern zusprachen, aber auf dem Reichstage zu Erfurt 1290 wurde die Kurwürde mit dem Schenkenamte wieder dem König von Böhmen zuerkannt.

Die Einkünfte des Landesfürsten[1]) bestanden zunächst aus den Erträgnissen der landesfürstlichen Güter, also der zu den Gauburgen gehörigen und von Meiern verwalteten Landgüter, aus den Grenzzöllen, die sehr hoch waren, den Mauten, den Marktgebühren, die von den zu Markt gebrachten Waren eingehoben wurden, aus der Waldgebühr, welche für die Benützung der Wälder gezahlt werden mußte, aus den Erträgnissen des Bergbaues und dem Münzregale, aus Strafgeldern und den konfiszierten Gütern verurteilter Personen, aus Heimfällen, den Zinsungen der Bürger und endlich aus den Steuern, die den Juden auferlegt wurden. Eine regelmäßige Steuer war der Friedenstribut (tributum pacis, mir), der aber wahrscheinlich nur von den unter königlichem Schutz lebenden Freisassen gezahlt wurde; daneben

[1]) Jireček, Das Recht in Böhmen und Mähren. II, 80.

wurde auch die Berna (steura, communis terrae collecta) gefordert, doch nur aus besonderen Anlässen, wie etwa, wenn der Landesfürst eine Tochter ausheiratete. Nähere Nachrichten über die Berna haben wir erst aus späterer Zeit.

3. Ältere soziale Entwicklung[1])

Die verschiedenen slawischen Stämme Böhmens und Mährens standen unter Stammesältesten, Woiwoden (Herzogen), die Anführer, Richter und Priester waren und deren Würde mit der Zeit erblich wurde. Alle Blutsverwandten bildeten eine Sippe, die einen Ältesten (Staroſten) als ihren Vertreter anerkannte. Das Gebiet der einzelnen Stämme war der Gau (Župen); mehrere Stämme vereinigten sich zu einem Volke. Das Gebiet eines Volkes zerfiel daher in Gaue (Župen), über welche die Fürsten Župane als Beamte setzten. Alle Slawen waren frei, doch gab es schon in den ältesten Zeiten Hörige und Leibeigene, meist Kriegsgefangene. Nach und nach vereinigten sich mehrere Völker Böhmens zu einem größeren Ganzen, und um die Mitte des 10. Jahrhunderts waren alle Stämme in zwei Reichen geeinigt, die gegen das Ende des genannten Jahrhunderts durch das Herzogsgeschlecht des tschechischen Stammes, die Přemysliden, zu einem einzigen Reiche verschmolzen, das ungefähr das heutige Böhmen umfaßte. Die einzelnen Župen wurden nun von den Župenburgen aus von Beamten verwaltet, von dem Gau- oder Burggrafen oder Kastellan und einem Meier (Villicus). Die Nachkommen der früher unabhängigen Stammesältesten bildeten als Großgrundbesitzer den Adel. Der Burggraf (Gaugraf) hatte den Frieden im Gau zu schützen und übte demnach auch die Gerichtsbarkeit aus. Er hob die Friedenssteuer ein, die, wie erwähnt wurde, von den landesfürstlichen Bauern und den auf den landesfürstlichen Schutz angewiesenen freien Bauern gefordert wurde. Auf diesen lasteten auch mit hartem Drucke die Landesfronen, die dem Landesfürsten und in dessen Vertretung dem Gaugrafen zu leisten waren, wie die Herrschaftsfronen den Herrschaften. Die Bauern mußten mitarbeiten bei der Ausbesserung der Burg, der Erneuerung der Mauern, bei Aushebung der Gräben, Herstellung der Wege und Brücken; sie mußten Holz fällen und Teiche

[1]) Den Ausführungen J. Lipperts in seinem sehr belehrenden Werke „Sozialgeschichte Böhmens", I, vermochte ich in meiner kurzen Übersicht nicht in allen Punkten zu folgen. Lippert geht von der Hauskommunion aus, aus der durch Entfremdung von Vorstand und Genossen die Guts- und Grundherrschaft entsteht; diese erlangt die Familie des Vorstandes, die Genossen werden Hörige. Im Gau vollzieht sich die gleiche Entwicklung: die Gauvorstandschaft wurde zu einem in einer bestimmten Familie vererblichen Gaufürstentum. — Bachmann, Reichsgeschichte. 160 ff.

graben. Dieſe Fronarbeiten führen den tſchechiſchen Namen robota, der aber erſt ſeit 1320 erſcheint. „Eine andere Gruppe von Leiſtungen knüpfte ſich an die Perſon des reiſenden oder jagenden Fürſten, ſeines Gefolges und ſeiner Sendlinge, des Gaugrafen und ſeiner Leute. Es iſt im allgemeinen Sache aller Gaugenoſſen, die Jäger — das Jagdgefolge des Fürſten — und die Edelleute des Landes in Gaſtfreundſchaft aufzunehmen. Dieſe Art publici oneris führt den Terminus nařez und nocleh. Das letztere Wort bezeichnet das Nachtlager — pernoctatio — erſteres das Schlachtvieh, das von den Offiziariern des Fürſten für ſeine Tafel von den Gaubewohnern eingetrieben wurde. Ging der fürſtliche oder gräfliche Jagdzug durch ihr Gebiet, ſo mußten ſie ſich dazu verwenden laſſen, die Jagdnetze zu ſchleppen und zu ſtellen, die Hunde mit Futter zu verſehen und die Hundewärter zu beköſtigen. Getreide mag als Proviant gedient haben und es wurde gelegentlich eine ‚Schüttung' desſelben abverlangt. Dann war zur Weiterbringung des Zuges Spanndienſt zu leiſten (powoz, vectura), oft waren Wagen mit Viktualien beizuſtellen und ähnliche »vectigalia« zu leiſten. Alle dieſe Forderungen, für die Betroffenen läſtig genug zur Friedenszeit, verſchärften ſich natürlich noch zu Zeiten der Kriegsrüſtung. Und doch waren damit noch nicht alle Laſten der Landesfronen erſchöpft. Es kam noch die übelberüchtigte, aber unaufgeklärte pojizda hinzu, welche Ottokar II. eine mehr heidniſche als chriſtliche, ſchändliche Exaktion nennt, die der Burggraf auf den Dörfern übte. Indem er ſie fortan verbietet, beſtimmt er deren Ablöſung durch die Leiſtung von je zwölf Denaren für jede Wirtſchaft in denjenigen Dörfern, in denen ſie früher vorkam.“ [1]) Zu allen dieſen Laſten kamen noch Geſchenke: ein einfacher Bauernhof hatte zu Weihnachten vier Hühner, zu Oſtern vierzig Eier, zu Pfingſten vier Kühe zu geben.

Längſt ſchon hatte ſich aus den oberſten Gaubeamten, die ihr Amt und ihre Güter erblich zu machen trachteten, aus den Gefolgs- und Dienſtleuten des Herzogshauſes ein neuer Adel, der Dienſtadel, gebildet, die Bekleidung von Ämtern brachte Macht und Anſehen und hob über die übrige Bevölkerung empor. Zu Hof und Wirtſchaftsdienſten wurden auch in Böhmen anfänglich Unfreie verwendet, deren Verläßlichkeit der Herzog erkannt hatte. Ihre Ämter waren natürlich nicht Ehrenämter, ſondern mit Arbeit verbunden und lange Zeit nicht erblich. So gehörte es zum Amte des Mundſchenken, die Eröffnung neuer Tabernen zu geſtatten und ſie zu beſchatzen. In die Reihen des Adels traten auch Freie und Unfreie ein, die in das bewaffnete Gefolge

[1]) Lippert, Sozialgeſchichte. I, 295.

des Fürsten aufgenommen wurden und im Kriege als Reiter dienten. Entlohnt wurden alle diese Dienstleistungen zur Zeit der Naturalwirtschaft durch Grund und Boden, durch ein Stück des Marklandes oder ein dem Herzog heimgefallenes Gut. Solche Heimfälle traten sehr häufig ein, da das Erbrecht ein beschränktes war; aber die heimgefallenen Güter wurden wieder hintangegeben, so daß also die Güterbewegung eine sehr große war. Ein so zu Erbrecht geschenktes Gut hieß Vysluha.

Der Wirtschaftsbetrieb war auf allen Herrschaften teils eine Regie-, teils eine Abgabe- und Fronwirtschaft. Ein Teil der Untertanen leistete als Knechte und Mägde auf dem Gutshofe selbst Dienste (servi curiales), andere wohnten auf ihnen zugeteilten Deputatgründen (servi casati) und waren zu Diensten und Lieferungen verpflichtet. Diese Leute wurden als Bäcker, Fischer, Schmiede, Drechsler, Jäger, Schildmacher und ähnlich bezeichnet, und es war die Regel, daß ein ganzes Dorf gleichsam die Werkstätte für ein und dasselbe Erzeugnis bildete. Alle diese Leute waren leibeigenes Gesinde (ministeriales, familia), denn sie konnten verschenkt und verkauft werden. Sie hatten auch nicht das Recht der Freizügigkeit. König Ottokar verordnete im Jahre 1220, daß keiner seiner Beamten jemand aufnehmen dürfe, der der Knechtschaft des Klosters Břevnov entflohen war, und zwei Jahre später wurde dieses Gebot zugunsten aller Klöster ausgesprochen. Die Unfreien konnten verjagt (abgestiftet) werden, hatten nur ein beschränktes Erbrecht und durften sich ohne Bewilligung der Herrschaft nicht verheiraten. Die anfangs zahlreichen kleinen, freien Grundbesitzer schwanden mit der Zeit dahin, weil sie sich, fast erdrückt von den Landesfronen und den Forderungen der Gaubeamten, in den Schutz eines weltlichen oder geistlichen Herrn begaben und nun von ihrem Eigengute einen Zins entrichteten, oder weil sie, wenn sie ihr Eigengut verloren hatten, die Bebauung des Grundes eines geistlichen oder weltlichen Herrn übernahmen, wodurch sie dinglich unfrei wurden. Denn es galt der Grundsatz, daß der unfreie, d. h. einem anderen gehörige Grund, auch den Menschen in die Unfreiheit zog. Diese auf den Gründen einer Herrschaft sitzenden Leute waren von den Landesfronen frei. „Es ist zu wissen," heißt es im Jahre 1086, „daß auch ein Freier, wenn er auf die Besitzungen der Klosterherren von Opatowitz übertritt und Gründe in Besitz nimmt, in gleicher Knechtschaft gebunden sein, Knechtdienste tun und dagegen vom Königstribute frei sein soll." Zwischen diesen Unfreien und den Leibeigenen schwand nach und nach jeder Unterschied dahin und daher werden diese Bauern auch als pauperes — Besitzlose — bezeichnet.

Auch die Gerichtsbarkeit ging nach und nach an die weltlichen und geistlichen Gutsherren über. In dem Privilegium Ottokars I. für das Zisterzienserkloster Ossek vom Jahre 1208 überließ der König den Zisterziensern die Gerichtsbarkeit über alle auf ihren Gütern wohnenden Untertanen in der Art, daß „kein Graf irgendeiner Provinz, kein Richter und kein Villikus, überhaupt niemand in den gesamten Provinzen sich zum Richter über Ausschreitungen der Bauern auf den Klostergründen aufwerfe, sondern daß nur der Abt und seine Brüder Gericht zu halten berechtigt seien, es mag sich um was immer für ein Verbrechen, um Brandstiftung, Diebstahl, Verwundung oder selbst um Totschlag handeln". Die Erwerbung solcher Gerechtsame gelang auch den neu sich bildenden Herrschaften.

Diese geistlichen und weltlichen Herrschaften waren also der Gerichtsbarkeit des Gaugrafen entzogen (eximiert), was auch mit den Städten geschah, die ihr eigenes Gericht erhielten. Dem Gaugrafen unterstanden daher nur die landesfürstlichen Untertanen und die Freien. In allen Gerichten richtete der Herrschaftsbesitzer und der Gaugraf selbst; von Personen, die das Urteil finden (Schöffen), ist keine Rede. Die Gaugerichte waren einander gleich, so daß auch das von Prag keinen höheren Rang hatte, bis Ottokar II., der in das Gerichtswesen reformierend eingriff, das Prager Gericht zum obersten Landgericht (Landrecht) und zur ordentlichen Gerichtsstelle für die Großen des Landes erhob.

Die Leiter des neuen Gerichtes wurden die höchsten Hofbeamten, der Oberstburggraf, der Oberstlandrichter und der Oberstlandkämmerer. Zugleich trat die deutsche Einrichtung der Schöffen auf, die das Urteil fanden. Doch konnte die Schöffenbank nur aus Herren (Baronen, Landeskmeten) gebildet werden. Die drei Beamten des Gerichtes durften an der Beratung der Schöffen nicht teilnehmen. Der Oberstlandrichter war der eigentliche Leiter des Prozesses; der Oberstkämmerer hörte die Antworten der Parteien, verhörte die Zeugen und nahm die Eide ab; der Oberstburggraf war der Schirmer des Gerichtsfriedens und der Vollstrecker der Urteile. Ein Hilfsbeamter war der Oberstlandschreiber.

Zur Beurkundung der Gerichtsvorgänge und Entscheidungen wurde die Landtafel begründet, in die auch Aufzeichnungen über Kauf und Tausch von Gütern sowie Testamente eingetragen wurden.

Da durch die zahlreichen Exemtionen die alten Gaugerichtsbezirke gleichsam durchlöchert und die Gaugerichte gegenüber dem unbotmäßigen Adel fast machtlos geworden waren, so schuf Ottokar II. an Stelle

der alten Gaue zwölf Kreise, die von da lange Zeit hindurch die Grundlage der Einteilung Böhmens blieben. In jedem Kreise wurde ein Kreisgericht als Kreisschöffenstuhl, also ähnlich wie das Landrecht eingerichtet; diese neuen Gerichte, für welche die Bezeichnung Cuda aufkam, hatten ihren Sitz nicht mehr in den Burgen, sondern in den aufblühenden Städten. Die Vorsitzer (Blutrichter, popravci) ernannte der König aus dem hohen Adel. Appellationsinstanz für die Kreisgerichte war das oberste Landgericht.

Diese Kreisgerichte hatten den Blutbann, der den Burggrafen, Kämmerern u. a. nunmehr entzogen war. Aber auch nach dieser neuen Ordnung erhielten fast alle geistlichen Stifte, alle königlichen Städte und viele unbedeutende Märkte durch königliche Verleihung das Blutgericht, d. h. „sie wurden nicht bloß ermächtigt, Räuber, Diebe und sonstige Unholde in ihrem Bereiche einzufangen, sondern auch selbst zu richten und das Urteil ohne weitere Bestätigung zu vollstrecken, während sie vordem die Eingefangenen auf eigene Kosten und Gefahr an das betreffende Kreisgericht einliefern mußten, wenn sie sich derselben entledigen wollten.“ [1])

Im Beweisverfahren waren außer dem Geständnis und den Zeugnissen der Eid und die Ordale üblich, wie die Wasserprobe, und zwar als Kesselfang und Wassergang, die Probe des glühenden Eisens als Gang über glühende Pflugscharen und Halten glühenden Eisens, endlich der Zweikampf, wobei man sich anfänglich der Knüttel, später der Schwerter bediente.

Auch in den böhmischen Ländern warf das Gericht reichlichen Nutzen ab, der als Rente behandelt und verschenkt und verliehen wurde.

Durch Ausnützung der Güter und vor allem durch Besiedlung des geschenkten Marklandes kamen mehrere Familien zu ungewöhnlich großer Macht. Die ersten Mitglieder des Geschlechtes der Hrabische, das sich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts von Riesenburg nannte, bekleideten verschiedene Hofämter und besiedelten die Erzgebirgsmark jenseits Brüx und Bilin, es entstanden dort Burgen und Orte, wie Ossegg, Riesenburg, Schlaggenwald und Schlaggenwert. Im Süden kam das Geschlecht der Witigonen empor, das der Sage nach aus Italien eingewandert war, wahrscheinlich aber von einem aus Bayern Eingewanderten abstammte. [2]) Ihre Reihe beginnt mit Witigo, der um 1170 Truchseß am Herzogshofe war und zuletzt Gau-

[1]) Lippert, Sozialgesch. I, S. 353.

[2]) Pangerl, Die Witigonen. Archiv d. W. A. 51 (1873).

graf in einer Gauburg an der Wottawa wurde. Seine Nachkommen verwalteten verſchiedene Hofſtellen oder nützten das Waldland an der Luſchnitz und Moldau aus und gingen in vier Linien auseinander. Es entſtanden die Burgen Roſenberg, Wittinghauſen u. a. ſowie die Orte Neuhaus, Budweis, Krumau, Wittingau; ſelbſt an der Adler erwarben ſie Grund und Boden. Im Norden und Nordweſten Böhmens ſtrebte das Geſchlecht der Hron empor. Durch Hofdienſte gelangten Mitglieder dieſes Geſchlechtes zu neuen Gütern. Einige von ihnen erſcheinen als Burggrafen, und zwar zu Bautzen, Olmütz, Zittau und Prag; einer war Oberſttruchſeß, ein anderer Marſchall. Dieſe Ämter boten Gelegenheit, Anſprüche auf Entlohnungen zu erheben, für deren Befriedigung die Zeit nur die Hingabe von herzoglichen Markländereien kannte. Ein Mitglied dieſes Geſchlechtes, Smil, nannte ſich 1251 nach der Lichtenburg, die ſich im Tſchaslauer Gaue erhob. Dort wurden Koloniſation und Bergbau zugleich betrieben. Im nördlichen Gebiete dieſes Geſchlechtes entſtanden Leipa, Dauba, Bürgſtein. Im Norden Böhmens kam noch ein anderes Geſchlecht empor, aus dem die Familien Lemberg, Michelsberg, Wartenberg und Waldſtein hervorgingen.

Dieſe Latifundienbildungen fallen größtenteils in die Zeit der erſten Könige. Ottokar II. nützte die landesfürſtlichen Waldgebiete in mehr gewinnbringender Weiſe aus. Die Adeligen (viri nobiles) wurden früh in majores und minores oder primi et secundi ordinis unterſchieden. Die ſcharfe Trennung in die beiden Klaſſen der Herren (Barone) und Ritter (Wladyken, Panoši) trat jedoch erſt nach dem Ausſterben der Přemyſliden ein.

Wie in früheren Zeiten die Gaugenoſſen zu den heidniſchen Feſten zuſammenkamen, ſo erſchienen nach der Bildung des Einheitsſtaates zu beſtimmten Zeiten die Gaugrafen am Hofe des Fürſten, dem ſie auch die Erträge der ihrer Verwaltung unterſtehenden Ämter und Güter einlieferten. Daß hiebei Verwaltungsangelegenheiten beſprochen wurden, iſt natürlich. Auch die Entſcheidung in Rechtsangelegenheiten mochte der Herzog auf ſolche Zeiten verſparen, die einen Teil ſeiner Beamten und der freien Leute in ſeine Nähe brachten. Wenn es ſich um einen Feldzug handelte, empfahl es ſich, daß der Fürſt mit den Grafen beriet, die über die Zahl und Tüchtigkeit ihrer Kontingente Auskunft gaben. Richtete der Herzog einen Verräter, ſo war es ihm erwünſcht, daß die Schuldbekenntnis vor „allem Volke“, d. h. vor den Vornehmen, geſchah; aber er richtete nach eigenem Ermeſſen. Landtage kamen auch zur Wahl eines neuen Fürſten zuſammen, die man aber kaum ſo nennen kann. Die Wahl der Biſchöfe, die ebenfalls dieſen Namen nicht ver-

dient, geschah auch auf Landtagen. Der Herzog bezeichnete seinen Kandidaten, worauf die Versammelten ihre Zustimmung laut kundgaben, „wie es immer zu geschehen pflegte zur Zeit der Wahl eines Bischofs".

Alle diese Versammlungen, mochten sie zu bestimmten Zeiten ohne Berufung zusammenkommen oder vom Fürsten einberufen sein, hatten nur von den Beschlüssen der Herzoge und Könige Kenntnis zu nehmen. So erfolgte die Kundmachung der landesherrlichen Anordnungen. Das Recht, Gesetze zu beraten und Beschlüsse zu fassen, hatten diese Versammlungen nicht, die also nicht Landtage im eigentlichen Sinne des Wortes waren. Die Wahl seines Sohnes Wenzel, die Přemysl Ottokar I. 1216 von seinen Großen vornehmen ließ, führte kein Recht des Landtages herbei. Ottokar II. führte seine Gerichtsreform ohne Landtag, ganz nach eigenem Ermessen durch.

Der erste Landtag, der einen anderen Charakter trägt, ist der vom Jahre 1281. Damals versammelten sich nebst dem Bischof die Adeligen und auch Bürger der befestigten Städte. Hier wurde zwischen den Versammelten und dem Markgrafen von Brandenburg als Regenten Böhmens ein Vertrag geschlossen und zur Befriedigung des Regenten von den Versammelten eine Landessteuer bewilligt. Die Ausbildung von Landtagen, denen eine Anzahl von Rechten zukamen, begann also zu einer Zeit, wo für den minderjährigen König ein Ausländer die Regierung führte und die Not im Lande groß war. Aber noch Wenzel II. erklärte: „Es kommt uns, die wir das lebendige Gesetz sind, allein zu, in unserem Reiche Gesetze zu begründen und die durch uns begründeten kundzumachen." [1])

4. Kirchliche Verhältnisse[2])

Die Gründung des Bistums Prag erfolgte, wie früher erzählt wurde, um das Jahr 975. Zugleich wurde Böhmen aus der Regensburger Diözese ausgeschieden und das neue Bistum dem Erzbistum Mainz untergeordnet. Die Wahl der Prager Bischöfe stand dem Herzoge und dem Volke zu; selbstverständlich war der Wille des Herzogs entscheidend, das „Volk" waren die eben anwesenden Großen des Reiches. Der deutsche König belehnte die Gewählten mit Ring und Stab, der Mainzer Erzbischof ordinierte sie. Die Kirche des heil. Veit

[1]) Lippert, S. 417.

[2]) Frind, Die Kirchengeschichte Böhmens. 3 Bde. Prag 1864 66. — Schindler, Das soziale Wirken der katholischen Kirche in der Prager Erzdiözese. Wien 1902.

auf der Prager Burg wurde zum Sitze der Bischöfe ausersehen. Mähren, das zum Prager Bistum gehörte, erhielt 1063 einen eigenen Oberhirten in dem Bischof von Olmütz, dessen Metropolitan ebenfalls der Erzbischof von Mainz war. Erster Bischof von Olmütz war der Benediktiner Johannes von Břevnov. Die bischöflichen Sprengel wurden später in Dekanate geteilt; über den Dekanen standen die Erzpriester oder Erzdiakone.

Von den ersten zwei Bischöfen war schon die Rede. Auch die folgenden Kirchenfürsten hatten noch viel mit heidnischen Gebräuchen zu kämpfen. Als 1039 das böhmische Heer in Gnesen weilte, erließ Herzog Břetislav ohne Landtag, nur von dem Bischof Severus beraten, Gesetze, die tief in die Lebensgewohnheiten des Volkes eingriffen. Mit den strengsten weltlichen und kirchlichen Strafen wurden Ehebruch, Vielweiberei, Entheiligung des Sonntags, Trunksucht und Mord bedroht.

Der Zölibat ließ sich auch in Böhmen schwer durchführen. Der Chronist Cosmas lebte als Domdechant und geweihter Priester in ehrbarer Ehe. Der päpstliche Legat Kardinal Guido, der im Jahre 1143 nach Prag kam, setzte es durch, daß alle verheirateten Geistlichen sich vor ihren Frauen trennen oder ihre Würde niederlegen mußten. Die Dompriester von Prag und Wischehrad, die Laien geblieben waren, sollten ihre Frauen verstoßen; da sie es nicht tun wollten, wurden sie abgesetzt. Als 1197 der Olmützer Bischof in Gegenwart eines Legaten die Weihe der angehenden Priester vornehmen wollte, verlangte er von diesen das Versprechen des Zölibates. Da erhob sich in der Kirche ein Aufstand, bei dem der Legat fast ermordet worden wäre; es gelang zwar, die Rädelsführer festzunehmen und zu strafen, aber die Priesterweihe konnte in diesem Jahre nicht vorgenommen werden. Die Leistung des Zehents erfreute sich keiner großen Beliebtheit. Noch im Jahre 1248 tadelte König Wenzel die „schlimme und verkehrte Sitte der Mährer", welche erklärten, zur Abgabe des Zehents an den Olmützer Bischof nicht verpflichtet zu sein.

Obgleich die Prager Bischöfe vom deutschen König investiert wurden und demnach als deutsche Reichsfürsten gelten konnten, so gelang es ihnen doch nicht, gleich den deutschen Bischöfen, die Landeshoheit für ihren Besitz zu erringen. Der Reichstag von Regensburg (1187) erklärte allerdings, daß der Prager Bischof vom böhmischen Herzog unabhängig sei und nur dem Kaiser unterstehe, und der Bischof Heinrich Břetislav erhielt darüber auch eine kaiserliche Urkunde. Doch konnten die Bischöfe diese Stellung nicht behaupten. Herzog Wladislav III.

ſetzte 1197 ſeinen Kaplan Daniel zum Biſchof ein und dieſer nahm die Inveſtitur vom Herzog und leiſtete ihm den Treueid.

Die Privilegien von 1198 und 1212 gaben den Königen das Recht, die Biſchöfe ſtatt des Kaiſers zu inveſtieren. Im Jahre 1198 hatte das Domkapitel von Prag, 1207 das von Olmütz das Recht erlangt, die Biſchöfe zu wählen.

Das erſte Kloſter in Böhmen war das Benediktinerinnenſtift zu St. Georg am Hradſchin in Prag, gegründet 973 von Milada, der Schweſter des Herzogs Boleslav II., die in dem Regensburger Stifte Obermünſter ihre Ausbildung genoſſen hatte. Die Ausſtattung war wahrhaft großartig: 129 Dorfſchaften gehörten dem Stifte, die einen ganz, die anderen teilweiſe, ferner viele Zehente und Zölle. Das erſte Männerkloſter nach der Regel des heil. Benedikt war Břevnov oder St. Margaret nächſt Prag. Es wurde im Jahre 993 von Boleslav II. und dem heil. Adalbert gemeinſam gegründet. Auch dieſem Stifte floſſen reichlich Gaben zu, unter anderen auch Erträgniſſe der Grenzzollſtätten im Reiche Boleslavs. In den ihm geſchenkten oder benachbarten Waldgebieten entſtanden mehrere Propſteien, wie Politz und Braunau, die ſich nachmals zu ſelbſtändigen Abteien entwickelten.[1]) Auch Raigern in Mähren, das von Herzog Břetislav im Jahre 1048 zu einer Abtei ausgeſtaltet wurde, ferner Opatowitz ſind vom Kloſter Břevnov aus gegründet worden. Um 999 entſtand durch Boleslav II. auf einer Inſel der Moldau am Einfluſſe der Sazawa das Kloſter Oſtrov, das ſeinen erſten Abt aus Altaich in Bayern erhielt. Das Kloſter Sazawa reicht in ſeinen Anfängen in das Jahr 1032 zurück; 1039 baute es Herzog Břetislav aus und beſchenkte es reichlich. In dieſem Kloſter war unter dem Abte Prokop die ſlawiſche Liturgie üblich, aber nach dem Tode Břetislavs wurden die ſlawiſchen Mönche verdrängt. Herzog Wratislav berief ſie wieder, denn er wollte der ſlawiſchen Liturgie Geltung verſchaffen und richtete an Gregor VII. die Bitte, ſie zu geſtatten. Der Papſt jedoch nannte in ſeiner Antwort dieſes Begehren des Herzogs unverſtändig und ſchlug es ab. Im Jahre 1096 wurde die ſlawiſche Liturgie mit dem kunſtberühmten Abte Božetěch entfernt und die Mönche zerſtreuten ſich.[2]) Fürſt Otto von Mähren gründete 1078 die Benediktinerabtei Hradiſch bei Olmütz, 1085 legte König Wratislav I. den Grundſtein zum Kloſter Opatowitz in der Gegend von Königgrätz, das Mönche aus Monte Caſſino bezogen; kurze Zeit darauf entſtand auch in Leito-

[1]) Wintera, Die Kulturtätigkeit Břevnovs im MA. Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Ziſterzienſerorden. 16 (1895).

[2]) Vondrak, Zur Würdigung der altſloweniſchen Wenzelslegende und der Legende vom heil. Prokop. Sitzungsb. d. W. A. 127 (1892).

mischl ein Benediktinerkloster und 1108 begann Herzog Svatopluk, der seinen Namen durch die Ermordung der Wrschowetze befleckt hat, bei dem Holzfällerdorfe Kladorubý[1]) die Gründung des Klosters Kladrau, die sein Nachfolger Wladislav I. mit seiner Gemahlin Richinza, einer Gräfin von Berg (einem Edelsitze bei Ehingen an der Donau), vollendete.[2]) Die ersten Mönche waren slawischen Stammes und kamen aus Ostrov oder Břevnov. Da die Stiftung nicht gedeihen wollte, wurden Mönche aus dem Kloster Zwiefalten in Schwaben berufen, in das der Vater und ein Bruder der Herzogin Richinza eingetreten waren. Diese deutschen Mönche kehrten aber infolge von Zwistigkeiten, die mit den tschechischen Mönchen entstanden, schon nach einem Jahre in ihr Mutterkloster zurück, worauf eine zweite Kolonie aus demselben Kloster nach Kladrau kam, die aber ebenfalls wieder heimkehrte, weil die einheimischen Mönche sich gegen sie erhoben. Erst eine dritte Zwiefaltener Kolonie konnte festen Fuß fassen. Im Jahre 1109 soll die Gründung von Trebitsch durch die mährischen Fürsten Udalrich und Lutold erfolgt sein.

Um diese Zeit entstand auch in Wilemov in der Gegend von Tschaslau ein Benediktinerkloster. Wilemov, das auch Wilhelmszell hieß, wurde von dem deutschen Grafen Wilhelm von Sulzbach im Jahre 1120 ins Leben gerufen. In den Anfang des 12. Jahrhunderts fällt die Gründung des Klosters Postelberg (apostolorum porta, Apostelpforte), das zur Zeit seiner Blüte 300 Mönche gezählt haben soll, und 1164 entstand das Benediktinerstift bei St. Johann dem Täufer in Teplitz, gegründet von Judith, der zweiten Gemahlin des Königs Wladislav I. und Schwester des Landgrafen Ludwig von Thüringen.

Es traten auch Kollegiatstifte ins Leben, Vereinigungen von Weltgeistlichen und niederen Klerikern zu einem Kollegium bei einer bestimmten Kirche; auch diese wurden mit Einkünften reichlich versehen. Die Mitglieder wohnten nicht immer in klösterlicher Gemeinschaft zusammen, sondern getrennt voneinander konnten sie ihre Präbenden genießen. Solche Stifte entstanden zu St. Georg und St. Veit auf der Burg zu Prag, zu Alt-Bunzlau, Melnik und auf der Feste Wischehrad unweit von Prag. Letzteres gründete Wratislav II. um 1070, der die neue Kirche „in der Hoffnung auf ein ewiges Leben" übergab. Für zwölf Kanoniker und zwei Vorstände — den Propst und den Dechant — wurden 80 Dörfer und Dorfanteile hintangegeben; dazu

[1]) Klády rubati = Baumstämme fällen.

[2]) W. Mayer, Gründung und Besiedlung des Benediktinerklosters zu Kladrau. Mitt. d. V. f. Gesch. 36 (1898).

kam ein Teil der Friedenssteuer, Zölle und ein „Zehntel der gerichtlichen Menschenverkäufe in vier Gauen". „Von allem Hopfen auf fürstlichem Grunde wanderte der zehnte Teil nach Wischehrad; jede Gauburgswirtschaft lieferte jährlich dahin ein Tischtuch und ein Handtuch, die Prager aber jährlich eine Magd, drei Ochsen, ein Füllen, 15 Strich Hafer, 19 Strich Korn und 17 Töpfe Honig."

Es entstanden ferner Prämonstratenser- und Zisterzienserklöster, die besonders vom Herzoge Wladislav II. begünstigt wurden. Den Orden der Prämonstratenser brachte der Bischof Heinrich von Olmütz aus Jerusalem, wo er im Jahre 1138 verweilte, nach Böhmen; er hatte selbst das weiße Ordenskleid angenommen und ließ, unterstützt vom Herzog Wladislav, im Jahre 1140 in Prag am westlichen Abhange des Laurenziberges das Kloster Strahov errichten. Die ersten Bewohner desselben kamen aus dem Kloster Steinfeld am Rhein. Die Gemahlin Wladislavs, Gertrud, eine Tochter des heil. Leopold von Österreich, gründete 1144 ein Kloster der Prämonstratenserinnen zu Doxan an der unteren Eger. Der Abt Reginard von Sazawa hatte um 1139 eine Benediktinerkolonie aus seinem Kloster in der Wildnis von Seelau angesiedelt; im Jahre 1148 wurden diese Benediktiner entlassen und Prämonstratenser aus Steinfeld an ihre Stelle gesetzt. Sie kamen unter ihrem Abte Gottschalk, der seine Studien in Paris gemacht hatte. Dieses Kloster besaß viele Wälder an der mährischen Grenze und berief dahin deutsche Ansiedler, die eine Menge deutsche Ortschaften ins Leben riefen. Im Jahre 1145 übernahmen die Prämonstratenser auch das Ordenshaus der Benediktiner in Leitomischl, um 1150 die Abtei Hradisch bei Olmütz; 1184 stiftete Herr Georg von Mühlhausen westlich von Tabor das gleichnamige Kloster, dessen erster Abt der Chronist Gerlach wurde, und Herzog Konrad Otto gründete 1190 das Kloster Bruck bei Znaim. Im Jahre 1193 legte der reiche Edelmann Hroznata den Grund zu dem Kloster Tepl, wo er in frommer Zurückgezogenheit das Ende seines Lebens erwarten wollte. Im Grenzwalde, der dem Stifte geschenkt wurde, entstanden eine Reihe von Dörfern, deren Namen auf „grün" enden: Meiersgrün, Ulrichsgrün, Ammonsgrün. Eine Schwester Hroznatas errichtete in Chotieschau ein Kloster für Prämonstratenserinnen. Hroznata wurde auf einer Reise von Feinden gefangengenommen und starb in der Haft auf der Burg Kinsberg bei Eger im Jahre 1217. Um 1205 wurde in Obrowitz bei Brünn ein Prämonstratenserkloster gegründet und von Strahov aus besetzt.

Die Mutterklöster der Zisterzienser für Böhmen und Mähren waren Ebrach und Waldsassen im heutigen Bayern. Von letzterem zog

1143 die erſte Kolonie nach Sedletz in der Nähe von Kuttenberg, wo der Edelmann Miroslav ein Stift erbaut hatte. Der Beſitz des Kloſters beſtand in kurzer Zeit aus hundert Dörfern und Dorfanteilen. Die Tradition meldet, daß die Mönche Erde aus dem Heiligen Lande in einem beſonderen Kirchhofe aufſchütten ließen, worauf ſich Leute in Menge meldeten, die in der heiligen Erde beſtattet werden wollten. Um dieſelbe Zeit kam eine Mönchskolonie von Ebrach nach Nepomuk im Pilſener Kreiſe. Ein reiches Stift dieſes Ordens wurde Plaß nördlich von Pilſen, das um 1145 von Wladislav II. gegründet wurde und ſeine erſten Bewohner aus dem Kloſter Langheim der Bamberger Diözeſe erhielt; bald darauf wurde ein ſolches Stift in Münchengrätz ins Leben gerufen. Sehr berühmt wurde Oſſegg. Schon im Jahre 1194 hatte Johannes aus der reichen Grafenfamilie Milgoſt eine Ziſterzienſerkolonie aus Waldſaſſen auf ſein Gut Maſchau bei Kaaden gerufen. Dort gefiel es den Ordensbrüdern nicht; ſie zogen fort, ließen ſich am Fuße des Erzgebirges bei Dux auf dem Grunde des Slavko von Rieſenburg nieder und erbauten ſich 1199 ein hölzernes Kloſter, Oſſegg, das erſt 1230 durch einen Steinbau erſetzt wurde. Die erſte Ausſtattung bildeten neun eben erſt durch Koloniſation entſtandene Dörfer. Das erſte Ziſterzienſerkloſter in Mähren war Welehrad, das um 1201 vom Markgrafen Wladislav Heinrich gegründet wurde. Später entſtanden die Ziſterzienſernonnenabteien Oslawan und Tiſchnowitz, letzteres (Porta coeli) 1234 durch den Markgrafen Přemyſl auf Anregung ſeiner Mutter, der Königin Konſtanze. Um 1252 erhob ſich zu Saar an der Grenze Böhmens das Stift Maria Brunn. An dieſer Stätte hatte ſchon Hans von Polna ein Kloſter gründen wollen, aber die Anſiedlung der Ziſterzienſer, die von Oſſegg kamen, gedieh nicht; dann brachte Boček von Obřan die Gründung zuſtande.[1]) Das Kloſter wurde jetzt von Nepomuk aus beſiedelt und auch von der Familie der Lichtenburg reich bedacht.

Im 13. Jahrhundert entſtanden ferner Hohenfurt und Goldenkron. Hohenfurt iſt die Hausſtiftung der Roſenberge: Peter Wok von Roſenberg gründete es 1259 „zum Heile und zur Erlöſung unſerer Seele und der Seelen unſerer Voreltern und Nachfolger“ und berief Mönche von Wilhering dahin. Goldenkron wurde 1236 von Přemyſl Ottokar II. geſtiftet und von Heiligenkreuz im Wiener Walde aus beſetzt. Es ſollte nach dem Wunſche des Stifters den Namen Heiligen-

[1]) F. v. Krones, Die Anfänge des Ziſterzienſerkloſters Saar und ſein Chroniſt Heinrich von Heimburg. Zeitſchr. d. V. f. d. Geſch. Mährens u. Schleſiens. I (1897). — Krones, Das Ziſterzienſerſtift Saar und ſeine Geſchichtſchreibung. Archiv d. W. A. 85 (1898).

kron (sancta corona) führen, wohl deshalb, weil er dem Stifte einen Dorn aus der Dornenkrone des Heilandes zur Verehrung übergab. Allein im Volksmunde bürgerte sich der Name Goldenkron ein, der offenbar dem Reichtume des neuen Klosters seinen Ursprung verdankt.[1]) In kurzer Zeit wurde der Westen und Südwesten des Blanskerwaldes durch Einwanderer aus Bayern teils kolonisiert, teils germanisiert und somit dem weiteren Umsichgreifen der gefährlichen Rosenberge vorgebeugt.

Am berühmtesten wurde das Kloster Königsaal (Aula regia) am Zusammenflusse der Beraun und Moldau. König Wenzel II. hatte dort ein Jagdschloß, Zbraslav genannt, das er zwölf Mönchen von Sedletz überließ; in den Jahren 1297—1304 wurde das Kloster erbaut, das mit schon kultiviertem Boden beschenkt wurde, auf dem die Städte Wildenschwert (Wilhelmswerder) und Landskron lagen. Der erste Abt war Konrad von Erfurt, ein sehr einflußreicher Mann. Der zweite Abt, Otto von Thüringen, begann bald nach dem Tode des Stifters eine Lebensbeschreibung desselben, die der dritte Abt, Peter von Zittau, fortsetzte und beendete. Peter verfaßte hierauf seine Memoiren, die von 1305—1337 reichen.

Die Zisterzienser waren es, die auch in Böhmen und Mähren noch unbekannte Obst- und Gemüsegattungen einbürgerten. Aus Burgund, wo der Orden entstand, brachten die Mönche solche Gartengewächse nach den Tochterklöstern in den verschiedenen Ländern, wo sie bald heimisch wurden. Von der Apfelgattung Reinette wissen wir nicht nur, daß sie aus Burgund stammt, sondern wir kennen auch den Weg, den „sie von Citeaux aus nach Deutschland gemacht hat, bis sie von Waldsassen auch nach Ossegg und in den Biliner Gau kam. Wenn man den ehemaligen Leitmeritzer Kreis so gern den Garten Böhmens nannte und wenn an diesem Ruhme das Teplitzer Tal, der ehemalige Gau von Bilin, einen reichlichen Anteil hat, so gedenken wir dabei auch der deutschen Mönche in der weißen Kukulle, die mitten unter slawischen Bewohnern nicht ohne verschiedene feindselige Anfechtungen sich niedergelassen und nebst deutscher Kultur zahlreiche Obst- und Gemüsegattungen mitgebracht haben, die man hier früher gar nicht kannte".[2])

Die Hauptbesitzung des Johanniterordens in Böhmen war Strakonitz, ein Geschenk des Bavor von Strakonitz. Dort hatte nach 1272 der Groß- oder Grandprior seinen Sitz, der den Orden in Böhmen,

[1]) Pangerl in den Mitt. d. D. f. G. d. D. i. B. XI.

[2]) Scheinpflug, Zur ältesten Geschichte von Bilin. Mitt. des Vereines f. Gesch. d. D. in B. XX, 254.

Mähren, Schlesien und Österreich leitete. Die Tempelherren kamen nach Böhmen und Mähren zur Zeit des Königs Wenzel I., und zwar durch Ritter, die in Frankreich dem Orden beigetreten waren und ihm Besitzungen zugewandt hatten. Der Landeskomtur hatte seinen Sitz zu St. Laurenz in Prag. In Mähren erscheint der Orden um 1160. Er veräußerte schon 1233 seinen Besitz in Iglau und Humpoletz an das Kloster Seelau, doch blieben ihm noch ansehnliche Güter in Mähren und Böhmen, die er zu vermehren verstand und aus denen eine eigene Ballei gebildet wurde, und zwar eine Kammerballei, die unmittelbar dem Hochmeister unterstand. Als der Orden aufgehoben wurde, zog König Johann mehr als zwanzig Templerburgen ein, andere wurden wieder Eigentum ihrer früheren Inhaber, die übrigen gerieten in die Hände der vom Papste ernannten Erben, der Johanniter.

Der Deutsche Orden hatte Besitzungen in Böhmen seit 1217.

Der Orden der Kreuzbrüder, der im Orient entstanden war, kam auch nach Böhmen, wo er bereits um 1230 ansässig war. Im Morgenlande war seine Hauptaufgabe der Kampf gegen die Ungläubigen, in Europa widmete er sich der Armen- und Krankenpflege. Er leitete das Hospital des heil. Franz in Prag und erhielt 1252 das Recht, über dem roten Kreuze, das die Ordensmitglieder seit jeher trugen, einen roten Stern anzubringen. Das Recht, Waffen zu tragen, wurde ihm 1292 ausdrücklich zuerkannt. Der Orden erwarb viele Kommenden, die älteste ist Pöltenberg bei Znaim. Im Jahre 1252 wurde für die Kreuzherren auch ein neues Spital an der Prager Brücke errichtet, wo sie ihren Wohnsitz nahmen. Sie hatten alle Reparaturen an der Brücke zu besorgen, wofür sie von jedem Fußgänger und jedem Zugtiere einen bestimmten Zoll erheben konnten und von den Prager Weinschenken gewisse Gebühren bezogen. König Johann verlieh ihnen 1332 das Recht, von jeder die Brücke überschreitenden Braut, von jeder darüber gebrachten Judenleiche und von jedem Übersiedlungstransporte 72 Heller Zoll begehren zu dürfen.

Die Orden der Dominikaner (Prediger) und die Minoriten fanden bald nach ihrer Entstehung eine weite Verbreitung in Böhmen und Mähren. Den Dominikanern wurde zuerst das Kirchlein St. Klemens am Poříc mit einem Wohnhause eingeräumt, 1232 übersiedelten sie nach St. Klemens an der Prager Brücke. Dieses Kloster wurde so erweitert, daß es 120 Mönche fassen konnte. Auch in Leitmeritz, Turnau, Laun, Nimburg, Gabel, Budweis (1265), Klattau, Pilsen und an anderen Orten entstanden solche Klöster. Die erste Niederlassung der Minoriten erfolgte 1232 in Prag; sie erhielten dort die St. Barbara-Kapelle, bis

ſie das Kloſtergebäude zu St. Jakob bezogen. Die neue Kirche wurde erſt 1244, das Refektorium gar erſt 1319 vollendet. Letzteres ward von der Königin Eliſabeth mit ſolchem Glanze hergeſtellt, daß „man darin wiederholt die feierlichen Krönungstafeln und auch mehrere Landtage abhielt". In Prag entſtanden noch zwei Franziskanerklöſter, eines für Frauen und eines für Männer. Die Prager Franziskaner gehörten, wie ihre Ordensbrüder im Lande, zur polniſchen Ordensprovinz, bis im Jahre 1301 für beide Bettelorden eine eigene böhmiſch-mähriſche Provinz entſtand. Franziskanerklöſter beſtanden auch in Leitmeritz, Königgrätz, Mies, Bechin, Jungbunzlau, zu Troppau u. a. O.

Auch mehrere Klöſter der Klariſſinnen wurden gegründet, das erſte durch Agnes, die Tochter des Königs Přemysl Ottokar I., in Prag. Es entſtanden ferner Niederlaſſungen des Ordens der Cyriaken oder der Kreuzherren mit dem roten Herzen, der Auguſtiner-Eremiten, der Magdalenitinnen u. a.

In den böhmiſchen Ländern kam es zwiſchen den Bettelorden einerſeits und den anderen Orden und dem Weltklerus anderſeits zu denſelben Streitigkeiten, wie wir ſie in den deutſchen Ländern finden. Biſchof Bruno von Olmütz berichtete 1273 dem Papſte ausführlich über dieſe Verhältniſſe: Die Pfarrer, ſagt er, würden beeinträchtigt, da die Leute lieber in die kurzen Meſſen der Minoriten liefen, die Abläſſe in zu großer Zahl erteilten, faſt die ganze Seelſorge in Händen hätten und in den Teſtamenten der Laien faſt allein bedacht würden. Man möge ihnen das Recht nehmen, Beichte zu hören, Bußen aufzulegen, nur einigen von ihnen das Predigen erlauben und ſie verpflichten, die ihnen geſchenkten Pfarreien mit Säkulargeiſtlichen zu beſetzen. Dieſe Vorſchläge fanden jedoch nicht die Billigung des Papſtes.[1])

Die Bistümer und Klöſter wurden durch die Gründer und andere Perſonen reich ausgeſtattet, denn man war der Anſchauung, daß man für das eigene Seelenheil und das der Angehörigen durch Vergabungen an Kirchen am beſten ſorgen könne.

Nach und nach kam der Adel zur Einſicht, daß die von den Landesfürſten den Stiftern gegebenen Güter eigentlich ihm entzogen wurden; denn die Entlohnung des Adels für geleiſtete Dienſte beſtand in der Verleihung von unkultiviertem Grundbeſitz, der im Beſitze der landesfürſtlichen Kammer war, oder mit kultiviertem Beſitz, der der Kammer nach dem Ausſterben einer adeligen Dienſtfamilie heimgefallen war und immer wieder anderen Familien überlaſſen zu werden pflegte.

[1]) Vgl. Frieß, Geſch. der öſterr. Minoritenprovinz. Archiv d. W. A. 64, S. 148. S. auch Biermann, Troppau und Jägerndorf, S. 112.

Indem diese Güter den Klöstern gegeben wurden, kamen sie in die „tote Hand" und blieben dem Adel entzogen. Nichtsdestoweniger hatte auch der niedere Adel, der Familienstiftungen zu machen nicht in der Lage war, sich sehr häufig durch Hingabe kleinerer Spenden in die großen Stiftungen gleichsam eingekauft und dadurch einen Teil seines Besitzes aus der Hand gegeben.

Es gab aber auch viele Edelleute, die sich am Kirchengute vergriffen und sich davon auch durch den Kirchenbann nicht abschrecken ließen. Zuletzt söhnten sie sich aber doch mit der Kirche wieder aus. So leistete Albert von Sternberg, der die Untertanen der Olmützer Kirche und des Stiftes Hradisch mit Raub und Brand hart bedrängt hatte, Genugtuung, als ihm Gott für seine Frevel eine schwere Krankheit zusandte. Was solche Übeltäter der geschädigten Kirche schenkten, überwog oft bedeutend den zugefügten Schaden.

Den einzelnen Kirchen kam der Zehent, dem Bischof im ganzen Bistum die Bischofsteuer zu, zuerst der zehnte Teil der Früchte jedes Ackerlandes, dann eine Geldgabe, Rauchpfennige genannt. Die Schwierigkeit der Einhebung veranlaßte die Bischöfe, mit größeren Stiftsherrschaften Pauschalverträge einzugehen.

Mit der Zeit tauchte die Frage auf, wem die Güter der Kirchen und Klöster, das Seelgeräte, gehören. Als Eigentümer betrachteten sich immer die Familien, welche die Stiftungen gemacht hatten, also vorzugsweise die Fürsten. Waren ja auch die Landherren, die einzelne Kirchen erbaut hatten, die Eigentümer derselben; sie hatten das Patronat über sie, genossen die Einkünfte derselben, die Opfergelder, die Gebühren bei der Taufe, Trauung und dem Begräbnisse und bestellten für die Kulthandlungen nach eigenem Belieben einen Leutpriester an, den sie entlohnten und wieder entlassen konnten. Sie konnten ihre Kirchen verschenken, vertauschen oder sogar verkaufen. Die großen Stifter, deren Herren die Landesfürsten waren, verwalteten ihre Güter selbst, aber die Fürsten betrachteten diese doch als zu ihrer Kammer gehörig. Eine Änderung hierin bereitete sich wie in den Alpenländern seit dem Papste Gregor VII. vor, der verlangte, daß die Patrone der Kirchen auf die Einsetzung der Geistlichen verzichten sollten. Aber noch gegen das Ende des 12. Jahrhunderts bestätigte Sobieslav II. der deutschen Gemeinde Prag das Recht, als Patronin den Pfarrer in ihrer Kirche einzusetzen. Nach und nach aber wurden die Patrone von den Bischöfen dahin gebracht, daß sie ihre Kandidaten dem Bischofe präsentierten, der sie bestätigte, so daß die Geistlichen ihr Amt auf bischöfliche Autorität hin verwalteten.

Zu gleicher Zeit arbeiteten zunächst die Bischöfe dahin, daß ihre Untertanen von den Landesfronen, die auf den Untertanen der Landherren und den Freisassen lasteten, befreit und der Gerichtsbarkeit der Gaugrafen entzogen würden. Besonders eifrig nahm sich dieser Sache der Bischof Andreas an (1215—1224), der hierin vom Papste unterstützt wurde. Nach langem Kampfe gab König Ottokar I. nach und gewährte 1221 und 1222 der Geistlichkeit außerordentliche Privilegien: die Untertanen der Kirchen wurden von den Landesfronen befreit und den Gaugerichten entzogen; der Bischof erhielt das Einsetzungsrecht der Geistlichen und den Zehent aus dem ganzen Lande.

Der Bischof Andreas, der in Böhmen verhaßt war, begab sich nach Rom, wo er starb. Die Güter der Klöster und Kirchen waren nun insgesamt zum Kirchengute geworden und es begann die Besteuerung durch die Päpste. Die Landesfürsten aber fingen nun an, das Kammergut in anderer Weise zum Vorteile des Staates zu verwenden, nämlich durch Kolonisation. Die Anschauung aber, daß die Kloster- und Kirchengüter dem Landesfürsten und dem Adel zustünden, erhielt sich und förderte die reformatorische Bewegung unter Huß und Luther; nicht die Bauern waren die ersten Anhänger Hussens, sondern „die mittleren und kleineren Landherren und Adeligen, jene Patrone, die sich zuerst durch den frommen Eigennutz der Väter in ihrem Besitze geschmälert und nachmals durch die Reformen der Kirche aus dem Reste desselben herausgeworfen wußten".[1])

Bald nach der Gründung des Bistums Prag entstand daselbst die Domschule zur Heranbildung von Geistlichen; außerdem bestand wohl in jedem Kloster eine Schule und von der Mitte des 13. Jahrhunderts an hört man auch von Stadtschulen, zuerst von der von Saaz (1256). Ottokar II. gab 1265 seinem Münzmeister Eberhard die Erlaubnis, in der Neustadt bei St. Gallus in Prag eine Schule erbauen zu dürfen mit allen Freiheiten, wie sie die Schulen anderer Städte in Böhmen genossen.

Im Jahre 1298 entstand in Leitmeritz zwischen dem Stadtrate und dem Pfarrer ein Streit bezüglich des Aufsichtsrechtes über die Schule, die als eine alte bezeichnet wird. Der Streit wurde zugunsten des Stadtrates entschieden.[2])

Die Bildung der Geistlichen war trotz der Klosterschulen häufig sehr gering und abergläubische Meinungen waren unter ihnen sehr verbreitet. Es gab sogar Priester, die mit einer bestimmten Messe oder

[1]) Lippert, Sozialgeschichte. II. 104.

[2]) Wolkan, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen. Prag 1894, S. 52.

einem Gebete ihren Feinden Verderben zu bereiten hofften. Infolge des weltlichen Lebens der Geistlichkeit verbreitete sich auch in Böhmen und Mähren die Sekte der Waldenser, gegen die Ottokar II. auftrat. Auf sein Ansuchen ernannte Papst Alexander IV. den Lektor Bartholomäus des Brünner Klosters und Lambert „den Deutschen" aus der Prager Diözese zu Inquisitoren. Im 14. Jahrhunderte fand das Waldensertum eine noch weitere Verbreitung.

5. Neue soziale Wandlungen infolge der deutschen Kolonisation: Landwirtschaft, Gewerbe und Handel[1])

Frühzeitig standen die Slawen Böhmens und Mährens mit den Deutschen in Handelsbeziehungen. Die ältesten Stapelplätze waren Regensburg und Passau. Aus Böhmen wurden Rohprodukte, Sklaven, Vieh, besonders Pferde, Felle und Pelzwerk geholt, während Waffen, Heringe, Salz, Schmucksachen und selbst Münzen eingeführt wurden. Schlesien und Mähren bezogen Salz aus Galizien, Böhmen aus dem Salzkammergut und von Magdeburg. Es bildete sich eine Klasse von Leuten aus, die den Geleitsdienst zu besorgen hatten; im südlichen Böhmerwalde bestanden Säumer, die das Salz beförderten; dort wurde Prachatitz der Niederlassungsort für dieses Naturerzeugnis. Es ist schon erwähnt worden, daß in alter Zeit als Tauschmittel auch Leinwandstreifen dienten. Zollstätten waren in großer Zahl angelegt, die nicht umgangen werden durften. Es war nicht üblich, allein zu reisen, sondern in Karawanen, die sich bei den einzelnen Gaufürsten den Geleits- und Friedensschutz erkauften. Die Gauzölle hörten mit der Einigung des Landes auf; aber auf den Plätzen, wo die Waren ausgelegt wurden, um gegen andere vertauscht zu werden, wurden Marktzölle erhoben. Solche Plätze waren die Burgflecken (suburbia) der Gauburgen, Orte in der Nähe der Landestore und später die Wirtschaftshöfe der geistlichen Stiftungen.

Für die fahrenden Kaufleute, die den Markt zu Prag besuchten, wurde ein wohlumzäunter Herbergs- und Kaufhof, Tyn- oder

[1]) Rößler, Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren. 2 Bde.: I. (Prag) 1845; II. (Brünn) 1852. — Rößler, Deutsches Recht in Österreich im 13. Jahrhundert auf Grund des Stadtrechtes von Iglau. Wien 1859. — Čelakovský, Codex juris municipalis regni Bohemiae. I, 1886 (enthält die Privilegien der Prager Städte); II, 1895 (enthält die Privilegien der königlichen Städte auf dem Lande aus den Jahren 1225—1419). Dazu die „Städte- und Urkundenbücher aus Böhmen", so die von Brür und Saaz, die Schlesinger, das von Aussig, das (1896) Hiecke und Horčička herausgaben, das von Budweis (von Köpl), 1901. — Juritsch, Die Deutschen und ihre Rechte in Böhmen und Mähren im 13. und 14. Jahrhundert. Progr. d. G. Mies 1905. — Bachmann, Gesch. Böhmens. I, 470 ff.

Teynhof genannt, errichtet. Er stand auf dem Ringplatze der jetzigen Altstadt Prag. Jeder Fremde mußte in dieser Herberge einkehren und dort seine Waren niederlegen; er zahlte einen Warenzoll, Gebühren für den Gebrauch des landesfürstlichen Maßes und Gewichtes und Stallmiete für seine Pferde. Für die Entscheidung von Rechtsfällen im Tynhofe war ein landesfürstlicher Richter bestellt.

Es gab aber auch Kaufleute und wohl auch Handwerker, meist Deutsche, die sich dauernd in dem Burgflecken Prag niederließen. Sie wohnten da schon vor Wratislav II. (1061—1092); dieser Fürst gestattete ihnen, sich zu einer Gemeinde zu vereinigen und nach deutschem Gesetz und Rechtsbrauch zu leben. Sobieslav II. bestätigte und erweiterte ihre Privilegien.[1]) „Wisset," heißt es darin, „daß die Deutschen freie Leute sind."[2]) Die deutsche Gemeinde hatte die freie Wahl ihres Richters und Pfarrers; dem Richter stand die Gerichtsbarkeit über die Gemeindeangehörigen zu, nur die Bestrafung von Mord, Diebstahl und Friedensbruch behielt sich der Herzog vor. Kein Deutscher durfte verhaftet werden, wenn er Bürgen stellen konnte oder ein Haus besaß. Ward er verurteilt, so durften seine Frau und seine Kinder darunter nicht Schaden leiden. Die Deutschen waren frei von allen Abgaben, nur zur Verteidigung des Landes konnten sie verhalten werden; befand sich der Herzog auf einem Kriegszug außerhalb des Landes, so oblag ihnen die Bewachung der Prager Burg. „Prag als Stadt hat sich eigentlich aus dieser deutschen Gemeinde entwickelt, die sich um so schneller vergrößern konnte, als nach demselben Privileg jeder Gast aus was immer für einem Lande, der mit den Deutschen in der Stadt leben wollte, auch ihrer Rechte teilhaftig wurde."[3])

Die böhmischen Fürsten sahen ein, daß ihnen und dem Lande die Städte und das freie Bürgertum großen Nutzen bringen könnten. Der Wohlstand des Landes mußte sich durch sie heben, die Einkünfte der königlichen Kammer sich vermehren. Dies war notwendig, weil einerseits das glanzvoll auftretende Königtum größere Mittel brauchte, anderseits die vielen Kammergüter zur Ausstattung der Klöster verwendet und infolge der Kirchenreform zum Kirchengut geworden waren, das dem Königtume nicht mehr zur Verfügung stand. Die mit der Technik des Bergbaues vertrauten deutschen Bergleute konnten die Schätze der Berge ans Licht bringen und schließlich konnte ein wohlhabender Bürgerstand den Königen eine Stütze gegen den selbstsüchtigen

[1]) Rößler, I, 187. Diese Deutschen lebten wohl nach Nürnberger Recht. — Köpl, Die Frage nach der Herkunft des Rechtes der Altstadt Prag. Mitt. d. Institutes. 8, S. 306.

[2]) Noveritis, quod Theutonici liberi homines sunt.

[3]) Huber, I, S. 572.

Adel werden, der übrigens selbst an der Gründung von Städten teilnahm.

Die Städte in den böhmischen Ländern entstanden entweder durch allmähliches Anwachsen deutscher Niederlassungen in der Nähe von Burgen oder Klöstern, wie Prag, Olmütz, Znaim, oder an wichtigen Straßen, wie Troppau, oder durch planmäßige Gründung durch die Landesherren, den Adel oder geistliche Korporationen. Unter Ottokar I. entstanden Königgrätz und Leitmeritz, unter Wenzel I. die Altstadt Prag, Komotau, Pilsen, Saaz, unter Ottokar II. oder nach ihm Aussig, Beraun, Brüx, Budweis, Tschaslau, Kaaden, Kolin (d. i. Colonia oder Köln a. d. Elbe), Mies, Pisek, Politschka, Taus, Krumau. Unter Wenzel II. erhielt eine Ansiedlung bei dem Kloster Sedletz, wo man Silber fand, die Verfassung einer deutschen Stadt und den Namen Kuttenberg.

Der Vorgang bei der Anlage einer Stadt war folgender[1]): Hatte man sich über die Lage der zu gründenden Stadt geeinigt, so ging eine Kommission dahin, um ihren Umfang zu bestimmen. Um sie rasch zu bevölkern, nahm man wie bei der Anlage von Dörfern zu Unternehmern (Lokatoren) Zuflucht, die einheimische oder fremde Kolonisten herbeiführten. Die Einheimischen hießen incolae, die Fremden vocati. Die Einrichtung der neuen Stadt geschah gewöhnlich nach dem Vorbilde einer anderen; das Recht wurde nur in deutscher Sprache gehandhabt. Als Lohn für seine Bemühungen erhielt der Lokator die Stadtvogtei, die Advokatia, ein auch auf seine Erben übergehendes Eigentum, mit dem gewisse Rechte, Einkünfte und Nutzungen sowie auch Pflichten verbunden waren. Zu den Rechten des Vogtes gehörte die Verwaltung der niederen oder auch der hohen Gerichtsbarkeit in der Stadt; er bezog den dritten Teil der Strafgefälle, während die zwei anderen Drittel dem Könige zufielen. Auch in den deutschen Dörfern hatte der Erbrichter oder Schulze die Gerichtsbarkeit, aber der Stadtrichter unterschied sich von dem Dorfrichter dadurch, daß häufig die der Stadt benachbarten Dörfer mit ihrer Appellation an die Stadt gewiesen waren. Zu den Nutzungen des Richters gehörte auch das Freihaus, ein Freigrund, oft auch der Grundzins von den Fleisch-, Brot- und Schuhbänken, von einer Mühle, einem Wirts- und einem Badehause, endlich gewisse Zinsungen von den Bürgershäusern.

Die Bürger erhielten eine bestimmte Zahl von Grundstücken mit Wiesen, Wald und Hutweiden, manchmal mit der Fischerei und mit-

[1]) Dudik, Mährens Allg. Gesch. VIII, 142ff. Der 8. Bd. enthält Mährens Kulturzustände von 1197—1306.

unter auch mit dem Jagdrechte. Sie waren persönlich frei und hatten nach Ablauf der bewilligten Freijahre neben den Stadtabgaben (Losungen) vertragsmäßig bestimmte Abgaben, den Kammer- oder Grundzins zu entrichten, den der Vogt oder Richter einzusammeln hatte; sie erhielten oft das Stapel- oder Niederlagsrecht, das Meilenrecht, Maut- und Zollregalien, das Recht, Wochen- und Jahrmärkte zu halten, die Braugerechtigkeit und das Recht des Bierausschankes in der Stadt und Umgebung. Ihre Stadt zu befestigen, wurde den Bürgern zur Pflicht gemacht.

Als Ottokar II. durch den Unternehmer Konrad von Löwendorf die Stadt Politschka anlegen ließ, wurde die ganze Kolonisationsfläche in 800 Hufen geteilt, von denen 50 zur neuen Stadt gehören, die übrigen zur Anlage von Dörfern verwendet werden sollten.[1]) Ein Bürger sollte 18 Jahre von jeder Gegenleistung frei, nach Ablauf dieser Zeit aber zu Zins und vertragsmäßigen Leistungen verpflichtet sein. Die zu den künftigen Dörfern gehörigen Gründe sollten von dem Jahre der ersten Ansaat eine 20jährige Freiheit genießen, nachher aber je einen Vierding Silber, sechs Strich Roggen und sechs Strich Hafer leisten. Frondienste waren nicht verabredet. Der Unternehmer erhielt die Vogtei und die Gerichtsbarkeit erblich; das Erbrichteramt bezog sich auf die Stadt Politschka, die Vogtei auf das Obergericht über die Dörfer, die als „Schoßdörfer" bezeichnet wurden, da sie mit der Stadt den Erbzins für ihre Grundanteile zusammenschießen mußten. Der Unternehmer erhielt ferner zwei zinsfreie Hufen (Lanen, lanei), in der Stadt zwei zinsfreie Fleisch- und Brotbänke, im nahen Löwendorf eine Schankgerechtigkeit (taberna) mit der Bestimmung, daß in den anderen Dörfern des Kolonisationsgebietes kein Wirtshaus bestehen dürfe. An vier Stellen sollten die für einen Mühlenbetrieb nötigen Wasservorrichtungen ihm und seinen Nachkommen zinsfrei dienen; andere Mühlen, die noch entstehen könnten, sollten dem Fürsten zinspflichtig sein.

Die Bürgerschaft ist ein ganz neues Element in Böhmen, die Bürger bilden einen neuen Gesellschaftsstand. Sie haben den Grund gekauft, aber nur die „Anleit" als Kaufschilling gezahlt, den Rest desselben vom Grundherrn als unkündbares Darlehen auf den Grund genommen und verzinsen diese Hypothek dem Grundherrn mit einem „Erbzinse" oder „Erbpachte". Der Grundherr kann zwar den Zins, nicht aber den Grund weitergeben, der Bürger jedoch den Grund samt der Zinspflicht. Den Zins zahlt aber nicht der einzelne, sondern die

[1]) Lippert, Sozialgesch. II, 155 ff.

Gesamtheit der Bürger, die Gemeinde. Wird ein Bürgergrund herrenlos, so sorgt nicht der Grundherr, der seinen Zins auch fernerhin voll empfängt, sondern die Gemeinde für die Neubesetzung des Grundes; denn ihr und nicht dem Grundherrn fällt ein freigewordener Grund zu. Das Rechtsverhältnis zwischen dem Grundherrn und den Zinspflichtigen wird als deutsches, emphyteutisches Recht bezeichnet.

Die Verwaltung der königlichen, d. i. der auf Krongut entstandenen Städte besorgte eine besondere Abteilung der königlichen Kammer, an deren Spitze der „Unterkämmerer" stand. Einzelne Städte hatten eigene Beamte, wie Kuttenberg den königlichen Münzmeister.

Die zu erbauende Stadt wurde schon in der Lokationsurkunde mit einem deutschen Stadtrechte bewidmet. Die Rechtsprechung besorgte ein Schöffenkollegium, eine Körperschaft von zwölf oder sechs Bürgern, die das Urteil fanden; der Richter leitete das Verfahren und besorgte die Ausführung des Urteiles. Für die lokalen Verhältnisse wurde durch Statuten vorgesorgt, die der Stadtrat erließ. Die Fortentwicklung dieser Satzungen geschah durch gerichtliche Entscheidungen, die für spätere Fälle Gesetzeskraft behielten, und durch die Rechtsbelehrungen, welche die Stadt von ihrem Oberhof erhielt. Denn so wie in jeder Gegend die hervorragendere Stadt eine Art Oberhof für die Dörfer und kleineren Städte bildete, so konnte sich diese Stadt wieder bei dem Schöffenstuhle einer größeren Stadt im Lande oder außer Landes, wie bei Magdeburg, Halle, Breslau, Nürnberg, Rechtsbelehrungen holen.[1])

Die Stadtrechte der böhmischen Länder zerfallen in zwei Hauptgruppen, eine südliche oder bayrische und eine nördliche oder sächsische. Das bayrische Recht, das in den babenbergischen Stadtrechten erscheint, breitete sich nach Mähren und Südostböhmen und selbst nach Prag aus; das sächsische oder Magdeburger Recht gewann das übrige Böhmen mit Ausnahme des westlichen Teiles, wo das Stadtrecht von Eger Geltung hatte. Diese Stadt erhielt 1279 von Kaiser Rudolf ein Stadtrecht, das dem Nürnberger Rechte nachgebildet ist.

Die erste Stadt, die mit Magdeburger Recht bewidmet wurde, war die im Jahre 1210 vom Markgrafen Wladislav gegründete Stadt Freudental in Schlesien. Als ihr Ottokar I. 1213 dieses Recht bestätigte, nannte er es ein „bisher in Böhmen und Mähren ungewohntes und ungeübtes". Von den böhmischen Städten erhielt dieses Recht zuerst Leitmeritz, das später als Oberhof für alle nach diesem Rechte lebenden Städte angesehen wurde. Dieses Recht erhielt auch die 1257 von Ottokar II. gegründete Kleinseite Prags, obgleich die

[1]) Grunzel, Über die deutschen Stadtrechte Böhmens und Mährens. Mitteil. XXX.

angrenzende Altstadt ein eigenes Stadtrecht hatte. Königgrätz, mit Magdeburger Recht versehen, war vor Leitmeritz ein angesehener Schöppenstuhl. Auch Troppau, Olmütz, Schönberg, Weißkirchen und später viele andere Städte erhielten Magdeburger Recht und sie alle zogen lange Zeit nach Freudental um Recht, bis im Jahre 1352 Olmütz zum Oberhof für alle nach Magdeburger Recht lebenden Städte, Märkte und Dörfer Mährens erhoben wurde. Olmütz selbst wandte sich in schwierigen Fällen nach Breslau.[1])

Bayrisches oder babenbergisches Recht erhielten Brünn 1243 durch König Wenzel I., Znaim und Iglau. Letztere Stadt wurde durch ihr Bergrecht tonangebend, von dem später geredet werden soll. Der Oberhof für die nach bayrischem Rechte lebenden Städte Mährens wurde Brünn. Im Jahre 1273 erhielt die Altstadt Prag ein dem Brünner nachgebildetes Stadtrecht, mit dem dann wieder andere Städte Böhmens bewidmet wurden, so daß die Altstadt nach und nach ein angesehener Oberhof wurde.[2])

Mit den Landesfürsten wetteiferten geistliche und weltliche Herrschaften in der Anlage von Städten oder in der Umgestaltung von Dörfern und Märkten zu Städten. Bischofstädte waren Raudnitz, Bischofteinitz, Přibram, Pilgram, letzteres die Gründung des Bischofs Peregrin oder Pilgram (1225—1226).

Von den durch Adelige gegründeten Städten kann Krumau erwähnt werden. Diese Stadt wurde um 1270 von Witigo aus dem Dynastengeschlechte der Witigonen angelegt, der deutsche Ansiedler aus dem Hochstifte Passau dahin berief. Sie ging 1302 nach dem Aussterben der Krumauer Linie der Witigonen an die Rosenberger Linie dieses Geschlechtes über. Deutschbrod war die Stadt der Hron-Lichtenburg, Nachod die eines Zweiges dieser Familie. Turnau wurde durch die Waldstein (von Lemberg), Jungbunzlau durch die Michelsberg, Tetschen durch die Wartenberg, Dux durch die Riesenburg mit Stadtrechten begabt.

Diese untertänigen Städte durften sich nur mit Erlaubnis der Grundherren und der Landesfürsten mit Mauern umgeben und blieben auch dann noch in größerer Abhängigkeit von ihrem Grundherrn. Denn während die Bürger der königlichen Städte es vermieden, ihre Prozesse vor den König als ihren obersten Richter zu bringen, konnte der adelige Grundherr, oder wenigstens sein Burggraf, die in der Stadt

[1]) Bischoff, Österr. Stadtrechte. 106, 110. — Bischoff, Über das älteste Olmützer Stadtbuch. Sitzungsb. d. W. A. 85.

[2]) Rößler, Über die Bedeutung und Behandlung der Gesch. des Rechtes in Österreich. Prag 1847.

oder in der Burg oberhalb derselben wohnten, sich häufig in die städtischen Angelegenheiten einmischen.

Auch bezüglich des Bauernstandes bildeten sich durch die deutsche Kolonisation neue rechtliche Verhältnisse.[1]) An der Besiedlung Böhmens, Mährens und Schlesiens durch deutsche Bauern hatten ohne Zweifel die Klöster den größten Anteil. Zwar waren die älteren Klöster, die in den Mittelpunkten des Lebens entstanden, mit kultiviertem Besitze ausgestattet worden, aber die späteren wurden in wenig oder gar nicht besiedelten Gegenden angelegt und erhielten demnach eine zweite Aufgabe, die Urbarmachung der ihnen zugewiesenen, wenig einträglichen Landstrecken, obgleich die ersten Landesfürsten die Anlage neuer Ansiedlungen nicht gern sahen. Die Klöster konnten das ihnen zugewiesene, meist aus Wald bestehende Gebiet nur durch die Anlage von Dörfern nutzbar machen. Die deutschen Bauern, die sie ansiedelten, kamen aus den Niederlanden, den Rheingegenden, aus Franken; sie waren freie Leute und wurden nicht bedingungslos, sondern vertragsmäßig und unter günstigen Bedingungen angesiedelt.

So entstand in Böhmen, Mähren und Schlesien ein neuer, persönlich freier Bauernstand.

Man übertrug gewöhnlich einem unternehmenden, wohlhabenden Manne, häufig dem Bürger einer Stadt, die Ausführung der Ansiedlung. Dieser bekam ein Stück Land als Eigentum mit der erblichen niederen Gerichtsbarkeit in dem entstehenden Orte. Den übrigen Boden verteilte er an die Kolonistenfamilien, die einzeln ein Vertragsverhältnis mit dem Grundherrn eingingen. Auch sie entrichteten eine Anzahlung (Anleit) und zahlten für den Rest des Kaufpreises einen bestimmten Erbzins; auch sie kauften also ihr Bauerngut und konnten es wieder verkaufen oder frei vererben. War der Boden schwer zu bebauen, so erhielten die Ansiedler das zugeteilte Land auf Jahre hinaus zinsfrei. Neben dem Erbzins hatten sie manchmal auch Naturalgiebigkeiten zu entrichten und waren zu persönlichen Leistungen verpflichtet, die aber gering und durch Geld ablösbar waren, mit den Roboten der nachhussitischen Zeit demnach nicht verwechselt werden dürfen. Zu den Abgaben und Roboten, die auf den slawischen Bauern lasteten, waren sie nicht verpflichtet, sie waren auch von der Gaugerichtsbarkeit befreit und standen unter ihrem eigenen Richter; nur in wichtigeren strafrechtlichen Fällen waren sie an die nächsten Städte

[1]) Dudik, Mährens Geschichte. VIII. — Tupetz, Gesch. d. deutschen Sprachinsel von Neuhaus und Neubistritz. — Lippert, Die älteste Kolonisation im Braunauer Ländchen. Mitteil. 26. — Loserth, Zur Geschichte des Landskroner Teiles der Schönhengstler Sprachinsel. Mitteil. 27. — Schlesinger, Die deutsche Sprachinsel v. Iglau. Mitteil. 23.

gewiesen. In den meisten Dörfern wurde dreimal im Jahre Gericht gehalten. Der Richter führte den Vorsitz, das Urteil fanden die Schöffen oder Geschworenen, die aus der Mitte der Bauern genommen wurden. Die Gutsherrschaft war durch den Propst, Vogt oder Verwalter vertreten, dessen bewaffnetes Gefolge die Ausführung des Urteiles besorgte. Dafür erhielten der Propst und sein Gefolge jedesmal eine Mahlzeit, einmal im Jahre auf Kosten des Richters (des Schulzen), zweimal auf Kosten der Bauern.

Das Verhältnis zwischen der neuen Gemeinde, dem Richter und dem Grundherrn wurde gleich bei der Gründung des Dorfes durch die Lokationsurkunde geregelt. Besonders aus dem 13. Jahrhunderte stammen viele Ortschaften, die auf reut (reuten = roden), hof, bach, berg, grün, schlag endigen und sich schon durch ihren Namen als nach deutschem Rechte gegründete Dörfer kennzeichnen.

Zuerst wurden deutsche Bauernkolonien 1204 auf den Besitzungen des Johanniterordens in Mähren, dann auf denen der Zisterzienser (Welehrad), der Prämonstratenser (zu Hradisch bei Olmütz), der Benediktiner zu Trebitsch und Raigern angesiedelt. In Böhmen wurde der Strom der deutschen Einwanderer zuerst in den Leitmeritzer, Elbogener und Saazer Kreis gelenkt. Auch hier taten sich die Klöster hervor, im Süden besonders die Zisterzienser von Hohenfurt und Goldenkron, die Könige seit Přemysl Ottokar I. und auch einzelne Adelige. Von den Königen hat Ottokar II. am meisten für Herbeiführung deutscher Kolonisten getan, die er auf den Krongütern ansiedelte. Im südwestlichen Böhmen, in den Gegenden von Elbogen, Trautenau und Glatz wurde die deutsche Bevölkerung vorherrschend. In Mähren wirkte der Bischof Bruno von Olmütz als Kolonisator. Er gab Teile seiner bischöflichen Besitzungen als Lehen an deutsche Ritter und an Einheimische, die deutsche Kolonisten herbeirufen mußten. Das Kuhländchen erhielt auf diese Weise deutsche Bevölkerung. Es ist erstaunlich, wie viele Städte, Märkte und Dörfer unter Bischof Bruno angelegt, welch große Landstrecken urbar gemacht wurden.

Von den Adeligen wirkten am erfolgreichsten für die deutsche Kolonisation die Herren von Rosenberg und die von Neuhaus, Zweige der Witigonen im Süden und Südosten, die Herren von Lemberg im Glatzischen, die Herren von Draholetz in der Gegend von Landskron, Wildenschwert (Wilhelmswert) und Reichenau und später die Herren von Biberstein um Reichenberg und Friedland.

Es ist selbstverständlich, daß auch die tschechischen Dörfer trachteten, die Vorteile zu erlangen, welche das deutsche Recht bot. Und dies ge-

lang ihnen auch, da die Grundherren dieses Streben begünstigten. Der Adel stand dem deutschen Elemente keineswegs feindlich entgegen. „So wie er häufig seinen eigenen angestammten slawischen Namen und den seiner Burgen aus eigenen Stücken germanisierte, so gab er es in wohlverstandenem Interesse seines Bodens und dessen Bewirtschaftung zu, daß sich das deutsche Recht unter seinen Zinsbauern ausbreitete, duldete ihren Rechtszug an eine benachbarte Stadt, errichtete selbst Städte und Märkte am Fuße seiner Schlösser und gab ihnen dem deutschen Rechte nachgebildete Stadtrechte." [1]) Ottokar II. ernannte, um nur ein Beispiel der Umgestaltung tschechischer Dörfer nach deutschem Rechte zu erwähnen, im Jahre 1274 den Bürger von Olmütz, Heinrich von Ivanic, in dem landesfürstlichen Dorfe Teinitz bei Olmütz zum Erbrichter, „damit er das dort waltende böhmische Recht in ein deutsches umstelle"[2]); dafür erhielt er ein Grundstück, eine Taberne, eine Mühle und ein Badhaus steuerfrei.

Mit der Umgestaltung tschechischer Dörfer nach deutschem Rechte befaßten sich gern Bürger der deutschen Städte. Die Bauerngründe wurden neu vermessen; für jede Hufe wurde sofort ein Angeld entrichtet; dann zahlte jede Hufe einen mäßigen Jahreszins und gab einige Hühner und Eier und gewöhnlich ein gewisses Maß an Getreide. Doch wurden nicht selten auch die Leistung einer genau festgesetzten Robot und ein Beitrag für Kriegsrüstungen vereinbart. Das Gericht behielt sich die Herrschaft häufig vor.

Diese Umgestaltung wurde im ganzen 14. Jahrhundert fortgesetzt.

Das Volk lebte vom Ackerbau und von der Viehzucht. Üblich war das Dreifeldersystem, nach welchem das Ackerland in drei Teile geteilt war, die abwechselnd mit Winter- und Sommergetreide bestellt wurden oder brach lagen. Das Vieh weidete auf den Brachfeldern und auf der Hutweide, die Eigentum der ganzen Gemeinde war. Die Pferdezucht wurde in der Gegend von Pardubitz stark betrieben. Hopfen gewann man damals schon im Saazer Kreise und in Mähren überall dort, wo Bischof Bruno von Olmütz kolonisierte. Zinspflichtige Untertanen mußten wilden Hopfen in den Wäldern sammeln und an ihre Herrschaften abliefern. Die Bierbrauerei nahm stark zu.

Ursprünglich konnte wohl jeder Hausvater das im Haushalte nötige Bier selbst erzeugen. Da aber für die Brauerei kostspielige Vorrichtungen nötig waren, beschränkte sich das Braurecht auf die Gutsbesitzer und die wohlhabenderen Bürger, die in der Regel auch ein

[1]) Tomaschek, Recht und Verfassung der Markgrafschaft Mähren im 15. Jahrh., S. 51.
[2]) Dudik, Mährens Allg. Geschichte. VIII, S. 140.

Haus besaßen, das auf dem ursprünglich für die Häuser der Stadt ausgemessenen Grunde erbaut war. Später neuerbaute Häuser waren nicht brauberechtigt. Durch das Meilenrecht, das die Ausübung von Handwerken in der Umgebung der Stadt untersagte, wurde die Bierbrauerei ein Monopol der Städte. Wie allgemein der Biergenuß schon im 13. Jahrhundert war, geht daraus hervor, daß Bischof Bruno 1258 jedem der zwanzig armen, den Chor besuchenden Scholaren täglich Brot und Bier bestimmte.

Die ersten Weinreben dürften durch die Markomannen, die mit den Römern auch in friedlichen Beziehungen standen, nach Böhmen gekommen sein. Die Weinkultur wird wohl zuerst in der Umgebung von Prag sowie im Elbetale, in der Gegend von Tschernosek und Leitmeritz betrieben worden sein und nachher an den Prämonstratensern und Zisterziensern, die vom Rheine stammten, die verständigsten Pfleger gehabt haben. Unter den Dörfern in der Umgebung von Prag, mit welchen das 993 gegründete Kloster Břevnov ausgestattet wurde, befand sich auch eines mit Weingärten.

Die Weinkultur blühte auf, als das Elbetal mit Lobositz und Tschernosek 1251 in den Besitz der Zisterzienser von Maria-Zell in Meißen gekommen war. In der Gegend von Leitmeritz nahmen sich die Kollegiatstifte von Wischehrad und von Leitmeritz sowie die deutschen Bürger dieser Stadt der Weinkultur mit großem Eifer an. Přemysl Ottokar II. soll die Anlage von Weingärten befördert und die Herbeischaffung von Reben aus Niederösterreich angeordnet haben. In Mähren legte das Kloster Saaz einen Weingarten an, allerdings in einer Gegend, die nur ein Erzeugnis minderer Güte versprach; Bischof Bruno von Olmütz ließ Weingärten in der Umgebung von Kremsier anlegen. Auch um Bisenz, Eibenschitz, Selowitz, Brünn, Znaim und Nikolsburg wurde Weinbau betrieben.[1])

Weit verbreitet war die Bienenzucht, die wie der Weinbau von Bischof Bruno sehr gefördert wurde. In seinem Testamente vom Jahre 1267 setzte er fest, daß „alsogleich drei Bienengärten zu Zwittau, Keltsch und Müglitz hergestellt und eingerichtet werden und daß sowohl diese Bienengärten als auch die wilden Bienen in den dortigen Wäldern der Obsorge und dem Schutze des Olmützer Bienenwärters unterstehen sollen". Wachs wurde in großen Mengen verbraucht und den Honig verwendete man zur Bereitung von Speisen und des Metes, der in Eger von besonderer Güte war.

Die ersten Handwerker waren unfreie Leute, die zu Herrensitzen und Klöstern gehörten; in den Städten erst nahm durch freie Hand-

[1]) Näheres bei Dudik, VIII, S. 434 ff.

werker das gewerbliche Leben einen raschen Aufschwung. Ehe man zur Herstellung von Eßgeschirren Zinn verwendete, waren diese aus Holz verfertigt. Das Drechslerhandwerk war daher ein sehr einträgliches. Von besonderer Wichtigkeit wurden die Tuchmacher und Goldschmiede. Feine Tuchwaren wurden aus den Städten der Niederlande herbeigeführt, aber Ottokar II. bewirkte, daß sich Tuchmacher aus Flandern in seinen Ländern ansiedelten und da ihr Geschäft betrieben. Sie ließen sich in verschiedenen Städten nieder, so in Nimburg, Iglau, in der Braunauer und Friedländer Gegend. Die Iglauer Tuchmacher bezogen die Wolle meist aus Ungarn. In hohem Ansehen standen die Prager Goldschmiede. Durch das Meilenrecht war das städtische Gewerbe vor der Konkurrenz auf dem Lande geschützt. Schon im 13. Jahrhundert schlossen sich die Handwerker zu Zünften zusammen.

Bei der Anlage von Städten war für einen großen Marktplatz gesorgt worden. Da die Aufgabe der Städte vorzugsweise der Umtausch der Waren war, so wurden Brot- und Fleischbänke, Schuh- und Tuchläden aufgestellt, manche zeitweilig, andere für immer. Die dauernd aufgestellten bildeten ein oder mehrere Häuser; in ihnen wurden auch die Waren der fremden Kaufleute aufbewahrt, von denen die Gewandschneider die angesehensten waren. Neben diesem Kaufhause entstand mit der Zeit auch das Rathaus. Die Kirche wurde gewöhnlich etwas seitwärts vom Marktplatze errichtet, da um dieselbe der Begräbnisplatz angelegt werden mußte. Der Raum zwischen dem Häuserrechteck des Marktplatzes und den Gebäuden im Inneren desselben heißt im ganzen ostdeutschen Kolonisationsgebiete der Ring.

Alle Städte hatten Wochen- und Jahrmärkte, manche besaßen das Stapelrecht. Aus Venedig brachte man Gewürze, Südfrüchte und Arzneien, aber auch Kunstwerke herbei; aus den niederländischen Städten Gent, Ypern, Mecheln, Brüssel u. a. feine Tuche, geringe aus Polen. In größeren Städten bildete sich frühzeitig der Zwischenhandel aus, der die Waren verteuerte. Daher wurde 1292 für Brünn angeordnet, daß „sich keine Zwischenhändlerkompagnien bilden, sondern daß an den Markttagen die Produzenten, woher immer, mit ihrer Ware ungehindert in die Stadt kommen sollen“.[1])

In den letzten Zeiten der Přemysliden war in Böhmen und Mähren das Bank- und Wechselgeschäft schon bekannt. Um 1304 war Rainer von Florenz Chef eines Bankhauses in Prag. Neben ihm besorgten auch der Apotheker Bandin von Arezzo und der Kaufmann

[1]) Dudik, VIII, S. 256. — S. auch Juritsch, Handel und Handelsrecht in Böhmen bis zur hussitischen Revolution. Leipzig und Wien 1907.

Balduin Falaster aus Venedig den Geldverkehr für andere, indem sie Gelder in Verwahrung nahmen, empfingen und auszahlten, auch „in entfernten Orten Gelder für die Rechnung anderer einzogen und zahlten, Vorschüsse machten und endlich durch ausgegebene Noten (Zahlungszusicherungen), welche die Stelle des baren Geldes vertraten, den Umlauf und Transport des gemünzten Geldes zu erleichtern und zu vermehren suchten, kurz in den Hauptstädten des Landes gab es nach dem Muster von Florenz und Venedig geregelte Bank- und Wechselhäuser".[1])

Gebräuchlich waren Pfennige (Denare) aus Silber und Gold. In der ersten Zeit waren sie technisch sehr unvollkommen hergestellt, die aus den Jahren 1100—1200 stammenden sind aber von schöner Ausführung. Aus der folgenden Zeit stammen Brakteaten, dünne Silberblechmünzen, die gewöhnlich nur auf der einen Seite geprägt sind. Es gab verschiedene Münzstätten; die Herrscher verpachteten das Recht der Münzprägung an die Meistbietenden. Auch die Přemysliden zogen von der häufigen Erneuerung und Verschlechterung der Münze reichlichen Gewinn. Sehr scharf äußerte sich hierüber Cosmas: „Keine Landplage, keine Pest, keine Wut der Feinde, wenn sie auch das ganze Land mit Plündern und Brennen verwüsteten, kann dem Volke Gottes so verderblich sein wie oftmalige Abänderung und betrügerische Verschlechterung der Münze." So herrschte im Münzwesen große Verwirrung. „Ein-, ja zweimal im Jahre änderte in den böhmischen Städten der Denar so seine Form, daß, wenn er gestern oder vorgestern gut und anbringbar war, er schon im Laufe weniger Tage außer Kurs stand."[2])

Rechnungsmünzen waren die Mark, das Talent (oder Pfund) und der Schilling oder Solidus. Der vierte Teil der Mark hieß Vierding, der sechzehnte Lot, der vierundzwanzigste Skot und der vierundsechzigste Quentlin. Da die Denare einen starken Kupferzusatz hatten, so kamen 480 Denare einer feinen Mark gleich. Das Talent wurde mit 240 Denaren berechnet, zwei Talente kamen also einer Mark gleich. Zwanzig Schillinge gingen auf ein Pfund.

Im Jahre 1253 wurde dem Prager Bürger und Münzmeister Eberlin um 14.000 Mark das Recht erteilt, Denare für ganz Böhmen zu schlagen. Zugleich wurde für dieses Jahr die Mark dem Talente gleichgestellt und Eberlin angewiesen, aus einem Talente bis zu 364 (statt 240) Pfennige zu schlagen. Von diesen Münzen sagte der König Wenzel I. selbst, sie seien ohne Wert. Um 1267 wurde demselben Eberlin die Münze in Mähren verpachtet. Zweimal im Jahre sollten

[1]) Dudik, Mährens Gesch. VIII, 257.
[2]) Königsaaler Geschichtsquellen. Fontes. VIII, 160.

durch die vom Münzmeister bestellten Wechsler, die meist Juden waren, die alten Pfennige gegen die neuen umgetauscht werden.

Endlich entschloß sich König Wenzel II. zur Durchführung einer Münzreform.[1]) Er berief aus Florenz erfahrene Münzmeister und ließ seit dem Juli 1300 in der Münzstätte zu Kuttenberg, das 1276 von Ottokar II. das Stadtrecht erhalten hatte, neue Silbermünzen, große „pehaimische phenning" (Groschen), prägen und zwar 60 (also ein Schock) aus einer rauhen und 64 aus einer feinen Mark. Sie zeigen auf der Vorderseite die böhmische Krone mit dem Namen und Titel des Königs und auf der Rückseite den böhmischen Löwen mit der Umschrift: Grossi Pragenses. Der Groschen galt 12 Heller, deren also 720 auf die Mark gingen. Wegen des inneren Gehaltes und ihrer technischen Vollendung wurden die böhmischen Groschen so beliebt, daß sie fast durch Jahrhunderte den Geldmarkt im mittleren Europa beherrschten. Länger als 500 Jahre blieb die Münzstätte in Kuttenberg in Tätigkeit; auch als der Bergbau daselbst eingestellt wurde, blieb die Stadt der Sitz der obersten Münzmeisters, der im „wälschen Hof"[2]) wohnte. Erst im Jahre 1726 erfolgte die Aufhebung der Münze in Kuttenberg.

6. Der Bergbau[3])

Böhmen und Mähren sind ergiebig an edlen und unedlen Metallen; die Bergleute, die sie aus der Erde hervorholten, wurden größtenteils aus Deutschland herbeigezogen. Vor der Einrichtung des bergmännischen Betriebes gab es Goldwäschereien und Seifenwerke, in denen man die feinverteilten Erze durch Schlämmen und Waschen zu gewinnen trachtete.

Als erste bedeutende Bergstadt tritt um 1227 Iglau auf, das damals schon ein gut eingerichtetes Berggericht hatte. Die Iglauer Bergrechte, die mit dem Berggewohnheitsrechte von Freiberg in Sachsen im Zusammenhange stehen, bilden den dritten Teil der Iglauer Stadtrechte, die im Jahre 1249 abgefaßt und vom König Wenzel I. und dessen Sohn Ottokar II. bestätigt wurden. Sie sind das Mutterrecht

[1]) Rappe, Die Münzstätte Kuttenberg. Numismatische Zeitschrift. XX, 1888.

[2]) Über die Baulichkeiten s. Branis in den Mitt. d. Zentralkommiss., N. F. (1892), S. 206 ff. Ein Teil war die königliche Residenz; daneben befanden sich die Schmieden, das Raithaus (Rechnungshaus) und der „Brenngaden mit der Wohnung des Münzmeisters".

[3]) Graf Kaspar Sternberg, Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke. 2 Bde. Prag 1836—1838. Zur Geschichte des Bergbaues in Mähren und Österr.-Schlesien. In den Schriften der histor.-statist. Sektion. Brünn 1866. — Tomaschek, Der Oberhof Iglau in Mähren. Innsbruck 1868. — Tomaschek, Das alte Bergrecht von Iglau und seine bergrechtlichen Schöffensprüche. Innsbruck 1897.

für ganz Deutschland und galten in Mähren, Böhmen, Schlesien, Ungarn sowie in den Bergwerken Deutschlands als allgemeines Bergrecht. Aus den entferntesten Gegenden wurden bei den Iglauer Schöffen Belehrungen und Urteile geholt. Iglau war also der Oberhof für alle Bergstädte.

Von Iglau erstreckte sich nach Deutschbrod und weiter ein silberreiches Bergbaurevier, wo Bergarbeiter in Menge zusammenkamen. Deutschbrod erhielt im Jahre 1278 von den Brüdern von Lichtenburg eine Bergordnung, die auf dem Iglauer Bergrechte beruht, und Kuttenberg wurde von Wenzel II. mit diesem Rechte bewidmet. Dieser König zeigte sich den Iglauern nicht gnädig und wollte die böhmischen Bergstädte vom Rechtszuge nach Iglau abbringen, allein dies gelang nicht.

Ein Silberbergwerk entstand auch in Mies, ein anderes bei der Bischofstadt Přibram, wo wir um 1300 Prager Bürger als Gewerken finden. Frühzeitig wurde im Erzgebirge Bergbau auf Silber und Zinn betrieben, zuerst im sächsischen Freiberg, dann in Graupen[1]); die Äbte von Ossegg ließen in Klostergrab bauen. Auf Gold grub man in Jamnitz und Zuckmantel, auf Gold und Silber auf den Gründen des Stiftes Saar im Iglauer Kreise und an anderen Orten. Im Gesenke gab es Goldwäschereien; die mit Sand gemischten Goldkörner wurden gesondert oder geseift. Die Dorfnamen auf Seifen, wie Dürrseifen, Goldseifen u. a. deuten auf Orte hin, wo in dieser Weise Gold gewonnen wurde. „In Oberschlesien, am östlichen und nordöstlichen Fuß des Riesengebirges, in dem Goldberger und Löwenberger Revier waren im 13. und 14. Jahrhundert mehrere tausend Menschen mit Goldseifen beschäftigt.“[2]) Auch bei Eule, Pisek, Schüttenhofen mag es Goldwäscher gegeben haben. Zu Eule soll unter den letzten Přemysliden Gold auch bergmännisch gewonnen worden sein. Gold, Silber und Zinn gelangten nebst Wachs schon im 13. Jahrhundert bis nach Brügge.[3])

Die Přemysliden zogen aus dem Bergbau einen sehr großen Nutzen und der Reichtum der Könige Wenzel II., Ottokar II. und Wenzel III. war in aller Welt bekannt. Die Kolmarer Annalen sagen zum Jahre 1249: „Nach diesem Jahre vervielfältigten sich die Deutschen in Böhmen; durch sie häufte der König aus den Gold- und Silberbergwerken ungeheuere Reichtümer auf.“[4]) Und Ottokar II. soll Türme

[1]) Hallwich, Geschichte der Bergstadt Graupen. Prag 1868.

[2]) Sternberg, II, 6.

[3]) Dou roiaume de Bahainge vient cire, or, argent et estain. Nagl, Über den Kremser Guldenfund und die Anfänge der Goldwährung in Österreich. Blätter f. Landeskunde v. Niederösterr. N. F. 26, S. 319, Anm.

[4]) Pertz, XVII, 24: Post hoc (1249) multiplicati sunt in Bohemia Theutonici; per hos rex ingentes divitias collegit ex auri et argenti fodinis.

mit Gold und Silber angefüllt gehabt haben. Übertrieben wird berichtet, daß Wenzel II. 60.000 Bergleute in seinem Heere gehabt habe.

7. Die Juden[1])

Die Geldgeschäfte und der Handel waren auch in den böhmischen Ländern in den Händen der Juden; der Zutritt zu den öffentlichen Ämtern waren ihnen nicht gestattet, wie ihnen anfangs auch Grundbesitz zu erwerben verboten war. Seit wann in Böhmen und Mähren Juden lebten, läßt sich nicht sagen. Sie waren auch hier landesfürstliche Kammerknechte und zahlten dem Herzoge einen Zins, der willkürlich erhöht werden konnte. Viel Geld verdienten die Juden anfänglich mit dem Sklavenhandel. In Prag bildeten sie schon um 1098 eine Gemeinde, und viele von ihnen erfreuten sich eines großen Reichtums. „Sie strotzen von Gold und Silber", sagt Cosmas.[2]) Dieser Reichtum war für den Pöbel ein Gegenstand der Sehnsucht und wurde den Juden verderblich; denn gegen Ende des 11. Jahrhunderts gelangten einige Kreuzfahrerhaufen auch nach Prag und erschlugen da die Juden, die sich nicht taufen lassen wollten. Der Prager Pöbel erhob sich dann gegen jene, welche zwar die Taufe angenommen hatten, nach dem Abzuge der Kreuzfahrer aber wieder zum Glauben ihrer Väter zurückkehrten. Da die Juden nach Ungarn und Polen auswandern wollten, befahl der Herzog Břetislav II. seinem Kämmerer, ihnen ihre Habe wegzunehmen: wie sie arm in das Land gekommen seien, sollten sie es auch wieder verlassen. Diese Gelegenheit benützte der Pöbel, um in die Judenhäuser einzubrechen und zu plündern.

Aber ausgerottet wurden die Juden nicht, ihre Zahl war bald wieder groß, und auch an Geldkraft nahmen sie wieder zu. Unter Wladislav I. gab es in Prag einen Juden Jakob, der bei Hofe in Ansehen stand und nach der Versicherung des Cosmas mit dem Teufel Umgang hatte. Als sich besagter Jakob im Jahre 1124 an Reliquien versündigte, wurde er in den Kerker geworfen und seine Glaubensgenossen sollen 3000 Pfund Silber und 100 Pfund Gold zusammengesteuert haben, um ihn vor der Todesstrafe zu retten.

So waren die Juden gehaßt und verfolgt und doch privilegiert und aufgesucht. Sie ließen sich auch in anderen Städten nieder, bildeten

[1]) Ch. d'Elvert, Geschichte der Juden in Mähren und Schlesien. Schriften d. hist.-statist. Sektion d. k. k. mähr. Gesellsch. 30. Bd., Brünn 1895. — Juritsch, Handel und Handelsrecht. S. 77 ff.

[2]) Ibi (in suburbio Pragensi et vico Wissegradensi) Iudaei auro et argento plenissimi, ibi ex omni gente negotiatores ditissimi, ibi monetarii opulentissimi, ibi forum, in quo praeda habundans superhabundat tuis militibus wird 1091 zum König Wratislav gesagt. Cosmas bei Pertz, M. S., IX, 98.

überall Gemeinden und wohnten abgesondert von den Christen in eigenen, mit Mauern und Gräben umgebenen Stadtteilen, Getti genannt. Ottokar II. gab ihnen 1254 einen Schutzbrief[1]), dem das Judenprivilegium des österreichischen Herzogs Friedrich II. zugrunde liegt und das die Juden als ihre Magna charta ansahen. Sie wurden darin in mannigfacher Weise begünstigt: nie darf ein Christ allein Zeugenschaft gegen einen Juden ablegen, sondern muß es mit einem Juden tun. Wenn ein Christ einen Juden des Knabenmordes anklagt, muß er dies durch drei christliche und drei jüdische Zeugen beweisen. Nicht der Stadtrichter, sondern der Landeskämmerer oder der König selbst entscheiden die wichtigeren Streitigkeiten der Juden untereinander, die kleineren kommen vor den vom Landesfürsten bestellten Judenrichter, der in der Judenschule oder Synagoge Recht spricht. Den Juden ist Freizügigkeit in Böhmen und Mähren gewährt. Starb ein Jude und wollte er, „wie es bei den Juden Gewohnheit ist", anderswo begraben werden, dann mußte die Leiche mautfrei „von Stadt zu Stadt, von Kreis zu Kreis, von Land zu Land" geführt werden.

Im Gegensatze zur Judenordnung Friedrichs II. enthalten die Statuten Ottokars keine Bestimmung über den Zinsfuß. Dagegen hatten die Juden, wenn sie auf die Güter eines Adeligen Geld geliehen hatten, das Exekutionsrecht und das Gut mußte ihnen überantwortet werden. Aber ohne Zweifel wurden die Juden nur die Nutznießer und nicht die Eigentümer von landtäflichen Gütern und Bauerngründen, mit denen politische Rechte und Lasten verbunden waren, und mußten diese Güter wieder an Christen verkaufen. Ähnliche Gesetze erließen auch schlesische Herzoge, so Herzog Heinrich IV. für Breslau, Bolko III. für Schweidnitz und Heinrich III. für Glogau.

Die auf der Provinzialsynode zu Wien 1267 erlassenen Verordnungen bezüglich der Juden wurden zwar nur für die Prager, nicht aber für die Olmützer Diözese veröffentlicht, aber sie hatten auch für diese Geltung, weil sie auf den allgemein gültigen Verordnungen des Laterankonzils von 1215 beruhen. Daß diese Verordnungen nicht befolgt wurden, beweisen die Worte des Bischofs Bruno von Olmütz[2]): „Von den Juden unserer Diözese berichten wir, daß sie christliche Ammen haben, öffentlich Wucher treiben und diejenigen, die ihrer bedürfen, derart drücken, daß die Zinsen binnen Jahresfrist das Kapital übersteigen. Sie üben öffentliche Ämter aus, werden Zolleinnehmer und

[1]) Jireček, Cod. juris Bohem. I, 131 ff. Eine ausführliche Besprechung bei Dudík, VIII, 219 ff.

[2]) Dudík, VIII, S. 243.

Münzpächter, und da ſie ſelbſt ungläubig ſind, halten ſie auch hierin keinen Glauben. Geſtohlene Kelche, Kirchengewänder ſowie auch Bücher übernehmen ſie von den Dieben, um ſie zu verhehlen; wird das geſtohlene Gut bei Chriſten gefunden, müſſen dieſe es zurückgeben, wenn bei Juden, ſo wird es nicht zurückverlangt."

So erfreuten ſich die Juden zur Zeit der Přemyſliden einer verhältnismäßig günſtigen Lage; ſie waren „gewaltige Leute, von denen ſo manches durch Fürſt und Adel vorbereitete Unternehmen abhing, ſo manche Berechnung des Kaufmannes den Erfolg erwartete". Sie gewährten Hilfe in der Not. Das Ziſterzienſerſtift Sedletz mußte ihnen nach der Schlacht bei Dürnkrut ſeine Kleinodien verſetzen. Manche Adelige zogen Juden gern in ihre Nähe; ſo bekennt Ulrich von Neuhaus 1294, daß er vom König Wenzel II. acht Juden mit ihren Familien für die Stadt Neuhaus erhalten habe, wo ſie Geldgeſchäfte betreiben ſollten. Wenn einer von dieſen Juden ſtürbe, ſo könnte Ulrich einen anderen erwerben, aber nicht aus der Zahl der Landesjuden, denn dieſe benötigte der König ſelbſt, ſondern aus der Fremde.

8. Geiſtiges Leben. a) Geſchichtſchreibung

Eine Landesgeſchichte in lateiniſcher Sprache erhielt Böhmen ſchon am Anfange des 12. Jahrhunderts. Ihr Verfaſſer iſt Cosmas, der Urenkel eines polniſchen Prieſters, der 1039 mit anderen Polen gefangen nach Prag geführt worden war. Den erſten Unterricht erhielt Cosmas in der Schule zu Prag, dann bildete er ſich in Lüttich weiter aus. Nach Böhmen zurückgekehrt, trat er in nähere Beziehungen zu den Prager Biſchöfen und wurde von ihnen zu öffentlichen Geſchäften verwendet. Zuletzt wurde er Dekan der Prager Kirche; er ſtarb im Jahre 1125. Wie er ſelbſt berichtet, war er verheiratet und Familienvater.

Cosmas ſchrieb eine Chronik, die ihm den Namen eines Vaters der böhmiſchen Geſchichte eingebracht hat. Im erſten Teile ſeines Werkes bringt er Erzählungen des Volkes, Sagen und Märchen; etwa vom Jahre 1038 an beruft er ſich auf Mitteilungen von Augenzeugen und auf ſeine eigene Erfahrung. Von hier an ſind ſeine Nachrichten von großem Werte, aber im letzten Teile wird ſeine Chronik, die er bis zu ſeinem Todesjahre führte, mager. Er wußte wohl allerlei zu ſagen, aber er wagte es nicht, um ſich nicht Verfolgungen auszuſetzen. Eben dadurch, „daß er ſchweigt, wo er nicht reden darf oder mag, beweiſt er ſeine Wahrheitsliebe und abſichtliche Entſtellung liegt ihm fern". Er erzählt anſchaulich und miſcht nicht ſelten Verſe in ſeine Proſa ein.

Cosmas' Chronik fand großen Beifall und wurde gern gelesen; auch fanden sich mehrere Männer, welche das Werk mit Fortsetzungen versahen.

Von nicht geringer Bedeutung auch für die deutsche Geschichte ist die Chronik des Prager Domherrn Vinzenz. Ein treuer Anhänger des Prager Bischofs Daniel, berichtet Vinzenz über die Ereignisse der Jahre 1140—1167, die er miterlebt hat. Fortgesetzt wurde das Werk von Gerlach, dem ersten Abte des Klosters Mühlhausen, der den Bericht des österreichischen Geistlichen Ansbert über den Kreuzzug Friedrichs I. vollständig aufgenommen hat. Gerlachs Werk endet mit dem Jahre 1198. Für die folgende Zeit hat man sehr wertvolle Annalen und Berichte, aus denen man die Ereignisse und Zustände in Böhmen bis über die Zeit Ottokars II. hinaus kennen lernt.

b) Literatur

Außerordentlich enge verknüpft mit deutschem Wesen war die Regierung des Königs Wenzel I. Es heißt, daß er das Turnierwesen in Böhmen eingeführt habe. An seinem Hofe turnierten deutsche Ritter und der böhmische Adel oblag gleichfalls ritterlichen Künsten, huldigte dem Frauendienste und suchte in fremden Ländern Abenteuer auf. „Mit dieser Liebhaberei hing auch der Luxus in Waffen und Kleidern zusammen. Auf eine kostbare und glänzende Rüstung wurde großes Gewicht gelegt; auch in die ernste Schlacht nahm nunmehr der böhmische Baron den samtenen, goldgestickten Waffenrock, die weiche seidene Pferdedecke mit, die mit seinen Wappenzeichen in Perlen reich besäet war, und er sorgte dafür, daß auch seine Reisigen und Vasallen in seinen Farben gekleidet und ritterlich ausgestattet wurden. Kurz, er suchte in allem und jedem mit dem deutschen und französischen Adel zu wetteifern, ja denselben zu übertreffen. Es kann uns daher nicht wunder nehmen, wenn er seine bisherigen schmucken Edelsitze, die meist in der Ebene erbaut waren und bloß hölzerne oder natürliche Schutzwehren hatten, in imposante, auf Felsen thronende Burgen umzuwandeln begann und auch darin dem Adel der benachbarten Reiche sich gleichstellen wollte. Diesen Wünschen gab die drohende Gefahr vor dem Tatareneinfall im Jahre 1241, welche an die Errichtung fester Waffenplätze im Lande mahnte, entsprechenden Nachdruck. Der hohe böhmische Adel entwickelte nunmehr einen förmlichen Wetteifer in der Erbauung derartiger Ritterburgen. Deutsche Baumeister kamen ins Land und führten dieselben auf deutsche Art, fast sämtlich auf hohen Felsen und

Bergen auf." [1]) Der Adel nahm wie der Hof deutsche Sitten und Gebräuche an und benannte die neuerbauten Burgen mit deutschen Namen, die dann auch Geschlechtsnamen wurden. So entstanden die Burgen Löwenberg (Lemberg), Klingenstein, Waldstein, Wartenberg, Schwamberg u. a.

Es gab böhmische Schriftsteller, die behaupteten, daß infolge der Einführung der Turniere die Sitten der Böhmen sich verfeinerten, der tschechische Reimchronist Dalimil dagegen erklärte in seinem Hasse gegen alles Fremdländische, die Böhmen hätten, seitdem diese Spielerei begonnen, angefangen, im Ernstkampfe weniger zu taugen; denn „nur zu oft habe es sich gezeigt, daß viele im Turniere sich auszeichnen, die in der Schlacht nichts zählten".

Am Hofe der böhmischen Könige fanden sich deutsche Ritter, Spielleute und ritterliche deutsche Sänger häufig ein.[2]) So lebte einige Jahre, etwa von 1236 an, Reinmar von Zweter in Böhmen. Dieser Dichter erzählt, daß er vom Rheine stamme und in Österreich erwachsen sei, daß er aber Böhmen zum Aufenthalte erkoren habe, wo Herr und Land gut seien. König Wenzel I., heißt es bei ihm, dürste nach Ehren und nicht mit den Ehren von dreißig Fürsten gebe er sich zufrieden.

Wan daz in dürst nâch êren alsô sêre,
der in in guzze drîzic vürsten êre,
noch mêr wolt in nâch êren dürsten.
Diu sunne zimt niht baz dem tage,
dann der edele crônetrage
ûz Bêheimlant gote unt uns zeinem vürsten.

Der böhmische Adel sah es nicht gern, daß der König den Deutschen seine Gunst schenkte, und daher hatte Reinmar manche Anfeindung zu erfahren. Aber mit Witz und Ironie wußte er seine Gegner zu treffen, bis er es endlich vorzog, Böhmen zu verlassen.

Lange Zeit lebte am Hofe Wenzels auch Meister Sigeher, der sich seiner Gunst und Freigebigkeit erfreute und ihn dafür in seinen Versen verherrlichte. Sein Ideal war aber König Přemysl Ottokar II., in dessen Umgebung er lebte. Dieser König sei würdig, des deutschen Reiches Krone zu tragen; er möge das Reich erstreiten, aber auch Gott lieben, das Unrecht strafen und freigebig sein wie Alexander, der mit offener Hand gegeben habe und dessen Lob daher in allen Ländern verbreitet sei. Wie Walter und zeitweilig auch Reinmar, wandte sich auch Sigeher gegen den Papst und seine Politik.

[1]) P. R. v. Schlechta-Wssehrdsky zu Wssehrd, Die Entwicklung des böhmischen Adels. Österr.-ungar. Revue. IX, 300.

[2]) Vgl. den Überblick über die deutsche Literatur in Böhmen im Mittelalter von Martin. Mitt. XVI, 20. — Wolkan, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen. Prag 1894.

Auch Friedrich von Sonnenburg, ein fahrender Sänger, der aus dem Pustertale in Tirol stammte, pries Wenzel I. und seinen Nachfolger Ottokar II. Letzteren begleitete er im Jahre 1271 auf seinem Zuge gegen Ungarn, wobei er über Preßburg nach Altenburg, Wieselburg und an die Rabnitz kam, in welche der König die Feinde jagte. Doch scheint ihm der König seine Gunst entzogen und sein Versprechen nicht erfüllt zu haben. Wer Ja spricht, meint der Dichter, und erfüllt es bald, wird in Ehren grau; aber keine Ehre kennt, der sein Ja zum Nein werden läßt. Er entschuldigt sich, daß er so oft um Gaben bitte. „Als Petrus den Herrn fragte, wem er geben sollte, antwortete ihm dieser: ‚Wer zu dir in meinem Namen die Hände ausstreckt, dem gib.' Da nahm er niemanden aus; nicht Christen, nicht Heiden und Juden. Wie sollte es also Sünde sein, wenn ich in Ehren um eine Gabe bitte und sie erhalte."

Auch der Tannhäuser und der Bruder Wernher kamen auf ihren Wanderungen nach Böhmen. Der Tod Přemysl Ottokars II. wurde von deutschen Dichtern lebhaft beklagt: das beste Glied der Christenheit, ein Löwe an Gemüt, ein Adler an Güte sei mit ihm dahingeschieden. Er glänzte wie ein Morgenstern und wollte die Deutschen mehren mit Reichtum und mit Ehren.

König Wenzel II. dichtete selbst in deutscher Sprache: drei Liebeslieder von ihm sind uns erhalten. Er fand einen Lobredner an dem Meißner, dessen Landsmann Heinrich, genannt Frauenlob, ebenfalls zeitweise in Böhmen weilte. Die Zeit, da Wenzel II. regierte, war ohne Zweifel die sangesfreudigste in Böhmen; auch die höfische Epik wurde unter ihm gepflegt.

Am Hofe Přemysl Ottokars II. lebte Meister Ulrich von dem Türlin, der aus St. Veit in Kärnten stammte. Er dichtete für den König sein Epos Willehalm. Denselben König verherrlichte Ulrich von Eschenbach in dem Epos „Alexandreis".[1]) Dieser Dichter stammte wahrscheinlich aus dem nördlichen Böhmen; er hatte Beziehungen zu Leitmeritz, wo ihm ein Freund lebte, der einen trefflichen Weinkeller besaß, und war bekannt mit Borso von Riesenburg, der ihn zuletzt bei sich aufnahm. Der Dichter schildert die Kriegszüge Alexanders des Großen, dessen Ebenbild ihm der böhmische König ist; er gibt ihm als Wappen einen gekrönten silberweißen Löwen im roten Felde. Die hauptsächlichste Quelle für sein Werk, den lateinischen Alexander des

[1]) Herausg. v. Toischer. Stuttgart 1888. Der 1. Bd. der Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur i. B. enthält Ulr. v. Eschenbach, Wilhelm v. Wenden, herausg. von Toischer, der 4. das Epos Willehalm, herausg. von Singer.

Gualtherus a Castellione, verschaffte ihm Eckehard von Dobringen aus Salzburg, der sie durch Vermittlung des Herrn Kuno von Gutrat in Salzburg von dem dortigen Erzbischof Friedrich II. von Walhen entlieh.

Der Dichter hatte sein Werk erst halb vollendet, als der König in der Schlacht bei Dürnkrut sein Leben verlor. Seine Dichtung gestaltete sich nun in der Fortsetzung anders: an Stelle Ottokars trat Wenzel II., für den er die Jungfrau Maria bittet, daß ihm die Wonnen des Himmels zuteil werden mögen. Diesem Könige widmete er auch sein zweites Werk „Wilhelm von Wenden" (d. h. vom Slawenland), in dem die Geschichte des Slawenfürsten Wilhelm und seine Bekehrung zum Christentume dargestellt wird. Das Gedicht ist insofern eine Verherrlichung des Königs Wenzel II. und seiner Gemahlin Gutta (der Königin Bene), als viele Einzelheiten auf Tatsachen aus der Geschichte des böhmischen Königs hinweisen. Den Namen Böhmen läßt der Dichter entstehen aus dem lateinischen beatus und dem deutschen „Heim", wonach es glückliches Heim bedeuten würde.

Zur Zeit Ulrichs von Eschenbach fand nicht der Hof allein Gefallen an der Kunst der Dichter, sondern diese hatte sich auch die Städte und mehr noch die Burgen des reichen Adels erobert. Dies zeigt besonders Heinrich von Freiberg, der ebenfalls in Böhmen geboren ist und mit den reichen Familien der Lichtenburg und Michelsberg in Verbindung stand. Um 1295 schilderte er in einem kleinen Gedichte die Ritterfahrt des Johannes von Michelsberg nach Paris. Dann vollendete er auf Bitten des Herrn Raimund von Lichtenburg den Tristan Gottfrieds von Straßburg. Er ist kein unwürdiger Nachfolger dieses großen Dichters, wie er denn überhaupt als der bedeutendste Dichter des Mittelalters in Böhmen angesehen werden muß. Der unbekannte Dichter der Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen, der sein Werk in den Jahren 1301—1305 wahrscheinlich in Schlesien dichtete, spendet den drei Königen Wenzel I., Ottokar II. und Wenzel II. volles Lob; außerdem preist er den Edlen Ulrich von Neuhaus wegen seiner Freigebigkeit und Güte. Sein Hof entbehre selten der Gäste, denen er stets ein fröhlicher Wirt sei. Er war ein Freund der deutschen Dichtkunst, denn er ließ sich die Alexandreis Ulrichs von Eschenbach abschreiben.

„So sehen wir", sagt Wolkan[1]), „am Ausgange des 13. Jahrhunderts die deutsche Literatur in Böhmen immer weitere Kreise an sich fesseln. Nicht mehr ist es der Hof allein, der deutscher Dichtung seine Gunst erweist; der reiche, mächtige Adel des Landes fühlt sich in

[1]) Gesch. d. deutsch. Literatur i. B., S. 210.

gleicher Weise mit der deutschen Literatur verknüpft; die Riesenburg, die Michelsberg, die Lichtenburg, die Neuhaus, die Tschernin, sie alle kennen und fördern deutsche Dichtung; von den Hängen des Erzgebirges bis hinab in die Schluchten des Böhmerwaldes klingt deutscher Sang in Böhmen."

Die romantischen Gedichte reizten die tschechischen Dichter, sie in ihre Sprache zu übersetzen. Es haben sich Bruchstücke einer Übertragung des epischen Gedichtes über Alexander den Großen, des Großen Rosengartens, Laurin und des Herzogs Ernst erhalten. Vorhanden sind ferner das Gedicht Tristram, das nach den Werken der deutschen Dichter Eilhart von Oberge und Heinrich von Freiberg gearbeitet ist, und eine Übertragung des Epos „Tandareis und Flordibel" des deutschen Dichters Pleier.

Langsam entwickelte sich die deutsche Prosa; aus diesem Zeitraume können nur einige Predigten und das ottokarinische Stadtrecht der Altstadt Prag vom Jahre 1269 erwähnt werden.

c) Kunst[1])

Die Entwicklung der Kunst in Böhmen und Mähren wurde von Deutschland angeregt und gefördert.

Die ältesten Kapellen und Kirchen, die zur Zeit der Einführung des Christentums entstanden, sind nicht mehr vorhanden. Wenzel der Heilige ließ zu Ehren des heil. Veit, dessen Arm er vom deutschen Könige Heinrich I. zum Geschenk erhalten hatte, in Prag eine Kirche aufführen, wobei wahrscheinlich Baukundige aus Regensburg tätig waren. Diese Kirche war wie viele andere ein Rundbau, eine Form, die sich in Italien während der altchristlichen Bauperiode ausgebildet hatte und in Deutschland zuerst bei der Pfalzkapelle zu Aachen Anwendung fand. In der Veitskirche zu Prag wurde Wenzel der Heilige selbst beigesetzt; sie war von geringem Umfange, weshalb für den Leichnam des heil. Adalbert, der 1039 aus Gnesen herbeigeführt wurde, eine Kapelle an die Kirche angebaut wurde.

Die Form der Basilika fand zuerst in der Kollegiatkirche von Altbunzlau Anwendung, die 1045 eingeweiht wurde. „Damit ist die Form einer Kirchenanlage zur Aufnahme gekommen, die durch die nächsten Jahrhunderte für alle größeren Kirchenbauten des Landes

[1]) Die Arbeiten Wocels, Gruebers u. a. in den Mitt. d. Zentralkommission, 1856, 1857, 1871 ff. — Neuwirth, Gesch. der christlichen Kunst in Böhmen bis zum Aussterben der Přemysliden. Prag 1888.

verwendet wurde. Die wesentlichen Merkmale der Basilika festhaltend, sind die in die romanische Periode zurückreichenden Kirchen Böhmens in ihrer Grundrißbildung durchschnittlich höchst einfach, zeigen als Arkadenstützen Säulen und quadratische Pfeiler, die nur in wenigen Fällen miteinander wechseln, eine mit zwei Türmen gezierte Fassade und im Dekorativen dürftige Details. Neben der Altbunzlauer Kirche dürfte vielleicht die zu Ehren des heiligen Landespatrones Adalbert in Břevnov gleichzeitig erbaute größere Kirche, deren Aufführung unter dem 1044 erwählten Abte Meinhard der Herzog Břetislav I. in hochherziger Weise förderte, die Basilikaform zunächst im Lande zur Geltung gebracht haben." [1])

Herzog Spitigniev II. ließ die Veitskirche und die Kapelle des heil. Adalbert niederreißen und eine neue Kirche bauen, die sein Nachfolger Wratislav II. um 1066 vollendete. Einige Jahre später begann der Herzog den Bau einer den Heiligen Petrus und Paulus geweihten Kirche auf dem Wischehrad, neben der ein Kollegiatkapitel gestiftet wurde. Die kleine Klosterkirche von Sazawa wurde unter dem Abte Božetěch erweitert und stellte sich dann als eine dreischiffige Basilika mit einer Krypta dar. Sie wurde 1095 vom Bischof Cosmas eingeweiht. Der Abt Božetěch war ein vielgerühmter Künstler; von ihm heißt es, daß er malte, Bilder aus Holz schnitzte, aus Stein meißelte oder auf der Drehbank formte. Auch ein späterer Abt, Reginhard (um 1150), ward als Künstler gerühmt. Jedenfalls war Sazawa am Ende des 11. und noch im 12. Jahrhundert der Mittelpunkt einer vielseitigen Kunsttätigkeit. Heute ist von dem Kloster und seiner Kirche nichts mehr vorhanden.

Von den zahlreichen Kirchenbauten des 12. Jahrhunderts ist zu bemerken, daß die Architektur immer von Deutschland abhängig geblieben ist. „Während die Benediktiner sowohl die durch Cluny und Hirsau verbreiteten Anlagen als auch den Typus älterer Ordenskirchen bewahrten und von Schwaben und der Rheingegend beeinflußt erscheinen, hielten die Prämonstratenser sich an den von dem zweiten Mittelpunkte ihres Ordens ausgehenden Typus, die Magdeburger Liebfrauenkirche, und die Zisterzienser an den in Deutschland so beliebten Grundriß von Fontenay." Auf diese Eigentümlichkeiten kann hier nicht eingegangen werden; nur einiger Bauten soll Erwähnung geschehen.

Die Kirche des Frauenklosters zu Ehren des heil. Georg auf dem Hradschin in Prag ist eine dreischiffige Basilika mit halbkreisförmigem Abschlusse in allen Apsiden. Nachdem das Kloster im Jahre 1142 durch

[1]) Neuwirth, 25.

Feuer vernichtet worden war, übertrugen die Nonnen die Aufführung einer neuen Kirche dem Laienbaumeister Wernher, von dem also wenigstens die Anlage der erwähnten Basilika stammt. In ihr hat sich ein Reliefbild erhalten, das als ältestes mittelalterliches Skulpturwerk bezeichnet worden ist, das aber aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammt. Es besteht aus drei aus Sandstein gearbeiteten Tafeln. Im Mittelbilde erblickt man die Himmelskönigin mit dem Kinde auf einem Throne sitzend; zwei Engel setzen ihr die Krone auf, zu ihren Füßen beten zwei Nonnen. Der in dem linken Seitenfelde kniende gekrönte junge Mann wird durch eine Inschrift als König Přemysl Ottokar I. gekennzeichnet.

Aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammen die Benediktinerkirche zu Kladrau, die in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts restauriert wurde, ferner die Prämonstratenserkirchen von Mühlhausen, Tepl und Doxan; in derselben Zeit wurde der Bau der Zisterzienserkirchen von Plaß und Osseg vollendet.

Landkirchen romanischen Stiles waren in Böhmen sehr häufig. An der Prokopskirche von Zaboř, die wie manche andere Kirchen aus zwei verschiedenen Bauperioden angehörigen Teilen besteht, ist die Konstruktion des Turmes eigentümlich, der auf vier Säulen ruht, die das Mittelgewölbe der Kirche stützen. Sie weist auch Bildhauerarbeiten auf. So zeigt das schöne Portal unter anderem einen Mann, der einem herbeieilenden Löwen einen Speer entgegenhält, und eine Herde, die vom Hirten gegen einen Wolf verteidigt wird. Eine wohlerhaltene romanische Kirche ist die des Dorfes St. Jakob bei Kuttenberg; sie zeigt lebensgroße Basrelieffiguren an der Außenseite, die noch aus dem 12. Jahrhunderte stammen.

Das Dorf Poříc an der Sazawa im Taborer Kreise hat sogar zwei romanische Kirchen, die Pfarrkirche und die zu St. Peter und Paul. Gut erhalten ist auch die Pfarrkirche in Tismitz bei Böhmischbrod. Die Dekanalkirche zu Bechin ist eine zweischiffige Säulenanlage und steht als solche einzig unter den romanischen Kirchen Böhmens da.

Im Westen Böhmens zeigt Eger romanische Bauten, die offenbar von der Kunst im Frankenlande beeinflußt sind und die Elbe abwärts wirkten. Kaiser Friedrich Barbarossa ließ in der Stadt Eger einen Palast erbauen, von dem nur noch dürftige Reste erhalten sind. Berühmt ist die Doppelkapelle. Die untere ist massig gehalten und hat einfache rundbogige Gewölbe; das des mittleren Feldes ist durchbrochen, so daß man in die obere Kapelle hinaufsehen kann, deren

Gewölbe ſpitzbogig und mit reich profilierten Rippen verſehen ſind. Dieſe obere Kapelle, die mit den Kaiſerzimmern in Verbindung ſtand, war für den Hofſtaat, die untere, in die man vom Burghofe gelangte, für die Dienerſchaft beſtimmt.

In der Zeit des Überganges vom romaniſchen zum gotiſchen Bauſtile traten die Baukünſtler aus dem Laienſtande in den Vordergrund. Der Übergangsſtil weiſt einige glänzende Leiſtungen auf. Die Werke dieſer Art zeigen polygonalen Chorſchluß und Strebepfeiler nach außen, gegliederte Pfeiler und ſpitzbogige Wölbungen mit ſtark hervortretenden Gurten im Inneren. Die Kirche zu Trebitſch, dreiſchiffig, ohne Querſchiff, iſt ein ſchöner Vertreter dieſer Baurichtung. Aufgeführt um 1270, iſt ſie jetzt zweckmäßig wiederhergeſtellt worden. Das Kloſter ſelbſt ging während der Huſſitenſtürme ein.

Die Kloſterkirche von Tiſchnowitz bei Brünn iſt der glänzendſte Bau dieſer Zeit. Er iſt regelmäßig und einheitlich durchgeführt, Kirche, Kreuzgang und Kapitelſaal ſind wie aus einem Guſſe. Der Kreuzgang beſonders „gehört zu den edelſten Schöpfungen, die das Mittelalter hervorgebracht hat; in bezug auf Regelmäßigkeit ſteht er unübertroffen da, Ausführung und Durchbildung werden nur ſelten in ſo gediegener Weiſe vorkommen". Ähnliche Bauten entſtanden nur zu Zwettl, Heiligenkreuz, Lilienfeld und Kloſterneuburg in Niederöſterreich. Man hat gemeint, daß der Baumeiſter, der die Tiſchnowitzer Kirche erbaute, auch die Ziſterzienſerkirche von Hradiſcht bei Münchengrätz aufgeführt habe, von der nur noch das Portal, ein ſeltenes Kleinod, erhalten iſt. Dies braucht man aber deshalb nicht anzunehmen, weil die dieſen Kirchen gemeinſamen Merkmale faſt allen Ziſterzienſerkirchen zukommen, alſo auf die in dem Orden gepflegte Kunſtübung zurückgehen.

Allmählich rang ſich die Gotik von dem romaniſchen Stile vollſtändig los. Zu den frühgotiſchen Kirchen gehört zunächſt die Stiftskirche von Hohenfurt, die aber erſt nach der Mitte des 14. Jahrhunderts vollendet wurde. Zu ihrem Bau hat die mächtige Familie Roſenberg am meiſten beigetragen, wie ſich denn dieſe Familie durch große Kunſtliebe auszeichnete. Ihre Mitglieder führten ein glänzendes Hofleben und beriefen Maler, Illuminatoren, Bildhauer und Baumeiſter. Andere frühgotiſche Kirchen ſind die des Stiftes Goldenkron, die unter Wenzel II. vollendet wurde, die Dominikanerkirche zu Budweis, die Minoritenkirche zu Eger, trotz vieler Umgeſtaltungen von harmoniſcher Durchbildung, die Dekanalkirche zu Piſek, die Erzdechanteikirche zu Pilſen, deren Bau vom Deutſchen Ritterorden unter

Mitwirkung der Bürger 1292 begonnen wurde, die Dekanalkirche zu Saaz, die Stadtkirche zu Aussig u. a.

Hinter den Werken der Baukunst stehen die der Steinplastik weit zurück. Einige Überreste finden sich an Portalen, Säulenkapitälen, Konsolen und Schlußsteinen. Mit der Herstellung kunstvoll gearbeiteter kirchlicher Gewänder beschäftigten sich auch in Böhmen und Mähren die Klosterfrauen.

Viele Kirchen und Kapellen waren mit Wandmalereien geschmückt, die aber nicht selten übertüncht wurden und Jahrhunderte unter dieser Decke versteckt blieben, bis durch die Herstellung der Gebäude ihre Befreiung eintrat. Im Jahre 1276 wurden für den Prager Dom zwei mit Darstellungen versehene große Glasfenster angeschafft, die Szenen aus dem Alten und Neuen Testamente boten.

Die Miniaturmalerei konnte sich in den gottesdienstlichen Büchern, also in den Psaltern, Antiphonaren, Gradualen, Missalen u. a. zeigen. Solche Bücher wurden häufig von auswärtigen Klöstern, selbst aus Italien, bezogen. Einheimische Arbeit ist die Pergamenthandschrift „Mater verborum" des böhmischen Museums, die aus 242 Blättern besteht. Sie bietet eine Abschrift des auf Veranlassung des Abtes Salomo von St. Gallen verfaßten Universallexikons, das wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden ist. So oft die lexikalische Folge des Werkes zu einem neuen Buchstaben übergeht, ist eine aus Pflanzengewinden und wunderbaren Gestalten zusammengesetzte Initiale eingeordnet. So hebt sich am Beginne des Werkes das in prächtigen Farben ausgeführte, die ganze Blattseite füllende A von leuchtendem Goldgrunde wirkungsvoll ab. Innerhalb der Ornamentverschlingungen, die in geflügelte Drachen auslaufen, bieten verschiedene Figuren reiche Abwechslung, wie eine Eule zwischen zwei Affen, ein Dämon in Teufelsgestalt, der einen Mann bei den Haaren faßt, ein Geigenspieler in sauber ausgeführtem Kostüm und die in jeder Hand eine Blume tragende Gestalt, welche durch die gefälschte Umschrift Estas. siva zur Personifikation der slawischen Göttin der Fruchtbarkeit gestempelt werden sollte. Zu beiden Seiten des kunstvoll verschlungenen Buchstabenbaues stehen zwei Priestergestalten.[1])

Mit diesen Worten ist schon angedeutet, daß das Werk durch eine unberufene Hand Entstellungen erlitten hat.[2]) Von geringerem

[1]) Neuwirth, S. 282.

[2]) Der Bibliothekar des böhmischen Museums, W. Hanka, besudelte nicht nur diese Bilderhandschrift, sondern auch andere durch Eintragung erfundener Künstlernamen, um glauben zu machen, als hätten tschechische Künstler diese Werke geschaffen. Diese Fälschungen wurden jedoch bald erkannt. Vgl. Neuwirth in d. Mitt. des Vereines f. Gesch. d. D. XXIX, 297. — Woltmann im Repertorium f. Kunstwissenschaft. II, 1.

Kunstwerte ist das aus dem Zisterzienserkloster Sedletz stammende Antiphonar, das sich in der Prager Universitätsbibliothek befindet. Reich an Miniaturen ist die Bilderbibel der fürstlich Lobkowitzschen Bibliothek, deren Schreiber oder Stifter Welislav genannt wird. Sie enthält außer biblischen Szenen auch die Legende des heil. Wenzel.

Von den Profanbauten muß zunächst die steinerne Brücke erwähnt werden, welche Judith, die Gemahlin des Königs Wladislav I., um 1170 über die Moldau in Prag statt einer hölzernen erbauen ließ. Sie und die Regensburger Donaubrücke sind die ersten großen steinernen Brücken in Europa. Der Baumeister war ohne Zweifel ein Laie, der die Brücke in der kurzen Zeit von drei Jahren aufführte. „Wir schreiten", sagt Rziha[1]), „im Gefühle des Stolzes über die herrliche, gegenwärtige Karlsbrücke und erinnern uns so selten an das an gleicher Stelle bestandene ältere Werk der Judith, und doch lehrt uns die Geschichte des Brückenbaues, daß die Karlsbrücke schon inmitten der Zeit eines gewaltsamen, namentlich in Franken gepflegten Fortschrittes im Brückenbaue liegt, während die Juditbrücke das zweite vollendete größere und seinerzeit neben der Regensburger Brücke das alleinige Werk in ganz Europa war und damit zu dem zweitwichtigsten Ausgangspunkte unseres heutigen Ingenieurwesens sich gestaltet; denn die Donaubrücke zu Regensburg (1135—1146) und die alte Moldaubrücke zu Prag (1169—1171) sind für ganz Europa die ersten beiden deutlichen Fußspuren, von denen unsere Disziplin seit dem Falle Roms wieder ausschritt."

Die Bogen der Juditbrücke waren nach dem Urteile Rzihas Halbkreisbogen, deren Kämpfer sehr tief, jedenfalls am Niederwasser situiert waren. Die Durchflußöffnungen waren gering weit, kaum mehr als 16, höchstens 19 Meter, die Pfeiler sehr dick; ihre Stärke wird „nahezu die Hälfte der Bogenweite gemessen haben". Die Brückenbreite betrug nach der von Rziha vorgenommenen Messung des unter dem Kreuzherrnkloster befindlichen letzten Bogenrestes von Pfeilerstirn zu Pfeilerstirn nur 6·9 Meter. Die Geländer werden durch hochkantig gestellte, verklammerte Steinplatten hergestellt und ohne Gehwege gewesen sein, weil zu jener Zeit meist geritten und Lasten durch Packpferde befördert wurden. Statuenschmuck wird gefehlt haben; doch vielleicht hat der Meister ein Figürchen, das im Mittelalter beliebte Brückenmännchen, irgendwo angebracht. „Einer oder der andere Bogen wird sicher nicht überwölbt, sondern mit einer Zugbrücke ver-

[1]) Vgl. die schöne Arbeit von Rziha, Die ehemalige Juditbrücke zu Prag. Mitt. des V. f. G. d. D. XVI, 269 ff

sehen gewesen sein, auch wird der Schneller zum Hinabschleudern der zum Tode des Ertrinkens verurteilten Leute nicht gefehlt haben, von dem uns die Chroniken bei der zeitgenössischen Regensburger Brücke berichten. Auch hat sicher nicht das Häuschen für den Einnehmer des Brückenzolles gefehlt, der nach dem Zeugnisse der Chronisten ja auch auf der Judithbrücke erhoben wurde. Endlich werden auf der stromabwärtigen Seite der Brücke, da, wo das Wasser durch die engen Öffnungen der Brücke schoß, einige Schiffsmühlen, zum Mahlen, Hämmern und Schleifen, gehangen haben, und hat vielleicht die eine oder andere hölzerne Stiege von der Brücke zu diesen Mühlen hinabgeführt."

Zuletzt soll auch des Baues der Burgen gedacht werden.

Zur Zeit des Königs Wenzel I. wurde der deutsche Burgenbau in Böhmen allgemein üblich. Diese Burgen waren sehr einfach, erst zur Zeit Georgs von Podiebrad fing man an, für größere Bequemlichkeit zu sorgen.

Von besonderer Wichtigkeit waren die Burgen, welche die Pässe, die Landestore, zu bewachen hatten. Solche waren die hochgelegene Burg Landestrost bei Brüx, die schon vor 1100 angelegt wurde, die zu Znaim, von der sich noch die Kapelle erhalten hat und die Wandmalereien aus dem 13. Jahrhunderte aufweist. Aus früher Zeit scheint auch die jetzt in Ruinen liegende Burg Engelshaus bei Karlsbad zu stammen. Als die Krone aller alten Schlösser gilt Klingenberg, gelegen an dem Punkte, wo Moldau nnd Wottawa sich vereinigen; die frühgotische, restaurierte Kapelle enthält Wandmalereien aus dem 13. Jahrhunderte. Alte Burgen sind ferner die zu Pisek, Kostenblatt und die Riesenburg bei Ossegg. Von bewohnten Burgen, die noch aus dem 13. Jahrhunderte stammen, ist Krumau zu erwähnen, die Residenz der Fürsten Schwarzenberg. Der Gründungszeit gehören noch an der innere Hof mit der Kapelle und der unterste Teil des ungeheueren Rundturmes. Zu erwähnen ist noch die Hasenburg zwischen Loboschitz und Theresienstadt. Auch die mährischen Burgen zeigen oft großartige Anlagen, wie das noch bewohnte Pernstein, das seit dem 13. Jahrhunderte seine ursprüngliche Gestalt erhalten hat.

XV. Innere Entwicklung in den ungarischen Ländern

1. Königtum und Adel

Das Königtum war erblich im Geschlechte Arpads und kam dem Mannesstamme zu. Dem verstorbenen König folgte der älteste Sohn, in

Ermangelung männlicher Nachkommen der ältere Bruder des Königs. Doch schon nach Stephan I. wurde diese Ordnung nicht eingehalten; denn der König hatte mit Übergehung seines Brudersohnes Basilius seinen Schwestersohn Peter zu seinem Nachfolger bestimmt. Solche Abweichungen der Erbfolgeordnung begründeten aber kein Recht.

Nach einer Bulle des Papstes Sylvester II. vom 27. März 1000 hätte Stephan sein Reich vom Heiligen Stuhle zu Lehen genommen und Gregor VII. nahm auch die Lehenshoheit über Ungarn in Anspruch, ohne sich jedoch auf die erwähnte Bulle zu berufen. Aus diesen und aus anderen Gründen hält man daher diese Bulle für unecht.[1]) Nur kurze Zeit wurde die deutsche Lehenshoheit anerkannt. Bela IV. wollte sein Reich vom Kaiser zu Lehen nehmen, wenn er ihm Hilfe gegen die Mongolen gewähre; allein diese Bedingung wurde nicht erfüllt. Trotzdem hielt Rudolf von Habsburg später an dieser Lehenshoheit fest.

Die Könige erließen ihre Gesetze nicht ganz selbständig, sondern nach dem Beschlusse, nach dem Rate oder auf Bitten des Senates (senatus, consilium regni, consilium juratum); die Könige hatten also an ihrer Seite einen Rat, der aus Bischöfen, Äbten, hohen Adeligen und Würdenträgern bestand. Sie befanden sich teils beständig am Hofe, teils wurden sie zu den Beratungen berufen. Mit Hilfe dieses Rates entschied der König die wichtigsten Angelegenheiten. Infolge der Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege wurde die königliche Macht geschwächt. In der Goldenen Bulle mußte sich König Andreas II. verpflichten, alljährlich am 20. August in Stuhlweißenburg eine Reichsversammlung zu halten, an welcher alle Adeligen teilnehmen und ihre Angelegenheiten dem Könige oder dem Palatin als dessen Stellvertreter vorbringen konnten, und zu der dann auch die Prälaten und Bischöfe erscheinen mußten. Auch spätere Könige mußten versprechen, alljährlich einen Reichstag zu berufen. Der Reichstag von Pest 1298 verpflichtete den König, nur in Übereinstimmung mit dem Rate, dessen Zusammensetzung der Reichstag anordnete, zu regieren. Was er ohne diesen Rat verfügen würde, sollte ungültig sein.

Ungarn war in Komitate geteilt; auch in Slawonien (Kroatien-Slawonien), wo wir zuerst Županien finden, wurde nach und nach die Einteilung in Komitate durchgeführt. An der südöstlichen Grenze bestanden einige Zeit Banate, so das Machover (banatus Machoviensis), das Gebiet von der Save bis zur Morawa in Serbien und das Zeuriner oder Severiner (die kleine Walachei) mit dem Vororte Turn-Severin.

[1]) Die Bulle bei Fejér. I, 274. — Huber, Geschichte Österreichs. I, 148. — Krajner, 86 ff. hält sie für echt, ebenso Krones, Handbuch, II, 66.

Der Komitatsgraf (Obergespan) führte die Mannschaft des Komitates ins Feld und hatte die königlichen Einkünfte in seinem Komitate zu sammeln; von diesen gehörte der dritte Teil ihm, zwei Dritteile lieferte er an die königliche Kammer ab, die unter dem Magister tavernicorum (Oberstkämmerer) stand. Der Komitatsgraf war auch der oberste Richter in seinem Komitate, das nach und nach in mehrere Gerichtsbezirke mit bestimmten Malstätten oder „Stühlen" geteilt wurde. Die Vorsteher dieser Gerichtsbezirke hießen Stuhlrichter.

Die Amtsgewalt des Obergespans wurde mit der Zeit ein Ehrenamt, das mit einem großen Einkommen verbunden war, ja die Magnaten, welche dieses Amt erlangten, brachten es oft dahin, daß es erblich wurde. Auch der Palatin war gewöhnlich Vorstand eines oder mehrerer Komitate.

Von der Gewalt der Komitatsgrafen befreit erscheinen die Bistümer, Klöster und königlichen Städte. Die geistlichen Personen hatten sich vor den geistlichen Gerichten zu verantworten und waren nur als Inhaber weltlichen Gutes der königlichen Jurisdiktion unterworfen; die Hintersassen der Kirchengüter unterstanden nur in Kriminalfällen dem Grafen. Die königlichen Städte hatten ihre selbstgewählten Richter.

Die freien Kleinbauern verschwanden schon in der Arpadenzeit. Aller Grund und Boden gehörte dem König, dem Adel und der Geistlichkeit. Die Leute, die den Boden bebauten oder auf den Schlössern und den Höfen der Großgrundbesitzer Dienste verrichteten, lebten in Abhängigkeit von diesen, die sich mannigfach abstufte. Es gab Sklaven, die als Sache betrachtet wurden, Hofbedienstete (udvornici), freie Bedungene (conditionarii liberi), d. h. persönlich Freie, die unter gewissen Bedingungen in die Dienste der Herren getreten waren, Hörige, die aber doch anfangs das Recht der Freizügigkeit hatten. „Grund und Boden waren Eigentum des Herrn, dem die hörigen Hintersassen für die Nutznießung steuern und fronen mußten. Wohl waren die Leistungen durch das Gesetz bestimmt und an sich nicht übertrieben groß. Sie bestanden in einer jährlich zu entrichtenden Abgabe in Geld und Getreide, in Spanndiensten und Handarbeiten, die einige Tage im Jahre zu verrichten waren. Das bewegliche Vermögen eines kinderlos verstorbenen Hörigen blieb der Witwe, der Grundherr durfte bloß ein dreijähriges Rind aus demselben nehmen; nur wenn der Verstorbene weder Weib noch Kind oder Verwandte hinterließ und keine letztwillige Verfügung getroffen hatte, fiel seine Habe dem Gundherrn zu. Auch war der Hörige kein Leibeigener und besaß das Recht der Freizügigkeit. Sobald er den jährlichen Grundzins entrichtet und die sonstigen Schuldigkeiten

geleistet hatte, durfte er zu jeder Zeit seinen bisherigen Herrn verlassen und sich ungehindert dahin begeben, wohin er wollte. Allein in Wirklichkeit waren sowohl die gesetzlichen Bestimmungen über das Ausmaß der Leistungen und Giebigkeiten als auch das Recht der Freizügigkeit für die hörigen Bauern doch nur leere Worte; denn sie waren ja in bezug auf die Auslegung jeder Gesetzesbestimmung und hinsichtlich der Ausübung dieses bäuerlichen Rechtes ganz und gar auf die Gunst und den Willen ihrer Grundherren angewiesen," die über sie auch die Gerichtsbarkeit besaßen.[1])

Es war ein Glück, daß sich wenigstens in Siebenbürgen freie deutsche Bauerngemeinden und in allen Teilen Ungarns Städte entwickelten, in denen das deutsche Bürgertum nach eigenem Rechte lebte.

Die Ausfertigung der königlichen Urkunden besorgten zuerst Notare, bis König Bela III. um 1180 einen Hofkanzler an die Spitze der Kanzlei stellte. Die Stellung des Kanzlers wurde immer wichtiger, ja sie erscheint unter den letzten Arpaden als eine politische Landeswürde ersten Ranges. Die Leitung der Kanzlei besorgte dann der Vizekanzler.

Das oberste Gericht war das Hofgericht (curia regis), dem der König oder der königliche Hofrichter (Judex curiae) vorsaß. In jedem Komitate war der Obergespan Richter, aber seine Befugnisse wurden immer mehr eingeengt, da die Geistlichen vor das geistliche Gericht und die „Gäste" vor ihren eigenen Richter gehörten. Das Gerichtsverfahren war mündlich und öffentlich. Zeugen, der Eid, die Feuer- und Wasserprobe, besonders der Zweikampf, endlich Urkunden waren Beweismittel. Die Feuer- und die Wasserprobe wurden mit der Zeit abgeschafft, nur der Zweikampf dauerte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts als Beweismittel fort.

Nach der Goldenen Bulle (§ 5) hatte der Graf auch kein Recht, über die Güter und Hintersassen der Adeligen zu richten, außer wegen Münz- und Zehentangelegenheiten; die Stuhlrichter richten in Gegenwart des Grafen die Hintersassen des Adels wegen Diebstahl und Raub.

Schon vor Koloman bestand eine Kopfsteuer, die acht Denare betrug und von jedem Freien erhoben wurde. In dieser Allgemeinheit wurde diese Steuer durch Koloman aufgehoben, aber es wurde genau bestimmt, wer sie zu entrichten hatte.

Der Graf hatte die Aufgabe, diese direkte Steuer und die Erträgnisse der Staatsländereien zu sammeln; ein Dritteil behielt er für

[1]) Schwicker, Die Bauernbefreiung in Ungarn im J. 1848. Österr.-ungar. Revue. 24. Bd., 13. Jahrgang, S. 147 ff. Die Einleitung gibt eine Übersicht über die Geschicke des Bauernstandes in Ungarn.

sich, den Rest lieferte er nach Gran. Doch trat der König nicht in den Genuß dieses Restes, da der Zehent von den Erträgnissen der Steuern den Bischöfen überlassen wurde, „denn jedes Blatt des Alten und Neuen Testamentes verkündet laut, daß man den Bischöfen den Zehent gebe". Sonst bezog der König Einkünfte aus dem Salzmonopol, den Zöllen, den Steuern der Städte, dem Marktgefälle, den Bergwerken, Heimfällen, Konfiskationen und Gerichtsgebühren. Der Zoll der über die Grenze geführten Waren hieß der „Dreißigste".

Als Bela III. sich um eine französische Prinzessin bewarb, schickte er ein Verzeichnis der königlichen Einkünfte nach Frankreich, in dem es heißt: „Das Reich König Belas besteht aus folgenden Gebieten: Ungarn, das Haupt des Reiches, Kroatien, Dalmatien und Rama. Dem Könige trägt die Münze jährlich 60.000 Mark, das Salz 16.000, die Mauten, Zölle und Märkte 30.000; von den Gästen in Siebenbürgen bezieht er 15.000, das ihm zustehende Drittel der 72 Komitate beträgt 25.000, vom Herzog von Slawonien erhält er 10.000 Mark. Jeder der 72 Grafen (Obergespane) bewirtet den König einmal im Jahre und gibt ihm, wenn er vom Tische aufsteht, ein Ehrengeschenk von 100 und mancher von 200 Mark; das hieraus sich ergebende Einkommen beläuft sich auf 10.000 Mark. Dazu kommen noch die Geschenke an Silber, seidenen Tüchern und Pferden, welche der Königin und den königlichen Kindern zukommen, und endlich der Dreißigste. Das Volk versieht den König vollständig mit Lebensmitteln."[1])

2. Kirchliche Verhältnisse

Die kirchliche Organisation ging von König Stephan I. aus, den zehn bischöfliche Diözesen als ihren Gründer bezeichnen. Das Oberhaupt aller war der Erzbischof von Gran; der Zeit nach folgten diesem ersten Sprengel die von Kalocsa, Bács, Veßprim, Fünfkirchen, Raab, Erlau, Bihar (jetzt Großwardein), Csanád; das siebenbürgische Bistum zu Alba an der Maros (später Weißenburg, jetzt Karlsburg) entstand wahrscheinlich erst unter Ladislaus I.

Von den Benediktinerklöstern war Martinsberg das älteste und angesehenste. Es folgte dann Pécsvárad (unweit Fünfkirchen), Szalavár, Zobor (bei Neutra), Bakonybél, Totis. Auf einer Insel im Plattensee, die jetzt eine Halbinsel ist, gründete Andreas I. 1055 die Abtei Tihany, Geisa I. rief auf einem Plateau am Granflusse zwischen Schemnitz und Gran im Jahre 1075 das Kloster Szent Benedek

[1]) Bei Fejér, II, 217. — Endlicher, 245.

(St. Benedikt) ins Leben, das über 160 Dörfer, Pusten und Güter erwarb und im 16. Jahrhundert an das Graner Domkapitel kam.[1])

Den Prämonstratenserorden führte Stephan II. in Ungarn ein, der ihm 1130 zu Großwardein ein Kloster erbauen ließ.

Mit Margareta, der Gemahlin Belas III., kam auch der Orden der Zisterzienser nach Ungarn. Der König gründete 1179 die Abtei zu Egres im Torontaler Komitat, von wo aus die zu Kerz an der Aluta in Siebenbürgen ins Leben gerufen ward. Im Jahre 1182 soll die Abtei Boccon (im Bakonywalde) gegründet und von Clairvaux aus besetzt worden sein; sie wurde 1198 von K. Emerich nach Zircz bei Veßprim übertragen. K. Bela III. gründete 1184 auch die Abteien Pilis und St. Gotthard, die ebenfalls ihre ersten Bewohner aus Frankreich erhielten. Auch bei dem jetzigen Badeorte Topusko südwestlich von Glina in Kroatien, wo einst zur Zeit der Römer ein Ort Ad fines bestanden hatte, wurde um 1205 ein Kloster dieses Ordens gegründet und mit Mönchen aus Clairvaux besetzt. Einer dieser Mönche baute die Kirche im gotischen Stil, so daß man also sagen kann, diese neue Bauart sei früher in Ungarn als in Deutschland zur Geltung gekommen. Die Kirche liegt in Ruinen, die sich im Garten des Kurortes befinden.

Auch die Franziskaner und Dominikaner fanden in Ungarn eine weite Verbreitung.

Bela IV. führte die Kartäuser ein, die vom Volke die stummen Mönche genannt wurden. In der Mongolenzeit hatten die Bewohner der Zips auf einem Berge eine Befestigung angelegt. Nachdem die Gefahr vorüber war, wurde auf diesem „Zufluchtssteine" (lapis refugii) eine Holzkirche und später (1299) ein Kartäuserkloster errichtet. Der Bau begann aber erst 1305; Baumeister war Pater Andreas aus der Kartause Seiz in Steiermark, aus der eben die ersten Mönche auf den Zufluchtsstein kamen.

Um 1220 gründete der Domherr Eusebius von Gran den Paulinerorden, den einzigen Orden, der aus der ungarischen Kirche hervorging. Er nahm die Regel der Eremitengemeinde zum heil. Jakob in Patacs an, welche von dem Bischof Bartholomäus von Fünfkirchen errichtet worden war. Eine neue Regel erhielt Eusebius von dem Bischof von Veßprim, der den Orden die „Eremiten des heil. Paulus" oder Pauliner nannte. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts nahmen die Pauliner die Regel des heil. Augustin an und wurden ein Mönchsorden. Solche Klöster entstanden mehrere in Ungarn und in den Nachbarländern.

[1]) Studien und Mitt. aus dem Benediktiner- und Zisterzienserorden. XII, S. 610 ff.

Die Kirche nahm auch in Ungarn an Reichtum und Rechten und damit an Ansehen und Macht zu.

Das kirchliche Leben zu fördern, ließ sich Stephan I. angelegen sein. In seinen Gesetzen ordnete er an, daß je zehn Dörfer eine Kirche bauen und mit Grund und Boden, Knechten und Vieh für den Pfarrer ausstatten sollten, der vom Bischof ernannt wurde; der Kirchenbesuch ward streng anbefohlen, die Übertretung des Fastengebotes hart bestraft. Gegen die Geistlichen durfte nur ein unbescholtener, verheirateter Christ als Kläger oder Zeuge auftreten.[1])

Von den Gesetzen des heil. Ladislaus enthält das erste Verordnungen zur Verbesserung der Kirchenzucht, wie schon erwähnt worden ist. Beide Gesetze[2]) trugen aber auch zur Vermehrung des Ansehens der Bischöfe bei. Äbte haben, so heißt es, dem Bischofe, dessen Sprengel sie angehören, zu gehorchen. Den Bischöfen kommt der Zehent zu und auch die Äbte müssen ihn von den freien Leuten entrichten, die auf ihren Gütern wohnen. Asyle sind die Kirchen, der Hof des Königs und die „Füße des Bischofs".

Die hohe Geistlichkeit verfügte über ein sehr großes Einkommen Das größte hatte der Erzbischof von Gran; er bezog sogar den Zehnten von dem königlichen Münzregal, der 6000 Mark betrug. Von den Suffraganen dieses Erzbischofs hatte der Erlauer Bischof 3000, der Veßprimer 1700, der Fünfkirchner 1500, der Raaber 1000, der von Neutra 1100 Mark Einkünfte. Der zweite Erzbischof des Reiches, der von Kalocsa, bezog 2500 Mark und von seinen Suffraganen der von Csanad 2000, der von Bihar, dessen Residenz Großwardein war, 1000, der Siebenbürger 2000, der Agramer 1500 Mark. Dagegen waren die dalmatinischen Erzbischöfe weniger gutgestellt. Der von Zara bezog 500, der von Spalato 400 Mark.

In der Goldenen Bulle versprach der König Andreas, von den Untertanen der Kirchen keine Steuer zu erheben. Und in dem Privileg, das im Jahre 1222 dem Klerus erteilt wurde, wurde den Geistlichen Freiheit von allen Abgaben zugesichert.

Die hohen Geistlichen waren auch Staatswürdenträger. Der Erzbischof von Gran krönte den König. Als sich 1172 der Erzbischof Lukas von Gran weigerte, Bela III. die Krone aufs Haupt zu setzen, erwirkten die ungarischen Großen beim Papste die Erlaubnis, daß der Erzbischof von Kalocsa die Krönung vornehmen dürfe. Die Krönung der Königin

[1]) Die Gesetze Stephans sind in zwei Büchern erhalten. Endlicher, Die Gesetze des heil. Stephan. Wien 1849.

[2]) Die Dekrete Ladislaus' (I und II bei Endlicher, Monum.). Das Decretum III (pag. 341 ff.) gehört in die Zeit Salomons und Geisas. — Büdinger, Ein Buch ungarischer Geschichte, S. 19.

ſtand dem Erzbiſchof von Veßprim zu, der auch der Kanzler der Königin war. Der Propſt von Stuhlweißenburg war Vizekanzler und ernannte den Kronhüter.

Von den Bistümern wurde wohl das Fünfkirchener mit den ausgedehnteſten Privilegien verſehen. Durch Bela III. erhielt es um 1190 ſo große Rechte, daß „der Biſchof mit ſeinen Leuten faſt einen Staat im Staate bildete und die biſchöflichen Beſitzungen wohl mit den geiſtlichen Fürſtentümern Deutſchlands verglichen werden können".[1]) Die Steuer, die im Reiche für den König erhoben wird, ſoll im Bistum für den Biſchof geſammelt werden; alle Beſitzungen des Biſchofs ſollen von der Gerichtsbarkeit des Königs und von der Gewalt aller königlichen Beamten befreit ſein und auch in Kriminal- und Geldſachen dem Biſchof und ſeinen Beamten unterſtehen. Ohne Genehmigung des Biſchofs darf in ſeinem Sprengel kein Reichstag und keine Komitatsverſammlung abgehalten werden. Alle Einwohner der Diözeſe, welchen Standes ſie ſein mögen, Barone, Adelige, „Gäſte", Freie und Hörige, müſſen dem Biſchof den Zehent entrichten, von dem weder der zwanzigſte Teil dem Palatin, noch der Hundertſte dem Komitatsgrafen abgegeben werden darf, wie es ſonſt üblich war.

Die Biſchöfe wurden von den Königen ernannt oder von den Domkapiteln gewählt; im letzteren Falle mußte die Beſtätigung des Königs eingeholt werden. Die Päpſte waren beſtrebt, die Rechte des Königs und der Biſchöfe zu verkürzen. Als 1103 Papſt Paſchal II. dem neuerwählten Erzbiſchof Kreſzentius von Spalato das Pallium ſchickte, forderte er von ihm den Eid, den Gregor VII. den Biſchöfen vorgeſchrieben hatte. Er ſollte unter anderem ſchwören, die Rechte, die Ehre, die Privilegien und das Anſehen der römiſchen Kirche ſowie des Papſtes und ſeiner Nachfolger zu erhalten und zu mehren, die apoſtoliſchen Befehle untertänig aufzunehmen und ſie mit allem Fleiß zu vollziehen, endlich, wenn er aufgefordert würde, der römiſchen Kirche auch weltliche Heeresfolge zu leiſten. König Koloman verbot dem Erzbiſchofe, dieſen Eid zu leiſten. In dem Streite, der deshalb ausbrach, überließ der König das Recht der Inveſtitur 1106 dem Papſte, behielt ſich aber das Recht der Ernennung vor. Als der Erzbiſchof Felizian von Gran im Jahre 1138 den Erzbiſchof Gaudius von Spalato weihte, erklärte Papſt Innozenz II., Gaudius hätte die Weihe in Rom nachſuchen ſollen, wodurch er die Befugniſſe des Primas verkürzen wollte. König Geiſa II. entſagte 1159 dem Rechte, Biſchöfe ohne päpſtliche Genehmigung zu entſetzen. König Stephan III. beſtätigte 1169 dieſe

[1]) Huber, Geſchichte Öſterreichs. I, 423. — Die Urkunde bei Fejér. II, 252.

Verordnung seines Vaters und versprach außerdem, bei Erledigung der Bistümer zur Verwaltung der Einkünfte nicht Laien, sondern Geistliche zu bestellen, welche die Einkünfte wieder für die Kirche, die bischöflichen Gebäude und zum Besten der Armen verwenden sollten; der König gelobte, sich von diesen Einkünften nichts anzueignen. Auch entsagte er dem Rechte, Pröpste und Äbte zu entsetzen, es sei denn, daß sie eines Verbrechens in kanonischer Rechtsform überwiesen worden wären.[1])

Immer häufiger geschah es, daß die Päpste Bischöfe ernannten. Als 1226 das Erzbistum Gran erledigt war, versagte der Papst dem Gewählten die Bestätigung und veranlaßte so eine Neuwahl. Aber auch den hierauf Gewählten erkannte er nicht an, sondern erklärte, daß er der lange verwaisten Kirche selbst einen Hirten geben müsse, und ernannte den Veßprimer Bischof zum Erzbischof. Ähnliche Fälle ereigneten sich öfter und die Könige duldeten dies oder protestierten vergebens. In einem besonderen Falle setzte Bela IV. einmal seinen Willen durch. Als der Papst Innozenz IV. im Jahre 1252 den Erzbischof Vancsa von Gran zum Kardinalbischof von Palästina ernannte, wollte dieser die Einkünfte des Graner Erzbistums noch weiter beziehen und der Papst unterstützte ihn dabei. Dagegen sträubte sich der König, bis Vancsa auf das Erzbistum verzichtete.

Die Päpste entzogen auch manche Klöster der bischöflichen Aufsicht. So stellte Alexander III. 1175 die Abtei Martinsberg, dann Luzius III. die Zisterzienserabtei St. Gotthard unter den päpstlichen Stuhl. Die zwei Päpste verboten den Bischöfen, sich in die Angelegenheiten dieser Klöster einzumischen, und befahlen den Äbten, „in allem, was wider die Freiheiten ihrer Klöster unternommen würde, den Gehorsam zu verweigern", ja sie gaben ihnen das Recht, bei verschlossenen Türen stillen Gottesdienst halten zu dürfen, wenn Ungarn einmal mit dem Interdikt belegt werden sollte. „Die Klöster freuten sich, von der oft drückenden, nicht selten mißbrauchten bischöflichen Aufsicht befreit zu sein; die Bischöfe, die das Einschreiten des Papstes sich erbeten hatten, wo es ihnen vorteilhaft war, mußten nun auch zu dieser Schmälerung ihrer Rechte schweigen; auch König Bela erhob keinen Widerspruch gegen solche Anmaßungen einer fremden Macht, ja er unterordnete selbst die Propsteien des heil. Martin in der Gespanschaft Zips und zum heil. Kreuz zu Hermannstadt in Siebenbürgen, welche er 1189 gründete, unmittelbar dem päpstlichen Stuhle."[2])

[1]) Fessler-Klein, I, 289.
[2]) Das. 290.

An den Bischofsitzen und in den Klöstern bestanden ohne Zweifel Schulen, aber trotzdem drängten sich auch Unwürdige in den Priesterstand. Auf einer Synode zur Zeit Kolomans wurde bestimmt: Unwissende dürfen nicht zu Priestern geweiht werden, und wenn sie bereits geweiht sind, sollen sie entweder lernen oder abgesetzt werden. Des Diebstahles schuldige Kleriker sollen Würde und Vermögen verlieren und, wenn sie nichts besitzen, verkauft werden. Kleriker sollen weder Gastwirte noch Wucherer sein.

Der große Reichtum der Kirche trug oft schlechte Früchte. Daher weist der hohe Klerus neben ausgezeichneten Männern auch solche auf, die sich durch Habsucht oder Verschwendung, Übermut oder Sittenlosigkeit berüchtigt machten. Alle schlechten Priester übertraf der Bischof Hiob von Fünfkirchen, der, des Wuchers mit Pfründen, der Verschwendung des Kirchengutes, des Meineides und der Unzucht überwiesen, von den Graner Erzbischöfen mit dem Kirchenbann belegt wurde und dennoch 25 Jahre lang der Strafe entging.[1])

Seit dem 12. Jahrhunderte verbreitete sich in Südungarn, Dalmatien und besonders in Bosnien die Sekte der Patarener oder Bogumilen, sogenannt nach dem Gnostiker Bogumil (Jeremias), deren Verfolgung zu Anfang des 13. Jahrhunderts aufgenommen wurde.

3. Nichtungarische Bewohner. Die deutsche Kolonisation

Außer den Magyaren und Slawen, welche die Hauptbewohner Ungarns waren, erschienen im Laufe der Zeiten verschiedene andere Volksstämme. Bissenen oder Petschenegen sind wohl nur in sehr geringer Zahl in Ungarn seßhaft geworden. Kleinere Scharen von Kumanen, auch Palovzen genannt, wurden in verschiedenen Gegenden angesiedelt, so unter anderen auch im Matragebirge. Die Hauptschar der Kumanen kam unter Kuthen ins Land, der schon Christ griechischen Bekenntnisses war. Die Kumanen behielten länger den Charakter eines Nomadenvolkes; sie schweiften mit ihren Herden umher und erregten infolge des Schadens, den sie den Magyaren, die bereits Ackerbauer waren, zufügten, Mißstimmung und Unzufriedenheit. Sie wurden nach dem Mongoleneinfalle zwischen der Donau und der Theiß und zwischen der Temes und der Maros angesiedelt. Alle Kumanen, Edle und Gemeine, standen unter der Gerichtsbarkeit des Palatins, dessen Gehilfe der Richter der Kumanen war. Sie waren ausgezeichnete Pfeilschützen und trieben Handel mit Bogen, Pfeilen und Vieh. Nach und

[1]) Fessler-Klein, I, 485.

nach wurden sie Christen, und endlich vermengten sie sich mit den Magyaren.

Schon mit den ersten Magyaren waren Ismaeliten ins Land gekommen, die ihrer Nationalität nach Perser, ihrer Religion nach Mohammedaner waren und Handelsgeschäfte trieben.[1]) Sie nahmen zwar die magyarische Sprache an, behielten aber noch lange ihre Religion und ihre Lebensweise und lebten im Lande zerstreut. Sie leisteten Kriegsdienste, zahlten Steuern, gaben der Geistlichkeit den Zehent und unterstanden der geistlichen Gerichtsbarkeit. Ihre Verschmelzung mit der ungarischen Nation hätte man gerne gesehen. In dem Gesetze Kolomans wird ihnen die Beibehaltung ihrer religiösen Gebräuche verboten und die Verheiratung ihrer Töchter mit Ungarn gestattet. Die Handelsgeschäfte und die Besorgung der königlichen Finanzen und des Münzwesens brachte ihnen Reichtum, der im 13. Jahrhunderte manche Anfechtung erfuhr. Papst Honorius III. schrieb 1221 der Königin Jolanthe: „Die Befreiung der christlichen Dienstboten und Sklaven aus den Händen der Ismaeliten verhindere weder du selbst, noch gestatte deinen Getreuen die Verhinderung derselben." Die Goldene Bulle verbietet die Verwendung der Ismaeliten bei Münzpräge-, Salzbergwerks- und Steuerämtern. Gregor IX. schildert die durch die Ismaeliten hervorgerufenen Mißstände mit den Worten: „Die Unterdrückung der ärmeren Christen, die von den Sarazenen und Juden über die Christen geübte Herrschaft und die Überbürdung dieser mit unerträglichen Lasten hat die Folge, daß viele Christen, die da sehen, daß die Sarazenen unter besseren Verhältnissen leben und eine größere Freiheit genießen, freiwillig zu den Sarazenen übertreten, ihre Religion annehmen, nur um in den Genuß ihrer Freiheit zu gelangen. Und der sehr häufige Fall, daß sich Christen mit Sarazeninnen, Sarazenen mit Christinnen verehelichen, kommt nicht etwa aus Irrtum vor, sondern sie vermählen sich strafwürdigerweise ganz wissentlich und offenkundig miteinander. Außerdem kaufen die Sarazenen Christen als Sklaven und behandeln sie nach Willkür, zwingen sie, ihren Glauben zu verlassen oder verhindern die Taufe ihrer Kinder. Ja, um den Lasten und der Qual der Feindseligkeiten zu entrinnen, sehen sich die unbemittelten Christen bewogen, den Sarazenen ihre Söhne und Töchter zu verhandeln. So werden die Freien zu Sklaven und die Christen zu Sarazenen."

Zu einem gewaltsamen Vorgehen gegen die Ismaeliten kam es nicht; die Juden zumeist und dann auch die Deutschen, die nachmals

[1]) A. Csetneky, Die Ismaeliten in Ungarn. Ungar. Revue. 1881.

in Ungarn einwanderten, wandten sich den Handelsgeschäften zu und verdrängten die Ismaeliten aus diesem Hauptgebiete ihrer Tätigkeit, so daß diese nach und nach ihre Religion aufgaben und mit den Magyaren verschmolzen.

Petschenegen, Kumanen und Ismaeliten also vermischten ihr Blut mit dem der Magyaren; dagegen behaupteten sich die Juden und die Deutschen neben ihnen.

Die Juden, die in Ungarn sehr zahlreich waren und denen unter Koloman der Aufenthalt an den Bischofsitzen und die Erwerbung von Grundbesitz gestattet wurde, erhielten von Bela IV. 1251 ein Privileg.

Ohne Zweifel haben unter Stephan dem Heiligen nicht allein deutsche Adelige, sondern auch deutsche Hörige und Handwerker in Ungarn Aufnahme gefunden, aber es läßt sich nur eine einzige deutsche Kolonie feststellen, Deutsch-Szatmar (Szatmár-Németi) am Szamosflusse. Im südwestlichen Ungarn sind mehrmals Abkömmlinge deutscher Adelsfamilien mit starkem Gefolge seßhaft geworden.[1]) Zur Zeit Geisas II., gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts, begann eine eigentümliche Bewegung der Bevölkerung der Niederlande und der preußischen Rheinprovinz nach dem Nordosten Deutschlands, nach Polen, Schlesien, Sachsen, Böhmen und Mähren. Man bezeichnete sie auch als Flandrer. Aus Mittelfranken, aus den Tälern der Mosel und Sauer, aus Luxemburg und der Eifellandschaft wanderten Deutsche in die Zips und nach Siebenbürgen, wo sie Sachsen genannt wurden. Doch kamen nach Westgalizien, nach Oberungarn und in die Zips vor und nach dem Mongoleneinfalle Deutsche aus Meißen und Schlesien, so daß da nieder- und mitteldeutsche Elemente beisammen waren.[2]) Sie wurden berufen und „Gäste" genannt und angesiedelt nicht allein, um den Bergbau und die Landwirtschaft zu betreiben, sondern auch, um die Kriegstüchtigkeit Ungarns zu heben; denn nach dem Zeugnisse Ottos von Freising nahmen im 12. Jahrhunderte die Gäste im ungarischen Heere eine hervorragende Stellung ein.[3])

Teilweise schon vor Geisa II. wurden die Abhänge der Karpaten mit Deutschen besiedelt, die hier vorzugsweise Bergbau betrieben. In diesen Gegenden gaben sich die Quaden, die im 2. Jahrhunderte n. Chr.

[1]) Melzer, Die Ansiedlung der Deutschen in Südwestungarn im Mittelalter. Jahresb. d. G. Pola 1904.

[2]) F. v. Krones, Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpatenlande. Graz 1878. — Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern. II, Gotha 1907 (behandelt die Geschichte der Deutschen in Ungarn, in der Walachei und Moldau).

[3]) Gesta Friderici. I, 31.

ihre Wohnsitze östlich von den Markomannen im nordwestlichen Ungarn von den Kleinen Karpaten bis zur Hohen Tatra und südlich bis an die Donau hatten, mit Bergbau ab, und es scheint, daß hier quadische Bergarbeiter bis zur Ankunft der Magyaren tätig gewesen sind.

Mit der Zeit zogen sich deutsche Dörfer und Städte von Mähren bis Siebenbürgen. Mit den berufenen Deutschen wurden Verträge geschlossen, in denen ihnen verschiedene Rechte zugestanden wurden, vor allem die Befreiung von dem ungarischen Rechte und von dem Komitatsgrafen. Die betreffende Formel lautet in dem Privileg für Eisenstadt (1373): „Wir wöllen, daß kein Burggraf zu Hornstein und Eisenstadt über die Bürger nichts zu gebieten haben, oder will, oder wenig zu schaffen hab mit ihnen, oder gebieten, oder geschaffen möge in keinen Sachen." Die Bürger hatten das Recht, ihre Richter und Pfarrer selbst zu wählen, Testierfreiheit und das Recht des freien Abzuges mit ihrer Habe. Sie bekamen das Recht, Bergwerke anzulegen, die Benützung von Wald und Wasser, Wochen- und Jahrmärkte, die Befreiung von Mauten und Zöllen, einzelne auch das Stapelrecht. Ihre Pflichten bestanden in der Zahlung eines bestimmten Grundzinses, in der Abgabe des Zehnten (von Feldfrüchten und Vieh), der jedoch ihrem Pfarrer überlassen war, und von Ehrengeschenken, die in Geld, Erzeugnissen des Gewerbefleißes und der Bewirtung des Königs oder hoher Beamten bei der Durchreise bestanden. Endlich waren die Bürger auch zur Stellung einer bestimmten Zahl Bewaffneter in Kriegszeiten verpflichtet.

Diese Privilegien gingen im Mongolensturm verloren. Den Deutschen der „Zipser Erde" erneuerte 1271 König Stephan V. ihr Privileg. Sie wohnten in 24 Städten, darunter Leutschau, Donnersmarkt, Neudorf (Igló), Kirchdrauf, Käsmark; Leutschau war der Vorort der Zips. Diese 24 Ortschaften bildeten eine geschlossene Körperschaft, eine Einheit.[1]) Ihre Bewohner erhielten das Recht, einen Richter oder Grafen, den Zipser Sachsengrafen, zu wählen, der Zivilstreitigkeiten unter Beiziehung Einheimischer selbst entschied, Kriminalsachen aber mit dem Komitatsgrafen in Leutschau richtete. Die Zipser hatten das Recht, die Wälder urbar zu machen und nach Metallen zu suchen; sie zahlten jährlich 300 Mark Silber und stellten unter des Königs Banner 50 Lanzenträger, wofür sie von allen anderen Steuern und Zöllen frei waren. Eine territoriale Einheit bildete auch der „Gründner Boden" im Süden der Zipser Gespanschaft an beiden Ufern des Hrnad mit dem Vorort und bergrechtlichen Oberhofe Göllnitz.

[1]) Universitas XXIV oppidorum regalium Scepusii.

Kaschau (Kassa, Cassovia) wurde unter Andreas III. eine königliche Freistadt; eine alte deutsche Kolonie ist Karpfen, das als solche schon 1238 erscheint und nach dem Mongoleneinfall ein Stadtrecht hat, das Muster für ganz Westungarn wurde und an Bedeutung dem Stuhlweißenburger und Ofener gleichkommt. Eine deutsche Ansiedlung befand sich frühzeitig in Altsohl, das jedoch bald von Neusohl überflügelt wurde. Westwärts davon entwickelte sich die Bergstadt Kremnitz, die mit der Urkunde von 1328 die Freiheiten und die Rechte der böhmischen Stadt Kuttenberg erhielt. Die wichtigste Bergwerksstadt wurde Schemnitz, das Iglauer Recht bekam. Viele deutsche Ansiedlungen entstanden auf den beiden Schüttinseln; vollständig deutscher Kulturboden ist das Komitat Wieselburg, wo Ackerland der Sumpfwildnis abgerungen werden mußte. Ödenburg erhielt 1269, Eisenburg 1275 städtische Freiheiten.

Ein altes Kulturgebiet ist der von der Pinka durchflossene Hienzenboden mit der Stadt Pinkafeld. Deutsche Kolonien gab es auch am Plattensee. Stuhlweißenburg (ursprünglich Belegrad, also eine slawische Gründung) muß schon im 10. Jahrhunderte entwickelt gewesen sein; es erhielt von Stephan I. städtische Freiheiten, die 1237 bestätigt wurden. Das Stuhlweißenburger Stadtrecht, das süddeutschen Charakter zeigt, war das Musterrecht einer königlichen Stadt und wurde Neutra, Raab, Eisenstadt u. a. verliehen. Um 1150 war Stuhlweißenburg, wie der Reisende Idrîsî angibt[1]), eine große, gut befestigte Stadt, die schöne Kaufläden hatte und Gewerbe und Handel trieb. Die Umgebung war fruchtbar an Korn und Hülsenfrüchten. Deutsche wohnten auch in der Bischofstadt Fünfkirchen; Warasdin ist ein deutscher Kolonistenort; auf dem Berge Grech „in Agram" legte Bela IV. 1242 eine freie Stadt an, wohin er „Gäste" berief.

Aus der verworrenen Geschichte der Städte Ofen und Pest sei folgendes hervorgehoben: An der Stelle des römischen Aquincum erstand in der awarisch-slawischen Zeit ein Ort Buda (Ofen) und gegenüber Pest. Im Jahre 1156 war Ofen der Sitz einer Propstei und im 12. Jahrhundert hatte der Ort ein königliches Schloß. Von den Mongolen wurde zuerst Pest, dann Ofen verwüstet. Nach dem Abzuge der Feinde erbaute Bela IV. die Festung Ofen, die schon 1255 stark bevölkert war. Auf der Haseninsel errichtete Bela IV. ein Kloster für Augustinernonnen, in das auch die Königstochter Margareta eintrat, nach der die Insel den Namen Margareta-Insel erhielt. Pest, das meist von Schiffern und Händlern bewohnt war, stand in einem Abhängigkeits-

[1]) Tomaschek, Zur Kunde der Hämushalbinsel. Sitzungsb. d. W. A. 113, S. 293.

verhältnisse von Ofen, das der Schwesterstadt den Richter setzte. In beiden Orten wohnten viele Deutsche, die besonders Ofen zur Blüte brachten, so daß es schon in den Zeiten der letzten Arpaden eine wichtige Rolle spielte. Ludwig der Große gab der Stadt das Recht, ihre Beamten selbst zu wählen; seit dieser Zeit erscheint nicht mehr der von den Königen ernannte Rektor oder Burghauptmann als oberster Beamter, sondern ein Richter, den die Bürger wählten und dem Ratsgenossen zur Seite standen. Auch erhielt Ofen das Stapelrecht, das die Bürger sehr wohlhabend machte. Das Stadtrecht der Ofener Bürger hängt mit dem Wiener Recht zusammen, wenn auch das Magdeburger Stadtrecht, das besonders in Nordungarn verbreitet gewesen, berücksichtigt war.

Es läßt sich sagen, daß das Aufblühen der Städte in die Zeit Belas IV. und seiner nächsten Nachfolger fällt.

In mehr geschlossenen Massen erscheinen die Deutschen in Siebenbürgen, wo sie Sachsen genannt werden.[1]) Das Land „jenseits des Waldes" oder Transsilvanien hatte bis in das 12. Jahrhundert eine dürftige Bevölkerung. Noch im Jahre 1138 hatten die Leute von den siebenbürgischen Besitzungen der Propstei Temes an diese zu liefern 20 Marderfelle, 100 Riemen, 1 Bärenfell und 1 Auerochsenhorn. Die ersten Deutschen mögen schon im 11. Jahrhundert von Deutsch-Szatmar nach Siebenbürgen gekommen sein, wo sie im Szamostale vordrangen und Dees und Rodna begründeten; hier entstanden Silberbergwerke, und aus den Flüssen wusch man Gold. Der Vorort dieser deutschen Ansiedlungen wurde Nösen oder Bistritz, wo ein königlicher Graf seinen Sitz hatte, und das ganze Gebiet hieß Nösnerland oder der Bistritzer Gau. Die Stadt Rodna, des „Königs Silberbergwerk", war zur Zeit des Mongolensturmes schon so bedeutend, daß die Einwohner den feindlichen Vortrab zurückzuschlagen vermochten. Im Süden hatte Transsilvanien keine seßhafte Bevölkerung; es war unbebaut, reich an Wald und Wild, von Pflug und Spaten unberührt, ein unsicheres Besitztum der ungarischen Krone. Dorthin berief, wie gesagt, König Geisa II. Deutsche; sie sollten den Boden nicht allein bebauen, sondern das Land auch verteidigen gegen die wilden Völker der Nachbarschaft, was die Ungarn nicht imstande waren. Sie kamen aus der Moselgegend, aus dem Luxemburgischen und dem Eifelland. „Darauf deuten zahlreiche Ortsnamen und Rechtsgewohnheiten, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen und jene merkwürdigen Mythenreste, die, in diesen

[1]) Maurer, Die Besitzergreifung Siebenbürgens durch die das Land jetzt bewohnenden Nationen. Berlin 1882. — Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1874.

und in anderem erhalten, fast ohne Ausnahme dahin weisen; davon zeugt vor allem die Sprache. Die Mundarten jener Teile Deutschlands stimmen mit dem des siebenbürgischen Sachsenlandes so wesentlich und vielfach überein, daß, wer aus diesem jene hört, fast meint, sich im lieben Vaterland zu finden." [1])

Die Sachsen kamen nicht als arme, sondern größtenteils als vermögende Leute, auch nicht alle auf einmal, sondern in mehreren Zügen. Sie kamen wahrscheinlich auf demselben Wege, den die früheren Einwanderer benützt hatten: über Szatmar die Szamos aufwärts, über das Gebirge an die Maros und verteilten sich diesen Fluß abwärts, sowie die beiden Kokel hinauf und in die Seitentäler. [2])

Die Sachsen lebten nach ihrem deutschen Rechte, waren jedoch anfangs nicht zu einer bürgerlichen Gesamtheit vereinigt, sondern jede Ansiedlergruppe bildete einen selbständigen Gerichts- oder Malstättenbezirk, der später Stuhl genannt wurde. Der Grund und Boden, den ein Bezirk erhielt, wurde für die Gesamtheit der Kolonisten in Besitz genommen und von der ganzen Dorfgenossenschaft bebaut. Die Dorfgemeinde war die Eigentümerin, der einzelne der Nutznießer. Dies förderte den Gemeingeist und hielt den Eigennutz fern. Jede Gemeinde erschien sonach als eine innig verbundene Familie. Doch dabei konnte es bei der fortschreitenden Entwicklung nicht bleiben; nach und nach wurden Teile des Kulturlandes einzelnen Familien zugewiesen, und diese Lose gingen in den Privatbesitz über.

Der Freibrief, den Geisa II. den Sachsen gegeben hatte, ging verloren, daher gab ihnen Andreas II. im Jahre 1224 einen neuen, in dem er die alten Freiheiten bestätigte und neue gewährte.[3]) Er vereinigte alle Sachsen von Broos im Marostale im Westen bis Draas im Osten zu einem Volke; ihr Land heißt der Hermannstädter Gau oder die Hermannstädter Provinz und später auch die „sieben Stühle". Die Sachsen besaßen dieses Land zu vollem Eigentum. Da der Woiwode von Siebenbürgen keine Gerichtsbarkeit über sie hatte, sondern ihr oberster Richter der König oder der Hermannstädter Graf war, den

[1]) Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen. I, 19.

[2]) Man hat angenommen, daß die ersten deutschen Ansiedler im südlichen Teile Siebenbürgens deutsche Kreuzfahrer waren, die unter Kaiser Konrad 1147 durch Ungarn zogen, dann aber durch die Walachei den Altfluß aufwärts durch den Rotenturmpaß in Siebenbürgen eindrangen. Auch Teutsch und Firnhaber, welche die ersten Ansiedler nicht als Kreuzfahrer ansehen, sondern sie von Geisa II. aus Deutschland gerufen werden lassen, meinen, daß sie die Donau abwärts bis zur Aluta und dann an diesem Flusse entlang nach Siebenbürgen kamen. Zimmermann hat in seiner Abhandlung „Über den Weg der deutschen Einwanderer nach Siebenbürgen" (Mitt. des Institutes, 9) bewiesen, daß zur Zeit Geisas II. die Deutschen auf der Szamosstraße dahin kamen.

[3]) F. Zimmermann, K. Werner und Müller, Urkundenbuch z. Gesch. der Deutschen in Siebenbürgen. I (1191—1342), Hermannstadt 1892; II (1342—1390), 1897, III (1260—1785), 1902.

der König einsetzte, so hieß ihr Land auch der Sachsen- oder Königsboden. Auch der Name „die Sachsen-Universität" kam auf. Was der Graf mit der Volksgemeinde nicht entscheiden konnte, ging vor den König. Die übrigen Richter in den einzelnen Gemeinden setzte sich das Volk selbst; entschieden wurde nach altem deutschen Gewohnheitsrechte. „Im Sinne jener Zeit lag die richterliche Gewalt wesentlich in der Volksgemeinde und war kein einzelner Stand da, der um Bezahlung wachte über Recht und Gerechtigkeit, sondern die freien Männer versammelten sich an bestimmten Tagen auf der Malstätte, d. i. auf dem Gerichtsplatze; der war gewöhnlich ein Hügel, unter dem Dache der Eiche oder Linde, und darüber wölbte sich Gottes freier Himmel. Da wurde das Gericht eröffnet mit den Worten, die schon die Väter an dieser Stelle gesprochen, da wurde die Klage gehört und die Antwort und darauf das Recht gewiesen, das man nicht im geschriebenen Gesetzbuche suchte, sondern das in den Herzen aller lebte. Und alle gaben ihre Stimmen dazu und der Richter hatte bloß den Vorsitz und die Vollziehung des Urteiles. In der Folge aber, als das Volk sich mehrte, kamen nicht mehr alle Freien zum Gerichtstage, sondern die einzelnen Gemeinden sandten ihre Abgeordneten, und ihre Versammlung wies das Recht bis in späte Zeiten herab."[1]) Die Gemeinden wählten sich auch ihre Pfarrer und diese die Dechanten, die unabhängig vom siebenbürgischen Bischof die Verwaltung führten. Der König sicherte den Sachsen auch Zollfreiheit in seinem Reiche zu. Verpflichtet waren die Ansiedler zu einer jährlichen Abgabe von 500 Mark Silber und zur Stellung von 500 Mann, wenn der König innerhalb des Reiches selbst zu Felde zog; rückte er über die Grenzen des Reiches, so stellten sie 100 Mann; führte der König nicht selbst das Heer an, so waren sie nur zur Stellung von 50 Mann verpflichtet. Das Siegel der Sachsen trug die Umschrift: „Siegel der Hermannstädter Provinz. Zur Erhaltung der Krone."

Vielleicht unter Andreas II. wurden Bergleute aus der „Eisenwurzen" in Oberösterreich, also wahrscheinlich aus der Gegend von Waidhofen in die Gebirgslandschaft am Aranjos berufen, wo sie nach demselben Rechte leben sollten, das sie in der Heimat hatten.[2])

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden auch deutsche Kolonien an der großen Kokel gegründet, die später mit dem Namen

[1]) Teutsch, I, 52.

[2]) 1291 baten die ferri fabri, urburarii, carbonarii et laboratores in dem Orte Torotzko, die e loco Eisenvurczel cum affidatione in has terras ultrasilvanas vocati waren, um Erneuerung ihrer durch die Mongolen vernichteten Freibriefe. Sie erhielten sie und konnten sie genießen ad instar reliquorum in dicta Austria superiori constitutorum metallurgorum et ferri fabrorum. Fontes d. W. A. 15, S. 175.

„zwei Stühle" (Mediasch und Schelk) bezeichnet wurden. Auch sie erhielten die damals üblichen Kolonistenfreiheiten.[1]) In dieser Zeit bauten deutsche Ansiedler am kleinen Szamos Klausenburg und kauften benachbarte Besitzungen verschuldeter ungarischer Adeliger. Vorher schon war das Burzenland, das ist das Land am Flüßchen Bodza, kolonisiert worden. Der Deutsche Ritterorden, der 1211 das Burzenland erhalten hatte, wurde nach 14 Jahren vertrieben, aber die Deutschen, die er herbeigerufen hatte und die auch als Sachsen bezeichnet werden, blieben im Lande, schützten die Grenze gegen die Kumanen der Walachei und bildeten einen Gau, der unmittelbar unter dem Könige stand und in kirchlicher Beziehung dem Erzbischof von Gran untergeben war. Vorort dieses Gaues und Sitz des Grafen wurde Kronstadt und daher hieß der Gau später auch Kronstädter Bezirk.

Außer den Sachsen lebte im Osten des Landes ein Zweig der Magyaren, Szekler, die dort im 11. und 12. Jahrhunderte als Verteidiger der Grenze gegen die Petschenegen und Kumanen angesiedelt wurden und ähnliche Rechte hatten wie die Sachsen. Sie standen unter den Szeklergrafen, die öfter zugleich auch Grafen des Burzenlandes oder des Nösnergaues waren, und unter dem Woiwoden, der sie zum Kriegsdienste aufbot.

Das übrige Land, das nicht den Sachsen und den Szeklern gehörte, war in Komitate geteilt, in denen nur der ungarische Adel frei, jeder Nichtadelige hörig war. Den Komitaten war der Woiwode vorgesetzt. Der Komitatsadel ordnete auf den Komitatsversammlungen seine inneren Angelegenheiten und hatte das Recht, an den ungarischen Reichstagen teilzunehmen.

Zu diesen drei Nationen kamen noch Ruthenen und Walachen oder Rumänen. Diese zogen vom 12. Jahrhunderte angefangen von Süden her aus dem griechischen Reiche allmählich ins Land und ließen sich zuerst im Fogaraser Gebirge nieder oder wanderten mit ihren Herden nomadisierend umher. Sie bekannten sich zum griechischen Christentum. Im eigentlichen Ungarn wohnten frühzeitig Walachen in der Marmaros. Politische Rechte hatten aber nur die drei Nationen der Nobiles (Magyaren), Siculi (Szekler) und Saxones (Sachsen), die unabhängig von einander bestanden und keine Einheit bildeten; für ihre Gebiete gab es anfangs nicht einmal einen Namen. Nur die siebenbürgischen Landtage brachten diese Nationen in eine nähere Verbindung.

[1]) Theil, Gehörten die „zwei Stühle" seit 1224 zur Hermannstädter Provinz? Archiv d. Ver. f. siebenb. Landeskunde. N. F. XII, 2. H.

Der Name Siebenbürgen stammt von dem Namen des Flusses Sibin, an dem Hermannstadt liegt. Dort legten die ersten Ansiedler eine Befestigung an, die Sibinburg, um welche Hermannstadt entstand. Der Name bezeichnet ursprünglich nur die ältesten Ansiedlungen und wurde nur allmählich auf das ganze Land übertragen. Die Ansiedler des Burzenlandes meinten nicht in Siebenbürgen zu wohnen, und noch heute sagen sie, wenn sie nach Hermannstadt reisen: Wir reisen nach Siebenbürgen. Die lateinisch schreibenden mittelalterlichen Schriftsteller nennen das Land Ultra- oder Transsilvanae partes oder mit bequemer Kürzung Transsilvania, was Ottokars Reimchronik mit „Über Walt" übersetzt. Doch wird das Land auch septem castra genannt.

Die Haupthandelsstraße war die Donau, auf der aus Konstantinopel indische Waren, meist Gewürze, und griechische Stoffe und Gewänder in Ungarn ein- und durchgeführt wurden. Aus Deutschland kamen Tuch, Waffen, Bier; Ungarn brachte Pferde, Schlachtvieh, Pelzwerk, Wolle, Getreide, Metalle und Wein in den Handel. Im 13. Jahrhunderte gelangten Wachs, Gold und Silber aus Ungarn bis nach Brügge.[1]) Der Haupthandelsplatz Ungarns war anfangs Gran, wo sich Deutsche, Franzosen, Lombarden und Armenier niedergelassen hatten. Später entwickelten sich Ofen und im Nordwesten Trentschin zu wichtigen Stapelplätzen.

Die Goldmünzen, die in Ungarn umliefen, waren fremdes Gepräge, zunächst byzantinische Goldgulden. Silbermünzen wurden im Lande selbst geprägt und waren zuerst Nachbildungen der bayrischen Münzen; sie waren Groschen, von denen 48 auf eine Mark gingen, und Pfennige, deren fünf einen Groschen ausmachten. Sehr verbreitet waren die Friesacher Pfennige. Das Geld wurde auch in Ungarn jährlich erneuert; der Gewinn davon floß in die Staatskasse, aber die Münzen wurden immer schlechter und wertloser. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und wahrscheinlich auch die Münzenprägung befanden sich in der Hand der Ismaeliten.

4. Literarisches Leben

Die Sprache der Magyaren gehört zu den agglutinierenden oder anleimenden Sprachen, welche der ural-altaischen oder turanischen Völkerfamilie eigentümlich sind.[2]) Die Anleimung besteht in den

[1]) Nagl, Über den Kremser Guldenfund ... in Blätter f. L.-Kunde v. N.-Ö. N. F. 26, S. 319 Anm.: Dou roiaume de Hongrie vient cire, or et argent en plate.

[2]) Schwicker, Geschichte der ungarischen Literatur. Leipzig 1889.

turaniſchen Sprachen darin, daß die Konjugations- und Deklinationselemente, die auch in anderen Sprachenfamilien durch Anfügung gebildet werden, wieder auseinandergenommen und als von den Wurzeln, denen ſie angehängt werden, verſchiedene Wortformen gefühlt werden. In der turaniſchen Sprachenfamilie unterſcheidet man vier Hauptklaſſen, das Tunguſiſche, Mongoliſche, Türkiſche und Finniſche; eine Unterklaſſe des Finniſchen iſt das Ugriſche und zu dieſem wird die magyariſche Sprache gerechnet. Auf ſie hat das Türkiſche, das Slowениſche und ſpäter das Deutſche, Italieniſche und Lateiniſche großen „bereichernden, aber auch umgeſtaltenden" Einfluß ausgeübt.

Von den älteſten Sagen und Liedern des magyariſchen Volkes ſind nur wenige Spuren auf uns gekommen; man ſpricht von einem hunniſchen und einem magyariſchen Sagenkreis. Die Söhne Nimrods, Hungor und Magyar, ſind die Stammväter der Hunnen und Magyaren, ſo daß alſo die letzteren mit Recht Pannonien beſetzten, das einſt Attila im Beſitze hatte. Die Sage erzählt ausführlich den Sieg der Hunnen über den römiſchen Statthalter in Pannonien, Makrin, der die „römiſchen Fürſten" um Hilfe bat, worauf ihm Dietrich von Bern mit Germanen und Italienern zugeſandt wurde. Nach einem erbitterten Kampfe wurden die Hunnen zurückgeſchlagen, dagegen gewann Etzel einen Sieg über Dietrich bei Zeiſelmauer in Niederöſterreich, worauf ihm Dietrich mit allen deutſchen Fürſten huldigt.

Die Magyarenſage erzählt von der Wahl des Almus zum gemeinſamen Oberhaupte durch die ſieben Stammeshäuptlinge, von der Einwanderung der Magyaren in Ungarn unter Arpad und von den Taten der Helden Lehel, Bulcſu und Botond.

Das magyariſche Volk ſelbſt näherte ſich in Auffaſſung, Denk- und Empfindungsweiſe nach und nach dem Europäer; „der Aſiatismus begann zu ſchwinden". Gebete, Lieder und Legenden wurden von Geiſtlichen verfaßt oder überſetzt und aufgeſchrieben. Erhalten hat ſich eine Grabrede aus dem Ende des 12. Jahrhunderts und der letzte Teil eines Liedes zur Verherrlichung der Jungfrau Maria. Dieſes Bruchſtück beſteht nur aus ſiebzig Worten und wurde in einem Kodex der Univerſitätsbibliothek in Königsberg aus dem 14. Jahrhunderte aufgefunden.

In lateiniſcher Sprache wurden Legenden verfaßt, zuerſt drei über Stephan den Heiligen, von denen eine von dem Biſchof Hartwich herrührt. Über das Verhältnis dieſer drei Legenden zueinander gibt es verſchiedene Meinungen.[1])

[1]) Marczali, Ungarns Geſchichtsquellen im Zeitalter der Arpaden. Berlin 1882. — Kaindl, Studien zu den ungariſchen Geſchichtsquellen. Archiv d. W. A. 81, S. 3.

Eine andere Legende ſchildert das Leben und Wirken des Biſchofs Gerhard von Csanad an der Maros, eines geborenen Italieners, der dem König Stephan bei der Einführung des Chriſtentums zur Seite ſtand. Er wurde 1046 zur Zeit der heidniſchen Reaktion auf einen ſteilen Berg geführt und hinabgeſchleudert, worauf ihn ein Ungar mit dem Speere tötete. Noch heute heißt der Berg im Munde des Volkes der Gerhardsberg.

Dieſen Gerhard hatte Stephan zum Lehrer ſeines Sohnes Emerich gemacht, für den er ſelbſt allerlei weiſe Lehren aufzeichnete. „Mitten unter Schätzen und Herrlichkeiten", ruft der Vater dem Sohne zu, „biſt du geboren und erzogen worden und kennſt die Sorgen des Kriegführens und Regierens nicht, unter denen mein ganzes Leben verſtrich. Die Zeit mahnt dich, dich vom Lager der Weichlichkeit zu erheben und deiner Seele Schärfe und Stärke zu geben." Er ermahnt ihn, den chriſtlichen Glauben zu pflegen, die Schlechten zu ſtrafen, aber bei Gericht nicht jähzornig zu ſein. „Duldſame Könige regieren, unduldſame tyranniſieren." Beſonders empfiehlt er ihm Güte gegen die Fremden; das römiſche Reich ſei durch die vielen Fremden aus verſchiedenen Ländern groß geworden. Emerich war von ſchwächlicher Natur und ſtarb vor dem Vater. Von ſeinem Leben erzählt eine Legende, die wenig hiſtoriſchen Wert beſitzt. Auch die Legende des heil. Ladislaus, um 1200 geſchrieben, iſt von keiner Bedeutung. Es zeigt von der geringen Bildung im damaligen Ungarn, daß dieſer hervorragende König keinen beſſeren Biographen gefunden hat.

Die alten ungariſchen Sagen ſind, vermiſcht mit allerlei erfundenen Erzählungen, welche die Kraft und Übermacht der Ungarn beweiſen ſollen, enthalten in den älteſten Chroniken, zunächſt in der des ungenannten Notars des Königs Bela IV. und in der des Simon de Keza. Der Notar ſchrieb ſein Werk 1278—1282 mit Benützung verſchiedener hiſtoriſcher Schriften, darunter auch einer Chronik des Abtes Regino von Prüm. Aber ſein Werk reicht nur bis Stephan den Heiligen, ſo daß er alſo nur die ſagenhafte Vorgeſchichte der Ungarn berichtet; aber dieſe kennt er genau: dem Herzog Almus kam an körperlichen und geiſtigen Vorzügen niemand gleich; ſeine Ungarn ermunterte er zum Kampfe gegen die Szythen durch Erzählungen von Cyrus, Darius und Alexander, die alle vor den Szythen geflohen ſeien. Mit Behagen erzählt der Notar die Eroberungen der Ungarn; dieſe freuten ſich damals, ſagt er, am Blutvergießen ſo wie die Blutegel.[1])

[1]) Nach Röslers Urteil (Rumäniſche Studien, S. 149 ff.) haben Leichtſinn, Betrug und Willkür den Hauptanteil an dieſem Werke. Über die Quellen des Notars ſ. Marczali in d. Forſchungen zur deutſchen Geſch., XVII.

Simon de Keza widmete sein Werk dem König Ladislaus III. Er beginnt mit der Sintflut, erzählt ausführlich die alten Sagen, führt aber die Geschichte, wenn auch in großer Kürze, bis zum Jahre 1286.[1])

Der Domherr Roger von Großwardein erzählt in seiner Geschichte der Verwüstung Ungarns durch die Mongolen die Aufnahme der Kumanen durch Bela IV., die Entstehung des Hasses zwischen den Kumanen und den Magyaren und den Einfall der Mongolen. Sehr anschaulich schildert er das Elend im Lande. In Siebenbürgen, wohin er flüchtete, fand er Städte und Dörfer in Trümmern, Knoblauch und Meerrettig, in den verlassenen Gärten ausgegraben, schienen ihm Leckerbissen, und Brot aus Rindenmehl, das ihm einmal angeboten wurde, preist er als die beste Speise, die er je genossen. Es ist sehr zu bedauern, daß Roger nicht auch von den Bemühungen Belas IV. erzählt, das verwüstete Reich wieder aufzurichten. Er wurde später Erzbischof von Spalato, wo er 1266 starb.

Wie gering der Sinn für literarische Betätigung war, geht daraus hervor, daß sich in keinem einzigen ungarischen Kloster ein Mann fand, der eine Chronik anzulegen oder Annalen zu schreiben versucht hätte.

Man nimmt an, daß Bela III. in Veßprim eine Universität gründete, die eingerichtet war wie die Pariser. An ihr wurden die freien Künste, Theologie, das römische und das kanonische Recht gelehrt. Um 1276 war diese Schule „durch die Gelehrsamkeit ihrer Professoren und die große Anzahl ihrer Hörer" in ganz Ungarn berühmt. Die Professoren wurden von den Königen häufig als Gesandte an den Papst und fürstliche Höfe geschickt. Die Bibliothek der Veßprimer Kathedrale wurde auf 3000 Mark geschätzt, fand aber eben im Jahre 1276 samt der Kirche durch Brandstifter ihren Untergang. Die Veßprimer Schule verschwand in den Stürmen, die nach dem Aussterben der Arpaden eintraten.[2])

Die Sprache der Kirche war natürlich die lateinische, die auch in die Kreise der Regierung Eingang fand. Die magyarische Sprache wurde infolge der Aufnahme des Christentums und der neuen staatlichen Einrichtungen mit neuen Begriffen und Wörtern bereichert. „In der Arpadenzeit", sagt Schwicker, „machte das Magyarische seinen letzten Gestaltungsprozeß durch; es wurde geeignet zur Aufnahme, Verarbeitung und Wiedergabe europäischer Ideen."

[1]) Fontes domestici, II, und Endlicher, Mon.

[2]) Abel, Ungarische Universitäten im Mittelalter. Ungar. Revue. 1881.

5. Baukunst

Auch die erste künstlerische Bautätigkeit ging von Stephan dem Heiligen aus, aber es ist von den Bauten dieses gefeierten Königs nichts mehr erhalten. Es heißt, daß er in Stuhlweißenburg (Alba regia), jener Stadt, an welche sich die meisten Erinnerungen vom ersten christlichen Könige bis auf Matthias knüpfen, eine Basilika mit vier Türmen erbaut habe, die nachher von Bela III. umgestaltet wurde. Auch andere größere Kirchen wurden nachher mit vier Türmen ausgestattet, so der Dom von Fünfkirchen, der größte romanische Bau Ungarns. Diese Stadt darf das Interesse des Geschichtsfreundes in demselben Grade in Anspruch nehmen wie Stuhlweißenburg. Sie liegt in einer fruchtbaren Ebene, der Baranya; die Römer hatten ihre Herrschaft auch hieher ausgedehnt, die Salzburger Erzbischöfe hatten diese Gegend zu ihrer Diözese gezogen, die Türken behaupteten sich hier länger als in manchen anderen Teilen des Landes. Die Regierung Ludwigs des Großen und die des Matthias waren die Glanzzeit der Stadt. Aus allen diesen Zeiten hat Fünfkirchen Baureste aufzuweisen. Erwähnt sei hier eine unterirdische Kapelle auf dem Domplatze, von der behauptet worden ist, daß sie zur Zeit der diokletianischen Verfolgung für geheime Zusammenkünfte der Christen gedient habe. Sie ist aus Ziegeln gebaut, die das Zeichen der zweiten Legio adjutrix tragen, und in allen Teilen bemalt. Man meint, daß sie noch im 4. Jahrhunderte entstanden sei.

Was den Dom von Fünfkirchen betrifft, so scheint sicher, daß er an Stelle früherer Kirchen vom Erzbischof Calanus (1187—1219) begonnen und von seinem Nachfolger Bartholomäus (1219—1252) vollendet wurde. Dieser Kirchenfürst, ein geborener Franzose aus der Gegend des Klosters Cluny, war mit Jolantha, der Gemahlin des Königs Andreas II., nach Ungarn gekommen und in jungen Jahren zum Erzbischof erhoben worden.[1]) An diesem Bau, der drei Langschiffe und eine Unterkirche mit fünf Schiffen hatte, sind im Laufe der Zeiten viele Veränderungen vorgenommen worden und in den Jahren 1882 bis 1892 wurde dieser Dom nach den Plänen des Dombaumeisters Friedrich Schmidt in Wien mit Beibehaltung der alten Anordnung vollkommen neu aufgebaut. Die Reliefs, welche die Wände längs der nach der Unterkirche führenden Treppen schmückten, sind größtenteils vernichtet.

---

[1]) Henszlmann, Die viertürmigen Kirchen in Ungarn. Mitt. d. Zentralk. 1870. — Henszlmann in denselben Mitt. 1868, 69, 70, 71. — Eitelberger, Bericht über einen Ausflug nach Ungarn. Im Jahrb. d. Zentralk. I.

Eine dritte Stadt von althiſtoriſcher Bedeutung iſt Veßprim, deſſen Dom im romaniſchen Stile erbaut war, was ſich noch an den Pfeilerarkaden erkennen läßt. Er wurde dann im gotiſchen Stile umgebaut, doch iſt von dieſem Bau auch nur noch das Presbyterium übrig. Der romaniſchen Zeit gehört auch die ſogenannte Giſela-Kapelle an, die als Überreſt der alten Domkirche betrachtet wird. Sie enthielt Wandmalereien, welche die Apoſtel darſtellten und aus dem 12. und 13. Jahrhunderte ſtammten.

Von der alten Kirche der Benediktinerabtei Tihany iſt nur noch die Krypta übrig. Die Kirche des Kloſters Martinsberg, eine gewölbte Pfeilerbaſilika ohne Querſchiff, zeigt ſchon den Übergangsſtil; denn die Arkadenbögen ſind ausgeſprochen ſpitz zulaufend. In Ruinen liegt die Kirche in dem Dorfe Zſámbék in der Nähe von Ofen. Dort wurde in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Prämonſtratenſerkloſter gegründet. Von der Kirche, die einſt querſchiffig war, iſt die Hauptfaſſade mit den zwei Türmen am beſten erhalten.

Eine Kunſtperle verdient die ehemalige Abtei-, jetzt Pfarrkirche Sz. Ják bei Steinamanger genannt zu werden. Sie iſt ein maſſiver Quadernbau, dreiſchiffig, ohne Querſchiff, mit einer Vorhalle, welche von den Turmmauern und Turmpfeilern gebildet wird. Der ſchönſte Teil iſt die Faſſade. Das etwas vorſpringende Portal iſt mit einem aus Ziegelſteinen gebildeten Giebel gedeckt, die Seitenwände ſtufen ſich in je ſechs Rechtecken ab und in jeder dieſer Niſchen ſteht eine mit Baſis und Kapitäl verſehene Säule. Über den Kapitälen lauft ein breiter Fries, darüber ſind zunächſt runde und dann aus dem Spitzbogen konſtruierte Bogen. Das Tympanon zeigt eine Reliefverzierung, die Gott Vater darſtellt, der mit der rechten Hand ſegnet und mit der Linken ein Buch hält. Die ganze Portalniſche iſt mit einem Mäanderornamente umgeben, das ſich auch um den Sockel des ganzen Vorbaues herumwindet. Der Raum zwiſchen dieſem Ornamente und den äußeren Linien des Vorbaues zeigt im oberen Teile elf Niſchen, zu denen auch zwei gehören, die ſchon außerhalb des Vorbaues an den Wänden der Faſſade angebracht ſind. In dieſen Niſchen ſtehen die Statuen der zwölf Apoſtel und des Heilands. Die Ornamente ſind geſchmackvoll ausgedacht und mit vollendeter Technik ausgeführt. So gehört dieſes Portal zu den ſchönſten, die wir kennen. Dieſe Kirche dürfte aus der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſtammen.[1])

Die Kirche in Lebeny im Raaber Komitat iſt der Überreſt der Benediktinerabtei, die 1202 von den Brüdern Chepan und Poth vom

[1]) Eitelberger, a. a. O.

Geschlechte der Héderváry gegründet wurde. Auch hier ist das Hauptportal reich gegliedert. Ähnlichkeiten zwischen dieser Kirche und der von Sz. Ják sind deutlich vorhanden. Die romanische Kirche zu Klein-Bény, einem Dorfe nördlich von Gran, errichtet um 1100, zeigt schon den Einfluß der Spitzbogenarchitektur. Diese greift dann nach dem Mongoleneinfalle vollständig durch: die deutschen Bürger fingen an ihre gotischen Kirchen zu bauen.[1])

Eben in dieser Zeit entstanden auch neue feste Burgen. Aus früherer Zeit stammt die Wasserburg Simontornya im Tolnaer Komitate. Neu entstand eine große Zahl von Burgen, wie Forchtenstein, Güns, Bernstein, Schlaining, Güssing, Csakathurn u. a. Alle wurden sie an Größe, Stärke und Pracht übertroffen von der Burg Visegrad, deren Bau von Maria, der Gemahlin Belas IV., begonnen und von Karl Robert fortgesetzt wurde. Jetzt sind nur noch Ruinen vorhanden.

Die Träger der Kunst in Siebenbürgen sind selbstverständlich die Deutschen.[2]) Aber deren Kraft war stets nach verschiedenen Seiten hin in Anspruch genommen. Der Kampf um die Existenz nahm kein Ende, daher konnte die echte Kunst lange nicht gedeihen. Nicht die gesicherte Behaglichkeit, nicht der Reichtum, sondern die Notwendigkeit rief hier Kirchenbauten hervor. Solche sind im 12. und 13. Jahrhundert allerdings in großer Zahl entstanden, aber erhalten ist wenig davon. Teils sind solche Bauten ganz verschwunden, teils sind nur noch Reste vorhanden, die sich mitunter wie eingesprengt in neuen Bauten vorfinden.

Das hervorragendste Gebäude des Romanismus ist die Kathedrale in Karlsburg, entstanden um 1270. Das Hauptschiff ist von den Seitenschiffen durch massive Säulen getrennt, die Kapitäle sind reichlich mit Büscheln von Früchten und Blättern geschmückt, einige zeigen auch Menschenköpfe und Vögel in phantastischer Verschlingung. Das südliche Portal ist besonders geschmackvoll ausgeführt, in dem Felde über demselben ist Christus dargestellt mit einem Apostel auf jeder Seite.

In den südslawischen Ländern scheinen nicht unbedeutende Werke romanischen Stiles gestanden zu sein, aber diese Länder waren viel häufiger und länger den Feinden der Kultur preisgegeben, als daß viel hätte gerettet werden können. Romanische Kirchen finden sich in Zengg, Novi u. a. Ein großes Werk ist der Dom zu Agram. Zu Ende des 11. Jahrhunderts errichtet, ist diese Kirche wiederholt zerstört, aufgebaut und durch Restaurationen und Zubauten verändert worden.

---

[1]) Über Lebeny s. Essenwein in d. Mitt. d. Zentralk. 1857, über Kl.-Bény Henszlmann das. 1862.

[2]) Nach verschiedenen Aufsätzen Fr. Müllers in den Mitt. der Zentralk., I, und im Jahrbuch, III.

In der bedeutendsten römischen Stadt Dalmatiens, in Salona, hatte sich der Kaiser Diokletian knapp am Meere einen Palast bauen lassen, in den er sich nach seiner Abdankung im Jahre 305 zurückzog. Dieses Bauwerk ist eine ringsgeschlossene Anlage, in welche vier reichgegliederte Tore führten und die auf den drei Landseiten mit sechzehn Türmen befestigt war. Der Palast enthielt Wohnräume verschiedener Form, Tempel und ein Mausoleum, Säulenhallen, Loggien und ist zum Teil aus kostbarem, weit hergebrachtem Steinmaterial aufgeführt. Er ist in vielen seiner wesentlichen Teile noch erhalten. Innerhalb dieses Palastes suchten die Einwohner von Salona bei der Zerstörung ihrer Stadt im 7. Jahrhundert Zuflucht und gründeten daselbst ein neues Gemeinwesen, aus dem die Stadt Spalato hervorging. Der Haupthof des Palastes ist jetzt der Hauptplatz der Altstadt Spalato; aus dem Mausoleum, das Diokletian sich selbst errichtet hat, wurde die jetzige Domkirche; die Wasserleitung, die Quellwasser in den Palast leitete, ist jetzt wieder instand gesetzt.[1])

Das älteste Bauwerk der nachrömischen Zeit in Dalmatien ist die Kirche St. Donato in Zara, ein Rundbau, der noch zu Zeiten Karls des Großen von dem Bischof Donatus errichtet wurde und jetzt als Museum verwendet wird.[2]) Von kunsthistorischem Interesse sind auch einige kleine Kirchen, die in ihrer Anlage und konstruktiven Form byzantinischen Einfluß zeigen, aber auch nicht mehr kirchlichen Zwecken dienen. Der romanische Stil, der dann zur Geltung kam, dauerte in Dalmatien bis in die neuere Zeit. Reine romanische Formen zeigt die schöne Domkirche St. Anastasia in Zara, ein dreischiffiger Bau, der unter dem Erzbischof Laurentius (1247—1287) begonnen wurde. Von gleicher Schönheit ist die Domkirche von Traù, deren Bau am Anfang des 13. Jahrhunderts begonnen wurde. Die Baumeister dieser und anderer Kirchen sind von norditalienischen Bauten beeinflußt.[3]) Der Dom von Traù ist eine dreischiffige, gewölbte Pfeilerbasilika mit drei Apsiden und einer großen Vorhalle, über der ein Turm steht. Sein Portal ist das reichste auf österreichischem Boden. „Das Innere der Kirche ist ein herrlicher, durch spätere Zutaten nicht entstellter Bau, einfach, aber schön in den Verhältnissen und im Linienzuge der Bogen, Rippen- und Kreuzgewölbe. Außen machen sich an diesen Wänden und Apsiden Lisenen und Bogenfriese in edler Durchführung geltend. Berühmt ist außerdem das Portal, das aus der weiten Vorhalle ins Mittelschiff

[1]) Hauser, Spalato und die römischen Monumente Dalmatiens. Wien 1883.
[2]) Eitelberger im 5. Bde. des Jahrbuches der k. k. Zentralkommission.
[3]) Hauser, Die Kunst in Dalmatien. Österr.-ungar. Revue. 1887.

führt.“ Es ist mit seiner reichen figuralen und ornamentalen Dekoration ein Werk eines einheimischen Meisters Radovan.

Werke der Stein- und Holzskulptur sind in den Kirchen nicht selten. Das bedeutendste Werk der Holzskulptur sind die Türflügel des Domes von Spalato. Sie sind fünf Meter hoch, zusammen 3·3 Meter breit und enthalten in 28 Feldern Reliefdarstellungen der Leidensgeschichte Christi. Ausgeführt wurden sie im 13. Jahrhunderte von dem einheimischen Künstler Andreas Guvina.

Zweites Buch

Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder von König Albrecht I. bis zu ihrer Vereinigung unter Ferdinand I. (1526)

I. Albrecht I. und seine Zeit[1])

Albrecht I. kündigte sich als ein kräftiger Herrscher an. Er zwang die Adeligen, unrechtmäßig erworbene Güter herauszugeben und hielt den Landesfrieden mit Strenge aufrecht. Die Reichsunmittelbarkeit der Stadt Wien erkannte er nicht an; infolgedessen brach ein Aufstand aus, der den Herzog nötigte, die Stadt zu verlassen. Doch zwang er in kurzer Zeit die Wiener zur Unterwerfung; im Februar 1288 mußten sie ihm Treue schwören und auf ihre Privilegien verzichten.

In Steiermark zeigte sich unter dem Adel eine große Unzufriedenheit, die sich zunächst gegen den Abt Heinrich von Admont richtete, der früher das Amt eines Landschreibers bekleidet hatte und dann Landeshauptmann geworden war. Ein Gleichzeitiger nennt ihn „Steiermarks grausamen Steuereintreiber, Tyrannen und Menschenquäler". Er war eben dem Herzog treu ergeben, wahrte dessen Rechte, indem er die vom Adel in Besitz genommenen landesfürstlichen Güter zurücknahm, und trat den Ausschreitungen des Adels entgegen.

Auch mit dem Erzbischof von Salzburg, Rudolf von Hoheneck, geriet Albrecht in Streitigkeiten, und zwar wegen einiger Burgen im Ennstale, welche Albrecht verlangte, weil sie ehedem als Salzburger Lehen im Besitze der Herzoge von Steiermark gewesen seien; der Erzbischof richtete seinen Zorn ebenfalls gegen den Abt Heinrich. Eine

[1]) Von den österr. Klosterannalen bes. die Contin. Vindob., der Fortsetzer der Annal. s. Rudberti (1280–1307), die Contin. Zwetl. III und Sancruc. III. — Ottokars Reimchronik; die Königsaaler Geschichtsquellen (Fontes, VIII); Johann v. Viktring; die österr. Chronik des Joh. Sefner (Matth. oder Gregor Hagen); diese reicht bis 1397 und ist mit einem Anhang gedruckt bei Pez, Scr., II. Vgl. Mayer im Archiv d. W. A., 60 (1880); Uhlirz, Z. Kunde österr. Geschichtsquellen (in d. Festgaben f. Büdinger, Innsbr. 1898). — Formelbuch König Albrechts I., herausg. von Chmel im Archiv d. W. A. II. — Kurz, Österreich unter Ottokar und Albrecht I. 2 Bde. — Frieß, Herzog Albrecht I. und die Dienstherren von Österreich. Blätter f. Landeskunde von N.-Ö. 16 (1882), S. 379. — Dopsch, Die Bedeutung H. Albrechts I. für die Ausbildung der Landeshoheit in Österreich. Das. 28, S. 241. — Lichnowsky, Gesch. des Hauses Habsburg. II.

salzburgische Synode, die im November 1288 zusammentrat, verbot allen Geistlichen, Rechtsgeschäfte für Laien zu übernehmen, welcher Beschluß gegen den Abt gerichtet war. Bald darauf fiel der Erzbischof mit Bewaffneten in Steiermark ein und drang verwüstend bis Rottenmann vor. Da rückte der Herzog plötzlich über den Pyhrnpaß in das Land, zwang die Erzbischöflichen zum Rückzuge und eroberte die salzburgische Feste Friesach. Der Erzbischof sprach zwar über den Herzog den Bann und über seine Länder das Interdikt aus, aber er mußte sich trotzdem zur Nachgiebigkeit bequemen, worauf die Streitfragen dem König Rudolf zur Entscheidung vorgelegt wurden. Während der Verhandlungen zu Erfurt starb der Erzbischof am 1. August 1290.

Sein Nachfolger war der bisherige Bischof Konrad von Lavant. Eben damals erschien Herzog Albrecht in Graz, wohin er die Adeligen berufen hatte, um von ihnen eine finanzielle Unterstützung zu erlangen. Bei der Verhandlung kam es zu ernsten Auftritten. Der Adel verlangte die Bestätigung seiner Privilegien, die der Herzog verweigerte; daher verließen die Landherren ohne Abschied die Stadt. Mit den Unzufriedenen verband sich der Erzbischof Konrad, der auch den Herzog Otto von Niederbayern zum Bundesgenossen gewann. Im Februar 1292 fiel ein salzburgisch-bayrisches Heer in Obersteier ein, plünderte Admont und belagerte Bruck. Albrecht eilte rasch aus Österreich herbei. Über den verschneiten Semmering schaufelten ihm 600 Bauern den Weg aus. Erschrocken über des Herzogs rasche Ankunft, hoben die Feinde die Belagerung auf und zogen ab. Der Anführer der Steirer, Friedrich von Stubenberg, wurde in einem Treffen verwundet und gefangen, worauf der Sieger nach Kärnten zog und Friesach abermals niederbrannte. Jetzt machte er mit den Steirern Frieden. Er bestätigte ihre Privilegien, entsetzte Heinrich von Admont seiner Stelle und erhob Hartnid von Stadek zum Landeshauptmann.

Aber mit dem Erzbischof und dem Herzog von Bayern dauerte die Fehde fort; ja auch Graf Ulrich von Heunburg, der Gemahl der Witwe des letzten Kärntner Herzogs aus dem Hause Spanheim, und Hartnid von Wildon blieben unter Waffen und der Patriarch von Aquileja schloß sich diesen Männern an. Im Mai 1293 wurde endlich zu Linz ein Friede vereinbart.

Gegen Ende des Jahres 1295 brach abermals ein Krieg und ein Aufstand aus. Am 11. November erkrankte der Herzog bei der Tafel und er wie seine Umgebung glaubten an eine Vergiftung. Da die gewöhnlichen Heilmittel nichts fruchteten, ließen die Ärzte den Erkrankten bei den Füßen aufhängen, damit das Gift durch Nase, Mund,

Ohren und Augen abfließen könne. Der Herzog wurde bei dieser Behandlung bewußtlos, genas jedoch wieder, doch büßte er ein Auge ein. In dieses, behaupteten die Ärzte, sei das Gift eingedrungen und habe es vernichtet.

Auf die Nachricht vom Tode des Herzogs zerstörte der Erzbischof die Salzsudwerke in der Gosau, die Albrecht angelegt hatte und die in dem Erzbischof die Befürchtung wachriefen, daß sie den Ertrag seiner Halleiner Salzwerke schmälern würden. Auch besetzte er Aussee. Die österreichischen Adeligen waren wie die steirischen damit unzufrieden, daß der Herzog die „Schwaben", zumal den Landenberger und die Wallseer so stark begünstigte und sie mit reichen österreichischen Witwen vermählte; sie behaupteten, daß er große Geldsummen aus Österreich nach seinen Stammlanden sende, um dort den Besitz seines Hauses zu vermehren[1]), und daß er den niederen Adel (die Ritter und Knechte) vor Gericht bevorzuge. Sie überfielen einige Burgen der verhaßten Schwaben und verwüsteten deren Besitzungen. Auf die Nachricht, daß der Herzog noch am Leben sei, versammelten sie sich in Stockerau, von wo sie Gesandte an den König Wenzel von Böhmen mit der Bitte um Hilfe sandten. Der Herzog ließ Truppen aus Schwaben kommen und rückte gegen die Aufständischen, die von keiner Seite Unterstützung erhielten; auch König Wenzel, der Hilfe zugesagt hatte, blieb aus. Daher mußten sich die Adeligen unterwerfen. So endete diese Erhebung, die der Reimchronist als eine „törichte Geschichte" bezeichnet. Gegen den Salzburger Erzbischof errang der Herzog aber keine Vorteile, weshalb er im September 1297 gegen 3000 Mark Silber auf die Salzsiederei in der Gosau verzichtete. Der Mandlingpaß war jetzt die Grenze zwischen Salzburg und Steiermark.

Die Ruhe war hergestellt, aber der Haß der Österreicher und Steirer gegen die Schwaben blieb. Als im Dezember 1303 in Graz ein Turnier stattfinden sollte, verabredeten die österreichischen und steirischen Ritter gegen alle Kampfregeln, einander nicht zu schädigen, dagegen die Schwaben so hart als möglich anzulassen. Dies wurde dem Herzog verraten; da verhinderte er den üblen Anschlag durch schleunige Aufhebung des Turniers.

Albrechts Vater, König Rudolf, war am 15. Juli 1291 gestorben. Vergebens hatte er sich bemüht, die Kurfürsten zur Wahl seines Sohnes

[1]) Contin. Vindob. a. a. 1295: Sie beschuldigten ihn, quod nihil daret eis, nisi Svevis suis et quod omnes proventus terrarum suarum transmitteret ad Sveviam et inde compararet ibi civitates et castra et possessiones diversas et quod nobiles dominas viduas et divites relictas de terra conjugio quandoque vi copularet Svevis suis etc. — Doblinger, Die Herren von Wallsee. Archiv d. W. A. 95.

zu bewegen. Auch König Wenzel von Böhmen war seinem Schwager Albrecht, der sich im Besitze jener Länder befand, die einst mit Böhmen verbunden waren und die der Přemyslide beanspruchte, nicht geneigt, ja er war es, der die Wahl Albrechts verhinderte.[1])

Die Kurfürsten wählten im Mai 1292 den armen Grafen Adolf von Nassau zum König. Mit diesem traf Albrecht schon im folgenden Monate zusammen, übergab ihm die Reichsinsignien und wurde dafür mit seinen Ländern belehnt. Trotzdem kam es bald zu Reibungen zwischen dem König und Albrecht, zumal der erstere den Erzbischof von Salzburg und dann auch die österreichischen Adeligen in ihrem Auftreten gegen den Herzog ermutigte. Auch mit den Kurfürsten zerfiel Adolf bald, da er ihren Sonderbestrebungen entgegentrat. Daher dachten sie an seine Absetzung.

Am 2. Juli 1297 ließ sich Wenzel von Böhmen in Prag zum König krönen.[2]) Zu dieser Festlichkeit erschienen Albrecht von Österreich, der Erzbischof von Mainz und viele andere Fürsten. Die Kurfürsten forderten Albrecht auf, Adolf zu bekriegen, und versprachen, ihn an des Nassauers Stelle zum König zu wählen. Im Februar 1298 fand sich wieder eine Anzahl Fürsten in Wien zusammen, und hier wurde der Krieg beschlossen. Herzog Albrecht zog dann mit einem Heere nach Straßburg und von dort nach Mainz, wo sich die Kurfürsten versammelten. Im Juni 1298 setzten sie Adolf als des Thrones unwürdig ab und erhoben Albrecht zum König.

Am 2. Juli kam es auf dem Hasenbühl bei Göllheim zur Entscheidungsschlacht zwischen den beiden Gegenkönigen.[3]) Im Gewühle des Kampfes gerieten diese selbst aneinander; Adolf wurde von Albrecht verwundet und hierauf von dem Rauhgrafen Georg von Stolzenfels getötet. Nun legte der Sieger die Königswürde nieder, worauf er am 27. Juli von den Kurfürsten einstimmig zum König gewählt wurde.

Wie Albrecht I. in Österreich seine herzogliche Macht gegenüber den Landherren zu wahren und zu mehren verstand, so wollte er auch als König seine Gewalt gegenüber den Fürsten stärken, wobei er sich besonders auf die Reichsstädte stützte, die er begünstigte. Dies zog ihm die Feindschaft der vier rheinischen Kurfürsten zu und bald tauchte der Gedanke auf, ihn abzusetzen. Der Kurfürst Gerhard von Mainz rief, auf seine Jagdtasche schlagend, voll Übermut aus, darin seien

[1]) Busson, Die Wahl Adolfs v. Nassau. Sitzungsb. d. W. A. 114.

[2]) Lorenz, Deutsche Geschichte. II, 610ff.

[3]) Hircelin über die Schlacht bei Göllheim (Böhmer, Fontes, II). — Lorenz, Deutsche Geschichte. II, 657ff.

noch mehr Könige enthalten. König Albrecht hörte die Klagen der Städte, welche zumeist die von den rheinischen Kurfürsten eigenmächtig geforderten Zölle betrafen, an, zog gegen die Kurfürsten zu Felde, belagerte und bezwang ihre Städte und Burgen und nötigte die Fürsten, die Reichsgüter herauszugeben, die sie sich widerrechtlich angeeignet hatten, und die Zölle abzustellen.

Seinen Plan, mit Hilfe des Papstes die Erblichkeit der Krone Deutschlands zum Gesetze zu erheben, um dadurch von den Kurfürsten unabhängig zu werden und so die weitere Auflösung des Reiches zu verhindern, konnte er nicht durchführen.

In die Regierungszeit Albrechts I. fällt das Aussterben der arpadischen und der přemyslidischen Dynastie.

In Ungarn hatten die Parteiungen unter dem Könige Ladislaus IV. (1272—1290)[1]) immer mehr zugenommen. Diese hatte Přemysl Ottokar II. benützt, um in Ungarn Einfluß zu gewinnen, aber der Erfolg war gering. Vielmehr schloß sich Ladislaus, dessen Bruder Andreas mit Rudolfs Tochter Klementia verlobt wurde, an den Habsburger an und kämpfte in der Schlacht bei Dürnkrut auf seiner Seite. Ladislaus begünstigte die Kumanen, die zum Teil noch Heiden waren und in deren Mitte er ein leichtsinniges Leben führte. Endlich

[1]) **Andreas II.** † 1235.
1. G. Gertrud von Andechs-Meran
2. G. Jolantha v. Auxerre
3. G. Beatrix v. Este.

(1) **Bela IV.** † 1270. G. Maria, T. des Kais. Theodor Laskaris v. Nicäa.	(1) **Koloman** Fürst v. Halitsch.	(1) **Andreas** Fürst v. Přemysl-Halitsch.	(1) **Elisabeth** † 1231. G. Landgraf Ludwig v. Thüringen.	(2) **Jolensch** (Jolantha). G. K. Jakob v. Aragon.	(3) **Stephan** 2. G. Tomasina Morosini.

Stephan V. † 1272. G. Elisabeth, T. des Kumanenfürsten Kuthen.	**Bela** † 1269. G. Kunigunde, T. Ottos v. Brandenburg.	**Anna.** G. Kastislav v. Machov.	**Elisabeth.** G. Heinrich, S. Ottos II. v. N.-Bayern.	**Andreas III.** † 1301. 1. G. Fenena v. Kujavien 2. G. Agnes, T. K. Albrechts I.

Ladislaus IV. † 1290 kinderlos. G. Elisabeth (Isabella) v. Neapel.	**Andreas.**	**Maria.** G. Karl II. König v. Neapel.	**Kunigunde** 1. G. Přemysl Ottokar II. 2. G. Zawisch v. Falkenstein.	**Otto III.** Herz. v N.-Bayern.	(1) Elisabeth.

Karl Martell. G. Klementia, T. Rudolfs v. Habsburg.

(1) **Wenzel II.** von Böhmen.

Karl Robert. | **Wenzel III.**

wurde er von den Großen und dem päpstlichen Legaten Philipp, Bischof von Fermo, gezwungen, energisch gegen die Kumanen aufzutreten.

Einen Aufstand, den diese deshalb unternahmen, schlug der König mit Hilfe Albrechts von Österreich nieder. Doch dauerten die Wirren fort. Ladislaus mußte wiederholt mit den an der österreichischen und steirischen Grenze reich begüterten Brüdern von Güssing kämpfen, in denen die Roheit der alten Ungarn wieder zum Vorschein kam und die auch Einfälle in Österreich machten. Zuletzt zog Albrecht gegen sie und eroberte ihre Burgen und Ortschaften, darunter Preßburg und ihre Hauptfestung Güns. So faßte König Albrecht festen Fuß in Westungarn.

Ladislaus wurde 1290 von einem Kumanen ermordet. Er war 28 Jahre alt und hinterließ von seiner Gemahlin Elisabeth von Neapel keine Kinder. Da auch sein Bruder Andreas gestorben war, so war der einzige Vertreter des Hauses Arpad Andreas, ein Enkel des Königs Andreas II.

Prinz Andreas lebte längere Zeit bei Albrecht I. in Österreich. Nach dem Tode des Königs Ladislaus wurde er von den Magnaten zum König ausgerufen, worauf er Österreich heimlich verließ und sich nach Ungarn begab. Doch König Rudolf erklärte, dieses Land sei seit Bela IV. ein deutsches Lehen und verlieh es seinem Sohne Albrecht. Dagegen nahm Papst Nikolaus IV. Ungarn als ein Eigentum der Kirche in Anspruch und wollte es dem Hause Anjou zuwenden. König Karl II. von Neapel war nämlich mit Maria, einer Schwester des ermordeten Ladislaus vermählt und diese übertrug ihre Rechte auf Ungarn ihrem Sohne Karl Martell, der sich mit Klementia, jener Tochter Rudolfs von Habsburg, verheiratet hatte, die einst die Verlobte des ungarischen Prinzen Andreas gewesen war.

Andreas III. befestigte sich auf dem Throne Ungarns. Im Jahre 1291 drang er mit einem großen Heere in Österreich ein und zwang Albrecht, die von ihm besetzten westlichen Gebiete Ungarns herauszugeben. Mit den unbotmäßigen Großen, denen Ordnung und gesetzliche Zustände zuwider waren, hatte auch Andreas zu kämpfen. Zudem wühlten die Anjous, die von den Päpsten unterstützt wurden, im Reiche, um seine Stellung zu erschüttern. Andreas vermählte sich daher 1296 mit Agnes, einer Tochter Albrechts von Österreich, um an diesem eine Stütze zu finden. Die angiovinische Partei machte jedoch in Dalmatien und Kroatien immer größere Fortschritte. Die Anwartschaft auf Ungarn war nach dem Tode Karl Martells im Jahre 1295

auf dessen Sohn Karl Robert übergegangen, der 1300 nach Spalato kam und sich von da nach Agram begab. Andreas rüstete sich zum Kampfe; von seinem Schwiegervater empfing er das Versprechen ausgiebiger Unterstützung. Da starb er am 14. Jänner 1301.

Der letzte Arpade hinterließ zwar von seiner ersten Gemahlin Jenena von Kujavien eine Tochter Elisabeth, allein auf diese Prinzessin nahm niemand Rücksicht. Die päpstliche Partei stellte Karl Robert als Kandidaten auf, die nationale bot die Krone dem König Wenzel II. von Böhmen und Polen an, dessen Mutter Kunigunde eine Enkelin Belas IV. war. Dieser lehnte zwar die Krone für sich ab, schickte aber den Ungarn seinen zwölfjährigen Sohn Wenzel, der als König ausgerufen und in Stuhlweißenburg als Ladislaus V. gekrönt wurde.[1])

Die Entscheidung darüber, wer in Ungarn König sein solle, nahm Papst Bonifaz VIII. in Anspruch, da Ungarn vom König Stephan dem päpstlichen Stuhle geschenkt worden sei. Da Ungarn ein Erbreich sei, hätten die Přemysliden kein Recht auf das Land, wohl aber Karl Robert. Er befahl daher bei Strafe des Kirchenbannes allen Ungarn, diesen König anzuerkennen. Auch König Albrecht schloß sich dem Anjou an, denn er konnte die Bildung eines slawisch-magyarischen Reiches unmöglich begünstigen. Übrigens war Karl Robert der Sohn seiner Schwester Klementia.

Wenzel II. zog zwar 1304 mit einem Heere nach Ungarn, um seinem Sohne die Herrschaft daselbst zu sichern, kehrte aber mit ihm nach Böhmen zurück, als er vernahm, daß Albrechts Sohn Rudolf in Mähren eingefallen sei. König Albrecht selbst rückte in Böhmen ein und so schien sich der Krieg in die Länge zu ziehen, als Wenzel II. am 21. Juni 1305 starb, bei einem Alter von 31 Jahren schon ein gebrochener Greis.

Sein Sohn Wenzel III. gab Ungarn auf, um so sicherer Polen zu behaupten. Er versöhnte sich mit Albrecht, stellte das Egerland zurück und übertrug seine Anrechte auf Ungarn seinem Vetter, dem Herzog Otto von Niederbayern. Dieser reiste als Kaufmann verkleidet durch Österreich und Ungarn, wurde in Ofen von den Bürgern gerne aufgenommen und am 7. Dezember 1305 in Stuhlweißenburg zum König gekrönt. Als er jedoch von dem Woiwoden Ladislaus Apor von Siebenbürgen gefangengenommen worden war, versammelte sich im Oktober 1307 auf dem Felde Rakos bei Pest ein Reichstag, der „Karl Robert

[1]) Krones, Der Thronkampf der Přemysliden und Arpaden. Gymn.-Zeitschr. 14, 16. - Codex diplom. hungaricus Andegavensis. I, Budapest 1878 (1301—1321).

und seine Nachkommenschaft als König und natürlichen Herrn" annahm. Otto erlangte zwar seine Freiheit wieder, gab jedoch seine Bemühungen um die Krone Ungarns auf. Dadurch befestigte sich die Stellung des Angiovinen.

In Böhmen regierte König Wenzel III. nur sehr kurze Zeit.[1]) Da sich Wladislav Lokietek, unterstützt von ungarischen Hilfstruppen, bemühte, das polnische Reich an sich zu bringen, gedachte Wenzel III. einen Kriegszug dahin zu unternehmen, um das Land zu behaupten. In Olmütz sollte sich das Heer sammeln. Dort wurde er, erst siebzehn Jahre alt, am 4. August 1306 von einem Meuchelmörder erdolcht. Weder der Name des Mörders noch die Ursache seiner Tat ist bekannt geworden.[2])

Wenzel III. war mit Viola von Teschen vermählt, die ihn überlebte. Auch die zweite Gemahlin seines Vaters, Richsa von Polen, lebte noch. Außerdem waren vier Schwestern Wenzels III. am Leben, Anna, die mit dem Herzog Heinrich von Kärnten, dem Sohne Meinhards II., verheiratet war, Elisabeth, Margarete und Agnes. Die böhmischen Großen nahmen das Wahlrecht in Anspruch. Eine Partei trat für Heinrich von Kärnten ein, hielt also die Ansprüche der Přemyslidinnen aufrecht; eine andere, zu welcher die mächtigsten Adeligen und die Geistlichkeit gehörten, sprach sich für Rudolf, den Sohn Albrechts I., aus.[3])

[1]) Die Königsaaler Geschichtsquellen (die Memorabilien des Abtes Peter). Herausg. v. Loserth. S. 205 ff.

[2]) Bachmann, Gesch. Böhmens. I, 712.

[3])

Rudolf I. † 1291.
1. G. Gertrud v. Hohenberg
2. G. Agnes von Burgund.

Albrecht I. † 1308. G. Elisabeth, T. H. Meinhards II. v. Görz-Tirol-Kärnten.	**Rudolf II.** † 1290. G. Agnes, T. Ottokars II. v. Böhmen.	**Mechtild.** G. Ludwig v. Bayern.	**Katharina.** G. Otto v. Bayern.	**Hedwig.** G. Otto v. Brandenburg.	**Klementia.** G. Karl Martell v. Anjou.	**Agnes.** G. Albrecht v. Sachsen.	**Jutta.** Gemahl Wenzel II. v. Böhmen † 1305.
	Johann (Parricida).						

Wenzel III. † 1306, K. v. Ungarn, Böhmen u. Polen.	**Anna.** G. Heinrich v. Kärnten u. Tirol.	**Elisabeth.** G. Johann v. Luxemburg.

Rudolf † 1307. 2. G. Richsa (Elisabeth), Witwe Wenzels II. v. Böhmen.	**Friedrich I.** d. Schöne † 1330. G. Elisabeth v. Aragonien.	**Leopold I.** d. Glorwürdige † 1326.	**Albrecht II.** d. Lahme † 1358. G. Johanna v. Pfirt.	**Heinrich** d. Freundliche † 1327.	**Otto** d. Fröhliche † 1339. 2. G. Anna, Tochter Johanns v. Böhmen.	**Agnes.** G. Andreas III. v. Ungarn.	**Katharina** 2. G. Karl v. Kalabrien.

Anm. z. Stammtafel: Albrechts I. Söhne Albrecht u. Heinrich, beide geb. 1299, waren Zwillinge.

König Albrecht, der sich damals in der Gegend von Speier befand, erklärte Böhmen mit Mähren als ein erledigtes Reichslehen, forderte die Stände auf, seinen Sohn Rudolf zum König anzunehmen[1]), und rückte mit einem Heere von Nürnberg aus in Böhmen ein, während Rudolf von Österreich aus im Lande erschien. Dadurch wurden die Böhmen bewogen, Rudolf als König anzuerkennen, der sich sofort mit Richsa, der Witwe Wenzels II., vermählte. Eine Wahl hat nicht stattgefunden. Auf dem Ständetage zu Znaim verzichtete Rudolf zugunsten seiner Brüder auf die österreichischen Herzogtümer, worauf die böhmischen und mährischen Stände für den Fall des kinderlosen Ablebens Rudolfs seinen Brüdern und deren Erben die Nachfolge zusicherten. Am 18. Jänner 1307 wurden Rudolf und seine Brüder zur gesamten Hand mit der Krone belehnt.[2])

König Rudolf war ernstlich bemüht, den arg zerrütteten Finanzen des Reiches aufzuhelfen und führte eine sehr sparsame Hofhaltung ein. Aber dies mißfiel den Böhmen; sie nannten ihren König spottweise den Warenhändler, weil er Lebensmittel für den Hof aus Österreich bezog.[3]) Als sich einige westböhmische Edelleute für Heinrich von Kärnten erklärten, zog Rudolf gegen sie zu Felde und unterwarf oder vertrieb sie. Da erkrankte er an der Ruhr, die ihn am 4. Juli 1307 in Horaschdiowitz, wohin man ihn gebracht hatte, hinwegraffte.[4])

Jetzt hätte Rudolfs ältester Bruder Friedrich (der Schöne) den Thron besteigen sollen, doch die kärntische Partei setzte alles daran, die Oberhand über die österreichische zu gewinnen; selbst vor Mord scheute sie nicht zurück. In einer Versammlung der Barone und Bürger im Hause des Bischofs Johann von Prag trat der Oberstlandmarschall Tobias von Bechin für die Wahl Friedrichs von Österreich ein und spottete, als man ihm zurief, er möge doch nicht wieder Ausländer und Feinde herbeirufen: „Wenn Ihr durchaus einen Eingeborenen zum König haben wollt, so gehet hin nach Stadic; unter den dortigen Bauern findet Ihr vielleicht einen alten Verwandten des erloschenen Königsstammes." Da sprang Ulrich von Lichtenburg auf den Redner zu und rannte ihm das Schwert in den Leib. Der angesehene Bürger Hiltmar wurde von Niklas Tausendmark und anderen auf der Straße erschlagen.[5]) Endlich wurde am 15. August 1307 Heinrich von Kärnten gewählt.

[1]) Horčička, Herzog Rudolfs III. v. Österr. Einsetzung zum König von Böhmen im Jahre 1306. Mitt. d. Ver. f. G. d. D. 17.

[2]) Bachmann, I, 718.

[3]) Die Königsaaler Geschichtsqu. b. Loserth, S. 213.

[4]) Bachmann, I, 720.

[5]) Palacky, II, 57.

Schon war aber Herzog Friedrich in Mähren eingerückt, wo er großen Anhang fand. Sein Vater, König Albrecht, erklärte den neuen König in die Reichsacht und drang mit einem Heere über das Egerland in Böhmen ein, während der Landeshauptmann von Steiermark, Ulrich von Wallsee, mit dem Erzbischof von Salzburg das Land Kärnten eroberte. König Albrecht errang in Böhmen keine militärischen Erfolge und mußte durch Mähren nach Österreich abziehen, wo er sich zu neuem Kampfe zu rüsten gedachte.

Als im Jahre 1283 Albrechts Bruder Rudolf von der Regierung Österreichs und Steiermarks zurücktrat, war ihm eine Geldsumme versprochen worden, wenn er nicht binnen vier Jahren mit einem Lande versehen sei. Weder das eine noch das andere war ihm zuteil geworden. Nach seinem Tode (1290) brachte seine Witwe Agnes, die Tochter Ottokars II. von Böhmen, einen Sohn Johann zur Welt, der nun herangewachsen war und einen Teil von Österreich und Steiermark begehrte. Sein Oheim Albrecht gewährte ihm Anteil an der Verwaltung der habsburgischen Gebiete in Schwaben. Damit war Johann nicht zufrieden; vielleicht machte er als Enkel Přemysl Ottokars II. Ansprüche auf Böhmen. Er ließ sich immer mehr gegen seinen Oheim aufreizen, ja er verband sich mit den Edelleuten Rudolf von Wart, Rudolf von der Balm, Walter von Eschenbach und Konrad von Tägerfelden zu seiner Ermordung. Als Albrecht am 1. Mai 1308 von Baden in der Schweiz gegen Brugg ritt, stürzten sich die Verschworenen auf ihn und Johann stieß ihm den Dolch in die Brust. Im Angesichte der Habsburg, auf offener Straße, gab der König seinen Geist auf. Johann, dem man den Beinamen „Parricida“ gab, floh nach Italien.

Albrecht war ein trefflicher Regent. Persönlich tapfer, besaß er auch ein bedeutendes Feldherrntalent. Mit Scharfsinn beurteilte er die politischen Verhältnisse, mit Tatkraft führte er seine Pläne durch. Streng und entschieden trat er allen entgegen, die seine landesherrlichen und königlichen Rechte antasteten, und da besonders die geistlichen Kurfürsten seine Macht fühlen mußten, so kam er in den Ruf eines Tyrannen, zumal sich auch die Sage ausbildete, als hätten er und seine Vögte die Freiheit der Schweizer unterdrückt. Er war mit Elisabeth, der Tochter Meinhards von Tirol, in glücklicher Ehe vereinigt und hinterließ fünf Söhne: Friedrich, Leopold, Albrecht, Heinrich und Otto, von denen nur die ersten zwei erwachsen waren.

II. Friedrich der Schöne (1308—1330)[1])

Von Albrechts Söhnen übernahmen die zwei älteſten, Friedrich mit dem Beinamen „der Schöne", und Leopold, gemeinſam die Regierung. Friedrich beendete den ererbten Krieg mit Heinrich von Kärnten im Jahre 1308 durch den Frieden von Znaim. Er verzichtete gegen eine Entſchädigung von 45.000 Mark Silber auf Böhmen und Mähren und die Gebiete, die in Kärnten und Krain erobert worden waren. Leopold, der die Verwaltung der Vorlande (der Beſitzungen im Elſaß, in Baden und in der Schweiz) übernahm, verfolgte im Jahre 1309 die Mörder ſeines Vaters. Er eroberte ihre Burgen und ließ die Gefangenen hinrichten. Die Witwe Albrechts erbaute auf der Stelle, wo ihr Gemahl gefallen war, das Kloſter Königsfelden, wo ſie nach ihrem Tode, der im Jahre 1313 erfolgte, beigeſetzt wurde. Jetzt ruht ihr Leichnam in St. Paul.

Die Kurfürſten wählten den Grafen Heinrich VII. von Luxemburg zum König. Er ſchien anfangs den Habsburgern gewogen zu ſein, allein bald änderte er ſeine Geſinnung. Er zögerte mit der Ächtung der Königsmörder und machte Schwyz und Unterwalden, die unter der Herrſchaft der Habsburger ſtanden, zu reichsunmittelbaren Gebieten. Doch kam es nicht zum Bruche. Er belehnte die Habsburger im September 1309 mit ihren Ländern, aber ſie mußten ihm 20.000 Mark leihen und verſprechen, ihm gegen 30.000 Mark bei der Gewinnung Böhmens behilflich zu ſein, wofür ihnen Mähren als Pfand überlaſſen ſein ſollte. Mit Heinrich von Kärnten, der Böhmen an die Luxemburger verloren hatte, ſchloſſen die Habsburger im Jahre 1311 einen neuen Frieden: Heinrich trat an ſie das Sanntal ab und erhielt dafür zurück, was die Habsburger in Kärnten und Krain noch beſetzt hielten.[2])

In derſelben Zeit herrſchte unter den Wittelsbachern ein unerquicklicher Streit. Als die Herzoge Stephan und Otto von Niederbayern bei ihrem Tode nur minderjährige Söhne hinterließen, übernahm Ludwig von Oberbayern die Vormundſchaft. Doch dieſer wurde von ſeinem Bruder, dem Pfalzgrafen Rudolf, gezwungen, ihn als Mitvormund anzuerkennen. Da dieſe Vormünder ihr Amt in ſehr eigen-

[1]) Joh. v. Viktring, Contin. canonicorum s. Rudberti (1308—1327), Ann. Matseenses (1305—1395) u. a. Heinrichs von Dießenhofen Chronik (1316—1361) bei Böhmer, Font., IV. — Giov. Villani chronica (mit Forts. bis 1364) bei Muratori, XIII, XIV. — Böhmers Regeſten König Ludwigs. Frankfurt 1839 (dazu 3 Additamenta). — Böhmer-Ficker, Acta imperii selecta. Innsbruck 1870. — Winkelmann, Acta imperii inedita (1273—1400). Innsbruck 1885. — Chmel, Zur Geſch. Friedrichs d. Sch. Archiv d. W. A. III. — Kurz, Öſterreich unter Friedrich d. Schönen. Linz 1818. — Riezler, Geſch. von Bayern. II.

[2]) Urkunden bei Kurz, Öſterreich unter Friedrich d. Sch., S. 426 ff.

nützliger Weise ausübten, rief eine Partei den österreichischen Herzog Friedrich zu Hilfe und übertrug ihm die Vormundschaft und die Verwaltung Niederbayerns. Friedrich ließ ein Heer unter Ulrich von Wallsee und dem Marschall Dietrich von Pilichdorf in Bayern einrücken, aber Herzog Ludwig besiegte es im November 1313 bei Gammelsdorf in der Nähe von Moosburg. Im folgenden Jahre entsagte Friedrich der Vormundschaft.

König Heinrich VII. hatte im Jahre 1310 einen Römerzug angetreten. In Pisa warf sich ihm Johann Parricida zu Füßen, seine Gnade erflehend. Der König schenkte ihm zwar das Leben, hielt ihn jedoch bis an sein Lebensende gefangen. Der König selbst kam nicht mehr nach Deutschland zurück, er starb am 24. August 1313 in der Nähe von Pisa.

Im folgenden Jahre kam es in Deutschland zur neuen Königswahl. Um die Krone bewarb sich Friedrich von Österreich, der nur einen Teil der Fürsten für sich gewann; aber auch der Luxemburger Johann, der durch seinen Vater Heinrich VII. König von Böhmen geworden war, fand Anhänger. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier trugen die Krone dem Herzog Ludwig von Bayern an, den auch Johann von Böhmen unterstützte, als er einsah, daß er selbst keine Aussicht habe, gewählt zu werden. Ludwig versprach ihm 1314 für seinen Beistand die Verpfändung des Egerlandes, was er im folgenden Jahre den Bürgern der Reichsstadt mit dem Versprechen meldete, die Einlösung des zu verpfändenden Gebietes bald bewerkstelligen zu wollen.

Im Oktober 1314 fanden sich Ludwig und Friedrich mit bewaffneter Macht zum Wahlakte bei Frankfurt ein: der erstere hielt sich in der Vorstadt, der letztere in Sachsenhausen auf. Der Erzbischof von Köln, der Pfalzgraf Rudolf, Bruder Ludwigs von Bayern, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und Heinrich von Kärnten, der sich noch als König von Böhmen ansah, wählten am 19. Oktober Friedrich von Österreich; am folgenden Tage fand die Wahl Ludwigs durch die Erzbischöfe von Mainz und Trier, den König Johann von Böhmen, den Markgrafen von Brandenburg und den Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg statt. Friedrich wurde nicht in der Krönungsstadt Aachen, sondern in Bonn, doch von dem zur Krönung berechtigten Erzbischof von Köln gekrönt; an Ludwig vollzog der dazu nicht berechtigte Erzbischof von Mainz in Aachen die Krönung.

Die Waffen mußten entscheiden, wer der alleinige Herrscher in Deutschland sein werde. In dem Bürgerkrieg, der nun ausbrach, hielten die meisten Reichsstädte zu Ludwig, der Adel zu Friedrich. Waren auch

die Kräfte der beiden Könige ziemlich gleich, so war doch für Ludwig der Umstand günstig, daß die Habsburger mit den Schweizern im Kampfe lagen.

Die Bewohner der Täler am Vierwaldstättersee, der sogenannten Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden, gehörten zu den zwei Grafschaften im Aargau und im Zürichgau, die beide in den Händen der Habsburger waren. Die Grafenrechte wurden auch hier wie überall dadurch geschmälert, daß diese über die Leute der Klöster von deren Vögten ausgeübt wurden. Da aber die Habsburger im Besitze der Schirmvogtei über die Klöster in Unterwalden waren und Kaiser Friedrich II. 1218 auch die Reichsvogtei über Uri den Habsburgern verlieh, so ließ sich die Bildung eines habsburgischen Territoriums um den Vierwaldstättersee erwarten.

Allein dies geschah nicht. Friedrichs II. Sohn, König Heinrich (VII.), entzog den Habsburgern die Reichsvogtei über Uri und machte es reichsunmittelbar. Auch die Schwyzer wurden 1240 von Kaiser Friedrich II. den Habsburgern entzogen, doch diese zwangen sie wieder unter ihre Herrschaft zurück. Aber die Waldstätter machten immer wieder neue Versuche, die Reichsunmittelbarkeit zu erringen, um sich so der habsburgischen Territorialhoheit zu entziehen. Indem sie sich aber dem Reiche erhalten wollten, bahnten sich ihre Entfremdung vom Reiche an. Am 1. August 1291 schlossen Schwyz, Uri und Nidwalden den ewigen Bund und König Adolf verlieh den Schwyzern wieder die Reichsunmittelbarkeit. Als Albrecht I. König geworden war, mußten sie allerdings wieder die Herrschaft Habsburgs anerkennen, aber sie wußten sich von Heinrich VII. 1309 abermals die Reichsunmittelbarkeit zu verschaffen, die auch den Unterwaldern gewährt wurde.

Herzog Leopold, erfüllt von Ehrgeiz und Tatendrang, beschloß, diese reichsunmittelbaren Gebiete der habsburgischen Herrschaft wieder zu unterwerfen, und zog am 15. November 1315 mit einem Ritterheere gegen Schwyz. Als das Heer zwischen dem Ägerisee und dem Berge Morgarten dahinzog, wurde es von den Eidgenossen überfallen. Das Ritterheer, auf das von den Höhen Steine und Baumstämme niederstürzten und das, auch von vorne angegriffen, keinen Raum fand, auf dem es sich entfalten konnte, wurde gänzlich aufgerieben. Herzog Leopold konnte den Kampf nicht mehr aufnehmen; er gab die gräflichen Rechte in Schwyz und Unterwalden stillschweigend auf, behielt jedoch die Privatbesitzungen. Der Bestand der Eidgenossenschaft war damit gesichert.

Aus dieser Darstellung geht hervor, daß für Wilhelm Tell und den Reichsvogt Hermann Geßler, der von Albrecht I. eingesetzt

worden sein soll, in der Geschichte kein Platz ist. Die Sage hat die Tat aller in einer Person, der des Tell, verkörpert. Ausgebildet ist sie in der Schweizer Chronik des Ägidius Tschudi, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßt wurde. Der Kern der Sage, der Apfelschuß, erscheint schon um 1170 bei einem persischen Dichter und ähnliche Sagen finden sich in Westfalen, Island, Norwegen, Schweden, Dänemark, England, Holstein, Spuren sogar in Kleinasien und Griechenland. Es scheint gewiß, daß die Tellsage in die ältesten Zeiten des arischen Volksstammes zurückreicht. Man hat auch versucht, die Sage auf den altgermanischen Götterkult zurückzuführen.[1])

Im Kriege der Gegenkönige wurde der entscheidende Schlag erst 1322 geführt. Friedrich führte ein Ritterheer nach Bayern, wohin auch 5000 Kumanen und Ungarn zogen, „die wie die Heuschrecken die Oberfläche der Erde bedeckten", und lagerte sich bei Mühldorf am Inn. Hier wollte er sich mit seinem Bruder Leopold vereinigen, der Truppen aus Schwaben herbeiführte. Ludwig, zu dem die von Johann von Böhmen geführten Scharen gestoßen waren, rückte heran. Zwar rieten der Erzbischof Friedrich von Salzburg, der Marschall Dietrich von Pilichdorf und die Brüder Ulrich und Heinrich von Wallsee, die bei einer Rekognoszierung die Überlegenheit des bayrischen Heeres erkannt hatten, dem König Friedrich, vor der Vereinigung mit seinem Bruder keine Schlacht zu wagen, aber er wollte die Entscheidung nicht länger hinausschieben.[2])

Am 28. September eröffnete König Johann mit seinen Böhmen die Schlacht. Friedrich, in strahlender Rüstung, nahm an ihr teil, während sich Ludwig, im einfachen Waffenrock, mit dem Zusehen begnügte. Zu Mittag waren die Österreicher im Vorteile. Am Nachmittage erschien in ihrer Flanke eine Reiterschar, die sie mit Jubel begrüßten, in der Meinung, Leopold sei es, der sie führe. Aber es waren Feinde unter dem Befehle des Burggrafen von Nürnberg. Dies entschied die Schlacht. König Friedrichs Roß stürzte und er wurde gefangen. Sein Bruder Heinrich hatte dasselbe Schicksal. Während Friedrich auf die Burg Trausnitz bei Nabburg in der Oberpfalz gebracht wurde, führte König Johann den Herzog Heinrich nach Bürglitz, wo er mit Ketten belastet acht Wochen schmachten mußte.

---

[1]) Huber, Die Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft. Mit einem Anhange über die geschichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell. Innsbruck 1861. — Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Heilbronn 1877. — Rochholz, Die Aargauer Geßler in Urkunden von 1250—1515. Heilbronn 1877.

[2]) Dobenecker, Die Schlacht bei Mühldorf und über das Fragment einer österr. Chronik. Mitt. des Institutes. I. Ergänzungsband. — „Der strit ze Müldorf" im Arch. ö. G. A. 9.

Bald nach dieser Schlacht zerfiel Ludwig mit seinem Bundesgenossen Johann. Er belehnte im Jahre 1323 mit der Mark Brandenburg, die durch das Aussterben der Askanier erledigt worden war und die er früher dem König Johann versprochen hatte, seinen eigenen Sohn Ludwig. Dem Landgrafen Friedrich von Thüringen und Markgrafen von Meißen, der mit Johanns Tochter Gutta verlobt war, gab er seine Tochter Mechtild zur Gemahlin. Dazu kam, daß die Habsburger in demselben Jahre (1323) ein Bündnis mit Karl Robert von Ungarn schlossen, der dann die Versöhnung der Habsburger mit Johann zustandebrachte. Der böhmische König gab den Herzog Heinrich und andere gefangene Österreicher frei, versprach Neutralität in einem Kriege zwischen den Habsburgern und dem Wittelsbacher und erhielt 9000 Mark, wofür ihm drei niederösterreichische Ortschaften (Laa, Weitra, Eggenburg) verpfändet wurden.

Im Jahre 1324 sprach Papst Johann XXII. in Avignon über Ludwig von Bayern, der in Italien die Ghibellinen gegen ihn unterstützte, den Bann aus und trug den deutschen Fürsten auf, ein anderes Reichsoberhaupt zu wählen. Auch machte ihnen König Karl IV. von Frankreich große Versprechungen, wenn sie ihn zum König wählen würden. Die päpstliche Bulle hatte in Deutschland keine großen Wirkungen, da der Franziskanerorden, der einen großen Einfluß auf das Volk übte, zum Könige hielt. Aber nach und nach kam Ludwig doch in eine üble Lage, zumal Herzog Leopold von Österreich mit dem französischen König ein Bündnis schloß. Da fand es Ludwig geraten, sich mit Friedrich auszusöhnen. Er schickte den Grafen Berthold von Henneberg nach dem Schlosse Trausnitz, wo am 13. März 1325 mit dem Gefangenen ein Vertrag vereinbart wurde. Friedrich sollte auf die Krone verzichten und mit seinen Brüdern Ludwig als König anerkennen und unterstützen; dafür sollte er aus der Haft entlassen werden, doch mußte er geloben, wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn er seine Brüder nicht bewegen könnte, diese Bedingungen anzunehmen. Endlich versprach Ludwig mündlich, Friedrich oder seine Brüder mit dem ersten Fürstentume, das erledigt würde, zu belehnen.[1])

Durch eine dritthalbjährige Haft gebrochen, kehrte Friedrich nach Österreich zurück, wo er den Schmerz erlebte, seine Gemahlin Elisabeth erblindet zu finden.[2]) Herzog Leopold war nicht zu bewegen, den Bedingungen, unter denen sein Bruder die Freiheit erhalten hatte, seine

[1]) Diese Nachricht bringt Johann v. Viktring in dem Entwurfe seiner Chronik zum Jahre 1335, wo er seine Sendung nach Linz erzählt. Fournier, S. 119.

[2]) Johann v. Viktring bei Böhmer, Font., I, 397.

Zustimmung zu geben. Der Papst erklärte die Verträge, die Friedrich mit dem gebannten König geschlossen hatte, für ungültig und verbot ihm, nach Bayern zurückzukehren. Doch Friedrich hielt an dem gegebenen Worte fest und begab sich nach München. Wie in alter Zeit lebten hier die beiden Fürsten, die ehedem Jugendfreunde gewesen waren, in Eintracht zusammen. Sie schlossen am 5. September 1325 einen Vertrag, nach dem sie gemeinsam das Reich regieren wollten.[1]) Da aber die Kurfürsten diesem Übereinkommen ihre Zustimmung versagten, legte Ludwig die Regierung nieder und verzichtete auf die Krone, falls Friedrich in einer bestimmten Zeit die Anerkennung des Papstes fände. Der Papst jedoch wünschte den französischen König auf dem Throne Deutschlands zu sehen und daher übernahm Ludwig wieder die Regierung. Damals starb Herzog Leopold (am 28. Februar 1326). Als dann Ludwig einen Zug nach Italien unternahm, zog sich Friedrich auf das einsame Schloß Gutenstein im Wiener Walde[2]) zurück, wo er am 13. Jänner 1330 aus dem Leben schied. In der von ihm 1316 gegründeten Kartause Mauerbach wurde er bestattet. Nach der Aufhebung des Klosters kamen seine Gebeine in den Wiener Stephansdom.

Vermählt war König Friedrich seit 1314 mit Elisabeth von Aragonien, der Tochter des Königs Jakob II.[3]), die schon nach fünf Monaten ihrem Gemahl im Tode nachfolgte.

III. Albrecht II. (1330—1358).[4])

Von den Söhnen Albrechts I. lebten noch Albrecht II. und Otto, die sich im Vertrage vom 6. August 1330 mit dem Kaiser aussöhnten und ihn in seiner Würde anerkannten. Er verpfändete ihnen die Reichsstädte Schaffhausen, Rheinfelden, Breisach und Neuenburg am Rhein.

Die Aufmerksamkeit der beiden Herzoge wurde besonders durch die Verhältnisse in Tirol und Kärnten in Anspruch genommen.[5])

[1]) Preger, Die Verträge Ludwig des Bayern mit Friedrich dem Schönen in den Jahren 1325 und 1326. Abh. der Münchener Akad. XVII (München 1886).

[2]) Newald, Geschichte von Gutenstein. Wien 1870.

[3]) H. R. v. Zeißberg, Elisabeth von Aragonien. Sitzungsb. d. W. A. 137, VII. Abh.

[4]) Von den genannten Quellen bes. Johann v. Viktring. Breve chronicon monast. Stamsensis bei Pez, Scr., II. Goswins von Marienberg Chronik bei Röggl, Beiträge z. Geschichte v. Tirol und Vorarlberg, I, 1825, und vollständig herausg. von Schwitzer im II. Bde. der Tiroler Geschichtsquellen, 1880. — Chronicon Alberti ducis Austriae bei Pez, Scr., II (unbedeutend). — Steyerer, Commentarii pro historia Alberti ducis Austr. Lipsiae 1725 (mit vielen Urkunden). — Kurz, Österreich unter Albrecht dem Lahmen. Linz 1819. — Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich und d. vorbereitenden Ereignisse. Innsbruck 1864.

[5]) Jäger, Geschichte der landesfürstlichen Verfassung Tirols. 2 Bde. in 3 Teilen. Innsbruck 1881—1885.

König Johann von Böhmen hatte auf diese Länder sein Augenmerk gerichtet. Ihr Besitzer, Heinrich, der ehemalige König von Böhmen, hatte nur zwei Töchter, Adelheid und Margareta, von denen die erste krank und regierungsunfähig war. Als Herzog Albrecht II. es dahin brachte, daß Heinrich die Prinzessin Beatrix von Savoyen heiratete, die mit König Johann verwandt war, gab ihr dieser eine Mitgift von 40.000 Mark; dafür verlobte Heinrich eine seiner Töchter mit Johanns zweitem Sohne Johann Heinrich.

In derselben Zeit (1327) unternahm König Ludwig seinen Römerzug. Er gestand dem König Heinrich, durch dessen Land Tirol er ziehen mußte, zu, daß ihm in Ermangelung von Söhnen seine Töchter oder ein Gemahl derselben in den Reichslehen, also in Kärnten, nachfolgen dürfe. Die Vermählung Johann Heinrichs von Böhmen, der erst neun Jahre alt war, mit Heinrichs zweiter Tochter, der zwölfjährigen Margareta (Maultasch), fand im September 1330 in Innsbruck statt.[1] König Johann, der bei dieser Feierlichkeit anwesend war, begab sich hierauf nach Oberitalien, wo er sich auch eine Herrschaft zu gründen verstand. Da jedoch die Festsetzung der Luxemburger in den Alpen und in Oberitalien weder den Habsburgern noch den Wittelsbachern von Vorteil sein konnte, so kam am 26. November 1330 zwischen Kaiser Ludwig und Herzog Otto von Österreich zu Augsburg ein geheimer Vertrag zustande: der Kaiser verpflichtete sich, beim Tode Heinrichs den Habsburgern, die dessen nächste Verwandte waren, Kärnten zu verleihen, während die Habsburger den Kaiser bei der Eroberung Tirols unterstützen sollten. Später ernannte Ludwig den Herzog Otto für den Fall, daß er sich nach Italien begebe, zu seinem Statthalter in Deutschland.

Auf die Nachricht von der Verbindung des Kaisers mit den Habsburgern kehrte König Johann aus Italien nach Deutschland zurück und söhnte sich mit dem Kaiser wieder aus, mit den Habsburgern dagegen begann er einen Krieg. Dieser endete im Juli 1332 mit einem Frieden, in dem die an Böhmen verpfändeten Städte Weitra, Eggenburg und Laa an Österreich zurückgegeben wurden.

König Heinrich lebte in seinen letzten Jahren meist in Tirol[2], während Kärnten von dem Landeshauptmann Konrad von Aufenstein

---

[1] Sagen über Margareta Maultasch auch in Felicis Fabri Evagatorium in terrae sanctae, Arabiae et Egypti peregrinationem. Herausg. v. Hassler im II.—IV. Bande d. Bibl. d. literar. Vereines v. Stuttgart. S. III. Bd., S. 458.

[2] Über die Mißwirtschaft an seinem Hofe vgl. Jäger, I, 18ff. „Er machte Anlehen überall, wo er nur Kredit fand, von den vornehmsten Beamten seines Hofes bis herab zu den Dienern und, vom Adel angefangen bis herab zu den Bürgern und Bauern." Es wird erzählt, daß ihm eine Frau

verwaltet wurde. In diesem Lande trachteten die Habsburger schon damals Anhänger zu finden. Als Heinrich am 2. April 1335 auf seinem Schlosse Tirol gestorben war, forderten die Herzoge Albrecht und Otto die Ausführung des geheimen Vertrages. Der Kaiser traf mit den Herzogen in Linz zusammen, wo sich im Auftrage Margaretens auch der Abt Johann von Viktring einfand, um den Schutz des Kaisers für Margareta anzurufen. Hier belehnte der Kaiser am 5. Mai die Habsburger mit Kärnten und dem südlichen Tirol (bis Finstermünz, zum Jaufen und zur heutigen Franzensfeste), während Nordtirol an die Söhne des Kaisers fallen sollte. Die Kärntner huldigten schon anfangs Juni den Habsburgern, die auch Krain, das dem Herzog von Kärnten verpfändet war[1]), in Besitz nahmen.

Der böhmische König befand sich damals krank in Paris. Als er nach Prag zurückgekehrt, trat er mit dem König Kasimir von Polen und Karl Robert von Ungarn in ein Bündnis und eröffnete den Krieg mit den Habsburgern, indem er Niederösterreich verwüstete. Unterdessen griff Kaiser Ludwig das Gebiet des Herzogs Heinrich von Niederbayern an, welcher der Schwiegersohn und Verbündete Johanns war, worauf dieser Österreich verließ und nach Bayern zog. Im Jänner 1336 hatte sich Johanns ältester Sohn Karl nach Tirol begeben, um dieses Land seinem Bruder und seinem Hause zu erhalten. Da der Kaiser nicht imstande war, Tirol zu gewinnen, so zog er sich von den Habsburgern zurück. Diese schlossen am 9. Oktober 1336 zu Enns einen Frieden mit Böhmen: sie verzichteten auf Tirol, wofür König Johann Kärnten aufgab. Doch traten dessen Söhne Karl und Johann Heinrich diesem Frieden nicht bei.

Wenn auch dem Kaiser die Erwerbung Tirols mißlungen war, so gab er die Hoffnung auf dieses Land dennoch nicht auf. Aber auch Herzog Albrecht II. behielt Tirol, das ein Bindeglied zwischen den österreichischen Herzogtümern und den Vorlanden werden konnte, stets im Auge. Margareta lebte mit ihrem Gemahl in Unfrieden. Sie erklärte, von ihm nie einen Nachkommen erhalten zu können; zudem wurde sie von jedem Einflusse auf die Regierungsgeschäfte ausgeschlossen. Die Tiroler waren sehr unzufrieden, weil so viele Böhmen wichtige

---

Wadler aus München nachgefahren sei wegen Schulden und er für ihre Zehrung in Meran dem Heinrich Vend 36 Mark schuldig wurde, ferner, daß ihm eine Frau Agnes Schedlich seine Pferde gepfändet habe wegen der 70 Mark, die er ihr schuldete. Die Fleischhacker in Bozen ließen ihn einst nicht eher aus der Stadt, als bis er sie wegen einer Schuld von 13 Mark sichergestellt hatte.

[1]) Die Huldigung nahm Herzog Otto entgegen. Die Deutung der Zeremonien, die dabei vorkamen, versuchen zwei neuere Werke, die zu verschiedenen Ergebnissen gelangen: Puntschart, Herzogseinsetzung und Huldigung von Kärnten. Leipzig 1899. — Goldmann, Die Einführung der deutschen Herzogsgeschlechter Kärntens in den slowenischen Stammesverband. Breslau 1903.

Ämter im Lande erhielten, und daher reifte in ihnen der Entschluß, ihren Fürsten zu vertreiben und der Gräfin Margareta Maultasch einen anderen Gemahl zu geben. Sie dachten dabei an Ludwig, den Sohn des Kaisers. Als im April 1340 die Brüder Johann Heinrich und Karl Tirol verließen, um nach Polen und Ungarn zu reisen, wollte der Tiroler Adel den Schlag wagen. Doch die Brüder erhielten Nachricht von der Verschwörung, kehrten zurück und brachten den Rädelsführer der Bewegung, Heinrich von Rottenburg, in ihre Gewalt. Nach der Abreise Karls erfolgte die Vertreibung der Böhmen.

Am 2. November 1241 ritt Johann Heinrich vom Schlosse Tirol auf die Jagd. Als er abends heimkehrte, wurde ihm das Tor nicht geöffnet und auch andere Burgen blieben ihm verschlossen. Seine Söldner wurden vertrieben und auch er verließ das Land und begab sich zum Patriarchen Bertrand von Aquileja, bei dem er fünf Monate vergebens auf den Umschwung der Dinge wartete.

Im Februar 1342 erschien der Kaiser mit seinen zwei ältesten Söhnen und drei Bischöfen im Lande; der Bischof Ludwig von Freising wollte die Scheidung Margaretens von ihrem Gemahle vollziehen, doch er stürzte beim Übergange über den Jaufen mit dem Pferde und verlor sein Leben. Da infolge dieses Unglückes keiner der anderen Bischöfe die Ehe zu trennen wagte, ließ der Kaiser ohne Rücksicht auf das noch bestehende Ehebündnis und auf die nahe Verwandtschaft, die zwischen Margareta und seinem Sohne bestand, noch im Februar auf dem Schlosse Tirol die Hochzeit feiern. Dabei belehnte er das junge Ehepaar mit Tirol und Kärnten.

Die Luxemburger gaben Tirol noch immer nicht auf. Zwar gelang es ihnen nicht, Albrecht II. von Österreich, der seit dem Tode seines Bruders Otto im Jahre 1339 allein regierte, zum Kriege gegen die Wittelsbacher zu bewegen, aber dem Kaiser erstand in dem Papste Klemens VI. ein neuer Feind. Dieser machte es ihm unmöglich, sich mit der Kirche auszusöhnen; er belegte den Kaiser 1346 mit dem Banne und forderte die Kurfürsten auf, Johanns Sohn Karl, zu dem er in freundschaftlichen Beziehungen stand, auf den deutschen Thron zu erheben. Die Kurfürsten kamen diesem Auftrage nach und wählten am 11. Juli Karl zum König.

Da der Neugewählte dem Papste, dem er seine Erhebung zu danken hatte, außerordentliche Zugeständnisse machte, so fand er bei den weltlichen Fürsten und den Reichsstädten keine Zuneigung. Er kam zunächst auch nicht nach Deutschland, sondern nahm mit seinem Vater an dem Kriege teil, den der französische König mit den Engländern

zu führen hatte. Nachdem König Johann bei Crecy gefallen war, entschloß sich sein Sohn Karl, den Wittelsbachern Tirol zu entreißen.

Schon waren die Tiroler mit der Regierung des jungen Wittelsbachers Ludwig unzufrieden. Denn dieser brachte viele fremde Herren ins Land, darunter den Herzog Konrad von Teck, trat dem geldgierigen einheimischen Adel energisch entgegen und scheute sich nicht, selbst solche in Haft zu nehmen, die zu seiner Berufung beigetragen hatten. Es gelang daher dem Bischof Nikolaus von Trient, der ein Böhme war, einen Bund zustandezubringen, dessen Ziel die Vertreibung des Wittelsbachers war. Als Kaufmann verkleidet kam Karl von Luxemburg im März 1347 nach Trient. Von den oberitalienischen Städten und den Tirolern unterstützt, belagerte er die Burg Tirol, die von Margareta Maultasch tapfer verteidigt wurde. Als Ludwig heranrückte, mußte Karl den Rückzug antreten und bald darauf gab er Tirol auf und begab sich nach Böhmen. Ludwig bestrafte die aufständischen Tiroler sehr hart: mehrere Adelige wurden durch Konfiskation ihrer Güter bestraft, der Bischof von Trient entfloh nach Böhmen.[1]) Der frühere Landeshauptmann Engelmar von Villanders, dem Ludwig verziehen hatte, wurde von dem neuen Landeshauptmann Konrad von Teck gefangen und vor seiner Burg Stein auf dem Ritten enthauptet.

Am 11. Oktober 1347 starb Kaiser Ludwig. Die Wittelsbachsche Partei wählte einen neuen König, Günter von Schwarzburg. Da dieser jedoch nicht durchzudringen vermochte, legte er seine Würde nieder, worauf auch die Wittelsbacher den Luxemburger Karl anerkannten.

Albrecht II. hatte während dieser Zeit seinen Ländern den Frieden bewahrt, nur mit den Schweizern hatte er einige Kämpfe zu bestehen gehabt.

Die Bürger der österreichischen Stadt Luzern schlossen 1332 mit den Waldstättern einen Bund zu gegenseitiger Unterstützung. Doch mußten sie bald wieder die österreichische Herrschaft anerkennen. Mit den Zürichern geriet Albrecht wiederholt in Krieg; sie nahmen die österreichischen Städte Glarus und Zug in die Eidgenossenschaft auf. In diesen Kriegen errang kein Teil entscheidende Erfolge, doch mußten die zwei Städte wieder unter die österreichische Herrschaft zurückkehren.

Am 25. November 1355 gab Albrecht II. eine Hausordnung, um Streitigkeiten nach seinem Tode zu verhüten: seine vier Söhne Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold sollten die österreichischen Länder gemeinsam besitzen und regieren. Am 20. Juli 1358 starb er. Er war ein edler, kräftiger Charakter, ebenso auf die Vergrößerung

[1]) Vgl. zu Huber auch Jäger, II, S. 99 ff.

wie auf die innere Entwicklung des habsburgischen Besitzes bedacht. Im Jahre 1330 war ihm bei einer Mahlzeit Gift beigebracht worden; seit dieser Zeit war er an Händen und Füßen gelähmt, so daß er die Waffen nicht führen konnte und sich eines Tragstuhles bedienen mußte. Von den Chronisten wird er daher der Lahme (contractus, curvus) genannt; wegen seiner vielfachen Kenntnisse erhielt er auch den Beinamen des Weisen. Vermählt mit Johanna, der Tochter des ohne Erben verstorbenen Grafen Ulrich von Pfirt (südwestlich von Basel), brachte er dessen Herrschaft an sein Haus. Er wurde in der 1332 von ihm gegründeten Kartause Gaming beigesetzt.

IV. Die ersten zwei Luxemburger in den böhmischen Ländern

1. König Johann (1310—1346)[1])

König Heinrich von Kärnten-Tirol war ein schwacher Regent, der sich in Böhmen nicht zu behaupten vermochte. Zwei große Parteien standen in diesem Lande einander gegenüber: der Hochadel, der die Regierung in Händen hatte, und der Bürgerstand, besonders der von Prag und Kuttenberg, der Anteil an der Regierung und Verwaltung zu erhalten trachtete. Die Bürger von Kuttenberg nahmen im Februar 1309 die Häupter der Adeligen, Heinrich von Lipa, Johann von Wartenberg und Johann von Klingenberg, die damals im Kloster Sedletz eine Zusammenkunft hatten, gefangen und Bürger von Prag bemächtigten sich einiger anderer Herren. Nach drei Monaten erhielten die Gefangenen die Freiheit wieder, nachdem sie den Bürgern gegenüber sich verpflichtet hatten, allgemeine Landesangelegenheiten nicht ohne Zustimmung des Bürgerstandes zu entscheiden. Aber sie kümmerten sich um ihr Versprechen nicht und so dauerten die Kämpfe fort, ohne daß jemand auf den König Rücksicht nahm, der alle Macht verlor. Die Zustände Böhmens schildert Benesch von Weitmühl mit folgenden Worten: „Überall herrschte die Gewalt, die Gerechtigkeit war vertrieben. Die Kirchen wurden geplündert, die Klöster unterdrückt, der

[1]) Die Königsaaler Geschichtsquellen; Pulkawas Chronik v. Böhmen (bis 1330) in Fontes rerum Boh. V; Benesch' v. Weitmühl (aus dem Rittergeschlechte der von Krabice) chronicon (1283 bis 1374) in Script. rer. Bohemic., IV, Prag 1884 (enthält viele kulturhistorische Angaben). Dazu Loserth im Archiv d. W. A. 53. — Dalimils (Bunzlauer) Reimchronik (tschechisch), herausg. v. Hanka. Prag 1849 (1853). Deutsche Bearbeitung im 48. Bde. d. Biblioth. d. liter. V. v. Stuttgart. — Eine deutsche prosaische Chronik Böhmens bei Pez, Scr., II. Loserth in d. Mitt. 14. — Tadra, Summa Gerhardi, Formelbuch aus d. Zeit K. Johanns. Archiv d. W. A. 63. — Emler, Regesta II und IV (1310—1346). Prag 1884. — Schötter, Johann Graf v. Luxemburg u. König v. Böhmen, 2 Bde. Luxemburg 1865. — Schlesinger, Die Deutschböhmen und die Luxemburger. Mitt. V, 6. — Palacky, II, 2. — Bachmann, Gesch. Böhmens. I, 726 ff.

Wille der Nichtswürdigen galt als Gesetz, Räubereien waren an der Tagesordnung, dem Hilferufe der Witwen und Waisen wurde kein Gehör gegeben. Die Priester weinten und das Volk jammerte." In diesen Wirren wuchs unter den Deutschen des Landes eine Partei heran, welche die ehrgeizige Prinzessin Elisabeth, die Schwester der Königin Anna, in den Vordergrund stellte und deren Seele die Zisterzienseräbte von Königsaal, Sedletz und Plaß waren. Die vom Rheine stammenden Zisterzienser traten mit dem deutschen König Heinrich VII., dem Luxemburger, in Verbindung und gewannen Heinrich von Lipa und Albert von Rosenberg für ihren Plan. Ende Juni 1310 beschlossen die Stände in Prag, eine Gesandtschaft an König Heinrich VII. zu schicken, um zu bitten, er möge seinen Sohn Johann dem Lande Böhmen zum König geben und ihn mit der Prinzessin Elisabeth vermählen. Der König ging auf diesen Plan ein. Hierauf reiste Elisabeth mit einem glänzenden Gefolge unter den Augen des Königs Heinrich und seiner Gemahlin von Prag ab und begab sich nach Speier. Dort belehnte der deutsche König, der den Kärntner der Krone Böhmens und seiner Erbländer verlustig erklärt hatte, am 31. August seinen Sohn mit Böhmen, worauf die Vermählung des erst 14jährigen Bräutigams mit der 18jährigen Braut erfolgte.

Der neue König zog hierauf in Begleitung seines Ratgebers, des Erzbischofs Peter von Mainz, mit einem Heere nach Böhmen, das er sich erst erkämpfen mußte. Am 28. November begann er die Belagerung der Hauptstadt Prag, die, mit Gräben, Mauern und hohen Türmen stark befestigt, für uneinnehmbar galt. Die Belagerer richteten so wenig aus, daß viele nach Deutschland zurückkehren wollten. Doch der Erzbischof von Mainz erklärte, nicht weichen zu wollen, selbst wenn Speere statt Schneeflocken vom Himmel fallen sollten. Durch Verrat wurde die Stadt endlich genommen, worauf König Heinrich mit seiner Gemahlin nach Kärnten zurückkehrte.[1]) Am 7. Februar 1311 wurden Johann und seine Gemahlin vom Erzbischof von Mainz gekrönt; der König zog dann nach Mähren, um die Huldigung entgegenzunehmen. Dieses Land hatte Heinrich VII., wie schon gesagt wurde, den Herzogen von Österreich gegen eine Geldsumme unter der Bedingung verpfändet, daß sie ihm zur Erwerbung Böhmens behilflich sein sollten; da jedoch Friedrich von Österreich diese Hilfe nicht gewährt hatte, so verzichtete er jetzt auf Mähren.

[1]) Er hatte sich „durch nichts anderes ausgezeichnet als durch gänzliche Unfähigkeit zur Regierung, durch Untätigkeit, Verschwendung und Schuldenmachen". Jäger, Gesch. d. landständ. Verf. I, 18. — Palacky, II, 2, S. 67.

Da der junge König einigen deutschen Herren, die mit ihm nach Böhmen gekommen waren, großen Einfluß auf die Verwaltung einräumte, so entstand unter dem einheimischen Adel eine solche Unzufriedenheit, daß der König die Deutschen entlassen mußte. Hierauf wurde die Verwaltung Böhmens dem Oberstlandmarschall Heinrich von Lipa, die Mährens dem Johann von Wartenberg übertragen. Der König war nun ganz in der Gewalt des Heinrich von Lipa, der in Böhmen schaltete, als wäre er der König selbst, und die Kroneinkünfte für sich verwendete. Als Johann endlich im Jahre 1315 den Übermütigen gefangennehmen ließ, erhoben seine Verwandten und Freunde die Waffen gegen den König. Zwar stellten sich die Städte auf die Seite des Königs und dieser erhielt auch Hilfe aus Deutschland, von wo die Erzbischöfe Peter von Mainz und Balduin von Trier mit Truppen herbeieilten; dennoch ließ er sich mit seinen Gegnern in Unterhandlungen ein, die 1316 mit der Entlassung Lipas und der Herstellung des Friedens endeten.

Als der König Böhmen verließ, um Ludwig von Bayern im Kriege gegen die Habsburger beizustehen, erhob sich der Adel neuerdings, ja Heinrich von Lipa begab sich zu Weihnachten 1317 sogar nach Wien zu König Friedrich, der ihm seine Hilfe gegen Johann zusagte. Der Bürgerkrieg wütete in Böhmen und Mähren, bis König Ludwig der Bayer 1318 nach Böhmen kam und zu Taus einen Frieden vermittelte. König Johann mußte geloben, keinem Fremden ein Amt zu verleihen und das Land nach dem Rate des Adels zu regieren. Heinrich von Lipa wurde wieder Unterkämmerer und damit der Verwalter der Finanzen. Dieser selbstsüchtige Mann versuchte damals sogar, Zwietracht in der königlichen Familie zu stiften, was ihm auch gelang. König Johann trennte seine Gemahlin von ihren Kindern und verwies sie nach Melnik. Ein gutes Verhältnis zwischen dem König und der Königin trat nicht wieder ein.

Im Jahre 1319 starb der Markgraf Waldemar von Brandenburg kinderlos. König Johann erhob Ansprüche auf jene Teile der Oberlausitz, die einst als Heiratsgut einer Schwester Přemysl Ottokars II., Beatrix, an den Markgrafen Otto von Brandenburg abgetreten worden waren, und es gelang ihm, die Mark Bautzen und später auch Görlitz zu erwerben. Für die Unterstützung, die er dem König Ludwig dem Bayer in seinem Kriege um die Krone gewährte, erhielt er nach der Schlacht bei Mühldorf, am 4. Oktober 1322, die Stadt und das Gebiet von Eger als Pfand. Da keine Wiedereinlösung erfolgte, blieb Eger bei Böhmen. Im Jahre 1327 wollte Johann einen Feldzug gegen

Polen unternehmen, um dieſes Reich zu erwerben; er gab zwar den Plan wieder auf, obgleich ſein Heer ſchon auf dem Marſche gegen Krakau war, erreichte jedoch, daß die oberſchleſiſchen Herzoge von Koſel, Oppeln, Teſchen und Auſchwitz die böhmiſche Oberhoheit anerkannten. Der Herzog Heinrich VI. von Breslau, der keine Nachkommen hatte, trat ſein Herzogtum dem König Johann ab, der es ihm bis zu ſeinem Tode beließ und ihm dazu auch die Grafſchaft Glatz gab.[1]) Aber auch niederſchleſiſche Herzoge, wie Boleslav von Liegnitz und Brieg, die von Sagan und Öls ſahen ſich genötigt, ihre Herzogtümer von Böhmen zu Lehen zu nehmen. So ſtand faſt ganz Schleſien, das einſt einen Beſtandteil Polens gebildet hatte und dieſem durch ſeine Germaniſierung entfremdet worden war, unter der Botmäßigkeit des böhmiſchen Königs.

Aber nicht allein nach Norden ſuchte Johann ſeine Herrſchaft auszudehnen, er wollte auch in den Alpenländern feſten Fuß faſſen.[2]) Als er ſich im Jahre 1330 nach der Vermählung ſeines Sohnes Johann Heinrich mit Margareta, der Tochter Heinrichs von Kärnten-Tirol, in Trient aufhielt, baten ihn die Bewohner von Brescia, die von den Herren della Scala von Verona hart bedrängt wurden, um Hilfe. Johann ſagte zu und erſchien mit einem kleinen Heere in Brescia, wo er mit Jubel empfangen wurde. Seine Tapferkeit und die Klugheit, mit der er überall die Parteien der Guelfen und Ghibellinen zu verſöhnen trachtete, gewannen ihm immer mehr Anhänger, ſo daß ihm bald die ganze Lombardei gehorchte. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſes Glück die Eiferſucht des Kaiſers Ludwig erweckte, der ſich mit den Habsburgern noch inniger befreundete. Da überließ Johann die Verwaltung der oberitalieniſchen Gebiete ſeinem älteſten Sohne Karl und eilte nach Bayern zum Kaiſer Ludwig, mit dem er zu Regensburg einen Vertrag ſchloß. Nach dieſem ſollte Johann die oberitalieniſchen Städte, darunter Mailand, Pavia und Parma, im Namen des Kaiſers verwalten.

Johann begab ſich hierauf nach Polen, wo er mit König Wladislav kämpfte, und eilte dann nach Paris. In dieſer Zeit begann die böhmiſche Herrſchaft in Italien zu wanken; denn die Herren della Scala ſchloſſen mit anderen Herren, Guelfen und Ghibellinen, einen Bund zur Vertreibung der Fremden. Zwar gelang es dem Prinzen Karl, den Verbündeten im November 1332 im Gebiete von Modena

[1]) Caro, Geſchichte Polens. II (1300—1386), S. 122, Gotha 1863. – Grünhagen, Geſchichte Schleſiens. I.

[2]) Pöppelmann, Johann v. Böhmen in Italien. Archiv d. W. A. 35.

eine Niederlage beizubringen, aber er konnte ſeinen Sieg nicht verfolgen und den weiteren Abfall ſeiner Anhänger nicht verhindern. König Johann eilte mit einem in Frankreich geworbenen Heere zur Unterſtützung ſeines Sohnes herbei, aber er mußte erkennen, daß ſeine Herrſchaft nicht länger haltbar ſei, und verließ 1333 mit ſeinem Sohne das Land. Dieſem übertrug er die Markgrafſchaft Mähren und die Verwaltung Böhmens; denn er eilte nach Luxemburg.

In welchem Zuſtande Karl Böhmen antraf, erzählt er ſelbſt. „Als ich nach Böhmen kam, fand ich da weder Vater noch Mutter, nicht Bruder noch Schweſter, noch ſonſt einen Bekannten; ſogar die böhmiſche Sprache hatte ich vergeſſen und mußte ſie erſt wieder lernen. Das Königreich aber traf ich in ſolchem Verfall an, daß auch nicht ein königliches Schloß und nicht ein Gut der Krone unverpfändet geblieben war. Die Barone waren zum größeren Teil arge Zwingherren geworden, die keine Furcht vor dem Könige kannten, nachdem ſie deſſen Macht und Gut unter ſich geteilt hatten. Ottokars hohe Burg in Prag lag faſt ganz in Ruinen und ich mußte in der Stadt eine Bürgerwohnung beziehen.“ [1]) In Böhmen herrſchte eine ſchreckliche, das Volk ausſaugende Adelsherrſchaft. „Raub und Mord erfüllten nicht bloß die Straßen, ſondern drangen ſelbſt in das ſchützende Haus. Auch der Adel zog ſengend und brennend im Lande umher und beging entſetzliche Ruchloſigkeiten.“ [2]) Karl verſtand es, in kurzer Zeit eine große Zahl verpfändeter oder verkaufter Güter zurückzuerwerben, Ordnung in die Finanzen zu bringen und Ruhe im Lande herzuſtellen. Dieſe Tätigkeit wurde jedoch unterbrochen, als er 1336 nach Tirol zu ſeinem bedrängten Bruder Johann ziehen mußte.

Nachdem König Johann durch den Ennſer Frieden mit den Habsburgern wenigſtens Tirol ſeinem Hauſe geſichert hatte, unternahm er im Winter von 1336 auf 1337 einen Feldzug gegen die heidniſchen Preußen und Litauer, der jedoch ohne Erfolg blieb. Seine Augen erkrankten damals in bedenklicher Weiſe. Ein franzöſiſcher Arzt, der ihn in Breslau behandelte, verſchlimmerte die Krankheit derart, daß ihn der König in der Oder ertränken ließ. In Prag ſetzte ein arabiſcher Arzt die Kur fort und brachte es endlich dahin, daß der König am rechten Auge ganz erblindete. Der vorſichtige Arzt hatte ſich vorher einen Sicherheitsbrief ausbedungen für den Fall, daß ſeine Kunſt ſcheitern ſollte, und ſo entging er dem Schickſale ſeines Vorgängers.

[1]) Vita Caroli. Böhmer, Fontes, I, 247; Fontes rer. Bohem., III.

[2]) Vorrede zur Majestas Carolina. Ausgabe v. Palacky im Archiv český, 3. Bd., 1844, und H. Jireček, Codex juris Bohemici, II, 2, Pragae 1870.

Der König setzte seine Hoffnungen auf die berühmte medizinische Schule in Montpellier in Südfrankreich, wohin er sich begab. Doch die dortigen Ärzte konnten ihm das erblindete Auge nicht sehend machen, ja der König erblindete unter ihren Händen auch auf dem anderen Auge. Als er 1341 nach Prag zurückgekehrt war, ließ er auf einem Landtage die Thronfolge seinem Erstgeborenen Karl und dessen Nachkommen zusprechen.

Seine weiteren Bestrebungen galten der Erhebung seines Sohnes auf den deutschen Thron. Zwar gelang es ihm nicht, den Herzog Albrecht II. von Österreich zu einem Bündnisse gegen den Wittelsbacher zu bringen, aber die Freundschaft des zu Avignon residierenden Papstes führte ihn zum Ziele.

Seit 1342 regierte Papst Klemens VI., der mit Entschiedenheit gegen König Ludwig auftrat und die Kurfürsten bewog, den Markgrafen Karl zum König zu wählen. Der Gewählte wagte aber nicht nach Deutschland zu kommen, sondern begab sich mit seinem Vater nach Nordfrankreich, um an dem Kriege Frankreichs mit England teilzunehmen. Am 26. August 1346 kam es bei Crecy zu einer Schlacht. Der blinde König ließ sein Streitroß an die Pferde zweier Ritter koppeln und sich so in die Schlacht führen. Tapfer um sich schlagend, wurde er getötet. Karl ließ seine Wunden in Luxemburg heilen, worauf er sich nach Bonn begab. Hier wurde er vom Erzbischof von Köln zum König von Deutschland gekrönt. Als Knappe verkleidet, eilte er dann nach Böhmen.

König Johann war ein ebenso leichtsinniger wie verschwenderischer und gewissenloser Regent. Er liebte Jagd, Turniere und Krieg und hielt sich häufig in Luxemburg und Frankreich auf, das er mehr liebte als Böhmen. Zwar hat er den Besitz der böhmischen Krone durch Waffengewalt und noch mehr durch schlaue diplomatische Unterhandlungen, in denen er Meister war, nicht unbeträchtlich vermehrt, aber für das Wohl seiner Untertanen hat er in keiner Weise gesorgt. Sehr oft und selbst in Zeiten, wo sein Aufenthalt in Böhmen nötig gewesen wäre, oft heimlich und mit geringer Begleitung, verließ er sein Land, in das er zurückkehrte, um von den Ständen seine Schulden bezahlen zu lassen oder sie zur Bewilligung neuer Summen zu bewegen. Als er 1321 nach Böhmen zurückgekehrt war, war die Veranstaltung eines Turniers sein erstes Beginnen; es wurde auf dem Hauptmarkte der Altstadt abgehalten und endete damit, daß der König vom Pferde stürzte und im Gewühle in Kot gewälzt und von Hufen getreten wurde, so daß man ihn entstellt und halbtot aufheben mußte.

Seine Rückkehr erregte daher ſpäter keine Freude. Seine Gemahlin Eliſabeth, der er einſt auch ihre Tafelgüter verſetzte, lebte einige Zeit zu Cham in Bayern, von wo ſie nach Böhmen zurückkehrte, als die Schulden, die ſie hatte machen müſſen, allzu drückend wurden. Sie ſtarb im Jahre 1330. Vier Jahre ſpäter vermählte ſich Johann mit Beatrix, der Tochter des Herzogs Ludwig von Bourbon.

2. Karl IV. (1346—1378)[1])

Schon als Prinz hatte Karl den Papſt Klemens VI. bewogen, das Bistum Prag zu einem Erzbistum zu erheben und dieſem die Bistümer Olmütz und Leitomiſchl unterzuordnen. Am 2. September 1347 ließ er ſich und ſeine Gemahlin Blanka vom Prager Erzbiſchof feierlich zum König von Böhmen krönen. Er wollte hierauf einen Feldzug gegen Ludwig den Bayer unternehmen, erfuhr aber auf dem Wege, daß dieſer geſtorben ſei. Zwar wählte die Wittelsbachſche Partei den Grafen Günter von Schwarzburg zum König, doch Karl verſtand es, die Gegner zu trennen. Er vermählte ſich nämlich in zweiter Ehe im Jahre 1349 mit Anna, der Tochter des Pfalzgrafen Rudolf bei Rhein, der ihm die Anwartſchaft auf die an Böhmen grenzende Oberpfalz verſchrieb. Da Günter einige Wochen ſpäter der Krone entſagte, ſo wurde Karl allgemein anerkannt. Am 26. Dezember 1349 verlieh er ſeinem Bruder Johann Heinrich, der auf Tirol verzichtete, die Markgrafſchaft Mähren als böhmiſches Mannslehen. Seinem jüngſten Bruder Wenzel übertrug er 1353 Luxemburg als Herzogtum.

Karl ordnete die ſtaatsrechtliche Stellung Böhmens. Er erklärte Bautzen, Görlitz und (1355) die ſchleſiſchen Herzogtümer mit Böhmen vereinigt und ſetzte feſt, daß das Bistum Olmütz, die Markgrafſchaft Mähren und das Herzogtum Troppau böhmiſche Kronlehen ſeien. Den böhmiſchen Ständen ſicherte er das Wahlrecht für den Fall zu, daß vom luxemburgiſchen Hauſe weder ein männlicher noch ein weiblicher Sprößling vorhanden ſei. In der Goldenen Bulle, die Karl IV. im Jahre 1356 erließ, wurde dem König von Böhmen der erſte Rang unter den weltlichen Kurfürſten eingeräumt.

Er ließ ein Geſetzbuch, die Majestas Carolina, abfaſſen und legte es den Ständen zur Annahme vor. Es enthielt größtenteils bisher

[1]) Die Königſaaler Geſchichtsquellen (Domherr Franz); Beneſch v. Weitmühl; H. v. Dießenhoven; Chroniken der deutſchen Städte, beſ. I, IV, V, VIII; Giov. Villani chronica, fortgeſetzt bis 1364. — Böhmers Regeſten, VIII: Die Regeſten des Kaiſerreiches unter Kaiſer Karl IV. Aus Böhmers Nachlaß von A. Huber, Innsbruck 1875. Die Quellen zur Geſchichte Karls IV. ſ. in d. Einl. LIII ff. — Werunsky, Geſchichte Kaiſer Karls IV. und ſeiner Zeit. 2 Bde. Innsbruck 1880—1886.

beobachtete Gewohnheiten, doch auch einige neue Bestimmungen, welche die königliche Macht gegenüber dem Adel stärken sollten. Vor allem sollte durch das Gesetz die Verschleuderung von Krongütern unmöglich gemacht werden. Der Adel war jedoch nicht zu bewegen, das Gesetzbuch anzunehmen.

Karls zweite Gemahlin starb 1353. Dadurch entging ihm zwar die Oberpfalz, aber er verstand es doch, durch Pfandschaft und Kauf eine große Zahl von Städten und Burgen in der Oberpfalz und in Franken zu erwerben, so daß Böhmens Gebiet bis nahe an Nürnberg und Regensburg reichte.

In dritter Ehe vermählte sich Karl mit Anna, der Nichte und Erbin des Herzogs Bolko von Schweidnitz und Jauer. Als Bolko 1368 starb, fielen diese schlesischen Herzogtümer an Böhmen. Im Jahre vorher hatte er durch Kauf die Niederlausitz erworben.

Die Beziehungen des Kaisers zu seinem Schwiegersohne Rudolf IV. werden später dargelegt werden.

Im Jahre 1363 lebten die Mitglieder des Hauses Wittelsbach in Zwist. Da beschlossen die brandenburgischen Wittelsbacher, Ludwig der Römer und Otto, die kinderlos waren, Brandenburg der Familie des Kaisers zuzuwenden.[1]) Im März 1363 wurde der Vertrag abgeschlossen. Der Kaiser versprach dem Otto, ihn mit seiner Tochter Elisabeth, die erst fünf Jahre alt war, zu verheiraten. Doch vermählte sich Otto nachher mit des Kaisers älterer Tochter Katharina, der Witwe Rudolfs des Stifters, mit der er jedoch keine Kinder hatte.

Aber Otto wollte später diese Erbeinigung mit den Luxemburgern rückgängig machen, weshalb Karl IV. 1370 die Abtretung der Mark begehrte. Da Otto sich dazu nicht herbeiließ, so kam es zum Kriege, der für Karl IV. deswegen gefährlich werden konnte, weil Ludwig von Ungarn mit den Wittelsbachern im Bunde war. Doch Ludwig unterstützte seine Verbündeten nicht und so sah sich Otto von Brandenburg im Jahre 1373 gezwungen, mit König Karl einen Vertrag zu schließen, nach dem er sein Land gegen 400.000 Goldgulden an die Luxemburger abtrat. Die Mark wurde hierauf mit Böhmen in der Art vereinigt, daß sie auch nach dem Aussterben der Luxemburger nicht mehr von diesem Reiche getrennt werden sollte.

Während dieses Krieges hatte Karl mit Ludwig von Ungarn Unterhandlungen bezüglich der Vermählung seines Sohnes Siegmund mit einer ungarischen Prinzessin angeknüpft. Ende 1374 erfolgte die Verlobung Siegmunds mit Maria, der ältesten Tochter Ludwigs.

[1]) Scholz, Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch Karl IV. Breslau 1874.

Karl IV. unternahm zwei Züge nach Italien. Dort waren die Parteikämpfe in Blüte. Bürgerschaften und Dynasten kämpften miteinander und immer mächtiger stieg in Oberitalien Mailand unter dem Hause Visconti empor. In dem verarmten und zerrütteten Rom konnte Cola di Rienzo als Volkstribun eine Volksherrschaft begründen. Er wurde jedoch bald vom Adel vertrieben und erschien im Jahre 1350 in Prag vor Karl IV., um diesen für seine Pläne zu gewinnen. Karl sollte dem Papste und dem Klerus den weltlichen Besitz nehmen, die Tyrannen vertreiben und als Kaiser von Rom aus regieren. Der nüchtern denkende Karl konnte sich nicht für die Idee der Weltherrschaft begeistern; er übergab Cola dem Prager Erzbischof, der ihn in Raudnitz gefangen hielt, worauf er nach Avignon gebracht wurde. Auch andere forderten Karl auf, den Kaisern des Altertums und des Mittelalters nachzustreben, statt in Böhmen zu sitzen und Reben und Feigen zu pflanzen.[1])

Karl trat seinen Römerzug im September 1354 an. In Mailand empfing er die eiserne Krone und in Rom wurde er am 5. April 1355 von dem Kardinalbischof Peter von Ostia, dem Bevollmächtigten des Papstes, zum römischen Kaiser gekrönt.[2]) An demselben Tage verließ er die ewige Stadt, wie er dem Papste gelobt hatte. Anfangs Juli war er in Augsburg. Die Italiener und besonders der Dichter Petrarca, mit dem der Kaiser befreundet war, hatten von ihm Größeres erwartet und verfolgten seinen fluchtartigen Rückzug mit Spott und Hohn. „Du wirst dich, schrieb ihm Petrarca, jetzt Kaiser nennen, in Wahrheit aber nur Böhmenkönig sein." Doch der Kaiser war mit der Kaiserkrone und den Geldsummen, die er von den Städten erhoben hatte, zufrieden und vermied jeden Kampf, der doch zu keinem Ziele geführt hätte.

Karl begünstigte den Plan der Päpste, nach Italien zurückzukehren. Urban V., im Jahre 1362 gewählt, begab sich auch nach Italien, wohin der Kaiser im Jahre 1368 seinen zweiten Zug unternahm. Er kam diesmal mit einem bedeutenden Heere, vermochte aber nicht die tyrannische Adelsherrschaft der Visconti in Mailand zu brechen. In Rom wurde des Kaisers vierte Gemahlin Elisabeth von Pommern, mit der er sich 1363 vermählt hatte, zur Kaiserin gekrönt. In Italien blieben die Verhältnisse nach dem Abzuge des Kaisers wie zuvor; der Papst Urban V. fühlte sich in Rom nicht sicher und begab sich nach Avignon zurück.

---

[1]) Werunsky, II, 486 ff.

[2]) Johannes dictus Porta de Avonniaco de coronatione Caroli IV. Herausgegeben von Höfler in d. Beiträgen z. Geschichte Böhmens. 1. Abt., II, Prag 1864.

Im Jahre 1348 hatte Karl die Universität in Prag gegründet. Auch in materieller Beziehung sorgte er für seine Erbländer: Ackerbau, Industrie und Handel fanden an ihm einen eifrigen Beschützer.

Sein eifrigstes Bemühen war es, seinem Sohne Wenzel[1]) noch bei seinen Lebzeiten die Nachfolge im Reiche zu sichern. Mit Geld, Gütern und Rechten gewann er die Kurfürsten, daß sie Wenzel am 10. Juni 1376 zu Frankfurt einstimmig zum römischen König wählten. Am 6. Juli erfolgte die Krönung zu Aachen. Von Wenzel begleitet, unternahm der Kaiser 1377 eine Reise nach Paris; nach der Rückkehr nahm er eine Länderteilung vor: Wenzel erhielt Böhmen, Schlesien, Bautzen und den westlichen Teil der Niederlausitz; Siegmund die Mark Brandenburg westlich der Oder mit der Kurwürde, Johann den östlichen Teil der Mark, ein Stück Schlesiens und der Lausitz mit der Hauptstadt Görlitz. In Mähren regierte seit 1375 Johann Heinrichs ältester Sohn Jost (Jodok). Der Kaiser starb am 29. November 1378 im 63. Jahre seines Alters und wurde im Prager Dom beigesetzt.

Karl IV. hatte seine Erziehung und Bildung am französischen Hofe genossen. Er beherrschte fünf Sprachen und war für Kunst und Wissenschaft sehr eingenommen. Zu dem Italiener Petrarca stand er in Beziehungen. Ordnungsliebe war der hervorstechendste Zug seines Charakters. Seine Finanzwirtschaft war stets geregelt; er gab nicht gerne Geld aus; schon deshalb liebte er die Kriege nicht, weil sie viel Geld kosteten. Doch geizte er nicht, wo es Großes zu erreichen galt: Länder zu kaufen, Kunstwerke zu schaffen oder die kaiserliche Majestät zu zeigen. Er liebte die Gerechtigkeit: wenn er in eine Stadt kam, ließ er verkündigen, daß jeder, der eine Klage habe, sich an ihn wenden solle; dann saß er zu Gericht und strafte ohne Ansehen der Person. Vermehrung seiner Hausmacht war das Hauptziel seiner

[1])

Johann † 1346.
1. G. Elisabeth, T. Wenzels II. von Böhmen.

Karl IV. † 1378.	**Johann Heinrich**, Graf v. Tirol,	**Anna.**
1. G. Blanka v. Valois	Markg. v. Mähren † 1375.	G. Herzog Otto
2. G. Anna von d. Pfalz	1. G. Margareta Maultasch	v. Österreich.
3. G. Anna v. Schweidnitz	3. G. Margareta, Tochter Albrechts II.	
4. G. Elisabeth v. Pommern.		

Jost.	**Johann.**	**Prokop.**

Margareta.	**Katharina.**	**Elisabeth.**	(3) **Wenzel IV.**	**Anna.**	(4) **Siegmund**	**Johann**
G. König	G. Rudolf IV.	Gemahl	† 1419.	Gemahl	† 1437.	v. Görlitz
Ludwig von	v. Österreich.	Albrecht III.	2. G. Sophie	Richard II.	1. G. Maria	† 1396.
Ungarn.		v. Österreich.	v. Bayern-München.	v. England.	v. Ungarn	
					2. G. Barbara von Cilli.	

Politik. In Deutſchland war ſeine Macht nicht groß, man nannte ihn den „Pfaffenkaiſer". Wilhelm von Ockam behauptete, der Papſt betrachte ihn als ſeinen „Söldner und Laufburſchen".[1]) Maximilian I. nannte ihn „Böhmens Vater, des heiligen römiſchen Reiches Erzſtiefvater". Schon Gleichzeitige machten ihm den Vorwurf, daß er Böhmen auf Koſten Deutſchlands begünſtigt habe. Dieſer Kaiſer, ſagt Jakob Twinger von Königshofen, ſtrebte ſehr nach Gut und nach Land und Leuten und was ihm an Gut ward, das „legte er an das Künigreich zu Behem und nit an das Reich".[2]) Böhmen bildete eben das Fundament des Kaiſertums: die Herrſchaft im Reiche beruhte auf einer breiten und ſtarken Hausmacht.

V. Rudolf IV. von Öſterreich (1358—1365)[3])

Ein Zeitgenoſſe des Kaiſers Karl IV. war Rudolf IV., der nach dem Tode ſeines Vaters Albrecht II. 1358 im Alter von 19 Jahren die Regierung der habsburgiſchen Länder übernahm. Hochſtrebenden Sinnes, konnte er es nicht verwinden, daß in der Goldenen Bulle dem Hauſe Habsburg nicht, wie es den Machtverhältniſſen entſprochen hätte, eine Kurſtimme und damit die Vorrechte, die den Kurfürſten zukamen, eingeräumt worden waren. Daher beſchloß der junge Fürſt, durch falſche Freiheitsbriefe den öſterreichiſchen Herzogen die vollſtändige Landeshoheit und die Unabhängigkeit vom Reiche zu verſchaffen.

Er ließ in ſeiner Kanzlei Privilegien anfertigen, die von Julius Cäſar, Nero, Heinrich IV., Friedrich I., König Heinrich (VII.), Friedrich II. und Rudolf I. öſterreichiſchen Fürſten verliehen worden ſein ſollten.[4]) In der einen Urkunde gibt Kaiſer Julius, Cäſar und oberſter Auguſtus des kaiſerlichen Landes, Verehrer der Götter und Erhalter

[1]) Höfler, Aus Avignon. Prag 1868 (Abh. d. k. böhm. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften), S. 30.

[2]) Chroniken der deutſchen Städte. VIII, 491. Über Karls Erſcheinung Villani, IV, S. 74. — Huber, Regeſten, S. XXXIV ff.

[3]) Über Rudolf IV. ſind die öſterreichiſchen Quellen ſehr ſchweigſam. Von den italieniſchen beſ. das Additamentum primum chronici Cortuziorum (Hauschronik der Familie Cortuzi in Padua) bei Muratori, Scr., XII. Vgl. J. v. Zahn im Archiv d. W. A. 54. — Steyerer, Commentarii etc. — J. v. Zahn, Austro-Friulana (Sammlung v. Aktenſtücken 1358—1365). Fontes d. W. A. II. A., 40 (1877). — Kurz, Öſterreich unter H. Rudolf IV. Linz 1821. — Huber, Geſchichte des Herzogs Rudolf IV. von Öſterreich. Innsbruck 1865.

[4]) Die Privilegien Cäſars und Neros ſind in die Urkunde Heinrichs IV. vom 4. Oktober 1058 (das ſog. Henricianum) eingerückt. Die Urkunde Kaiſer Friedrichs I. vom 17. September 1156 wird als Privilegium majus bezeichnet. Zu dieſer Haupturkunde liefern Zuſätze die Urkunden des Kaiſers Heinrich vom 24. Auguſt 1228 und die Friedrichs II. vom Juni 1245. Kaiſer Rudolf beſtätigt dieſe vier Urkunden am 11. Juni 1283. — Wattenbach, Die öſterreichiſchen Freiheitsbriefe. Archiv d. W. A. 8. — Steinherz, Karl IV. und die öſterreichiſchen Freiheitsbriefe. Mitt. d. Inſtitutes. 9.

des gesamten Erdkreises, Österreich, die terra orientalis plage, dem berühmten Senator und seinem Oheim und dessen Erben zum ewigen Lehen. Diese Urkunde ist „gegeben zu Rom, der Hauptstadt der Welt, am Tage der Venus, unseres Reiches im ersten und der Einhebung des Goldes im ersten Jahre". In der zweiten Urkunde erklärt Nero, Freund der Götter und Verbreiter ihres Glaubens, Meister der römischen Gewalt, Imperator, Cäsar und Augustus, daß er Österreich von jeder Steuer befreit habe. Diese Urkunde „ist gegeben beim Lateran am Tage des Mars, jenes großen Gottes". Nach den anderen Urkunden wäre Österreich vom deutschen Reiche fast ganz unabhängig gewesen; denn der Herzog erscheint danach als des Reiches erster, oberster und treuester Fürst, sein Land als der „Schild und das Herz des Reiches"; er empfängt die Lehen nur in Österreich und zu Pferde sitzend, mit dem Herzogshute auf dem Haupt; er ist zu keiner Dienstleistung dem Reiche gegenüber verpflichtet; wenn er freiwillig einen Reichstag besucht, soll er als einer der „Pfalz-Erzherzoge" im Range gleich hinter den Kurfürsten folgen; er ist der oberste Lehensherr über alle Güter, die in Österreich liegen, und übt unumschränkte Gerichtsbarkeit über alle im Lande Ansässigen und keiner von diesen darf an den Kaiser appellieren. Die habsburgischen Länder sollen immer ungeteilt bleiben.

Diese Urkunden legte Rudolf IV. dem Kaiser, mit dessen Tochter Katharina er seit 1353 verheiratet war, vor, als er sich mit seinen Ländern belehnen ließ. Der Kaiser vollzog die Belehnung in der herkömmlichen Weise, bestätigte aber die Privilegien nicht. Darüber erzürnt, behielt Rudolf den Titel „Pfalz-Erzherzog" bei und schloß mit seinen Nachbarn Bündnisse, die auch gegen den Kaiser gerichtet waren. Dieser holte bezüglich der Privilegien Cäsars und Neros das Urteil Petrarcas ein, der als der erste Kenner des Altertums galt. Der berühmte Dichter erklärte sie für Fälschungen, nannte sie Lügen und den Verfertiger einen Erzschelm und einen schreienden Esel.[1]) Der Kaiser hatte schon vorher bei einer Zusammenkunft mit Rudolf und dessen Brüdern zu Nürnberg (1360) einzelne Bestimmungen der Urkunden verworfen, andere aber anerkannt, ein Zeichen, daß er sie für echt hielt.[2]) Obgleich der Herzog gelobt hatte, sich aller kaiserlichen und königlichen Insignien zu enthalten, dauerte die Spannung zwischen ihm und dem Kaiser fort, ja es schien sogar zu einem Kriege zu kommen,

[1]) Jäger, Petrarcas Brief an Kaiser Karl IV. über das österreichische Privileg vom Jahre 1058. Archiv d. W. A. 38. Der Brief stammt vom Jahre 1361.

[2]) Das Protokoll über diese Beurteilung der Freiheitsbriefe durch den Kaiser hat Steinherz, a. a. O. S. 75 ff., veröffentlicht.

als Rudolf gegen den Patriarchen von Aquileja aufzutreten sich gezwungen sah. Daher schloß er (1361) mit dem Kaiser zu Budweis Frieden und legte die ihm nicht zustehenden Titel und Insignien ab.[1])

Im Jahre 1359 war Ludwig della Torre Patriarch geworden. Er verlangte von Rudolf IV. die Herausgabe von Ortschaften in Friaul, Kärnten, Krain und Steiermark, darunter auch solche, die schon längst an Österreich abgetreten worden waren. Da Rudolf die Herausgabe verweigerte, kam es zum Kriege; der Patriarch unterlag und mußte sich als Gefangener nach Wien begeben. Doch gewährte der Herzog dem Patriarchen 1362 ziemlich günstige Friedensbedingungen: dieser mußte ihn mit allen Gütern des Patriarchates in Steiermark, Kärnten, Krain, der windischen Mark und auf dem Karste belehnen.

Bevor dieser Friede zustande kam, verband sich Rudolf mit König Ludwig von Ungarn; an diesem Herrscher glaubte er eine Stütze zu haben für den Fall, daß der Kaiser ihm bei der Erwerbung Tirols hinderlich in den Weg treten sollte.

Margareta und ihr zweiter Gemahl waren wegen ihrer Heirat mit dem Kirchenbanne belegt worden. Als alle ihre Bemühungen, wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen zu werden, erfolglos blieben, nahm sich Herzog Albrecht II. ihrer an und erreichte seinen Zweck. Der Papst Innozenz VI. versprach, den Gebannten Absolution zu gewähren, doch geschah dies erst nach dem Tode Albrechts; am 2. September 1359 sprachen päpstliche Gesandte in München Ludwig und Margareta vom Banne los und segneten ihre Ehe ein. Es ist eine von demselben Tage datierte Urkunde vorhanden, in der Margareta dem Herzog Rudolf und seinen Brüdern ihr Land Tirol vermacht, falls sie, ihr Gemahl und ihr Sohn Meinhard ohne Erben mit Tod abgingen.[2]) Nachdem Ludwig, der Gemahl Margaretens, 1361 gestorben war, gingen Tirol und Oberbayern an seinen Sohn Meinhard III. über, der mit Rudolfs IV. Schwester Margareta vermählt war. Der junge Fürst, achtzehn Jahre alt, führte im Kreise lustiger Edelleute ein ungebundenes Leben, bis er gezwungen wurde, unter der Aufsicht des Herzogs Stephan in München seinen Wohnsitz zu nehmen. Von dort entfloh er, von den Tirolern aufgefordert, im Oktober 1362 nach Tirol.

Herzog Rudolf war stets allen Vorgängen mit Aufmerksamkeit gefolgt und hatte viele einflußreiche Männer Tirols für sich gewonnen.

[1]) Huber, Gesch. Rudolfs IV., S. 21 ff.

[2]) Diese Urkunde ist in der Kanzlei Rudolfs IV. angefertigt. S. J. Wilhelm, Die Erwerbung Tirols durch Herzog Rudolf IV. Mitt. d. Institutes. 24.

Durch einen derselben erfuhr er bald nach Neujahr, daß Meinhards Gesundheitszustand zu Besorgnissen Anlaß gebe.

Unerschrocken und willensstark, wie er war, beschloß er, sich so schnell als möglich selbst nach Tirol zu begeben, doch hielt er seine Reise geheim, um zu verhüten, daß seinen Bestrebungen irgend jemand entgegenarbeite. Anfangs Jänner 1363 reiste er, von seinem Kanzler, dem Bischof Johann von Gurk, begleitet, über den Semmering nach Steiermark, war am 11. in Judenburg und nahm dann seinen Weg über Friesach, Villach und durch das Pustertal; schon am 18. Jänner war er in Rodeneck bei Brixen.[1]) Dort erfuhr er, daß sein Schwager Meinhard eben aus der Welt geschieden und die Regierung Tirols in die Hände seiner Mutter Margareta übergegangen sei. Während nun Rudolf durch seinen Kanzler mit dem Bischof Matthäus von Brixen unterhandeln ließ, reiste er selbst nach Bozen, wohin sich auf die Nachricht von seinem Eintreffen auch die Markgräfin mit ihren Räten von Meran begab.

Rudolfs Streben ging dahin, seinem Anspruch auf Tirol bei allen maßgebenden Personen in einer Weise Anerkennung zu verschaffen, daß dieses Land seinem Hause für immer gesichert würde. Dies gelang. Schon nach wenigen Tagen sah sich Rudolf am Ziele seiner Wünsche.

Am 26. Jänner 1363 verschrieb Margareta Maultausch den Herzogen Rudolf, Albrecht und Leopold von Österreich als ihren nächsten Verwandten und Erben die Grafschaft Tirol, das Land an der Etsch und das Inntal wie auch alle ihre Besitzungen in Bayern als ewige unwiderrufliche Gabe unter den Lebenden, erklärte dieselben schon jetzt als Besitzer und Herren des Landes und befahl allen ihren Untertanen, ihnen zu huldigen. Doch sollte Margareta bis zu ihrem Tode das Land im Namen der Herzoge innehaben. Vierzehn tirolische Adelige besiegelten im Namen des ganzen Landes die Übergangsurkunde.[2])

Dem Befehl der Fürstin, welche die Abtretung Tirols an Österreich ihren Untertanen durch eigene Boten und Briefe bekanntmachte, gehorchte das ganze Land. Rudolf nahm den Titel eines Grafen von Tirol an und machte eine kurze Rundreise durch das Land, wobei er die Städte Sterzing, Innsbruck und Hall besuchte und allen, die ihm gehuldigt hatten, ihre Rechte und Besitzungen bestätigte. Ende Februar

[1]) Zwei Briefe, die Steinherz in den Mitt. d. Institutes, 9, S. 460, veröffentlichte, belehren uns über die Reiseroute. Die beschwerliche, ja lebensgefährliche Reise über den Krimmler Tauern und durch das Ahrental hat er also nicht unternommen.

[2]) Schwind-Dopsch, S. 215.

verließ er Tirol und kehrte nach Wien zurück. Erfreut konnte er damals dem Dogen von Venedig ſchreiben: „Alle Straßen, die von Deutſchland nach Italien führen, ſtehen in unſerer Gewalt.“ [1])

Die Wittelsbacher machten zwar Anſprüche auf Tirol, waren aber uneins und konnten daher nicht einſchreiten. Rudolf eilte noch einmal nach Tirol und bewog Margareta zur Abdankung. Am 29. September 1363 legte ſie die Regierung nieder und übertrug ihre Gewalt dem Habsburger. Sie begab ſich nach Wien, wo ſie 1369 ſtarb. Herzog Rudolf ſchloß auch mit Biſchof Albert von Trient einen Vertrag, der die Unterordnung des Bistums unter die Landeshoheit der Habsburger verbürgte. Als er das Land in ſeiner Gewalt hatte, fielen die Wittelsbacher in Tirol ein, ohne jedoch Erfolg zu erzielen. Im Dezember 1363 ſetzte er Berchtold von Gufidaun zum „Hauptmanne der Grafſchaft zu Tirol, des Landes an der Etſch, in dem Gebirg und in dem Inntal“ ein, worauf er ſich nach Öſterreich zurückbegab.

Im folgenden Winter ſuchte ſich Rudolf mit dem Kaiſer vollſtändig auszuſöhnen, was auch gelang. Im Februar 1364 fand in Brünn ein Kongreß ſtatt. Hier genehmigte Kaiſer Karl den Übergang Tirols an die Habsburger und ſchloß zugleich mit Rudolf eine Erbeinigung: wenn Karl IV., ſein Sohn Wenzel und ſein Bruder Johann von Mähren und deren männliche und weibliche Nachkommen ohne eheliche Erben ſtürben, ſollten die böhmiſchen Länder an die Habsburger fallen; wenn dagegen Rudolf und ſeine Brüder und deren Schweſter Margareta und endlich die Mitglieder des ungariſchen Regentenhauſes, mit denen Rudolf ſchon einen Familienvertrag geſchloſſen hatte, ohne Erben verſtürben, ſollten die öſterreichiſchen Länder an Karl IV. und ſeine Nachkommen gelangen. Die Schweſter Rudolfs, Margareta, welche die Schwiegertochter der Margareta Maultaſch war, wurde damals mit dem Markgrafen Johann Heinrich von Mähren verheiratet, welcher der erſte Gemahl der Margareta Maultaſch geweſen war.

Am 6. Juni 1364 verzichtete Graf Albrecht von Görz, der bei der Teilung der Güter des Görzer Grafenhauſes (1342) die Beſitzungen in Iſtrien und der windiſchen Mark erhalten hatte, auf Tirol und vermachte den Habsburgern für den Fall ſeines kinderloſen Todes ſeine Güter.

Mit ſeinen Brüdern ſchloß Rudolf am 18. November 1364 einen Familienvertrag.[2]) Alle Herzoge ſollten ihre Länder gemeinſam

[1]) Omnes stratae et transitus de Germania ad partes Italiae porrectae nostrae dominationi subsunt. Huber, Vereinigung, 226.

[2]) Schwind-Dopſch, S. 231. — Zeißberg, Der öſterr. Erbfolgeſtreit nach dem Tode des Königs Ladislav Poſthumus im Lichte der habsburgiſchen Hausverträge. Archiv d. W. A. 58 (beginnt mit der Belehnung der Herzoge 1298).

besitzen und ungeteilt lassen. Der älteste sollte das Haus nach außen vertreten, die Steuern einheben, sowie Lehen empfangen und verleihen. Er sollte die glänzendste Hofhaltung führen und den anderen soviel geben, daß sie fürstlich leben könnten. Bei den Regierungshandlungen sollte der älteste nur dann an die Zustimmung der jüngeren gebunden sein, wenn sie sich bei ihm befänden. Das Prinzip der Gleichberechtigung aller Brüder ist in diesem Vertrage mit dem Vorzuge des Erstgeborenen vereinigt.

Zwischen dem Patriarchen und dem Herzog war wieder ein Streit entstanden und ersterer hatte sich für den bevorstehenden Kampf mit Franz von Carrara, Herrn von Padua, verbunden. Auf ihre Seite trat auch Meinhard von Görz, der Bruder jenes Albrecht, der mit Rudolf IV. den erwähnten Vertrag abgeschlossen hatte.

Da diese Verbündeten in Friaul bedeutende Erfolge über die Anhänger Österreichs gewannen, so suchte Rudolf in Oberitalien Bundesgenossen zu finden. Er warb für seinen jüngsten Bruder, den erst vierzehnjährigen Leopold, um Viridis, die Tochter des Herzogs Barnabo Visconti von Mailand. Die Hochzeit fand im Februar 1365 in Mailand statt. Im Mai begab sich Herzog Rudolf selbst zu Barnabo, um ihn zum Kriege gegen Franz von Carrara zu bewegen. Auf der Reise zog er sich eine Krankheit zu, der er zu Mailand am 27. Juli im Alter von 27 Jahren erlag.

Von dem inneren Wirken des Herzogs Rudolf IV., der sich den Beinamen „der Stifter" erwarb, wird an anderer Stelle die Rede sein.

VI. Die Anjous in Ungarn (1307—1382)[1])

Seit dem Oktober 1307 war Karl Robert König von Ungarn, doch erst am 27. August 1310 konnte er in Stuhlweißenburg mit der heiligen Reichskrone gekrönt werden. Aber noch lange hatte er mit mächtigen Magnaten zu kämpfen, die sich ihm nicht unterwerfen wollten.

[1]) Johann v. Kiküllö, Geheimschreiber Ludwig des Großen, schrieb ein Chronicon de Ludovico rege, das Thuroczy in seine Chronica Hungarorum (bei Schwandtner, I) als pars III aufgenommen hat. Die anderen schon genannten ungar. Chroniken und Heinrich v. Mügeln, Chronik der Hunnen (bis 1332, bei Kovachich, Sammlung kleiner, noch ungedruckter Stücke, I). — Cod. diplomat. Hungaricus Andegavensis, I—VI (1301—1357), in den von der ungar. Akademie herausg. Monumenta. — Acta legationis Cardinalis Gentilis (1307—1311) in d. Monum. Vaticana. Serie I, II. Bd. Budapest 1885. — Fejér, 9. — Theiner, Monum. hist. Ungariam s. illustrantia, I und II (1352—1526). — Monum. Slavorum merid. II, III. — Jireček, Geschichte der Bulgaren. Prag 1876. — Klaić, Geschichte Bosniens. Nach dem Kroatischen von Bojničić. Leipzig 1885. — Kallay, Geschichte der Serben. Aus dem Ungarischen von Schwicker. — Caro, Geschichte Polens. II. — Huber, Ludwig I. von Ungarn und die ungarischen Vasallenländer. Archiv d. W. A. 60.

Ein solcher war Matthäus Csák, der den ganzen nordwestlichen Teil Ungarns von der Donau bis an die Grenze von Mähren und Polen in seiner Gewalt hatte. Die Untertanen der Kirchen und Klöster, die in seinem Gebiete lagen, wurden geplündert und zu Steuerleistungen gezwungen oder sogar getötet. Der König besiegte ihn zwar mit Hilfe der Zipser Sachsen in der Nähe der königlichen Freistadt Kaschau, aber erst nach des trotzigen Magnaten Tode im Jahre 1321 konnte Karl Robert dessen Festungen und Ortschaften unterwerfen. Auch andere unbotmäßige Magnaten wie die Güssinger, die auch von Österreich unterstützt wurden, konnten nur mit Mühe bezwungen werden. Nach und nach kräftigte sich die königliche Macht. Karl Robert verstand es, die Magnaten an seinen Hof zu ziehen, wo ritterliche Waffenspiele und glänzende Feste veranstaltet wurden; er verlieh oft einzelnen mehrere Komitate. Doch war er auch den Städten gewogen, deren Interessen er förderte; denn sie hatten ihm im Kampfe mit dem räuberischen Adel Beistand geleistet. Zuletzt war sein Ansehen so groß, daß er keinen Reichstag berief, sondern sich an die Ratschläge eines Rates hielt, der aus Kirchenfürsten und Adeligen bestand und ihm ganz ergeben war.

Wenig kümmerte sich der König um die Verhältnisse Kroatiens und Dalmatiens. Auch in diesen Gebieten gab es häufig Fehden, während welcher die Venetianer sich alle Städte unterwarfen, die noch zu Ungarn gehörten, wie Traù, Sebenico und Spalato. Die kroatischen Großen, vor allen die Mitglieder des gewalttätigen Geschlechtes Šubic, die als Grafen von Bribir, von Ostravizza, Klissa und Scardona erscheinen, die Grafen Frangipani von Veglia, Modrusch und Zengg, regierten in ihren Gebieten wie unabhängige Fürsten. Ein Versuch des Königs, im Jahre 1330 die Walachei zu unterwerfen, mißlang.

Im Jahre 1328 starb der einzige Sohn des Königs Robert von Neapel. Da er nur noch zwei Töchter hatte, erwirkte der ungarische König die Verlobung seines zweiten Sohnes Andreas mit Roberts ältester Tochter Johanna. Er schickte den siebenjährigen Prinzen nach Neapel, wo er den Titel Herzog von Kalabrien erhielt und als Thronerbe anerkannt wurde.

Von Wichtigkeit wurden die Beziehungen Ungarns zu Polen. Im Jahre 1320 vermählte sich der König in dritter Ehe mit Elisabeth, der Tochter des polnischen Königs Wladislav Lokietek. Als dieser im Jänner 1333 starb, folgte ihm sein Sohn Kasimir. Da dieser keinen Sohn hatte, faßte Karl die Erwerbung Polens ins Auge. Als Rivalen fürchtete er nur die Luxemburger, weshalb er mit ihnen Freundschaft schloß. Auf der Fürstenversammlung zu Visegrad, wo König

Johann von Böhmen, sein Sohn Karl sowie König Kasimir anwesend waren, schloß er im Jahre 1335 mit den Luxemburgern ein Bündnis: diese entsagten gegen eine Geldsumme ihren Rechten auf Polen. Der Reichstag zu Krakau nahm 1339 auf Kasimirs Wunsch Karl Roberts Sohn Ludwig als Thronerben an.

Karl Robert verstand es auch, Ordnung in die finanziellen Verhältnisse Ungarns zu bringen, er war der erste ungarische König, der Dukaten prägen ließ. Davon wird noch die Rede sein. Am Fuße des Visegrader Berges hatte er sich einen prächtigen Palast erbauen lassen, neben dem bald die Großen des Reiches stattliche Wohnsitze errichteten, so daß dort eine glänzende Residenzstadt entstand.

Der König starb am 16. Juli 1342 mit Hinterlassung dreier Söhne: Ludwig, Andreas und Stephan.

Ludwig I. war erst 16 Jahre alt, als er den Thron bestieg. Im Jahre 1343 begab er sich nach Siebenbürgen, um die Sachsen zu beruhigen, die sich, durch ungerechte Steuerforderungen des Woiwoden Thomas gereizt, erhoben hatten. Da erschien der Woiwode Alexander von der Walachei vor Ludwig und erkannte ihn als seinen Oberherrn an. Einige Jahre später verpflichtete sich auch der Woiwode der Moldau, wo Kumanen, Ruthenen und Walachen wohnten, zur Tributzahlung und Anerkennung der Oberhoheit Ungarns. Selbst die kroatischen und dalmatinischen Großen unterwarfen sich dem Könige, der mit Heeresmacht in ihren Gebieten erschienen war; doch vermochte dieser nicht, die Seeküste den Venetianern zu entreißen. In dieser Zeit eroberten die Polen das russische Teilfürstentum Galizien oder Ruthenia.

Unterdessen hatte König Ludwig auch den Verhältnissen in Neapel seine Aufmerksamkeit zugewendet. Sein Bruder Andreas war mit der Königin Johanna von Neapel vermählt, aber er hatte keinen Einfluß auf die Regierung und wurde von den Anjous, seinen Verwandten, als Eindringling angesehen und selbst von seiner sittenlosen Gemahlin gehaßt. Als der Lehensherr von Neapel, Papst Klemens VI. in Avignon, auf das Drängen des ungarischen Königs hin endlich im Jahre 1345 die Krönung des Andreas zum Könige anordnete, wurde dieser auf Veranlassung seiner Gemahlin ermordet.

König Ludwig hielt den Papst für den Urheber dieser Tat und verband sich mit dessen Feinden: mit Kaiser Ludwig dem Bayern, dem König Eduard III. von England und Cola Rienzi in Rom[1]), und unternahm im Jahre 1347 mit einem Heere zu Lande einen Feldzug

[1]) Steinherz, Die Beziehungen Ludwigs I. von Ungarn zu Karl IV. Mitt. des Institutes. 8 und 9.

nach Neapel; im Jänner des folgenden Jahres war er Herr des Landes, das die Königin Johanna und ihr zweiter Gemahl, Ludwig von Tarent, flüchtend verlassen hatten. Der Sieger ließ den Herzog Karl von Durazzo, der an der Ermordung des Andreas hauptsächlich teilgenommen hatte, hinrichten, schickte die anderen angiovinischen Prinzen gefangen nach Ungarn und nannte sich König von Sizilien. Vor seinem Abzuge setzte er den deutschen Söldnerführer Ulrich Wolfhard zum Befehlshaber seiner Truppen und zum Statthalter ein.

Johanna hatte sich nach Avignon begeben und betrieb von dort aus die Wiedereroberung Neapels. Dem Papste, der sie für schuldlos erklärte, verkaufte sie damals die Stadt Avignon, die im Lehensverbande zum deutschen Reiche stand, um 80.000 Goldgulden, und Karl IV. übertrug nachher dem Papste alle Souveränitätsrechte über die Stadt und ihr Gebiet. König Ludwig konnte Neapel trotz eines zweiten Feldzuges, den er 1350 dahin unternahm, nicht behaupten und verzichtete 1351 auf dieses Land.[1])

Im Jahre 1356 zwang Ludwig den Ban Twartko von Bosnien, ihm das Land Chulm abzutreten und ihm Treue zu schwören. In demselben Jahre kam es wegen Dalmatien zu einem Kriege mit der Republik Venedig. Schon einige Jahre vorher hatte er von ihr die Abtretung von ganz Dalmatien gefordert, aber die diplomatischen Künste des Kaisers Karl IV., der seine Romfahrt unternehmen wollte, verhinderten damals den Ausbruch des Krieges. Dann schloß Ludwig mit dem Herzog Albrecht II. von Österreich ein Bündnis[2]), und der Kaiser Karl IV. erlaubte ihm, den Krieg gegen Venedig in Oberitalien als kaiserlicher Vikar zu führen.[3])

Das ungarische Heer, das sich in Kroatien gesammelt hatte, setzte sich im Juni 1356 in Bewegung und gelangte durch die Gebiete der Grafen von Görz und des Patriarchen, mit denen König Ludwig Bündnisse geschlossen hatte, in die Mark Treviso.[4]) Alle Orte, die erobert wurden, nahm der ungarische König für den Kaiser in Besitz, aber das feste Treviso vermochte er nicht zu erobern. Deshalb vereinbarte er mit den Venetianern einen Waffenstillstand.

Im Jahre 1357 schickte er seine Hauptmacht nach Dalmatien. Die Einwohner von Spalato und Traù erklärten sich für Ungarn,

[1]) Fejér, IX, 2, 47.

[2]) Lichnovsky, III Reg. 1854.

[3]) So wollte Karl IV. den „sehr gesunkenen kaiserlichen Einfluß in Oberitalien durch fremde Waffen wieder herstellen". Steinherz in den Mitt. d. Instit. 8, S. 245.

[4]) Über den Krieg neben italienischen Nachrichten (G. und M. Villani bei Muratori, 13, 14, Hist. Cortusiorium, das. 12, Chron. Estense, das. 15 u. a.) auch die venetianischen Secreta collegii im 5. Bde. der Monum. Slavorum merid.

Sebenico ergab sich, und der deutsche Söldnerführer Burkhard von Ellerbach eroberte durch einen kühnen Handstreich und nach einem furchtbaren Gemetzel in den Straßen die Stadt Zara. Jetzt entschloß sich die Republik zum Frieden, der im Februar 1358 in Zara abgeschlossen wurde: sie verzichtete auf ganz Dalmatien „von der Mitte des Quarnero bis Durazzo" und erhielt dafür die Orte in der Mark Treviso, die noch in der Gewalt der ungarischen Truppen waren. Im Triumphe konnte der König nach Ofen zurückkehren.

Mit der Republik Ragusa, die bisher unter venetianischem Schutze gestanden war, schloß der König in demselben Jahre einen Vertrag, in dem sich die Ragusaner als Untertanen des Königs bekannten, jährlich 500 Dukaten zu zahlen und in einem Seekriege eine Galeere auszurüsten versprachen. Doch erhielten die Ragusaner das Recht, selbst einen Comes zu wählen.

Hierauf wandte sich der König gegen Serbien, wo Unruhen herrschten. Er besiegte zwar die Serben, doch konnte er sie nicht unter seine Herrschaft beugen. Aber er behauptete Belgrad.

Im Jahre 1365 wurde König Twartko von Bosnien von seinem Bruder Vlk und den bosnischen Großen aus seinem Lande vertrieben. Von Ungarn unterstützt, kehrte er wieder nach Bosnien zurück, unterwarf die Aufständischen und nannte sich „von Gottes und unsers Herrn, des Königs Ludwig, Gnaden Ban von Bosnien". Auch das Gebiet von Widdin in Bulgarien vereinigte Ludwig mit Ungarn.

Damals stand Ludwig auf dem Gipfel seiner Macht, sein Einfluß reichte bis an das Schwarze Meer. Aber die Oberherrschaft über die Balkanländer war von Anfang an unsicher und ließ sich bei dem Bestreben der osmanischen Türken, sich auf der Balkanhalbinsel auszubreiten, nicht lange behaupten; im Jahre 1377 erscheint die Walachei selbständig und Twartko von Bosnien nannte sich König von Serbien, Bosnien und dem Küstenlande und sah sich somit als unabhängig an.

Größer war Ludwigs Einfluß in Italien, denn er stand mit Franz von Carrara, Herrn von Padua, sowie mit den Florentinern in Freundschaft. Als Franz von Carrara 1372 mit den Venetianern in einen Krieg geriet, schickte ihm Ludwig ein kleines Heer zu Hilfe. Allein dieses erlitt samt der Mannschaft des Herrn von Padua eine Niederlage. Im November 1370 starb König Kasimir von Polen. Ludwig, sein Schwestersohn, eilte hierauf nach Krakau, wo er von den polnischen Großen als König anerkannt und gekrönt wurde. Er ernannte zur Regentin des neuerworbenen Landes seine Mutter Elisabeth, die Schwester des verstorbenen Kasimir. Allein unter den polnischen Großen,

die an Herrschsucht und Zügellosigkeit den ungarischen Magnaten gleichkamen, entstand bald Unzufriedenheit mit der fremden Herrschaft, weshalb Elisabeth im Jahre 1377 die Regentschaft niederlegte und nach Ungarn zurückkehrte. König Ludwig übertrug nun die Verwaltung der einzelnen Teile des polnischen Reiches einheimischen Adeligen und trennte Rotrußland (Galizien) von Polen und vereinigte es mit Ungarn.

In dieser Zeit stand König Ludwig wieder im Kriege gegen Venedig. Die Venetianer hinderten den Handel der dalmatinischen Städte und erregten dadurch deren Unzufriedenheit mit der ungarischen Herrschaft. Ludwig wollte die Republik demütigen und trat im Bunde mit dem Patriarchen von Aquileja und Franz von Carrara im Jahre 1378 gegen sie auf, als sie mit den Genuesen in einen Krieg geraten war. Im Laufe des Krieges fiel Triest mit Unterstützung der genuesischen Flotte von Venedig ab und unterwarf sich dem Patriarchen. König Ludwig glaubte, die stolze Republik Venedig zur Anerkennung seiner Oberhoheit zwingen zu können, aber dies gelang doch nicht. Im Frieden von Turin, der im August 1381 zustande kam, verpflichteten sich die Venetianer, an Ungarn jährlich die Summe von 7000 Dukaten zu zahlen, während die territorialen Verhältnisse ungeändert blieben.

König Ludwig hatte sich beeilt, Frieden zu schließen, weil ihn wieder die Angelegenheiten Neapels beschäftigten. Seit 1378 nahmen zwei Päpste die Leitung der Kirche in Anspruch: Urban VI. in Rom und Klemens VII. in Avignon. Da die Königin Johanna von Neapel letzteren anerkannte, wollte sie der andere Papst Urban entthronen und das Reich dem Karl von Durazzo verleihen. Dieser war ein Bruderssohn des auf Befehl des Königs Ludwig enthaupteten gleichnamigen Prinzen; Ludwig hatte ihn erziehen lassen und zum Herzog von Dalmatien und Kroatien erhoben. Im letzten Kriege mit Venedig hatte er sich als Befehlshaber der ungarischen Truppen bewährt; zu seinen Gunsten entsagte Ludwig seinen Rechten auf Neapel, wogegen Karl geloben mußte, niemals Ansprüche auf Ungarn und Polen zu erheben, die Ludwigs Töchtern verbleiben sollten. Ein ungarisches Heer drang in Neapel ein; Papst Urban setzte die Königin Johanna ab und verlieh das Königreich dem Karl von Durazzo (Karl dem Kleinen), der als Sieger in Neapel einzog. Auf seinen Befehl wurde Johanna, die in Gefangenschaft geraten war und dem Throne nicht entsagen wollte, erdrosselt (1382).

König Ludwig hatte nur zwei Töchter: Maria und Hedwig. Die erstere wurde 1374 mit dem Markgrafen Siegmund von Branden-

burg, dem Sohne des Kaisers Karl IV., Hedwig in demselben Jahre mit Wilhelm, dem Sohne des österreichischen Herzogs Leopold III., verlobt. König Ludwig gedachte seiner ersten Tochter seine beiden Königreiche zuzuwenden. Auf einer Versammlung der polnischen Adeligen, die Ludwig 1382 nach Altsohl berief, wurde Maria als Königin anerkannt und ihrem Verlobten gehuldigt. Dieser begab sich nach Polen, um sich die Gunst der Großen zu erwerben.

Ludwig starb in Tyrnau am 11. September 1382. Gleich nach seiner Beerdigung wurde seine älteste Tochter Maria zum „König" gekrönt.

Ludwig begünstigte die Städte und trug dadurch zum Aufblühen der Industrie und des Handels sehr viel bei. Noch mehr aber begünstigte er den hohen Adel. So wie er selbst von den Bauern der Krongüter, die den kirchlichen Zehnten zu entrichten hatten, noch den „Neunten" von den Feldfrüchten einheben ließ, erlaubte er dies auch dem Adel und den Kirchenfürsten. Dadurch vermehrte er die Macht der höheren Stände und brachte den stark belasteten Bauernstand ganz in die Abhängigkeit von ihnen. Diese Regierungspolitik hat dem ungarischen Reiche viel geschadet. Für Wissenschaft und Kunst zeigte der König viel Interesse; in Fünfkirchen gründete er um 1367 eine Universität. Er war eine liebenswürdige Persönlichkeit, bald entstanden über ihn wie über alle bedeutenden Herrscher Sagen, die unter anderem berichteten, wie er verkleidet in die Dörfer ging, um über das Vorgehen seiner Beamten Erkundigungen einzuziehen und aus dem Tadel oder Lob seiner Regierungsmaßregeln sich Belehrung zu holen.

VII. Albrecht III. († 1395) und Leopold III. († 1386)[1]

Nach Rudolfs Tode übernahmen seine Brüder Albrecht III. und Leopold III. gemeinsam die Regierung über die österreichischen Länder, mit denen sie von Karl IV. belehnt wurden. Sie schlossen sich zunächst dem Kaiser an, dessen Tochter Elisabeth Herzog Albrecht heiratete, und

[1]) Fragmentum historicum de quatuor Albertis Austriae ducibus (1358—1397) bei Pez, Scr., II. (unbedeutend); Johann v. Viktring; Sefner (Hagen). Thomas Ebendorfers von Haselbach Chronicon Austriacum bei Pez, Scr., II. Die österreichische Chronik d. Veit Arnpeck (geb. um 1440 zu Landshut in Bayern) enthält wie Sefner die abenteuerliche Vorgeschichte und reicht bis in die Zeiten Maximilians, ist aber erst vom Ende des 14. Jahrhunderts an wichtig. Gedruckt bei Pez, Scr., I. — Kurz, Österreich unter Albrecht III. 2 Bde. Linz 1827. — Egger, Geschichte Herzog Leopolds III. Jahresb. d. OR. Innsbruck 1869. — Zösmair, Politische Geschichte Vorarlbergs im 13. und 14. Jahrhundert unter den Grafen von Montfort und Werdenberg. Jahresb. d. OG. Feldkirch 1877—1879.

trachteten auch, mit den Nachbarn den Frieden herzustellen. Der Patriarch von Aquileja starb fast gleichzeitig mit Rudolf IV. und sein Nachfolger Marquard von Randeck, der bisher Bischof von Augsburg war, schloß mit den Habsburgern einen Waffenstillstand. Mit den Herzogen von Bayern, die Tirol zu erobern versucht hatten, wurde 1369 der Friede von Schärding vereinbart. Sie verzichteten gegen die Summe von 116.000 Gulden auf Tirol, erhielten die Stadt Schärding, die an Österreich verpfändet war, zurück und blieben auch im Besitze des strittigen Rattenberg.

Die beiden österreichischen Herzoge zeigten einen verschiedenen Charakter: Albrecht war friedliebend, Leopold, „die Blume der Ritterschaft" genannt, kriegslustig und auf Erweiterung der Hausmacht bedacht. Es kam daher zwischen den Brüdern wiederholt zu Verwaltungsteilungen, bis endlich am 25. September 1379 im Kloster Neuberg im Mürztale eine Länderteilung vorgenommen wurde, die mehr als ein Jahrhundert gedauert und mehrere andere Teilungen veranlaßt hat.[1]) Albrecht erhielt Niederösterreich ohne Wiener-Neustadt sowie Oberösterreich, alles übrige, also Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien, Tirol und die Vorlande, fiel Leopold zu. Zugleich wurde bestimmt, daß der Bruder, der den anderen überleben würde, die Kinder des Verstorbenen erziehen und ihren Besitz verwalten sollte, bis ein Sohn das Alter von 16 Jahren erreicht hätte.

Diese Teilung hatte sehr nachteilige Folgen. Bis Rudolf IV. war das Haus Habsburg zur ersten deutschen Macht emporgestiegen; jetzt aber begann eine bedauernswerte innere Zerrüttung: die Macht des in Linien geteilten Hauses Habsburg wurde zersplittert, sein Ansehen geschwächt und die Macht der Stände gekräftigt; die habsburgischen Brüder und Verwandten wurden in Streitigkeiten und Kriege gestürzt, der Adel in Parteien zerrissen, die Länder verwüstet und einzelne Glieder des Hauses unerhörten Demütigungen ausgesetzt. Eine Folge der Länderteilung war dann auch der Verlust der Erbgüter und der Schweiz. „Wir haben uns", soll Karl IV. gesagt haben, viel Mühe gegeben, die Herzoge von Österreich zu demütigen, aber den Weg dazu nicht gefunden; jetzt zeigen sie uns denselben selbst." [2])

Vor und nach dieser Länderteilung wurden neue Erwerbungen gemacht, durch welche die Habsburger ihren Besitz nach verschiedenen Seiten hin erweiterten.

---

[1]) Urkunde bei A. Rauch, Scr., III, 395; Schwind-Dopsch, S. 270. — Zeißberg, Der österr. Erbfolgestreit nach d. Tode d. K. Ladislaus im Lichte d. Hausverträge. Archiv d. W. A. 58.

[2]) Ebendorfer bei Pez, Scr., II, S. 811.

Graf Egon von Freiburg war durch Kaiser Karl IV. Landgraf im Breisgau geworden, stand jedoch mit seiner Stadt Freiburg in Zwist und entsagte gegen eine Geldsumme seinen Rechten auf sie. Die Bürger erkannten hierauf im Jahre 1368 die Herrschaft der österreichischen Herzoge an. Der Kaiser belehnte sie dann auch mit der Landgrafschaft im Breisgau.

Nach dem kinderlosen Tode des Grafen Albrecht IV. von Görz nahmen die Herzoge im Jahre 1374 einem früheren Vertrage gemäß dessen Gebiete in Istrien (Binnenistrien mit Pisino) und in der windischen Mark (Möttling u. a.) in Besitz.

Leopold erwarb 1379 vom König Wenzel um 40.000 Gulden die großen Landvogteien in Ober- und Niederschwaben (die Verwaltung der Reichsstädte und Reichsgüter) und kaufte 1381 die Besitzungen des Grafen Rudolf von Hohenberg, die sich zu beiden Seiten des Neckar von Rottenburg aufwärts und bis zur Donau erstreckten. Leopold war es auch, der die Herrschaft der Habsburger in Vorarlberg begründete und so die Verbindung Tirols mit den Besitzungen in Schwaben herstellte.

Zu den weltlichen Großen, die in der Nähe des Bodensees Güter hatten, gehörte die Familie der Udalrichinger, die auch im Besitze von Bregenz und der Burg Muntifort (Montfort) unweit Rankweil waren. Diese alten Grafen von Bregenz starben 1157 im Mannesstamme aus; die Tochter des letzten Grafen, Elisabeth, heiratete den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen am Neckar, dessen Sohn Hugo sich Graf von Bregenz oder Graf von Montfort nannte und das Schloß Feldkirch erbaute. Die Ortschaft, die bei diesem Schlosse lag, wurde 1214 zur Stadt erhoben. Die Grafen von Montfort teilten sich in zwei Linien: Montfort und Werdenberg. Diese teilten sich neuerdings, so daß zu Feldkirch, Bregenz und Tettnang Montforter und zu Werdenberg, Sargans, Vaduz, Bludenz, Rheineck und Heiligenberg Werdenberger Grafen saßen. Diese Grafen siedelten in den wenig bewohnten Tälern Leute an, die sie mit verschiedenen Rechten und Freiheiten begabten, und ließen im Montavoner Tal auf Silber und Eisen graben. Aber wegen der vielen Teilungen und der häufigen Fehden verarmten sie und sahen sich gezwungen, ihre Herrschaften zu verkaufen.

Im Jahre 1375 kaufte Leopold III. von dem kinderlosen Grafen Rudolf von Montfort-Feldkirch um 30.000 Goldgulden die Grafschaft Feldkirch (Burg und Stadt, Rankweil mit dem Landgerichte und einige Burgen).

Auch in späterer Zeit wurden vor dem Arlberge Erwerbungen gemacht. Im Jahre 1394 verkaufte ein Graf von Werdenberg-Bludenz

dem Herzog Albrecht III. die Burg und Stadt Bludenz und das Tal Montavon; 1396 erwarben die Habsburger von einem Grafen Werdenberg-Sargans die Grafschaft Sargans und 1403 von einem Grafen Werdenberg-Heiligenstadt die Stadt Rheineck mit dem Rheintal. Die Herrschaft der Habsburger „vor dem Arlberg" war damit begründet.

Seit dem Jahre 1368 bereitete sich die Erwerbung der Stadt Triest vor. Über diese Stadt hatten die Bischöfe seit dem Beginn des 10. Jahrhunderts Herrscherrechte, aber die Bürger erkauften sich von ihnen im Laufe des 13. Jahrhunderts fast alle Hoheitsrechte: das Recht der Wahl ihrer Obrigkeit und die Gerichtsbarkeit.[1]) Triest konnte sich somit als freie Stadt betrachten, wurde aber von der Republik Venedig hart bedrängt. Als die Venetianer 1368 die Stadt belagerten, unterwarf sie sich den Herzogen von Österreich. Ein österreichisches Heer rückte im November 1369 vor die Mauern der Stadt, konnte sie aber nicht entsetzen, weshalb sie sich den Venetianern unterwerfen mußte. Während eines Krieges zwischen Venedig und Genua fiel Triest abermals ab und stellte sich unter den Schutz des Herzogs Leopold III. von Österreich, der ihre Unterwerfung am 30. September 1382 annahm.[2]) Seitdem blieb diese Seestadt mit den übrigen habsburgischen Ländern vereint.

Leopold dachte auch daran, die habsburgische Herrschaft in der Schweiz und in Schwaben weiter auszudehnen, daher schlossen die schwäbischen Reichsstädte im Jahre 1385 einen Bund mit den Eidgenossen. Die Züricher und Luzerner begannen bald darauf die Feindseligkeiten, indem sie einige österreichische Ortschaften eroberten. Auf Leopolds III. Seite stellten sich mehrere süddeutsche Adelige, die ihm ihre Mannen zuführten. Der Herzog wollte mit seinem Heere, das sich bei Brugg am Einflusse der Reuß in die Aare gesammelt hatte, gegen Luzern vordringen, stieß aber im Walde bei Sempach am 9. Juli 1386 auf die Eidgenossen. Da sich die Reiterei auf dem engen Boden nicht entfalten konnte, saßen viele Reiter ab und kämpften zu Fuß. Die Julihitze wirkte lähmend auf die in Eisen gehüllten Streiter, mancher erstickte und gab den Geist auf, ohne verwundet worden zu sein. Unwiderstehlich drangen die Schweizer in die Reihen der Ritter ein und brachten sie in Verwirrung. Da ihre Knechte mit ihren Pferden entflohen waren, verloren fast alle Ritter ihr Leben; auch der Herzog fiel.[3])

[1]) Schwind-Dopsch, S. 91.
[2]) Das. S. 273.
[3]) Kleißner, Die Quellen zur Sempacher Schlacht und die Winkelriedsage. Göttingen 1873.

Leopold III. hinterließ vier Söhne: Wilhelm, Leopold IV., Ernst und Friedrich IV. Im Jahre 1374 hatte er seinen fünfjährigen Sohn Wilhelm mit Hedwig, der gleichalterigen Tochter Ludwigs von Ungarn, verlobt. Da diese Prinzessin die Erbin des polnischen Reiches wurde, stand den Habsburgern eine neue Vermehrung ihrer Macht in Aussicht, doch kam die Heirat nicht zustande, da Hedwig von den Polen gezwungen wurde, sich mit dem Großfürsten Jagello von Litauen zu vermählen. Wilhelm schloß am 10. Oktober 1386 für sich und seine Geschwister mit seinem Oheim Albrecht III. einen Vertrag: Albrecht sollte die Gesamtregierung übernehmen und die Prinzen versprachen, nach seinem Tode keine Teilung vorzunehmen; sollte es aber dennoch zu einer solchen kommen, so wollten sie Österreich wieder Albrechts Sohn zuwenden.

Albrecht III. schloß mit den Eidgenossen einen Waffenstillstand. Nachdem dieser abgelaufen war, begann der Krieg von neuem. Auch diesmal hatten die Habsburger Unglück. Als das österreichische Heer im April 1388 vom Wallensee gegen Glarus zog, erlitt es bei Näfels (im Kanton Glarus) eine Niederlage. Es kam hierauf zu einem Waffenstillstand, in dem Albrecht III. viele Besitzungen (Sempach, das Tal Entlibuch) aufgeben mußte.

Albrecht III. starb zu Laxenburg am 29. August 1395. Seine erste Gemahlin war Elisabeth, eine Tochter des Kaisers Karl IV. Nach ihrem Tode im Jahre 1372 verlobte er sich mit Violenta, der Tochter des Galeazzo Visconti von Mailand. Der Papst Gregor XI., der in Avignon residierte und dem Visconti feindlich gesinnt war, hintertrieb die Heirat. Im März 1375 nahm Albrecht die Prinzessin Beatrix von Hohenzollern, Tochter des Burggrafen von Nürnberg, zur Gemahlin. Es heißt, daß er ihr zu Ehren eine eigene Haarzierde getragen habe, weshalb er auch den Beinamen „mit dem Zopfe" erhielt. Auch gründete er eine ritterliche Gesellschaft „vom Zopfe", deren Satzungen man aber nicht kennt.[1])

Häufig zog sich Albrecht in seiner Friedensliebe vor dem lärmenden Stadtleben in das von ihm erbaute Schloß Laxenburg zurück, wo er einen Tiergarten und Fischteiche anlegen ließ und das er mit Statuen zierte, die von der Burg auf dem Kahlenberge dahin geschafft wurden. Die Universität verehrte in ihm ihren zweiten Stifter; denn er war es, der den Papst vermochte, ihr die theologische Fakultät zu bewilligen. Er hinterließ nur einen Sohn, Albrecht IV.

[1]) Des schwäbischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft. Biblioth. d. literarischen Gesellsch. in Stuttgart. I.

VIII. König Wenzel IV. (1378—1419)[1]). Die hussitische Bewegung

1. Zwistigkeiten in Böhmen und in Deutschland.

Wenzel war in den ersten Jahren seiner Regierung in Deutschland eifrig bestrebt, die in der letzten Zeit seines Vaters eingerissenen Streitigkeiten zwischen dem Bürgertum und dem Adel beizulegen und auch das Schisma zu beseitigen; aber es fehlte ihm die Ausdauer, und da infolgedessen sein Streben keinen Erfolg hatte, kümmerte er sich um das Reich nicht mehr und zog sich auf sein Königreich Böhmen zurück.

Aber auch in diesem Lande fehlte es nicht an Zwist und Hader. Wenzel war kein Freund der Geistlichkeit und geriet bald mit dem Erzbischof von Prag, Johann von Jenzenstein, in einen ärgerlichen Streit. Der Günstling des Königs, der Unterkämmerer Siegmund Huler, hatte 1392 zwei an der Prager Universität studierende Theologen hinrichten lassen. Der Erzbischof betrachtete dies als einen Eingriff in seine geistliche Gerichtsbarkeit und ließ durch seinen Generalvikar Johann von Pomuk über Huler den Bann aussprechen. Damals hatte der König im Sinne, ein neues Bistum zu gründen, zu dessen Dotation er die Güter des Klosters Kladrau verwenden wollte. Aber der Erzbischof durchkreuzte diesen Plan. Als der Abt von Kladrau im Jahre 1393 gestorben war, wählten die Mönche in größter Eile einen Nachfolger, den der Erzbischof sofort bestätigte. In seinem Zorne befahl Wenzel, den Erzbischof, den Generalvikar Johann von Pomuk und drei andere Geistliche gefangenzunehmen. Der Erzbischof entkam durch eilige Flucht, die übrigen wurden im Altstädter Rathause gefoltert und mit Fackeln an verschiedenen Körperteilen gebrannt. Dann wurden sie aufgefordert, eidlich zu geloben, nichts von diesen Martern zu verraten. Drei leisteten das Versprechen und wurden entlassen, Johann von Pomuk jedoch war so geschwächt, daß sein Leben nicht zu retten war. Daher ließ ihn der König am 20. März in die Moldau werfen, wo er ertrank. Erst 50 Jahre nach seinem Tode tauchte die Nachricht auf, Johann sei nicht wegen des Kladrauer

[1]) Ebendorfers Chron. Austriacum und Chronicon regum Romanorum, von dem das 6. und 7. Buch von Přibram im III. Ergänzungsbande zu d. Mitt. des Institutes (Innsbr. 1890) herausgegeben wurde. — Sefner; Chroniken d. deutsch. Städte. — Wichtig die deutschen Reichstagsakten unter K. Wenzel, herausg. v. Weizsäcker, 3 Bde., München 1867—1877; die von Janssen herausg. Frankfurter Reichskorrespondenz v. 1376—1519, 2 Bde., Freiburg 1863, 73. — Pelzel, Lebensgeschichte des röm. und böhmisch. Königs Wenzeslaus. 2 Bde. Prag 1788—1790. — Lindner, Geschichte des deutschen Reiches unter K. Wenzel. 2 Bde. Braunschweig 1875—1880. — Aschbach, Geschichte Kaiser Siegmunds. 4 Bde. Hamburg 1838 ff.

Zerwürfnisses, sondern deswegen getötet worden, weil er dem Könige nicht die Beichte seiner Gemahlin habe verraten wollen.[1])

Sofort begann auch ein Zwist mit dem hohen Adel, der auf den König erbittert war, weil dieser seine Ratgeber dem niederen Adel und dem Bürgerstande entnahm und die Rechte des Volkes schützte. Es bildete sich der sogenannte Herrenbund, dem sich auch der ehrgeizige Markgraf Jost von Mähren anschloß. Der König sollte gezwungen werden, seine Ratgeber zu entlassen und auf den Rat der Hochadeligen zu hören. Als sich Wenzel am 8. Mai 1394 auf der Reise nach Prag bei dem Kloster Beraun aufhielt, erschien Jost mit einer Anzahl Landherren, an deren Spitze Heinrich von Rosenberg stand, vor ihm und erklärte, daß sie ihn nach Prag geleiten und stets in seiner Umgebung bleiben würden. So war der König ihr Gefangener. Sein Bruder Johann von Görlitz erschien jetzt in Böhmen, um ihn zu befreien. Zwar zog er an der Spitze der Truppen, welche die Städte zusammengebracht hatten, in Prag ein, aber die Herren führten den König in das südliche Böhmen und übergaben ihn zuletzt den Herren von Starhemberg, die ihn auf ihrem Schlosse Wildberg in Oberösterreich festhielten.

Jetzt nahm sich das deutsche Reich seines Königs an. Ein Reichstag zu Frankfurt verlangte seine Freilassung, wozu sich die böhmischen Herren endlich entschlossen; doch mußte ihnen der Gefangene das Versprechen geben, alles genehmigen zu wollen, was ein von ihm und den Herren einzusetzendes Schiedsgericht entscheiden würde. Da aber der König die Ernennung der Schiedrichter verzögerte, blieb der Herrenbund beisammen und die Streitigkeiten dauerten fort. Selbst Johann von Görlitz fiel von Wenzel ab; er begab sich nach Meißen zurück, wo er 1396 eines plötzlichen Todes starb. Wenzel rief jetzt die Vermittlung seines anderen Bruders Siegmund von Ungarn an, dem er die Nachfolge in Böhmen zusicherte. Siegmund entschied zu ungunsten seines Bruders: er verlangte, daß Wenzel seine Ratgeber aus dem Herrenstande nehme.

Inzwischen war die Mißstimmung mit der Regierung Wenzels in Deutschland immer größer geworden. Die Kurfürsten erklärten ihn am 20. August 1400 für abgesetzt und wählten am folgenden Tage Ruprecht von der Pfalz zu seinem Nachfolger.[2]) Dieser unternahm

[1]) Acta in curia Romana bei Höfler, Geschichte der hussitischen Bewegung, I. — Reimann, J. von Nepomuk, nach der Sage und nach der Geschichte. Sybels Zeitschrift. 27. — Tomek, Dějepis Prahy (Geschichte v. Prag). III.

[2]) Aschbach, Siegmund, I, 151; Lindner, II, 430ff. — Donnemiller, Der Römerzug K. Ruprechts v. d. Pfalz und dessen Verhältnis zu Österreich. G.-Programm von Rudolfswert 1881.

im folgenden Jahre ſeinen Römerzug, ohne Erfolge zu erzielen. Daher wollte auch Wenzel nach Italien ziehen, um die Kaiſerkrone zu gewinnen. Er ernannte im Jahre 1402 den ungariſchen König Siegmund zum Verweſer des Königreiches Böhmen und verſprach, ſich auch nach ſeiner Krönung zum Kaiſer ganz nach dem Rate des Bruders richten zu wollen. Siegmund erregte durch ſeine ſtrenge Regierung den Unwillen des Adels; er ſah ſich genötigt, den König Wenzel in Gewahrſam zu nehmen und auch den Markgrafen Prokop von Mähren, der ſich mit dem Adel verbündet hatte, gefangenzuſetzen. Dann wollte er ſeinen Bruder Wenzel nach Italien führen und brachte ihn und Prokop zunächſt nach der oberöſterreichiſchen Burg Schaunberg; von da führte er Wenzel nach Wien, wo er ihn der Bewachung der Herzoge von Öſterreich überließ, während Prokop in Preßburg verwahrt wurde. Die Haft Wenzels war zwar anfangs ſtreng, ſpäter jedoch bewohnte er ein eigenes Haus und ſelbſt das Ausreiten war ihm geſtattet. So wurde es ihm möglich, zu entkommen. An einem Novembertage 1404 ritt er mit einigen Begleitern an die Donau, ſetzte auf einem Kahn über dieſen Fluß und begab ſich in ſein Königreich zurück.

Schon machte ſich in Böhmen eine religiöſe Bewegung geltend, die, jäh anwachſend, Mitteleuropa in Verwirrung ſetzen ſollte.

2. Urſachen und Verlauf der huſſitiſchen Bewegung bis zum Tode Wenzels[1])

Ärger als anderswo waren die ſittlichen Zuſtände des Klerus in Böhmen. An der Prager Domkirche allein waren damals 300 Geiſtliche angeſtellt; zum Prager Erzbistum gehörten 400 Dörfer, Märkte und Städte, ſowie Güter in Mähren und in der Lauſitz. Im ganzen beſaß das Erzbistum 19 große Herrſchaften und zahlreiche kleinere

[1]) Annales patrio sermone scripti. Herausg. von Palacky im III. B. der Scriptores rer. Bohemic. (von Pelzel u. Dobrowsky). Prag 1829. — Höfler, Geſchichtſchreiber der huſſitiſchen Bewegung in Böhmen. Fontes rer. Austr. II, VI, VII. Höfler bietet Chroniken, größere Hiſtorien und polemiſche Schriften. Die wichtigſten Quellen: Chronicon universitatis Pragensis 1348—1413, Chronicon veteris collegiati Pragensis 1419—1441. (Von einem Gelehrten, der aber an den Kriegen teilnahm und die Taboriten haßte.) Laurenz v. Brſchezowa, De gestis et variis accidentibus regni Bohemiae 1414—1422 (der Verf. war ein eifriger Utraquiſt und Gegner der Taboriten). Ritter Bartoſchek v. Drahonic, Chronik 1419—1443 (bei Dobner, Monum., I). Der Verf. war ein tſchechiſcher Reitersmann, der für den kathol. König Siegmund kämpfte. Die Taboritenchronik des Biſchofs Nikolaus v. Pilgram (des einzigen Taboritenbiſchofs) bis 1444. Aeneas Sylvius, Historia bohemica, oft gedruckt. Dazu Palacky, Documenta Mag. J. Hus vitam, doctrinam causamque in Constantiensi consilio illustrantia. Pragae 1869. — Loſerth, Huß und Wiklif. Prag 1884. — Loſerth, Beiträge z. huſſitiſchen Bewegung. Archiv d. W. A. 55, 57, 60, 75, 82. — Krummel, Geſch. d. böhm. Reformation im 15. Jahrh. Gotha 1866. — Palacky, Geſch. III. — Bachmann, II.

Güter. Dieſer übermäßige Reichtum des Klerus hatte nicht allein Mißbräuche, ſondern auch Laſter im Gefolge; über Müßiggang, Habſucht und Unzucht der Geiſtlichen wird viel geklagt.[1]) Faſt jeder Pfarrer hatte Weib und Kind; ein Mönch des Kloſters Emaus hatte in Prag ein Haus, in dem er Konkubinen hielt. Selbſt Diebſtahl und Straßenraub konnte man der Geiſtlichkeit vorwerfen. Karl IV. ſah mit tiefer Trauer die Verderbtheit ſeines Klerus, er verſtand es jedoch nicht, beſſernd einzuſchreiten; denn er ſchüttete immer neue Reichtümer auf die Geiſtlichkeit aus, gründete reich dotierte Pfründen und häufte in Prag eine Unzahl Reliquien an. Gerade die Verehrung der Reliquien war eine ſtrittige Sache: in Maſſen wallfahrtete das Volk nach Prag, um die Reliquien zu küſſen, dagegen gab es Geiſtliche, die behaupteten, man dürfe die Reliquien mit Füßen treten.

Gegen die Mißbräuche in der Kirche traten in Prag verſchiedene Prediger auf: ſo Konrad, den Karl IV. aus dem oberöſterreichiſchen Kloſter Waldhauſen nach ſeiner Hauptſtadt berufen hatte, und Johann Militſch von Kremſier, der beſonders auf die unteren Volksklaſſen einzuwirken verſtand. Ähnliche Verhältniſſe wie in Böhmen beſtanden in England. Dort trat Johann Wiklif, Profeſſor in Oxford, gegen die Kirche auf. Da er den Grund der Verweltlichung der Kirche in dem großen Reichtum der Päpſte und Geiſtlichen ſah, verlangte er ſogar, daß man ihnen den Beſitz wegnehme und die hierarchiſchen Abſtufungen beſeitige. Als Quelle des Glaubens ſah er nur die Bibel an; er verwarf das Altarſakrament und die Beichte.

In Oxford ſtudierten auch Scholaren aus Böhmen. Im Jahre 1382 vermählte ſich die Prinzeſſin Anna, die Schweſter des Königs Wenzel, mit dem engliſchen König Richard II. und ſeitdem nahm der Beſuch Englands durch Böhmen ſtark zu: viele befanden ſich im Dienſte der Könige und vornehmer Engländer.[2]) Solche Leute brachten die Schriften Wiklifs ſeit den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts nach Prag[3]), wo ſie gern geleſen wurden und eine tiefe religiöſe Bewegung hervorriefen. Gerade damals machte ſich aber auch ein nationales Streben bemerkbar, das auf eine Erweiterung der Pflege der tſchechiſchen Sprache ausging. Der reiche Prager Kaufmann Kreuz veranlaßte

[1]) Nach Tomek, Dějepis Prahy, III, wo über die Zahl der Prieſter, Klöſter, ihr Einkommen, ihre Lebensweiſe, die Kumulation der Pfründen, den Einfluß der Päpſte u. dgl. in der 2. Hälfte des 14. Jahrh. eingehend berichtet wird. — Dudik, Die Statuten der Prager Metropolitankirche v. J. 1350. Archiv d. W. A. 37. Statuten des Erzb. Ernſt v. Pardubitz für Olmütz. Daſ. 41. — Loſerth, Huß und Wiklif, S. 35ff.; Beil. 2.

[2]) Höfler, Anna von Luxemburg. Denkſchriften d. W. A. XX, S. 89ff.

[3]) Es iſt unrichtig, daß ein Mann aus einem vornehmen Hauſe, namens Faulfiſch, die erſten Wikliffſchen Schriften nach Böhmen brachte. Loſerth, Huß u. W. S. 79.

die Gründung der Bethlehemskapelle in der Altſtadt; eine Stiftung des Ritters Johann von Mühlheim aus Pardubitz diente zur Beſoldung eines Kaplans, der nur in tſchechiſcher Sprache predigen durfte. Der Magiſter Adalbert Rankonis beſtimmte ſein Barvermögen zu Stiftungen für Scholaren, die von Vater und Mutter her Tſchechen ſein mußten und ſich in Paris oder Oxford dem Studium der Theologie widmeten.

Unter den Männern, die ſich mit Wiklifs Schriften beſchäftigten, befanden ſich auch Hieronymus von Prag und Huß. Johann Huß ſtammt aus dem Flecken Huſſinetz im ſüdweſtlichen Böhmen, wo er im Jahre 1369 geboren wurde. Wie ſpäter Luther hatte er während ſeines Studiums mit Not zu kämpfen und mußte durch Singen in den Kirchen und Miniſtrantendienſte ſein Brot verdienen. Die höheren Studien machte er an der Prager Univerſität, wo er ſeit 1393 auch als Lehrer tätig war und 1402 Rektor wurde. Zugleich erhielt er das Amt eines Predigers an der Bethlehemskirche, wo er alle Sonn- und Feiertage das Wort Gottes in tſchechiſcher Sprache verkündete. Der fromme und ſittenſtrenge Mann, der eifrig auf die Abſtellung kirchlicher Mißbräuche hinarbeitete, gewann einen großen Einfluß auf das Volk und die Gemahlin des Königs Wenzel, Sophie, wählte ihn zu ihrem Beichtvater.

In Prag griff die Wiklifie immer weiter um ſich. In den Hallen der Univerſität, in den Kreuzgängen der Klöſter und Kirchen und ſelbſt in Privathäuſern und auf den Straßen erörterte man in der lebhafteſten Weiſe die Sätze des engliſchen Theologen; ſeine Abendmahlslehre wurde beſonders heftig bekämpft und verteidigt. Da es meiſt tſchechiſche Gelehrte waren, welche die Lehrſätze Wiklifs zu den ihrigen machten, während die Deutſchen ſeine Gegner waren, ſo erhielt der religiöſe Kampf auch eine nationale Färbung.[1]) Aus den Schriften Wiklifs waren 45 ketzeriſche Sätze ausgezogen worden, die im Jahre 1403 der Prager Univerſität zur Beurteilung vorgelegt wurden. Die deutſchen Profeſſoren, welche die Stimmenmehrheit hatten, verwarfen ſie und verboten ihre Weiterverbreitung; die tſchechiſchen Profeſſoren dagegen ließen ſich nicht zu ihrer Verwerfung herbei.

Ein neues Zerwürfnis brachte das Jahr 1409.

Seit längerer Zeit beſtand in der Kirche ein Schisma: dem in Rom reſidierenden Papſte ſtand ein anderer entgegen, der ſeinen Sitz in Avignon hatte. Da vereinigten ſich die Kardinäle der zwei damaligen Päpſte, Benedikts XIII. in Avignon und Gregors XII. in Rom, und beriefen für das Jahr 1409 ein Konzil nach Piſa, wo das Schisma

[1]) Vgl. dagegen Haupt, Waldenſertum und Inquiſition, in Quiddes Zeitſchr., III, S. 395 f.

durch die Wahl eines neuen Papstes beseitigt werden sollte. Wenzel setzte auf das Konzil große Hoffnungen, denn er erwartete von demselben seine Anerkennung als rechtmäßiger römischer König gegenüber Ruprecht von der Pfalz. Den bisher von ihm anerkannten Papst Gregor konnte er um so leichter aufgeben, als dieser mit Ruprecht eng verbunden war. Wenzel forderte nun den Prager Erzbischof und die Universität auf, sich von Gregor loszusagen. Die wiklifisch gesinnten Tschechen erklärten sich dazu bereit, zumal Gregor ein Feind der Lehren Wiklifs war, der Erzbischof und die deutschen Mitglieder der Universität dagegen erklärten, an Gregor festhalten zu wollen.

Dieser Widerstand war verhängnisvoll. Denn nun ließ sich der König durch Huß und seine Anhänger zu einem Schritte verleiten, der zunächst der Hochschule sehr zu Schaden kam.

Die Angehörigen der Universität waren in vier Nationen geteilt, die böhmische, bayrische, sächsische und polnische, von denen die letztere zumeist aus deutschen Schlesiern und Preußen bestand. Jede Nation hatte bei den Universitätsangelegenheiten, Prüfungen und Wahlen eine Stimme abzugeben, so daß also bisher die Entscheidung bei den Deutschen stand. Nur durch einen königlichen Machtspruch konnte die deutsche Majorität der tschechischen Minorität untergeordnet werden. König Wenzel ließ sich von den Tschechen gewinnen; er stützte sich auf die slawischen Elemente Böhmens allein und führte dadurch die größte Verwirrung herbei. Am 18. Jänner 1409 ordnete er entgegen den bisherigen Satzungen an, daß fortan die tschechische Nation als die eingeborene drei Stimmen, alle drei übrigen Nationen dagegen nur eine haben sollten. Dieser Erlaß rief große Aufregung hervor. Huß forderte sogar von der Kanzel herab das Volk auf, Gott für diese Ausschließung der Deutschen zu danken. Vergebens erhoben diese gegen die Verhöhnung ihrer Rechte Einsprache; dann beschlossen sie, Prag zu verlassen. An 5000 Studenten verließen im Mai 1409 die Stadt und begaben sich größtenteils nach Leipzig, wo noch im Jahre 1409 eine neue Universität entstand. Mit diesem Ereignisse begann die wissenschaftliche Bedeutung der Prager Hochschule sowie ihr Einfluß auf deutsche Bildung zu sinken.[1])

In Pisa waren einstweilen die bisherigen zwei Päpste als Häretiker und Schismatiker abgesetzt und Alexander V. als neuer Papst gewählt worden. Da jedoch die zwei abgesetzten nicht abdankten und noch immer Anhang fanden, so gab es jetzt drei Päpste, von denen in Böhmen Alexander als der rechtmäßige anerkannt wurde. Er starb

[1]) Höfler, Joh. Huß und der Abzug der Deutschen von Prag im J. 1409. Prag 1864.

ſchon im Mai 1410, worauf Johann XXIII. gewählt wurde. Faſt gleichzeitig mit Alexander ſchied Ruprecht von der Pfalz aus dem Leben. Ein Teil der Kurfürſten wählte jetzt Siegmund, ein anderer Teil deſſen Vetter Joſt von Mähren zum Könige. Wie die Kirche drei Päpſte, hatte das Reich drei Könige und doch kein führendes Oberhaupt. Doch ſtarb Joſt ſchon im Jänner 1411, worauf Mähren an Böhmen zurückfiel.

In Böhmen hatte unterdeſſen der Streit fortgedauert. Der Erzbiſchof Zbinko von Haſenburg hatte Huß, der immer ungeſcheuter die wiklifiſchen Lehrſätze vertrat und das laſterhafte Leben der Geiſtlichkeit geißelte, das Predigen verboten; dann erklärte er, vom Papſte aufgefordert, daß ſiebzehn Werke Wiklifs Ketzereien enthalten, und ordnete an, daß dieſe Schriften verbrannt und alle übrigen ihm eingeliefert werden ſollten. Trotz der Einſprache der Univerſität und des Huß ließ er 200 wiklifiſche Bücher im Hofe des erzbiſchöflichen Palaſtes verbrennen und ſprach über Huß den Bann aus. Dies hatte zunächſt die Folge, daß Huß, Jakob von Mies und andere einzelne Schriften Wiklifs in den Kirchen verteidigten und den Erzbiſchof verſpotteten.

Papſt Johann XXIII. lud Huß zur Verantwortung nach Rom. Er erſchien, geſtützt auf den Schutz des Königs, nicht und wurde daher im Februar 1411 auch vom Papſte mit dem Banne belegt, während der Erzbiſchof über die Stadt Prag das Interdikt ausſprach.

Mit dieſen Bannflüchen ſchien der Streit ſeinen Höhepunkt erreicht zu haben, zumal ſich jetzt ſowohl der Erzbiſchof als auch Huß bereit erklärten, ſich dem Schiedsſpruche des Königs zu unterwerfen. Da rief ein Ereignis eine neue Bewegung hervor.

Papſt Johann XXIII., der einen Krieg gegen König Ladislaus von Neapel zu unternehmen gedachte, verlieh im Herbſt 1411 allen, „die ihn durch Teilnahme oder durch Geld unterſtützen würden“, einen Ablaß. Die päpſtlichen Bullen wurden auch in Prag verkündet. In drei Kirchen wurden Kaſten zur Einſammlung der Gelder aufgeſtellt und die Ablaßprediger forderten unter Trommelſchlag auf den öffentlichen Plätzen das Volk auf, in die Kirchen zu eilen und die Kaſten zu füllen. Da lud Huß durch Maueranſchläge die Bewohner ein, bei einer Disputation zu erſcheinen, die in der Univerſität abgehalten werden würde. Dabei erklärten er und Magiſter Hieronymus in Übereinſtimmung mit Wiklifs Anſichten, daß Abläſſe nichts zur Erlangung der Seligkeit beitrügen und nie gegen Geld verliehen werden dürften. Da infolgedeſſen eine große Aufregung entſtand, ſo daß das Volk die päpſtlichen Bullen verbrannte, verbot König Wenzel jede Widerſetzlich-

keit gegen den Papſt und ſeine Abläſſe. Huß aber fuhr fort, Lehrſätze Wiklifs in öffentlichen Predigten zu verteidigen, ſo beiſpielsweiſe die Sätze, daß die weltliche Macht dem pflichtvergeſſenen Klerus die Einkünfte ſperren könne und nur der ein weltlicher Herr, Prälat oder Biſchof ſein könne, der ſich nicht im Zuſtande der Todſünde befinde. Da ließ Johann XXIII. abermals den Bann über Huß und das Interdikt über jeden Ort ausſprechen, wo er ſich aufhalten würde. Jetzt endlich, im Dezember 1412, verließ Huß auf Befehl des Königs die Stadt. Er begab ſich zuerſt in die Gegend des ſpäteren Tabor, dann auf eine Burg bei Bürglitz. Er predigte in Dörfern, Burgen und Städten oder auf freiem Felde. „Wo er erfuhr, daß eine Kirchweihe oder Hochzeit ſei, da erſchien er, und wohin er zog, da machten ſich die Leute auf und ſtrömten ihm von allen Seiten in Scharen, zu Fuß und zu Wagen, zu.“ Zugleich war Huß der Mittelpunkt der nationalen Bewegung. In ſeinem Lager ſtanden der tſchechiſche Handwerker und der niedere Adelige, die mit Neid auf das wohlhabende deutſche Bürgertum ſahen, der tſchechiſche Klerus, der zur Geltung kommen wollte, und der Hochadelige, der nach dem Kirchengute lüſtern war.

Huß benützte ſeine Zeit zur Abfaſſung mehrerer Schriften, in denen er ſeine Lehren feſtſtellte, die ſämtlich den Schriften Wiklifs entnommen ſind. Wie Wiklif erklärte er die Bibel als die einzige Glaubensnorm; er verwarf den Primat des Papſtes und lehrte, daß ein Prieſter auch ohne Ermächtigung eines Biſchofs, ja ſelbſt wenn er im Bann wäre, das Wort Gottes verkünden dürfe. Huß nahm in ſeine Schriften ganze Kapitel aus Wiklifs Werken auf oder benützte ſie nur mit geringen Änderungen, ohne jedoch ſeine Quelle zu nennen.[1])

König Siegmund bewog damals den Papſt Johann XXIII., für den November 1414 ein Konzil nach Konſtanz zu berufen, zu dem er auch Huß einlud. Auf mündliche Zuſagen des Kaiſers hin begab ſich Huß nach der Biſchofsſtadt am Bodenſee, nicht als Angeklagter, ſondern um ſich und Böhmen vom Verdachte der Ketzerei zu reinigen. Vielleicht hoffte Siegmund auch, daß Huß, wenn er wirklich Lehren vertrat, die den kirchlichen Lehren widerſprachen, auf dem Konzil von der Ketzerei abgebracht werden könnte. Der Geleitsbrief, den ihm Siegmund verſprochen hatte, wurde ihm nach Konſtanz nachgeſchickt.[2]) Huß traf, von einigen böhmiſchen Adeligen geleitet, am 3. November

[1]) Den Nachweis von der Abhängigkeit des Huß von Wiklif erbringt Loſerth in dem genannten Werke „Huß und Wiklif“.

[2]) Berger, J. Huß und König Siegmund. Augsburg 1871. — Uhlmann, K. Sigismunds Geleit für Huß und das Geleit im Mittelalter. Halliſche Beiträge zur Geſchichtsforſch. V (1894). — Bachmann, Geſch. Böhmens. II, 204 ff.

in Konſtanz ein, wurde gut aufgenommen und blieb anfangs auch unbeläſtigt, bis er nach vier Wochen verhaftet und eingekerkert wurde. Siegmund bemühte ſich zwar, die Enthaftung durchzuſetzen, aber er war es nicht imſtande. Dieſelbe Kommiſſion, die ſich mit Huß beſchäftigte, erhielt auch den Auftrag, die Lehrſätze Wiklifs zu prüfen. Am 4. Mai 1415 wurde Wiklifs Lehre als ketzeriſch verdammt und ſeine Schriften dem Feuer übergeben, eine ſchlimme Vorbedeutung für Huß. In drei öffentlichen Verhören beſtritt er, Irrtümer gelehrt zu haben, weshalb er ſich auch zu keinem Widerrufe herbeilaſſen könne.[1]) Die Autorität des Konzils in Glaubensſachen erkannte er nicht an, er wollte aus der Heiligen Schrift überwieſen werden. Dem König Siegmund gegenüber, der ihn zum Widerruf bewegen wollte, behauptete er, ein König, der ſich im Stande einer Todſünde befinde, ſei kein König mehr. Nachdem man ſich vergebens bemüht hatte, ihn zur Abſchwörung ſeiner Lehren zu bewegen, wurde er am 6. Juli für einen Ketzer erklärt und der weltlichen Gewalt übergeben. Auch Siegmund hatte ihn fallen laſſen, um den Verdacht der Ketzerei, deren man ihn beſchuldigte, zu beſeitigen. Da die Reichsgeſetze auf Ketzerei den Feuertod ſetzten, ſo wurde er an demſelben Tage noch auf den Scheiterhaufen geführt. Als er, an den Pfahl gebunden, daſtand und Holz und Stroh um ihn aufgeſchichtet war, kam, von Siegmund geſandt, der Reichsmarſchall Graf von Pappenheim und forderte ihn zum letzten Mal zum Widerrufe auf. „Ich ſterbe mit Freuden für die von mir erkannte und verkündete Wahrheit", ſagte der Reformator. Dann flammte das Feuer empor, und der Qualm erſtickte ihn. Seine Aſche wurde geſammelt und in den Rhein geworfen.[2])

Huſſens Freund, Hieronymus von Prag, der die Lehren Wiklifs auch außerhalb Böhmens, in Wien, Ungarn und Polen verbreitet hatte, war freiwillig nach Konſtanz gekommen, hatte aber die Stadt wieder verlaſſen, um nach Böhmen zurückzukehren. Auf dem Wege wurde er gefangengenommen und nach Konſtanz eingeliefert. Dort ließ er ſich zwar zum Widerrufe bewegen, doch ſpäter erklärte er, an Wiklif und Huß feſthalten zu wollen, weshalb er als rückfälliger Ketzer verbrannt wurde. Dies geſchah am 30. Mai 1416.

Im Jahre 1414 war der Magiſter Jakob von Mies mit der Lehre aufgetreten, man müſſe die Kommunion unter beiden Geſtalten (sub utraque) genießen; Huß in Konſtanz legte der Sache keine große

[1]) Peter v. Mladenovitſch, Relatio de M. Joh. Huss causa in Constant. concilio acta (bei Höfler, Geſchichtſchreiber, II, und Palacky, Documenta, S. 235). Dieſe Relation iſt entſtanden aus Aufzeichnungen, die in Konſtanz ſelbſt gemacht wurden.

[2]) Berger, S. 168f.

Wichtigkeit bei, doch hieß er den neuen Ritus gut. Seitdem wurde der Kelch das Symbol aller Parteien, in welche die Anhänger Hussens sich nach und nach spalteten. Von diesen sind zwei die wichtigsten: die Kalixtiner (Kelchner) oder Utraquisten, deren Mittelpunkt die Universität war, und die Taboriten, eine radikal-demokratische Partei, die ihren Namen von dem Berge Tabor erhielt, wo große Volksversammlungen gehalten wurden und nachmals die Stadt Tabor entstand. Die Kalixtiner unterschieden sich von den Katholiken nur wenig; die Taboriten dagegen, zu denen die Masse des Volkes, die Bauern und städtischen Handwerker und viele Ritter gehörten, verwarfen die meisten Sakramente, die Verehrung der Heiligen, das Fegefeuer, die wirkliche Gegenwart Christi im Altarsakramente und ließen auch Laien zu priesterlichen Verrichtungen zu. Sie neigten zu republikanischen Einrichtungen und zum Kommunismus.

König Wenzel hatte bisher dem Treiben und den Ausschreitungen der Hussiten ruhig zugesehen. Als aber Martin V., der vom Konstanzer Konzil im November 1417 gewählte Papst, und Siegmund von ihm ein kräftiges Einschreiten verlangten, ließ er sich zu einigen Maßregeln gegen die Hussiten herbei. Sie dienten jedoch nur dazu, die Aufregung zu vergrößern. Am 30. Juli 1419 führte ein ehemaliger Mönch und fanatischer Anhänger der hussitischen Partei, Johann von Seelau, eine Prozession durch die Straßen der Neustadt, wo sie vor dem Rathause Halt machte. Die Volksmenge, bewaffnet mit Schwertern und Knütteln, verlangte von dem aus Katholiken bestehenden Magistrate die Freilassung der Personen, die kurz vorher wegen religiöser Umtriebe verhaftet worden waren. Da wurde, so hieß es, ein Stein aus einem Fenster auf den Priester geworfen, der den Kelch trug. Die erregte Menge erstürmte unter Anführung des Ritters Johann Žižka von Trocnov das Rathaus und warf einige Ratsherren durch die Fenster auf die Gasse, wo sie mit Spießen aufgefangen und getötet wurden. Die Nachricht hiervon brachte den König in Wut, aber er raffte sich auch jetzt zu keiner Tat auf. Ein Schlaganfall machte am 16. August 1419 seinem Leben ein Ende.

Frühzeitig bildeten sich um die Gestalt des Königs Wenzel allerlei Sagen. Er soll oft in der Nacht mit seinen Lastergenossen in den Straßen der Stadt Prag umhergeschwärmt sein und schlechte Streiche ausgeführt haben. Stets habe ihn der Henker begleitet, den er seinen Gevatter nannte. Seine Genossen trugen ein Tuch mit, auf dem er jeden, dem er begegnete, in die Höhe prellen ließ. Ein Koch, der den Braten nicht richtig bereitet hatte, wurde auf seinen Befehl an den

Spieß gesteckt. Seine Jagdhunde zerrissen jeden, auf den er sie hetzte. In Wahrheit war Wenzel eher gutmütig als grausam. Er liebte heiteren Lebensgenuß, seine Leidenschaft war die Jagd. Seine Jagdschlösser in den Wäldern Böhmens waren ihm ein angenehmerer Aufenthalt als sein Schloß in Prag. Dem Trunke war er sehr ergeben. Die deutschen Stadträte wußten, wie sie seine Gunst am besten erlangen konnten, und unterstützten oft ihre Bitten durch Sendungen edlen Weines. Der König pflegte zu sagen, beigebrachtes Gift habe ihm die Leber entzündet, so daß er unauslöschlichen Durst habe. Im Rausche geriet er oft in Jähzorn und er tat dann, was ihn später reute. Zum Verzeihen war er gern bereit, das gemeine Volk war ihm sehr zugetan.[1])

IX. Siegmund als König von Ungarn[2])

Nach Ludwigs Tode machten sich die Polen von Ungarn wieder los. Auf einer Versammlung zu Radomsk erklärten sie, nur jene Tochter Ludwigs als Königin anzuerkennen, die in ihrem Lande ihren Sitz nehmen würde. Siegmund, der die Gunst der polnischen Großen nicht hatte erringen können, kehrte jetzt nach Ungarn zurück. Hedwig wurde nun nach Krakau geschickt und hier im Jahre 1386 trotz ihrer Verlobung mit dem Herzog Wilhelm gezwungen, dem Großfürsten Jagello von Litauen ihre Hand zu reichen. Wilhelm war zwar nach Krakau geeilt, um dies zu verhindern, allein er sah sich genötigt, die Stadt zu verlassen und nach Wien zurückzukehren.[3]) Jagello trat mit seinem Volke zum Christentum über, nahm bei seiner Taufe den Namen Wladislav an und vereinigte Litauen mit Polen.

In Ungarn regierte die ränkevolle Königin-Witwe Elisabeth statt ihrer zwölfjährigen Tochter Maria, die zum „König" gekrönt wurde.

[1]) Lindner, II, 170ff.

[2]) Eberhard Windeck, Historia Sigismundi imperatoris (1386—1442), bei Mencken, Scr., I. Neu herausgegeben von W. Altmann, Berlin 1893. Windecks Werk ist der erste Versuch, die Regierung eines deutschen Kaisers in deutscher Sprache zu erzählen; der Verf. entstammte einer Patrizierfamilie von Mainz (geb. 1380). — Die deutsche Siegmundschronik, herausg. von Cardauns in den Forschungen z. deutschen Geschichte, 16. Ebendorfer, Arnpeck, Thuroczy. — Lucii de regno Dalmatiae et Croatiae libri sex (bis 1420); Memoriale Pauli de Paulo (1371—1408); beide bei Schwandtner, III. — Altmann, Die Urkunden König Siegmunds. 2 Bde. Innsbruck 1896, 1900. — Cod. epistol. saec. XV (1384—1492). Bd. II der Monum. med. aevi der Krakauer Akad. — Acta extera, III (der ungar. Akad.). — Monum. Vaticana. Scr., I., III. u. IV. Bd., Budapest 1889 (enthalten die Bullen des Papstes Bonifaz IX.). — Laurentius de Monacis schrieb eine venetianische Chronik, die 1758 in Venedig gedruckt wurde und im Anhange ein Carmen de casu reginarum et de lugubri exitu Caroli Parvi enthält. — Fejér, X. — Monum. histor. Slavorum merid. IV, V, VI, XII, XXI.

[3]) Steinwenter, Beiträge zur Geschichte der Leopoldiner. Archiv d. W. A. 58.

Da jedoch die Regentin ihr ganzes Vertrauen dem Palatin Nikolaus Gara schenkte, der schon die Gunst König Ludwigs genossen hatte, entstand Unzufriedenheit. In den südlichen Gebieten erhoben die Brüder Horwathi, Paul, Bischof von Agram, und Johann, Ban von Machov, sowie deren Oheim Johann Palischna, Prior von Drana, südöstlich von Zara, einen Aufstand. Diese Partei rief sogar den König von Neapel, Karl den Kleinen (Karl von Durazzo) herbei. Und in derselben Zeit unterhandelte die Königin, die den Deutschen feindlich gesinnt war, mit dem König Karl VI. von Frankreich über die Heirat ihrer Tochter Maria mit dem Bruder des Königs, dem Herzog Ludwig von Orleans. Siegmund, der seine Braut und die Krone Ungarns nicht verlieren wollte, sammelte in Mähren ein Heer und rückte um die Mitte des August 1385 über Neutra in Ungarn ein. Wenige Wochen später landete Karl von Neapel in Zengg und rückte gegen Agram vor. In dieser Bedrängnis willigte die Königin-Witwe in die Vermählung ihrer Tochter mit dem Markgrafen Siegmund.

Allein die Königinnen fanden an Siegmund keine Stütze; denn dieser verließ merkwürdigerweise bald nach der Hochzeit Ungarn und begab sich nach Böhmen. Darauf zog Karl der Kleine in Ofen ein, wo er von seinen Anhängern zum König ausgerufen wurde. Maria entsagte dem Throne und Karl wurde in Stuhlweißenburg gekrönt. Da faßten die Anhänger der Königinnen den Plan, den Eindringling durch Ermordung aus dem Wege zu räumen.

Am 7. Februar 1386 fand sich der König auf den Wunsch der Königin Elisabeth zu einer Unterredung in ihren Gemächern im königlichen Palaste zu Ofen ein. Es erschienen auch Nikolaus Gara, der die Palatinswürde verloren hatte, und der Magnat Blasius Forgach. Plötzlich zog letzterer einen Streithammer hervor und hieb damit auf den Kopf des Königs. Dieser verteidigte sich mühsam mit seinem Schwerte; man ergriff ihn und brachte ihn nach der Feste Visegrad. Als er sich dort von seinen Wunden zu erholen anfing, wurde er im Kerker ermordet.

Die Königin-Witwe übernahm nun mit ihrer Tochter die Regierung. Auf den Rat des Nikolaus Gara begaben sich beide Frauen nach Slawonien, um an der Unterdrückung des Aufstandes der Horwathi mitzuwirken. In der Nähe von Diakovar wurden die Reisenden von einer Schar Bewaffneter unter Johann Horwathi überfallen. Blasius Forgach focht wie ein Verzweifelter, aber er wurde vom Pferde gestürzt und vor den Augen der Frauen enthauptet. Gara suchte diese zu schützen, doch ein Knecht, der unter den Wagen gekrochen war,

packte ihn an den Füßen und zerrte ihn vom Wagen. Mit einem Schlage hieb ihm einer den Kopf ab und schleuderte diesen den Frauen in den Schoß. Vergebens flehte Elisabeth den Johann Horwathi um Gnade; sie wurde samt ihrer Tochter nach Novigrad gebracht, wo der Prior Johann Palischna von Drana ihre Bewachung übernahm.

Während die Kroaten den jungen Ladislaus, den Sohn Karls des Kleinen, als König verlangten, riefen die Ungarn den Markgrafen Siegmund herbei, den sie als „Hauptmann" des Reiches anerkannten; am 31. März 1387 wurde er auch zum König gekrönt. Johann Palischna gedachte die gefangenen Frauen an die Witwe des ermordeten Karl des Kleinen auszuliefern, doch die Venetianer verhinderten dies, indem sie Novigrad belagerten. Da ließ Palischna die Königin Elisabeth erdrosseln und den Leichnam den Belagerern zuschleudern. Endlich lieferte er die Königin Maria an die Venetianer aus, die ihr die Freiheit gaben. Sie reiste nach Agram, wo sie mit ihrem Gemahl zusammentraf.[1])

Während dieser Wirren und Greueltaten gewann König Twartko von Bosnien große Teile von Dalmatien; Wladislav von Polen eroberte Rotrußland (Galizien) mit der blühenden Handelsstadt Lemberg. Fürst Peter von der Moldau schüttelte die ungarische Herrschaft ab und der Woiwode Mirtscha von der Walachei schloß mit Wladislav ein Bündnis gegen Siegmund. So war Ungarn im Süden und Norden bedroht und auch die Osmanen drängten immer mächtiger heran. Im Jahre 1388 eroberte Sultan Murad Bulgarien und drang in Serbien ein. Auf dem Amselfelde westlich von Prischtina stellte sich ihm 1389 der Serbenfürst Lazar entgegen, der jedoch eine Niederlage erlitt.

Da starb im Jahre 1391 König Twartko; der Ban Horwathi wurde gefangen und hingerichtet; 1395 schied Königin Maria kinderlos aus dem Leben, weshalb Wladislav von Polen als Gemahl Hedwigs Ansprüche auf Ungarn erhob. Aber das polnische Heer, das in Ungarn einfiel, wurde durch die Umsicht des Erzbischofs von Gran, Johann Kanisay, zurückgedrängt.

Die Lage Siegmunds war damals eine ungünstige. Der Gesandte des Herzogs von Mantua berichtet, Siegmunds Hof sei so arm, daß er den Namen eines „Hofes" gar nicht verdiene; nur jene könnten etwas bei ihm durchsetzen, die ihm Geld zu leihen imstande wären; von einer Rückzahlung sei aber keine Rede. Einfluß auf den König

[1]) Huber, Die Gefangennahme der Königinnen Elisabeth und Maria von Ungarn. Archiv d. W. A. 66. Bd., S. 511 ff.

hätten besonders der Primas und der Bischof von Agram, die man durch Geschenke gewinnen könne.

Siegmunds Ansehen und das seines Reiches mußte bei den Balkanvölkern und in den abendländischen Staaten steigen, wenn es ihm gelang, einen Hauptschlag gegen die Osmanen auszuführen oder sie gar aus Europa zu vertreiben. Er suchte daher ein großes Heer aufzubringen und wandte sich an alle abendländischen Völker. Es kamen auch Scharen aus verschiedenen Ländern herbei: Engländer unter dem Sohne des Herzogs von Lancaster, Franzosen und Burgunder unter dem Herzog von Nevers und viele Deutsche mit Ruprecht von der Pfalz und dem Burggrafen Johann von Nürnberg. Diese Mannschaften machten mit den Ungarn etwa 60.000 Mann aus. Sie zogen in Bulgarien ein und langten um die Mitte des September 1396 vor Nikopolis an, das sie belagerten. Da nahte Sultan Bajesid mit 100.000 Mann zum Entsatze. Die Franzosen eröffneten die Schlacht und trieben die ersten zwei türkischen Treffen in die Flucht; als sie aber auf die Hauptmacht Bajesids stießen, wurden sie umzingelt und aufgerieben. Dann griff Siegmund in die Schlacht ein, aber sie war für die Christen nicht mehr zu retten und der König mußte zurückweichen. Ein Teil der Flüchtenden fand auf den Donauschiffen Aufnahme, die meisten ertranken oder wurden getötet oder gefangen.[1])

Siegmund fuhr, von dem Grafen Hermann von Cilli, dem Burggrafen von Nürnberg und anderen begleitet, donauabwärts in das Schwarze Meer und kehrte über Konstantinopel zu Schiffe nach Dalmatien zurück, wo er anfangs 1397 eintraf.

Während seiner Abwesenheit hatte die neapolitanische Partei wieder ihr Haupt erhoben. Sie ersann jetzt sogar den Plan, für Ladislaus von Neapel um eine Tochter Bajesids zu werben und ihn zum König von Ungarn zu erheben.[2]) Doch Siegmund warf diese Bewegung rasch nieder. Als er aber einen großen Teil des Jahres 1400 in Böhmen und Mähren zubrachte, entstand abermals eine Verschwörung gegen ihn, an der die vornehmsten Magnaten teilnahmen. Nach seiner Rückkehr erschienen am 28. April 1401 die Verschworenen in der Burg zu Ofen und nahmen ihn gefangen. Während er auf der Burg Visegrad schmachtete, wurden die Ausländer, Böhmen, Polen und Deutsche, aus dem Lande gejagt. Da die Verschworenen über die

[1]) Reisen des Joh. Schiltberger vom J. 1394—1427. Herausg. v. Neumann. München 1859. (Sch. war ein Bayer und Augenzeuge der Schlacht.)

[2]) Thuroczy, IV, c. 12. Auch wird in Urkunden davon geredet.

Persönlichkeit, die sie auf den Thron erheben wollten, nicht einig waren, gewann die königliche Partei wieder an Stärke. Der Pole Stibor, der Woiwode von Siebenbürgen war, vor allen aber Nikolaus Gara, der Sohn des ermordeten Palatins, und Graf Hermann von Cilli brachten es bei den Verschworenen dahin, daß sie den König freigaben. Dieser verkündete eine allgemeine Amnestie, erhob Gara zum Palatin und verlobte sich mit Barbara, der Tochter Hermanns von Cilli.

Als sich König Siegmund im Jahre 1403 wieder nach Böhmen begab, nahm die Macht der neapolitanischen Partei bedeutend zu. Auch viele ungarische Magnaten schlossen sich ihr an und erklärten sich für Ladislaus. Dieser erschien im Juli 1403 in Zara, wo er von dem Erzbischof von Gran, Johann Kanisay, zum König von Ungarn gekrönt wurde. Selbst nach Ungarn zu ziehen, wagte er nicht; dort traten Siegmunds Anhänger mit Macht gegen seine Gegner auf und gewannen die Oberhand, so daß Ladislaus im November nach Neapel zurückkehren mußte.[1])

Nachdem sich Siegmund so auf dem Throne befestigt hatte, mischte er sich in die Angelegenheiten Bosniens, wo stets Streitigkeiten herrschten. Er unternahm mehrere Feldzüge dahin, die glücklich ausfielen: der nördliche Teil dieses Landes konnte zu Ungarn geschlagen werden. Hierauf unterwarfen sich auch die Seestädte Dalmatiens wieder, doch verkaufte Ladislaus Zara, das noch in seiner Gewalt war, und seine Ansprüche auf Dalmatien an Venedig um 100.000 Dukaten. Da dieses aber ganz Dalmatien zu gewinnen trachtete und Siegmund, der 1411 zum römischen König gewählt worden war, die oberitalienischen Städte, welche von Venedig in Besitz genommen worden waren, dem Reiche zurückerobern wollte, kam es wieder zu einem Kriege mit der Republik. Um Geld zu erhalten, verpfändete Siegmund 1412 13 Zipser Städte dem König von Polen um 37 Schock böhmischer Groschen. Der Krieg endete ohne Frieden und zum Nachteile Siegmunds, denn die Venetianer eroberten fast alle Städte und Inseln Dalmatiens. In den späteren Regierungsjahren Siegmunds wurden die Osmanen fast vollständig Herren der Balkanhalbinsel. Der Despot Georg von Serbien mußte die Oberhoheit des Sultans anerkennen. Der Woiwode der Walachei, Drakul, früher ein Lehensfürst Ungarns, schloß sich an die Türken an, und seit dieser Zeit wurde auch Siebenbürgen von diesen heimgesucht. König Twartko II.

[1]) Einige Briefe hierüber im Archivio storico, IV, 1, S. 216 ff., und wiederholt im 4. Bde. der I. Serie d. Monum. Vaticana, Budapest 1889, S. 611 ff.

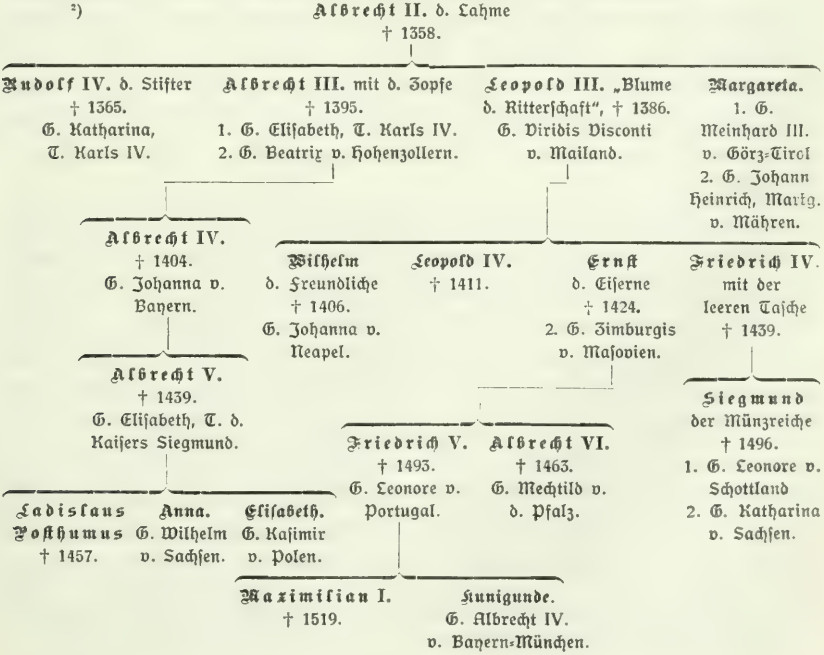
von Bosnien, das von den Türken und durch Bürgerkriege verwüstet wurde, huldigte 1436 dem Sultan Murad II. Die Moldau, schon längst von Ungarn abgefallen, erhielt von dem Fürsten Alexander I. (1401 bis 1433) ihre staatliche Ausgestaltung; der Sitz der Fürsten war Suczawa. So waren am Ende der Regierung Siegmunds alle Vasallenländer Ungarns und Dalmatien verloren.

X. Albrecht IV. († 1404) und Albrecht V. von Österreich und die gleichzeitigen Leopoldiner[1])

Nach Albrecht III. Tode wollte Albrecht IV.[2]), der 18 Jahre alt war, Österreich allein regieren, doch sein Vetter Wilhelm beanspruchte als der Älteste des Hauses auch die Herrschaft über Österreich. Schon schien es zu einem Bruche zu kommen, als sie im November 1395 den Vertrag von Hollenburg schlossen: beide Herzoge sollten ihre Länder gemeinsam regieren, die Beamten und Vasallen beiden

[1]) Neben den genannten Quellen die kleine Klosterneuburger Chronik (1322—1428). Herausg. von Zeibig im Archiv d. W. A. 7. — Lichnowsky, V. — Kurz, Österreich unter Herzog Albrecht IV. 2 Bde. Linz 1830. — Kurz, Österreich unter König Albrecht II. 2 Bde. Wien 1835.

[2])



den Eid der Treue ſchwören und die Einkünfte ihrer Länder gleich geteilt werden. Am 31. März 1396 ſchloſſen die zwei älteſten Brüder aus der Leopoldiniſchen Linie, Wilhelm und Leopold, in Wien folgenden Vertrag: Wilhelm ſollte in Steiermark, Kärnten, Krain, der windiſchen Mark, Trieſt und Iſtrien, Leopold in Tirol, Schwaben und im Elſaß regieren; von den zwei jüngeren Brüdern ſollte Ernſt von Wilhelm, Friedrich von Leopold verſorgt werden.

Dieſe Teilung dauerte bis 1402. In dieſem Jahre wurde zu Bruck a. d. Mur ausgemacht, daß Wilhelm und Ernſt in Steiermark, Kärnten, Krain und den dazugehörigen Ländern, Leopold und Friedrich in Tirol und den Vorlanden zu regieren hätten; doch ſollten Tirol und Steiermark von den zwei älteſten Brüdern allein verwaltet werden.

Albrecht IV. liebte wie ſein Vater ein zurückgezogenes Leben; er verkehrte viel mit den Mönchen von Mauerbach und beſchäftigte ſich gern mit Tiſchlerarbeiten. Im Sommer 1398 unternahm er über Venedig eine Reiſe in das Heilige Land, von der er im Dezember wieder in Wien eintraf. In Öſterreich ſah es in dieſer und der folgenden Zeit traurig aus. Die böhmiſchen Herren von Neuhaus, Heinrich von Kunſtat auf Jaiſpitz, der Dürnteufel genannt, u. a. raubten und plünderten auch in Öſterreich und viele Herren dieſes Landes taten es ihnen gleich. „Ritter, Knecht, Knappen und etlich Herren, geſeſſen auf dem Marchfeld bis herauf an den Hausruck, waren alle Dieb und Verräter und hatten gleichen Teil mit den Böhmen.“ [1]) Gegen dieſes adelige Räubervolk rückte das „Gereune“ aus, Söldner, welche der Marſchall, Adelige oder Bürger aufnahmen; alle Stände und auch die Juden mußten die Unkoſten tragen.

Im Jahre 1400 ſetzten bekanntlich die Kurfürſten den König Wenzel ab und wählten Ruprecht von der Pfalz zum Reichsoberhaupte. Wenzel hatte den Johann Galeazzo Visconti gegen eine Geldſumme zum Herzog von Mailand erhoben und dieſer hatte die ganze Lombardei erobert. Ruprecht von der Pfalz mußte ihm dieſe Eroberungen entreißen und ſchloß daher mit Herzog Leopold von Tirol einen Vertrag. Dieſer erkannte ihn als König an und gelobte, ihm gegen eine hohe Geldſumme die Alpenpäſſe offen zu halten. Das deutſche Heer, bei dem ſich auch Herzog Leopold befand, wurde jedoch im Oktober 1401 bei Brescia geſchlagen und Leopold gefangen. Schon nach einigen Tagen erhielt er ſeine Freiheit wieder, worauf er nach Hauſe zog.

[1]) Appendix zu Sefner (Hagen) bei Pez, I, 1164. — Ebendorfer, S. 839. — Kurz, Öſterreich unter Herzog Albrecht IV. I, S. 128 ff.

Im luxemburgischen Hause herrschten damals fortwährend Zwistigkeiten. König Siegmund von Ungarn nahm, wie wir schon wissen, im Frühjahre 1402 seinen Bruder Wenzel gefangen und führte ihn über Oberösterreich nach Wien, wo er ihn der Aufsicht der Herzoge Albrecht und Wilhelm übergab. Zugleich erneuerte Siegmund mit diesen Herzogen sowie mit Herzog Ernst die frühere Erbeinigung zwischen Österreich und Böhmen und versprach, einen der Habsburger zu seinem Nachfolger in Ungarn zu ernennen, wenn er ohne Söhne bliebe. Am 14. September desselben Jahres erklärte er auf einem Reichstag zu Preßburg, daß er für den Fall seines Ablebens ohne Söhne Ungarn mit Zustimmung der „Prälaten, Barone, Edeln und Städte" dem Herzog Albrecht IV. schenke, worauf die Stände versprachen, im erwähnten Falle den Herzog als König „anzunehmen und zu krönen". So oft Siegmund von Ungarn abwesend sei, sollte Albrecht sein Stellvertreter sein.

Da die österreichischen Herzoge den gefangenen König Wenzel nicht strenge genug bewachten, entkam dieser im November 1403 verkleidet aus Wien, fuhr bei Stadlau in einem Kahn über die Donau und begab sich nach Böhmen. Siegmund war darüber erbittert, denn er meinte, die Herzoge hätten selbst seinem Bruder zur Flucht verholfen, und nur mit Mühe gelang es ihnen, den Frieden mit ihm aufrechtzuerhalten.

Unter den österreichischen Herzogen dauerten die Streitigkeiten fort. Während Friedrich sich an König Ruprecht von der Pfalz anschloß, dessen Tochter Elisabeth er nachmals heiratete, rüstete sich Albrecht und Ernst zu einem Kriege, den sie im Vereine mit Siegmund gegen König Wenzel und Jost von Mähren führen wollten. Die Österreicher belagerten im Juli 1404 Znaim. Als unter den Belagerern die Ruhr ausbrach, wurde die Belagerung aufgehoben. Herzog Albrecht, den die Krankheit ebenfalls ergriffen hatte, ließ sich nach Klosterneuburg bringen und starb daselbst am 14. September im Alter von 28 Jahren. Er hinterließ eine Witwe Johanna, mit der er einen Sohn Albrecht V. und eine Tochter Margareta hatte, die später die Gemahlin des Herzogs Heinrich von Bayern wurde.

Die Vormundschaft über Albrecht V. übernahm Herzog Wilhelm, der sich ganz auf die Seite Wenzels stellte, mit dem er Frieden und Freundschaft schloß. Dagegen wandte sich sein Bruder Leopold dem Siegmund zu, mit dem er ein Bündnis einging. Zwischen Wilhelm und Siegmund kam es nun zu einem Kriege; ungarische Scharen fielen verwüstend in Österreich ein, was Wilhelm mit einem Einfall in Ungarn heimzahlte. Doch schickte er Gesandte nach Preßburg, die einen Frieden

vermitteln sollten. Er erlebte ihn nicht mehr; er starb am 15. Juli 1406. Seine Witwe Johanna von Neapel, die Schwester des Königs Ladislaus, kehrte hierauf in ihre Heimat zurück.

Der Älteste des Hauses war jetzt Leopold IV.[1]) Doch die Prälaten, Herren und Abgeordneten der Städte Österreichs versammelten sich im August 1406 in Wien, wo sie erklärten, daß sie bezüglich der Vormundschaft nur die Beschlüsse als gültig ansehen würden, welche sie oder ein von ihnen zu wählender Ausschuß fassen würden. Ein solcher Ausschuß wurde hierauf gewählt und bestimmte, daß die Vormundschaft über Albrecht V. bis zum 23. April 1411 dauern sollte. Die Herzoge Leopold und Ernst von Österreich gaben ihre Zustimmung und machten aus, daß Leopold die Vormundschaft und die Regierung in Österreich, Kärnten, Krain, Ernst, der wegen seiner Körper- und Willensstärke den Beinamen „der Eiserne" erhielt, die von Steiermark übernehme. Friedrich erhielt bald darauf die Verwaltung der Vorlande und 1407 volle Gewalt über Tirol.

Damals wurde Österreich, wie erwähnt wurde, häufig durch Raubzüge böhmischer und mährischer Adeliger heimgesucht und auch österreichische Adelige führten häufig Fehden untereinander. Leopold richtete mit den österreichischen Ständen einen allgemeinen Landfrieden auf, durch welchen bestimmt wurde, daß jede Selbsthilfe aufhören und jeder Streit vor die Gerichte gebracht werden solle. Als bald darauf Ernst gleichfalls die Vormundschaft über Albrecht anstrebte, kam es zu einem Bürgerkrieg in Österreich. Die Brüder setzten endlich ein Schiedsgericht ein, das aus zwanzig Herren und Rittern bestand und im Juni 1408 entschied, daß Leopold Vormund bleiben sollte. Neue Streitigkeiten führten zu einem Schiedsspruche des Königs Siegmund, der am 13. März 1409 bestimmte, daß Leopold und Ernst die Vormundschaft gemeinsam führen und die Einkünfte brüderlich teilen sollten.

Die beiden Vormünder waren nicht willens, ihren Mündel zur bestimmten Zeit aus der Vormundschaft zu entlassen. Dies führte zu einem Gewaltstreiche. Reinprecht von Wallsee und Leopold von Eckartsau entführten nämlich den jungen Albrecht und brachten ihn nach Eggenburg, wo sich die Stände versammelten. Darüber geriet Leopold in einen solchen Zorn, daß er am 3. Juni 1411 plötzlich starb.

Nun wollten die Brüder Ernst und Friedrich die Vormundschaft führen, aber König Siegmund nahm sich der Angelegenheit an; er

[1]) Zeißbergs Abhandlung über den Erbfolgestreit nach Ladislaus Posthumus im Archiv d. W. A. 58. — Kümmel, Zur Geschichte Herzog Ernsts des Eisernen (1406–1424), in den Mitt. des Hist. V. f. Steierm. 25. — Steinwenter, Studien z. Geschichte der Leopoldiner. Archiv d. W. A. 65.

verſprach, den jungen Herzog mit ſeiner Tochter Eliſabeth vermählen zu wollen und bewirkte, daß er aus der Vormundſchaft Ernſts entlaſſen und als ſelbſtändiger Regent Öſterreichs unter und ob der Enns angeſehen wurde. Ernſt regierte jetzt in Steiermark, Kärnten und Krain und Friedrich in Tirol und den Vorlanden.

Albrecht V. ſuchte ſeinem Lande den Frieden zu erhalten, was ihm auch gelang, bis er in die Huſſitenkriege verwickelt wurde.

XI. Friedrich von Tirol († 1439)[1])

Zur Zeit, als Herzog Friedrich als Stellvertreter ſeines Bruders Leopold IV. die Vorlande verwaltete, entſtand in der Schweiz der Appenzeller Krieg. Die Äbte von St. Gallen hatten in Appenzell die hohe Gerichtsbarkeit. Durch die Härte des Abtes Kuno gereizt, erhoben ſich die Appenzeller, die von den Schwyzern unterſtützt wurden, gegen ihn und beſiegten ſeine Truppen. Als Herzog Friedrich dem Abte ſeine Hilfe zuſagte, griffen die Appenzeller die habsburgiſchen Beſitzungen an. Nachdem ſie die öſterreichiſchen Truppen im Juni 1405 beſiegt hatten, rückten ſie ins Rheintal und ſchloſſen mit den mißvergnügten Bauern und den Bürgern einiger Städte den „Bund ob dem See“. So verſtärkt, zogen die Bauern im folgenden Jahre über den Arlberg und bis ins Inntal vor. Nachdem ſie hier den Tiroler Landeshauptmann Peter von Spaur und die Bürger von Innsbruck geſchlagen hatten, kehrten ſie zurück. Im Jahre 1407 belagerten ſie Bregenz, wurden aber hier von dem ſchwäbiſchen Adel geſchlagen. König Ruprecht vermittelte im Jahre 1408 einen Frieden, in dem Herzog Friedrich die meiſten verlorenen Beſitzungen zurückerhielt.

Biſchof von Trient war ſeit 1390 Georg aus dem öſterreichiſchen Geſchlechte Liechtenſtein. Da er gegen die Witwe des Johann Galeazzo von Mailand Krieg führte und auch mit einigen Vaſallen zu kämpfen hatte, ſo mußte er ſeinen Untertanen hohe Steuern auflegen. Infolgedeſſen brach im Jahre 14 7 in Trient ein Aufſtand aus. Der Biſchof rief italieniſche Söldner ins Land, doch ſeine Bürger nahmen ihn gefangen und baten den Herzog Friedrich um Hilfe. Dieſer rückte mit einem Heere vor die Stadt und zwang den Biſchof, ihm die Verwaltung der Stiftsgüter zu überlaſſen. Da er jedoch nicht alle Vertragspunkte erfüllte, nahm ihn der Herzog gefangen und führte ihn

[1]) Graf Brandis, Tirol unter Friedrich von Öſterreich. Wien 1823.

nach Bruneck. Hier versprach der Bischof, sich der Entscheidung der Herzoge Friedrich und Leopold fügen zu wollen, worauf er die Freiheit erhielt und nach Wien reiste. Nach einiger Zeit wurde er wieder in sein Bistum eingesetzt.

Doch bald kam es neuerdings zum Streite. Der Bischof, der sein Bistum von der Grafschaft Tirol loslösen wollte, fand einen mächtigen Beschützer an Heinrich von Rottenburg (im Unterinntale), der in allen Teilen des Landes begütert war und schon längst dahin arbeitete, den Landesherrn vom Adel abhängig zu machen. Herzog Friedrich begann nun den Krieg gegen den Bischof und den Rottenburger. Als letzterer unterlag, eilte er nach Bayern, dessen Herzoge er zur Eroberung Tirols aufforderte. Diese zogen in der Tat im Jahre 1410 in das Inntal, gingen jedoch bald mit dem Herzog einen Waffenstillstand ein. Der Rottenburger geriet in die Gefangenschaft des Herzogs und starb nach seiner Freilassung. Bischof Georg übergab die ganze weltliche Gewalt seines Bistums dem Herzog Friedrich gegen eine Jahresrente und begab sich nach seinem Stammsitze Nikolsburg. Schon im Jahre 1411 widerrief er den kaum geschlossenen Vertrag und schleuderte den Kirchenbann auf den Herzog. Da nahm sich König Siegmund, der zur Zeit des Konstanzer Konzils als Feind Friedrichs auftrat, des Bischofs an.

Seit dem Pisaer Konzil (1409) hatte die Christenheit drei Päpste. Die Verwirrung, die dadurch entstanden war, zu beseitigen und die Irrlehren des Huß auszurotten, wurde auf Anregung Siegmunds im Jahre 1414 nach Konstanz ein Konzil berufen. Johann XXIII., der in Bologna residierte, nahm seinen Weg in die Konzilstadt durch Tirol. In Meran traf er mit Herzog Friedrich zusammen, den er zum Generalkapitän der Truppen der römischen Kirche ernannte, wofür ihm dieser seinen Schutz zusicherte. Das Konzil verlangte die Abdankung aller drei Päpste. Johann fügte sich dieser Forderung und legte seine Würde nieder; denn er hegte die Hoffnung, dadurch seine Wiederwahl zu erreichen. Als sich aber zeigte, daß sich diese Hoffnung nicht erfüllen werde, beschloß er zu entfliehen. Herzog Friedrich veranstaltete, ihm das Entkommen zu erleichtern, am 20. März 1415 vor den Toren von Konstanz ein glänzendes Turnier. Während er mit dem Grafen von Cilli kämpfte und aller Augen auf sie gerichtet waren, entfloh der Papst als Reitknecht verkleidet und begab sich nach der österreichischen Stadt Schaffhausen. Dorthin folgte ihm der Herzog nach.

Siegmund, der auf Friedrich auch aus anderen Gründen erzürnt war, sprach jetzt über ihn die Reichsacht aus und forderte die Nachbarn Tirols, zumal die Eidgenossen, auf, Tirol und die österreichischen Vor-

lande anzugreifen; was sie erobern würden, sollten sie im Namen des Reiches besitzen dürfen. Dieser Aufforderung wurde allseitig entsprochen und bald war ein großer Teil der Vorlande erobert. Doch die Bauern des Schwarzwaldes und die Tiroler blieben ihrem Fürsten treu. Trotzdem entschloß sich Friedrich, die Gnade des Königs zu suchen. Er erschien in Konstanz und mußte ihm versprechen, so lange in der Stadt zu bleiben, bis der Papst wieder dahin gebracht sei und alle Städte, Beamten und Amtleute Friedrichs dem Kaiser gehuldigt hätten.

Siegmund forderte nun die Untertanen Friedrichs auf, ihm zu huldigen. Nicht alle Städte ließen sich dazu herbei. Einige Tiroler Adelige, vorab der Landeshauptmann Peter von Spaur, riefen den Herzog Ernst in ihr Land und huldigten ihm im Juni 1415 in Bozen. Aus diesem Grunde hielt Siegmund den Herzog noch lange in Gefangenschaft. Da dieser fürchtete, sein Bruder könnte sich für immer seines Landes Tirol bemächtigen, entfloh er im März 1416 und begab sich in sein Land. Da zeigte es sich, daß die Zahl seiner Anhänger, besonders in den Städten und unter den Bauern, sehr groß war. Da jedoch Ernst Tirol nicht aufgeben wollte, so spaltete sich das Land in zwei Parteien: der größere Teil des Adels hielt zu Ernst, der übrige Teil, die Städte und Gerichte, standen auf der Seite Friedrichs. Nach einiger Zeit kam es zwischen den Brüdern auf der salzburgischen Feste Kropfsberg am Eingange des Zillertales zu einem Vergleiche.[1])

Als Siegmund, der unterdessen eine Reise nach Frankreich und England gemacht hatte, nach Konstanz zurückgekehrt war, verklagte das Konzil den Herzog Friedrich wegen seines Auftretens gegen den Bischof Georg von Trient und sprach über ihn den Kirchenbann und über sein Land das Interdikt aus. Der Kaiser belegte ihn abermals mit der Reichsacht und sprach ihm seine Länder ab; zugleich verkaufte und verpfändete er vorderösterreichische Herrschaften und machte sie reichsunmittelbar. Die Schweizer forderte er auf, gegen Tirol zu ziehen, wo einige Adelige, wie Oswald von Wolkenstein und sein Bruder Michael, zum Kaiser hielten, um durch ihn eine reichsfreie Stellung zu erlangen.

Dieses maßlose Vorgehen des Kaisers fand so wenig Billigung, daß er im Mai 1418 mit dem Herzog einen Frieden zu schließen gezwungen war. Dieser mußte den Bischof Georg wieder in sein Bistum einsetzen, dem Kaiser Hilfe gegen Venedig zusagen und erhielt dafür die reichsunmittelbar erklärten Städte zurück. Auch wurde ihm gestattet, die verpfändeten Besitzungen zurückzulösen.

[1]) Jäger, Geschichte der landständ. Verfassung. I, 330.

Bischof Georg war kaum nach Trient zurückgekehrt, als er den Krieg mit dem Herzog neuerdings begann, in dem ihm Peter von Spaur mit seinen Söhnen und der gewalttätige Paris von Lodron beistanden. Doch starb der Bischof schon im Jahre 1419. Sein Nachfolger Johann von Isny belehnte Friedrich mit den Tridentiner Lehen, die Heinrich von Rottenburg innegehabt hatte.

Friedrich brachte durch eine gute Finanzwirtschaft die meisten verpfändeten Güter zurück; doch blieben ihm unter anderen der Aargau, die Herrschaften Kiburg, Lenzburg und die Stadt Schaffhausen, die ihre Reichsunmittelbarkeit behauptete, verloren. Er begünstigte die unteren Stände, mit deren Hilfe er den übermütigen Adel zu demütigen suchte. Er brachte Oswald von Wolkenstein in seine Gewalt und bekriegte die Brüder Starkenberg, die mächtigsten Adeligen seit dem Aussterben der Rottenburger. Darüber entstand eine große Mißstimmung unter dem Adel, der einen Bund schloß und selbst die Hilfe des Kaisers gegen seinen Herzog anrief. Die Ausdauer, mit der Friedrich den Plan der Demütigung des Adels verfolgte, brachte ihm den Sieg. Als 1427 Oswald von Wolkenstein, der zum zweiten Male in der Gefangenschaft des Herzogs schmachtete, Urfehde gelobte, war der Trotz des Adels gebrochen, Friedrichs landesfürstliche Gewalt, seine Hoheit über Land und Leute allgemein anerkannt. Durch die dem Adel abgenommenen oder durch Kauf erworbenen Güter hatte er seine materielle Macht bedeutend vermehrt. Da auf den Landtagen in dieser Zeit immer auch Bürger und Bauern erschienen, so entstand das Recht des Bauernstandes, an den Landtagsverhandlungen teilzunehmen.

Als im Jahre 1436 der Graf Friedrich von Toggenburg, der letzte seines Stammes, an den viele österreichische Besitzungen verpfändet worden waren, starb, überließ dessen Witwe Elisabeth dem Herzoge alle Pfandschaften ihres Mannes, die teils in Vorarlberg, teils in der Schweiz lagen: Feldkirch, Sargans, das Rheintal und andere. Die Feldkircher fügten sich nur gezwungen; die Sarganser wurden in ihrem Widerstande gegen den Herzog von den Schweizern unterstützt; denn diese sahen eine Machterweiterung der Habsburger in ihrer Nähe nicht gern. Ja, mit den Zürchern kam der Herzog sogar in einen Krieg, der jedoch durch Vermittlung der in Basel versammelten Väter und durch den Bischof Heinrich von Konstanz bald ein Ende fand.

Friedrich starb am 24. Juni 1439. Ernst der Eiserne war schon 1424 aus dem Leben geschieden. Dessen Sohn Friedrich V. über-

nahm nun als der Älteſte des Hauſes Habsburg die Vormundſchaft über Friedrichs Sohn Siegmund, den er wider den Willen der Stände aus Tirol wegführte und in Graz und Wiener-Neuſtadt erziehen ließ.

Friedrich von Tirol war ein tatkräftiger Fürſt, der große Kühnheit in ſeinen Entſchlüſſen mit ſeltener Ausdauer bei der Ausführung verband. Gegen die Biſchöfe und den Adel trat er energiſch auf. Konnte ihm in früheren Jahren der Spottname „mit der leeren Taſche" beigelegt werden, ſo verdiente er in ſpäterer Zeit den Beinamen „der Reiche", denn er hinterließ ſeinem Sohne einen größeren Schatz als irgend ein anderer Fürſt ſeiner Zeit: viel goldenes Geſchmeide, ſilbernes Hausgeräte, allerlei Edelſteine, Perlen, Kunſtgegenſtände, unverarbeitetes Gold, ſowie 4655 Dukaten und Silber im Gewichte von 46 Zentnern.[1]) Seine Gerechtigkeitsliebe und ſein leutſeliges Benehmen hatten ihm die Liebe der Bürger und Bauern in hohem Grade erworben. Seinen Sitz hatte er von Meran nach Innsbruck verlegt, wo er eine neue Reſidenz erbaute, das ſpätere Haus „mit dem goldenen Dächlein".

XII. Die Huſſitenkriege[2])

Nach dem Tode Wenzels vergrößerte ſich die Unordnung in Böhmen, zumal der rechtmäßige Erbe Siegmund von Ungarn und deutſcher König verhindert war, Ungarn zu verlaſſen. Die Regierung in Böhmen führte unterdeſſen die Witwe Wenzels, Sophie. Die Katholiken, zu denen vorzugsweiſe die Deutſchen gehörten, wollten Siegmund ſofort als König anerkennen, die Utraquiſten dagegen gedachten dies nur unter gewiſſen Bedingungen zu tun. Sie verlangten, daß ihnen Religionsfreiheit gewährt, dem Klerus die Güter weggenommen, in den königlichen Städten keine deutſchen Magiſtrate geduldet werden,

[1]) Jäger, Geſch. d. landſtändiſch. Verf. II, 2, S. 21.

[2]) Windeck, Historia Sigismundi imp. — Andreas presbyter Ratisponensis, Expeditiones in Bohemiam ad delendum Hussitas hereticos (1418—1429; bei Höfler, Geſchichtſchreiber, III). — Ebendorfers Öſterreichiſche Chronik; die Chroniken der deutſchen Städte. — Die Flersheimer Chronik, herausg. von Waitz. Leipzig 1874. — Aeneas Sylvius, De viris illustribus (sua aetate claris), herausgegeben vom Literariſchen Vereine in Stuttgart. I, 1843. Es waren 65 Biographien, von denen 21 verloren ſind. Wichtig ſind: De Barbara imperatrice, De Sigismundo imper.. De Alberto duce Austriae (imper. Alberto II). — Aen. Sylvius, Hist. Bohemica. — Bezold, König Siegmund und die Reichskriege gegen die Huſſiten bis zum Ausgange des dritten Kreuzzuges. München 1872. — Grünhagen, Die Huſſitenkämpfe der Schleſier 1420–1434. 1872. — Palacky, Geſchichte Böhmens. III, 2. — Palacky, Urkundliche Beitr. zur Geſchichte der Huſſitenkriege. 2 Bde. 1873 (1419 bis 1436). — Bachmann, Geſch. Böhmens. II, 238 ff.

kein Ausländer in Böhmen ein Amt erhalten und die Gerichte überall in tschechischer Sprache verhandeln sollten. Die Taboriten wollten von Siegmund, dem sie die Schuld am Tode Hussens beimaßen, nichts wissen. Ihr Führer, der Ritter Johann Žižka von Trocnov, einäugig und seit 1421 ganz blind, verstand es, die Bauern und Handwerker militärisch trefflich einzuschulen und zu begeistern, so daß sie bereit waren, jede Gewalttat auszuführen und den Tod für den Kelch zu erleiden. Mit Dreschflegeln und Morgensternen bewaffnet, kämpften diese Scharen für Glauben, Nation und Vaterland und mußten über die schlecht disziplinierten Kreuzfahrer, die ihnen Siegmund entgegenführte und die nicht für eine Idee kämpften, die Oberhand gewinnen. Zudem brachte Žižka die Wagenburg in Anwendung, die schon vor ihm bekannt war. Die schweren, aneinandergekoppelten, mit Sturmdächern und kleinen Kanonen versehenen Streitwagen bildeten ein befestigtes Lager, gewährten im Kampfe einen Stützpunkt und nach einer Niederlage Schutz gegen die Verfolger.[1])

Siegmund machte den Utraquisten keine Zugeständnisse, sondern verlangte bedingungslose Unterwerfung. Er konnte so herrisch auftreten, weil er auf ein starkes Kreuzheer rechnete; der Papst Martin V. hatte nämlich in einer Bulle vom 1. März 1420 alle Christen zur Vertilgung der Ketzer aufgefordert und den Teilnehmern am Kreuzzuge einen Ablaß verliehen. Bei dieser Gefahr zog Žižka mit seinen Taboriten zum Schutze der Hauptstadt Prag herbei. Als daher Siegmund, der von Breslau gegen Nachod hin in Böhmen eingerückt war und auf dem weiteren Wege die Mannschaften anderer deutscher Fürsten aufgenommen hatte, mit 70.000 Mann vor Prag ankam, fand er es so verteidigt, daß die Einnahme unmöglich war. Er erreichte bloß, daß er vom Erzbischof von Prag auf dem Hradschin, den seine Leute besetzt hielten, zum König von Böhmen gekrönt wurde, mußte aber dann gegen Kuttenberg hin abziehen. Auch den Wischehrad hielten seine Getreuen besetzt, wurden jedoch von den Pragern belagert. Noch in demselben Jahre eilte Siegmund zum Entsatze herbei; allein am Fuße des Wischehrad erlitt er am 1. November eine Niederlage, so daß er den Rückzug antreten und seine Besatzung preisgeben mußte.

Der siegreichen Stadt Prag fiel jetzt die oberste Gewalt im Lande zu. Ihre Vertretung hieß die „große Gemeinde", deren Aussprüche als Gesetz galten. Die vollziehende Gewalt war in den Händen des Bürgermeisters und der Ratsherren. Um die Hegemonie über ganz Böhmen

[1]) M. v. Wulf, Die hussitische Wagenburg. Berlin 1889.

zu erringen, mußte der größere Teil des Landes den Händen des Königs Siegmund entrissen werden, und die Prager nahmen diese Aufgabe auf sich. Sie erließen am 5. November 1420 ein Schreiben an die Tschechen, in dem sie zum Kriege gegen den König aufforderten. Siegmund, so ließen sie sich vernehmen, habe vor, die tschechische Nation zu vertilgen. „Die Deutschen und die Ungarn, die grausamsten Feinde unserer Sprache, schont er und bevorzugt sie vor den Tschechen, wie man deutlich aus dem verfluchten Munde dieses Königs vernahm, der äußerte, daß er ganz Ungarn dafür gäbe, wenn im böhmischen Lande kein Tscheche wäre." Der Aufforderung wurde von den fanatischen Taboriten sofort entsprochen.

Sie durchzogen das Land raubend und mordend. Städte und Dörfer sanken in Trümmer, Klöster und Kirchen gingen in Flammen auf, Kunstschätze wurden vernichtet, die Deutschen ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters verbrannt, ertränkt oder erschlagen. Eine große Zahl deutscher Städte wurde tschechisiert. Denn Žižka hatte, wie er sagte, die Waffen ergriffen, „nicht allein für die Befreiung der Wahrheit des göttlichen Wortes, sondern besonders auch zur Befreiung der böhmischen und slawischen Nation". Einige Nebensekten, die sich rasch gebildet hatten und kommunistische Grundsätze befolgten, keine Obrigkeiten haben wollten, die Ehe für eine Sünde erklärten, in Höhlen wohnten (Grubenheimer) und mitunter nackt umherliefen (Adamiten), wurden von Žižka selbst vernichtet.

Fast ganz Böhmen war in der Gewalt der Hussiten; trat doch selbst der Erzbischof Konrad von Prag zu ihnen über. Auf dem Landtag zu Tschaslau, zu dem sich die gemäßigten Hussiten im Juni 1421 versammelten, wurde Siegmund als „Feind der böhmischen Nation" des Thrones verlustig erklärt.

Kurz darauf sammelte sich ein Reichsheer bei Eger und drang bis Saaz vor, wo es aber am 2. Oktober den Rückzug antrat. Unterdessen brachte Siegmund in Ungarn ein Heer zusammen und gewann den Herzog Albrecht V. von Österreich zum Bundesgenossen. Er gab ihm Ende September 1421 zu Preßburg die einzige Tochter Elisabeth, die er von seiner zweiten Gemahlin Barbara von Cilli hatte, zur Gemahlin und setzte das Ehepaar zum Erben von Böhmen und Ungarn ein; der Herzog versprach, mit seiner ganzen Macht Siegmund gegen die Hussiten zu unterstützen und ihm 60.000 Dukaten zu leihen, wofür ihm einige mährische Städte verpfändet wurden. Hierauf drang Siegmund mit einem starken Heere über Mähren in Böhmen ein, wurde aber von

Žižka zurückgedrängt und im Jänner 1422 bei Deutschbrod in die Flucht geschlagen.

Die gemäßigten Utraquisten standen seit einiger Zeit in Unterhandlungen mit dem polnischen König Wladislav, dem sie die Krone Böhmens anboten. Da er sie ausschlug, wandten sie sich an den Großfürsten Witold von Litauen, der im Frühjahr 1422 seinen Neffen Siegmund Korybut als Landesverweser nach Böhmen schickte. Diesem gebildeten Manne, der sich inmitten der Parteien sehr geschickt benahm, ordnete sich auch Žižka unter; da sich aber König Siegmund mit König Wladislav von Polen und Witold von Litauen befreundete, zog Korybut im Dezember 1422 aus Prag ab. Die Belagerung der Burg Karlstein durch die Prager[1]) und die Scharen Korybuts war ebenso wie der zu Nürnberg verabredete dritte Kreuzzug ohne Erfolg geblieben.

Auch in der folgenden Zeit gerieten die Hussiten, wenn sie keinen auswärtigen Feind zu fürchten hatten, untereinander in Streit und Kampf; denn so wie Žižka die ausschweifendsten Parteien, wie die Adamiten, vernichtet hatte, so wollte er auch die Utraquisten, die ihm zu wenig eifrig für den Hussitismus zu wirken schienen und sogar zu einer Verständigung mit Siegmund geneigt waren, vertilgen. Ja Prag selbst gedachte er dem Erdboden gleichzumachen. Doch kam zunächst ein Friede unter den Parteien zustande und Taboriten und Utraquisten zogen im Herbst 1423 gegen Mähren. Siegmund belehnte daher am 4. Oktober 1423 seinen Schwiegersohn Albrecht und dessen Gemahlin mit Mähren.[2]) Albrecht V. brach im folgenden Jahre mit einem bedeutenden Heere in Mähren vor und entriß den Hussiten eine Anzahl von Ortschaften. Vor der Burg Přibislau, östlich von Deutschbrod und nahe der Grenze, erkrankte damals Žižka und am 13. Oktober 1424 starb er. In Mähren dauerten die Kämpfe zwischen den Österreichern und den Hussiten fort; die letzteren drangen auch in Niederösterreich ein, eroberten Retz und erschienen im März 1426 sogar vor Stockerau.

Die treuesten Anhänger Žižkas nannten sich nach seinem Tode „Waisen" und bildeten eine eigene, von den Taboriten getrennte Partei, die sich in ihren religiösen Ansichten den Utraquisten zuneigte.

[1]) Das bei dieser Belagerung verwendete Schießpulver war so schwach, das Glockengut, aus dem die Geschütze gegossen waren, so spröde, daß es kaum gelang, über die Täler bis in die Burg zu schießen; die steinernen Kugeln, die ihr Ziel erreichten, fielen kraftlos nieder, und war die Ladung zu stark, so zersprangen die Geschütze. Wirkungsvoller waren fünf große Wurfmaschinen, mit denen Steine, Fässer mit Unrat und Feuerbrände geschleudert wurden. „Der Gestank in der Burg war so unerträglich, daß den Belagerten die Zähne zu wackeln und auszufallen begannen, die sie sich aber mit heimlich aus Prag herbeigeschafften Arzneien wieder befestigten." Palacky, III, 2, S. 321.

[2]) Bretholz, Die Übergabe Mährens an Herzog Albrecht V. von Österreich. Archiv d. W. A. 80. Band.

Auch jetzt stritten die Parteien untereinander, doch waren sie wieder einig, als es die Eroberung der Stadt Aussig galt, die dem Herzog von Sachsen verpfändet war und in der eine sächsische Besatzung lag. Waisen und Taboriten belagerten unter Anführung des Prokop Holy (d. i. der Geschorene), der Mönch gewesen sein soll, die Stadt, als ein sächsisches Entsatzheer heranrückte. Die Sachsen stürmten am 16. Juni 1426 auf die hussitische Wagenburg los, aber die feindlichen Geschütze rissen große Lücken in ihre Reihen, worauf die Hussiten ihrerseits zum Angriffe vorgingen und die Deutschen zurückwarfen. Tausende gingen auf der Flucht zugrunde; zwei Dörfer, mit Flüchtigen gefüllt, wurden umstellt und angezündet. Aussig mußte sich ergeben und wurde mit den Bewohnern dem Untergang geweiht.

Zur Zeit, als Prokop Holy das Haupt der Taboriten war, begannen sie die an Böhmen grenzenden Länder heimzusuchen; denn die langen Kriege hatten dem Lande entsetzlich geschadet; der Ackerbau lag darnieder, die Gewerbe wurden vernachlässigt, Handel und Wandel stockten. Krankheiten rissen ein, Not und Elend drohten überall, die Gemüter der Menschen waren verroht und verwildert.

Nachdem die Hussiten im Winter und Frühjahr 1427 Niederösterreich heimgesucht, bei Zwettl einen Sieg über die Österreicher erfochten und mehrere Klöster zerstört hatten, mußten sie wieder einem Kreuzheere entgegentreten, das durch den Böhmerwald gekommen war und sich mit einem zweiten zur Belagerung der Bergstadt Mies vereinigte.[1]) Auf die Nachricht von dem Herankommen Prokops geriet das Belagerungsheer am 3. August in einen solchen Schrecken, daß es in Unordnung auf Tachau zurücklief. Von hier eilte die zuchtlose Menge, ohne verfolgt zu werden, durch den Böhmerwald. „Also ward von den Teufels List nach dem Verhängnis Gottes das mächtige Heer aufgelöst", heißt es in einem gleichzeitigen Berichte.

Sofort nahmen die Hussiten ihre Plünderungszüge wieder auf. Sie zogen durch Mähren nach Ungarn, besuchten Schlesien, die Lausitz, Sachsen, Franken und Niederösterreich und kehrten beutebeladen nach Böhmen zurück. Unter dem Eindrucke dieser furchtbaren Heimsuchungen ist das Urteil über die Tschechen entstanden, das Meisterlin in seiner Chronik aufgezeichnet hat: „das Volk des Lands Böhmen ist Trinker, Fresser und begehrt alweg etwas Neues anzufahen; sie verpindet sich zusammen an ein Zech, dieweil das Faß ein Tropfen hat; sie seint hinterlistig und unstet, Rauber und sprechen, sie kemen von Alter her von Sklaven."[2])

[1]) Juritsch, Der dritte Kreuzzug gegen die Hussiten. Wien 1900.

[2]) Chroniken der deutschen Städte: Nürnberg. III, 168.

Im Jahre 1431 beſchloß der Reichstag zu Nürnberg, noch einmal ein Kreuzheer nach Böhmen zu ſchicken. Doch auch jetzt erging es wie früher. Das unter Anführung des Kurfürſten von Brandenburg, bei dem ſich auch der päpſtliche Legat Ceſarini befand, über den Böhmerwald vorrückende Heer blieb bei Taus ſtehen und erwartete den Vorſtoß der Huſſiten. Dieſe rückten unter Führung Prokops heran. Noch waren die herankommenden Ketzer nicht ſichtbar, aber ſchon dröhnte der Boden unter der Erſchütterung der ſchweren Wagen und die vorderſten der Kreuzfahrer konnten neben dem Schmettern der Trompeten die fremdartigen Klänge des wilden taboritiſchen Schlachtgeſanges: „die ihr Gottes Krieger ſeid" vernehmen. Noch ehe es zum Kampfe kommen konnte, waren die Scharen der Kreuzfahrer zerſtoben: in wahnſinniger Angſt jagten alle dem Böhmerwalde zu. Dies geſchah am 14. Auguſt 1431. Der geheiligte Kelch, das Zeichen der tſchechiſchnationalen Einigkeit und Begeiſterung, hatte wieder geſiegt und einen Triumph gefeiert.

Nachdem ſo alle Anſtrengungen des Königs Siegmund und der Kurie, den Huſſitismus zu unterdrücken, geſcheitert waren, bequemte man ſich zu aufrichtiger Verſöhnung.

Papſt Martin V. hatte mit ſchwerem Herzen ein Konzil nach Baſel berufen, das erſt nach ſeinem Tode, unter ſeinem Nachfolger Eugen IV. im März 1431 eröffnet wurde. Siegmund lud die Böhmen ein, Geſandte dahin zu ſchicken; dann reiſte er nach Italien und wurde am 31. Mai 1433 von Eugen IV. zum Kaiſer gekrönt. Von jetzt an führten die kaiſerlichen Siegel den doppelten oder zweiköpfigen Adler. Fünf Monate vorher waren in Baſel die Geſandten der Huſſiten angekommen, unter ihnen der Magiſter Johann Rokyzana, der das Oberhaupt der Utraquiſten wurde, und Prokop Holy. Unverrichteter Dinge kehrten ſie nach Prag zurück, doch ſchickte das Konzil jetzt ſeinerſeits Geſandte nach Böhmen, unter denen ſich der Geſchichtſchreiber Thomas Ebendorfer von Haſelbach aus Wien befand. Man einigte ſich endlich am 30. November 1433 über folgende vier Artikel, die Prager (Baſler) Kompaktaten[1]): das Abendmahl kann in Böhmen und Mähren jedem unter beiderlei Geſtalt gereicht werden, doch muß die Lehre gelten, daß Chriſtus auch unter einer Geſtalt vollkommen empfangen werde. Öffentliche Verbrechen und Laſter ſollen von den ordentlichen Gerichtsperſonen beſtraft werden. Das Wort Gottes ſoll frei und ungehindert von den nach den hierarchiſchen Einrichtungen verordneten

[1]) Die Verhandlungen in den Monumenta Conciliorum general. sec. XV, 3 Bde., 1857—1896 (herausgeg. von Birk und Palacky).

Prieſtern verkündet werden. Die Kirche und Geiſtliche, die nicht das Gelübde der Armut abgelegt haben, können rechtmäßig erworbene Güter beſitzen, die ſie treu verwalten ſollen.

Am meiſten zum Frieden geneigt war der utraquiſtiſche Adel, der die in Beſitz genommenen kirchlichen und königlichen Güter nunmehr in Frieden genießen wollte. An ihn ſchloſſen ſich die Städte Prag, Pilſen und Melnik an. Die Taboriten und Waiſen, zu denen alle übrigen Städte ſtanden, wollten von den Prager Kompaktaten nichts wiſſen und zogen unter ihrem Führer Prokop gegen das Heer der Adeligen zu Felde. Bei dem Dorfe Lipan öſtlich von Prag kam es am 30. Mai 1434 zu einer Schlacht, in welcher die Taboriten unterlagen. Über die Kompaktaten mußte noch immer verhandelt werden, endlich wurden ſie im Juli 1436 auf dem Landtage zu Iglau öffentlich verkündigt. Johann von Rokyzana, der 1435 auf einem Landtage zum Erzbiſchof von Prag gewählt worden war, ſchwur ihnen im Namen der Geiſtlichkeit Gehorſam. Die Böhmen wurden in den Schoß der Kirche aufgenommen. Siegmund wurde als König anerkannt und verſprach allgemeine Amneſtie. Am 23. Auguſt hielt er an der Seite ſeiner Gemahlin ſeinen Einzug in Prag.

Während dieſer Kriege war ein großer Teil der Kirchengüter in weltliche Hände gekommen und das Übergewicht der Deutſchen in den meiſten Städten gebrochen worden. Was die Tſchechen erträumt hatten, die nationale und religiöſe Einheit, war aber nicht erreicht worden; die deutſchen Katholiken behaupteten ſich faſt in allen Teilen Böhmens und die Kompaktaten bedeuteten keine kirchliche Reform. Während aber das deutſche Bürgertum niedergedrückt und die königliche Gewalt erniedrigt wurde, erhob ſich der Adel, dem ſich nun der Bauernſtand willenlos beugen mußte, über alle anderen Geſellſchaftsklaſſen empor.

Aber auch jetzt kehrte nicht vollſtändige Ruhe in Böhmen ein. Denn Siegmund begünſtigte die Katholiken, und da es noch genug Taboriten im Lande gab, ſo entſtand bald eine bedenkliche Gärung. Dieſe ſoll des Kaiſers ſittenloſe und ehrgeizige Gemahlin Barbara[1]) zur Bildung einer Verſchwörung benützt haben, durch die Siegmund vom Throne geſtoßen und die habsburgiſchen Rechte auf Böhmen beſeitigt werden ſollten. Am 11. November verließ Siegmund in krankem Zuſtande Prag. In Znaim traf er mit ſeiner Tochter und ſeinem Schwiegerſohne zuſammen. Er empfahl dieſen den böhmiſchen und ungariſchen

[1]) Charakteriſtik dieſer Frau bei Äneas Sylvius in ihrer Biographie und in der Historia Friderici bei Kollar, Analecta, II, 182: Post hanc vitam aliam esse negabat et interire animas cum corporibus asseverabat.

Herren als ſeinen Nachfolger und ſtarb am 9. Dezember 1437 im 71. Lebensjahre.[1])

Siegmund war eine ſchöne, majeſtätiſche Erſcheinung; ſeine Augen waren feurig, ſeine Haare blond. Begabt, gebildet und kenntnisreich, war er zu wenig charakterfeſt, als daß er imſtande geweſen wäre, die Strömungen einer bewegten, aufgewühlten Zeit zu beherrſchen. Aber er hatte den Gedanken, durch Vereinigung der benachbarten deutſchen, ungariſchen und böhmiſchen Lande ein kräftiges Staatengebilde zu ſchaffen. Man warf ihm Verſchwendung und Leichtſinn vor, lobte aber ſeine Leutſeligkeit. Dem Weine und dem weiblichen Geſchlechte war er ſehr zugetan.[2]) Gern nahm er an den Unterhaltungen der Bürger, zumal am Tanze teil. „Dem König war wohl bei dem Tanzen und den ſchönen Frauen", ſagt ein Chroniſt. Als er ſich 1414 in Straßburg aufhielt, luden ihn die Edelfrauen der Stadt zum Eſſen und zum Tanz „zum Hohenſteg". Wenn ſie ihn dahin begleiten wollen, ſagte er, ſo werde er kommen. Am anderen Morgen, erzählt die Chronik, kamen hundert Edelfrauen und Jungfrauen zu dem Hauſe, in dem er ſeine Wohnung hatte. Einige gingen hinauf und weckten den König, der noch ſchlief. Er ſtand eilends auf und „warf einen langen Rock über ſich, hatte kein Hemd noch Schuhe an. Da luden ſie ihn ein und führten ihn mit ſich. Sie hatten Trommler und Pfeifer, und er tanzte mit ihnen und anderen durch die Brandgaſſe und Münſtergaſſe. Als ſie in die Kurbengaſſe kamen, kauften ihm die edeln Frauen zwei Schuhe um 14 Pf. und legten ſie ihm an. Sie tanzten hernach bis zum Hohenſteg. Da waren des Königs Kleider; er tat ſie an, aß und tanzte da. In ſolchem war es dem König wohl, denn er ein überaus ſchimpflicher Herr war." Bei der Abreiſe ſchenkte er den Frauen goldene Ringe. „Es waren 150 und er konnte nicht mehr zuwege bringen, daß er jeder einen geſchenkt, verhieß aber ſolche hernach zu ſchicken, wie auch geſchah. Und als er hinwegfuhr, gaben ihm die edeln Frauen zu Schiff das Geleite auf eine Meile in eine ſchöne, grüne Aue. Da aß und trank man; darnach geſegnete ſie der König und fuhr hinweg."[3])

---

[1]) Daß er ſeine Gemahlin in Znaim habe verhaften laſſen, wie Äneas Sylvius berichtet, iſt unwahrſcheinlich.

[2]) Äneas Sylvius charakteriſiert ihn (De viris illustribus) ſo: Fuit autem S. egregiae staturae, illustribus oculis, fronte spaciosa, genis ad gratiam rubescentibus, barba prolixa et copiosa, vasto animo, multivolus, inconstans tamen, sermone facetus, vini cupidus, in Venerem ardens, mille adulteriis criminosus, pronus ad iram, facilis ad veniam, mullius thesauri custos, prodigus dispensator; plura promisit quam servavit, finxit multa.

[3]) Specklini Collectanea im Bulletin de la société pour la conservation des monum. histor. d'Alsace. II. Ser., 14. Bd. (Straßburg 1889), S. 217.

XIII. Albrecht V. als König von Böhmen und Ungarn und als Kaiser[1])

Nach Siegmunds Tode folgte auf dem Throne Ungarns und Böhmens sein Schwiegersohn Albrecht V. von Österreich. Die Magnaten und Prälaten Ungarns sahen in Siegmunds einziger Tochter Elisabeth ihre Herrin, der vermöge ihrer Geburt das Reich zukomme, und nahmen am 18. Dezember 1437 ihren Gemahl als König an. Bei der Krönung versprach Albrecht, die deutsche Königskrone nicht ohne Einwilligung der Ungarn anzunehmen. Als er am 18. März 1438 von den deutschen Kurfürsten zum König gewählt wurde, gaben die Magnaten ihre Zustimmung zur Annahme der Krone.

In Böhmen wollten die Katholiken und die gemäßigten Utraquisten Albrecht als König, während die radikalen Utraquisten gegen ihn arbeiteten, da er ein Deutscher war und gegen die Hussiten gekämpft hatte; entgegen den Bestimmungen der Goldenen Bulle und der Erbverträge nahmen sie das freie Wahlrecht in Anspruch.

Im Dezember 1437 kam in Prag der Wahllandtag zusammen. Da hier die österreichische Partei in der Majorität war, so verließ die tschechisch-hussitische Partei, an deren Spitze Heinrich Ptatschek von Pirkstein stand, die Versammlung. Sie knüpfte Unterhandlungen mit dem Polenkönig Wladislav an, dessen Bruder Kasimir sie als König wählen wollten. Die österreichische Partei versammelte sich dann in Iglau, wo sich auch Albrecht einfand, der hier anfangs Juni 1438 zum König ausgerufen wurde.

So kam es also zu einem Bürgerkriege. Polnische Scharen fielen in Böhmen ein, vereinigten sich mit den Gegnern Albrechts und lagerten sich bei Tabor. Auch der König von Polen selbst rückte mit seinem Bruder Kasimir in Schlesien ein, zog sich jedoch wieder zurück, als Albrecht gegen Breslau heranzog. Am 10. Februar 1439 wurde ein Waffenstillstand geschlossen, der bis zum Juni dauern sollte und dem auch die aufständischen Böhmen beitraten.

Albrecht begab sich hierauf nach Ungarn, das von den Osmanen bedrängt war. Sultan Murad II. hatte 1438 das südliche Siebenbürgen

[1]) Neben den meisten genannten Quellen: Peter Eschenloer (Stadtschreiber von Breslau), Geschichten der Stadt Breslau oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit. Herausg. von Kunisch. 2 Bde., 1827, 28. Diese ursprünglich lateinisch geschriebene Chronik w. herausg. von Markgraf in den Script. rer. Silesicarum, VII. Breslau 1872. — Dlugosch (genannt Longinus), Historiae Polonicae lib. XIII. (bis 1480). 3 Bde. Francof. 1711, Lipsiae 1712. Vgl. Caro, Geschichte Polens. IV. — Kurz, Österreich unter K. Albrecht II. 2 Bde. 1835. — V. v. Kraus, Deutsche Geschichte im Ausgang des Mittelalters (1438–1493). I, 1905. — Wostry, K. Albrecht II. (Prager Studien z. Geschichtswissenschaft. XII, XIII, 1906/07.)

verwüstet, vertrieb den Fürsten von Serbien, Georg Brankowitsch, und belagerte dann die serbische Festung Semendria, die als Schlüssel zu Südungarn angesehen wurde. Doch die Magnaten kümmerten sich um diese Gefahr wenig; erfüllt von Eigennutz und Deutschenhaß erpreßten sie vom Könige wichtige, zum Teil neue Zugeständnisse: das Palatinat sollte nur mit Zustimmung der Prälaten, Barone und Adeligen besetzt und die Ausländer von Reichs- und Hofämtern ausgeschlossen werden. Die Geistlichen sollten von allen Abgaben befreit und die Edelleute nicht verpflichtet sein, außerhalb des Reiches Dienste zu leisten. Der König mußte diese Forderungen bewilligen.

Die Großen des Reiches lehnten die Unterstützung durch ein deutsches Heer ab[1]) und versicherten, daß sie allein den Sieg über die Türken erringen würden. Aber sie brachten nur ein kleines Heer zusammen, mit dem Albrecht nichts gegen die Türken unternehmen konnte, die Semendria eroberten und den größten Teil Serbiens besetzten. Zudem riß im Heere die Ruhr ein und viele ungarische Aufgebote eilten in die Heimat zurück. Jetzt waren die Magyaren einverstanden, daß der König deutsche Hilfsvölker herbeiziehe. Aber auch er wurde von der Krankheit ergriffen. Er wollte nach Österreich zurückkehren, er meinte schon gesund zu werden, wenn er nur Wien sehe. Doch schon auf dem Wege, zwischen Gran und Raab, wurde er vom Tode ereilt. Er hinterließ zwei Töchter und eine schwangere Gemahlin.

Albrecht V. war ein tapferer, gerechter, gutmütiger Fürst. „Was er tat, tat er ganz; was er versprach, das hielt er; die Fülle der Erfahrung wies ihn auf klug sich bescheidende Besonnenheit." Der böhmische Chronist Bartoschek charakterisiert ihn kurz und gut mit den Worten: „Er war, obschon ein Deutscher, gut, kühn und mildherzig."[2])

XIV. Das Zeitalter Kaiser Friedrichs III.[3])

1. Ladislaus Posthumus, der letzte Albertiner

Albrecht II. hatte auf dem Totenbette testamentarisch festgesetzt, daß, wenn seine Gemahlin Elisabeth einen Sohn zur Welt brächte,

[1]) Hoc autem faciebant, quia timebant, in eorum regno nimis crescere Teutonicos. Äneas Sylvius, De Alberto duce Austriae (Albrecht II.), in De viris illustribus.

[2]) Bei Dobner, Monum. Bohem. I, 204: .... fuit bonus, licet Teutonicus, audax et misericors.

[3]) Ebendorfer, Arnpeck. Von den Werken des Äneas Sylvius: 1. Historia Friderici (bis 1458), herausgeg. von Boecler, Straßburg 1685 (auch bei Kollar, Analecta, II, Wien 1762), fortgesetzt von

Friedrich V. von der inneröſterreichiſchen Linie mit der Königin und neun Ratgebern die Vormundſchaft führen und der Prinz in Preßburg erzogen werden ſollte. In Ungarn wurden Eliſabeth und ihre Kinder als Erben anerkannt, aber man drängte die Witwe zu einer Heirat mit dem Enkel Ludwigs des Großen, dem um fünfzehn Jahre jüngeren König Wladislav von Polen, dem Sohne Wladislav Jagellos.

Sie erklärte ſich endlich dazu bereit und eine Geſandtſchaft ging nach Krakau ab. Während dort unterhandelt wurde, gebar ſie am 22. Februar 1440 zu Komorn einen Sohn Ladislaus (Posthumus). Sofort wurde dies den Geſandten mitgeteilt und ihnen der Abſchluß der Vereinbarung unterſagt. Trotzdem bewogen ſie den Polenkönig zur Annahme der ungariſchen Krone. Eliſabeth aber war entſchloſſen, ihrem Sohne die Rechte auf alle Reiche, die ſein Vater regiert hatte, zu wahren, ließ ſich jedoch von ihrem Vetter, dem Grafen Ulrich von Cilli, der mit dem zum deutſchen König gewählten Friedrich V. im Streite lag, bewegen, des Königs Bruder Albrecht VI. zum Vormund ihres Sohnes anzunehmen. Am 15. Mai ließ ſie ihren Sohn zu Stuhlweißenburg mit der Krone des heil. Stephan krönen, die von der Kammerfrau der Königin, Helene Kottaner, aus der Burg Viſegrad (der Plintenburg) heimlich fortgenommen worden war.[1])

Unterdeſſen war Wladislav von Polen in Ungarn erſchienen, wo er unter den Magnaten und Prälaten ſo zahlreiche Anhänger fand, daß er in Ofen einziehen konnte. Am 17. Juli wurde er in Stuhlweißenburg mit der Grabeskrone des heil. Stephan gekrönt.[2]) Eliſabeth aber erkannte jetzt den König Friedrich als Vormund ihres Sohnes an, übergab ihm dieſen ſamt der ungariſchen Königkrone und verpfändete ihm ihre eigene Krone und die Stadt Ödenburg.[3])

Johann Hinderbach von Rauſchenberg (in Heſſen), Biſchof in Trient, bis 1465. — 2. Historia Bohemica. — 3. De situ Europae vel de statu Europae sub Friderico III. imp. (Freher-Struve, Scr., II). — Jakob Unreſt (Pfarrer zu St. Martin am Techelsberge in der Nähe des Wörtherſees), Öſterreichiſche Chronik (bis 1499), bei Hahn, Collectio manuscriptorum, I. Dazu F. v. Krones im Archiv d. W. A. 48. — Anonymi Chronicon austriacum (1454—1467), in H. Ch. Senckenbergs Selecta juris et historiarum, V, Frankfurt 1739 (ſehr wichtig). — Chmel, Materialien zur öſterr. Geſchichte. 2 Bde. Wien 1837, 38. — Andere Urkundenſammlungen, ſo von Chmel (1443—1473) in Fontes, 2. Abt., II; Palacky (1450—1471), daſ. 20; Bachmann, daſ. 42, 44, 46; Zeibig, Copeybuch der Stadt Wien (1454 bis 1464), daſ. VII. — Chmel, Regesta Friderici IV. Rom. regis. 2 Bde. Wien 1838—1840. — Birk, Beiträge zur Geſchichte der Königin Eliſabeth von Ungarn und Ladislaus (1440—1457), in den Quellen und Forſchungen zur vaterländiſchen Geſchichte und Kunſt. Wien 1849. — Kurz, Öſterreich unter Friedrich IV. 2 Bde. Wien 1812. — Chmel, Geſchichte Kaiſer Friedrichs IV. und ſeines Sohnes Maximilian I. 2 Bde. Hamburg 1840—1843 (bis 1452).

[1]) Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin (1439, 1440). Leipzig 1846. — Heidenwolf, Die Entführung der ungariſchen Krone und ihre Folgen. Wien 1906.

[2]) Hauptquelle über Wladislav: Callimachus, De rebus ab Vladislao Polonorum atque Hungarorum rege gestis lib. tres, bei Schwandtner, I.

[3]) Birk in den Quellen u. Forſchungen zur vaterl. Geſchichte u. Kunſt. Wien 1849, S. 216 ff.

Zum Befehlshaber der Söldner, die sie warb, bestellte sie den kühnen Giskra von Brandeis, einen böhmischen Edelmann, der den nordwestlichen Teil Ungarns bis gegen Kaschau in Gehorsam hielt, während im Südosten der Graf Ulrich von Cilli und sein Feldhauptmann, der Böhme Jan Witowetz, für den jungen Ladislaus gegen die Anhänger Wladislavs kämpften. Entscheidende Siege wurden auf keiner Seite erfochten, daher gelang es dem päpstlichen Legaten Julian Cesarini, die beiden Parteien zu Unterhandlungen zu bewegen, die am 14. Dezember zu einem Friedensvertrage führten. Dieser regelte aber nur die Besitzverhältnisse der Königin und Wladislavs. Weder Elisabeth noch der Pole verzichtete auf den königlichen Titel und die Königin, die dem Polen ihre ältere Tochter Anna verlobte, hielt die Rechte ihres Sohnes aufrecht.[1]) Einige Tage später, am 19. Dezember 1442, starb die Königin.

Am 2. Februar 1440 war Friedrich V. von Innerösterreich zum deutschen König gewählt worden[2]); erst anfangs 1442 begab er sich von Graz über Salzburg, Frankfurt und Mainz nach Aachen, wo er am 17. Juni gekrönt wurde.[3]) Prächtig war der Empfang, den dem rückkehrenden König die Stadt Wien bereitete.

Während seiner Abwesenheit hatte sich sein Bruder Albrecht VI. mit dem Grafen von Cilli verbündet und die Verbündeten machten einen Einfall in Krain. Kaiser Friedrich traf jetzt mit ihnen ein Abkommen: er überließ seinem Bruder die Hälfte der Einkünfte der niederösterreichischen Länder und anerkannte 1443 die Erhebung der Cillier Grafen in den Reichsfürstenstand, die durch Kaiser Siegmund erfolgt war. Zugleich schloß er mit Friedrich und Ulrich von Cilli einen Erbvertrag: wenn der Mannesstamm der Cillier ausstürbe, sollten ihre in Deutschland gelegenen Güter an die Habsburger fallen; wenn aber diese ausstürben, sollten ihre Besitzungen in Krain und Istrien in das Eigentum der Cillier übergehen.[4])

Ungarn mußte sich während des Bürgerkrieges auch gegen die Türken verteidigen. Damals tat sich besonders der junge Johann Hunyadi hervor, der Sohn eines Walachen, der dem König Siegmund treu gedient und von ihm die Burg Hunyad im südwestlichen

[1]) Brief des Legaten Cesarini an den Markgrafen Franz Gonzaga v. Mantua. Mitgeteilt von Knott im Jahresb. des Gymnas. v. Teplitz-Schönau 1906.

[2]) Hier beginnt der 2. Bd. von Janssens Frankfurts Reichskorrespondenz. Freiburg 1866, 1875.

[3]) Darüber mehrere Berichte: s. Hansen in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereines, IX (1887), S. 211 ff. — Seemüller in den Mitteilungen des Institutes, XVII. — Basler Chroniken. IV, Leipzig 1890, S. 380.

[4]) Muchar, Gesch. v. Steierm., VII, 307, nach Chmel, Gesch. Friedrichs II., 225 ff., und Regesten Nr. 1509—1519, 1531—1534.

Siebenbürgen erhalten hatte. Als König Wladislav im Jahre 1443 einen Feldzug nach Serbien unternahm, das die Türken erobert hatten, besiegte Johann Hunyadi als Unterfeldherr bei Nissa (Nisch) ein türkisches Heer, worauf der König nach Sofia vorrückte. Da er jedoch die Balkanpässe nicht zu nehmen vermochte, kehrte er nach Ungarn zurück, worauf ihm Sultan Murad einen Waffenstillstand anbot, der auf dem Reichstage zu Szegedin angenommen wurde.

Niemand konnte dieser Waffenstillstand unangenehmer sein als dem Legaten Cesarini, der immer an der Herbeiführung des inneren Friedens gearbeitet hatte, um die Kräfte des Reiches gegen die Osmanen verfügbar zu machen. Er behauptete, man sei nicht verpflichtet, den Ungläubigen Treue zu halten, und bewog den König, den Krieg wieder aufzunehmen. Mit einem geringen Heere zog Wladislav durch die Walachei, dessen Herrscher Drakul sich ihm anschloß, und über Schumla nach Warna am Schwarzen Meere; denn von dort aus wollte er längs der Küste nach Konstantinopel vordringen. Sultan Murad führte ein großes Heer herbei. Am 10. November 1444 kam es vor Warna zur Schlacht. Im Gewühle stürzte das Pferd des Königs und dieser verblutete unter den Streichen der Janitscharen. Der Kardinal wurde auf der Flucht erschlagen, Hunyadi entkam.

In Böhmen herrschten in diesen Jahren anarchische Zustände. Nach dem Tode Albrechts II. wollten die Katholiken unter Ulrich von Rosenberg und die gemäßigten Utraquisten unter Meinhard von Neuhaus das Erbrecht der Witwe und ihrer Kinder anerkennen, die eifrigen Utraquisten unter ihrem Oberhaupte Heinrich Ptatschek von Pirkstein setzten aber auf einem Landtage im Juni 1440 die Wahl des Herzogs Albrecht von Bayern-München durch. Die Schlesier, Lausitzer und ein Teil der Mährer huldigten dagegen der Königin Elisabeth und ihrem Sohne. Herzog Albrecht nahm die Krone nicht an. Hierauf boten die Böhmen sie mehrmals dem Könige Friedrich an, der sie ebenfalls ablehnte, da sie ohnehin schon einen König hätten. Der böhmische Landtag erklärte sich dann bereit, den jungen Ladislaus als König anzuerkennen, nur müsse König Friedrich mit ihm nach Prag übersiedeln. Dies tat der König nicht; er gab den Ständen den Rat, einstweilen für die Verwaltung des Landes selbst zu sorgen.

Noch im Jahre 1444 erlangten die strengen Utraquisten ein neues Oberhaupt in dem jungen Georg von Kunstadt auf Podiebrad, dessen Vater Viktorin von Kunstadt gegen Kaiser Siegmund gekämpft hatte. Podiebrad wurde von seiner Partei in Kuttenberg zum „Obersten Hauptmann“ ausgerufen und brachte mit Hilfe seiner

Anhänger ein Heer zusammen. Mit diesem überrumpelte er im September 1448 die Stadt Prag, wo er das Oberhaupt der Gegenpartei, Meinhard von Neuhaus, gefangen nahm. König Friedrich übertrug dem so mächtig gewordenen Podiebrad die Verwaltung Böhmens, den die Stände im Jahre 1452 zum Reichsverweser wählten. Jetzt endlich kehrte die langentbehrte Ruhe nach Böhmen zurück.

In Ungarn gab es viele, die an den Tod des jungen, tapferen Königs Wladislav nicht glaubten, sondern der Meinung waren, er werde sich durch die Flucht gerettet haben und bald zurückkommen. Auf der Ebene Rakos wurde im Mai 1445 beschlossen, falls Wladislav in einer bestimmten Zeit nicht erscheine, den jungen Ladislaus als König anzuerkennen, doch müsse ihn der König Friedrich samt der Krone ausliefern. Eine Gesandtschaft, die aus dem Graner Erzbischof Szécsy, Ladislaus Gara und Nikolaus Ujlaki bestand, begab sich zum König, der ihrer Forderung nicht entsprach; er hielt auch die Krönung für überflüssig, da diese schon erfolgt sei. Daher wählte der Reichsrat auf der Ebene Rakos im Juni 1446 bis zur Auslieferung ihres Königs den übermütigen Magnaten Johann Hunyadi zum Reichsverweser. Dieser unternahm einen Einfall in Niederösterreich, wobei das Land fast bis Wien verwüstet wurde; doch auch dies brachte den König Friedrich zu keinem anderen Entschlusse.

So wie die Ungarn verlangten auch die Böhmen die Auslieferung des Prinzen Ladislaus und die niederösterreichischen Stände begehrten, daß er nach Wien gebracht werde. Da dies nicht geschah, entstand in Niederösterreich große Unzufriedenheit, welche der ehrgeizige und schlaue Ulrich Eizinger von Eizing zu benützen gedachte, um Statthalter in Österreich zu werden. Dieser Mann stammte aus Bayern; er war nach Österreich gekommen und im Dienste Albrechts V. rasch emporgestiegen. Im Jahre 1437 war er Hubmeister (Finanzminister) geworden. Dieses Amt trug ihm soviel ein, daß er mehrere Güter kaufen und Geld auf Zinsen austun konnte.[1])

Trotz der Unsicherheit der Lage in seinen Ländern unternahm Friedrich, begleitet von dem zwölfjährigen Ladislaus, seinen Römerzug. Über Treviso, Bologna und Florenz gelangte er nach Siena, wo er am 24. Februar 1452 mit seiner Braut, der schönen Leonore von Portugal, zusammentraf. Sie war nach einer Seereise von 104 Tagen kurz vorher in Livorno gelandet. Am 9. März fand der feierliche

[1]) Ulricus Eizinger, qui parentibus quamvis ingenuis, tamen obscuris in Bavaria natus, cum fortuna sibi in patria non arrideret, pauper et modicus in Austriam venit. Bald wurde er reich: aedes egregias, agros, villas, castra coëmit, pleraque in pignus accepit. Aen. Sylvius, Hist. Friderici III, bei Kollar, II, 183 f. Vgl. auch Chmels Aufsatz im Archiv d. W. A. I.

Einzug in Rom statt; der König küßte vor dem St. Peters-Dom dem Papste Nikolaus V. Fuß, Hand und Wange und opferte einen Klumpen Gold. Am 16. März krönte der Papst den König mit der lombardischen Krone und segnete zugleich die Ehe des königlichen Paares ein. Am 18. März erfolgte die Kaiserkrönung, die letzte, die in Rom vollzogen wurde. Der Kaiser konnte überall erkennen, wie tief gesunken die Macht und das Ansehen des deutschen Reichsoberhauptes war.[1])

Dem Kaiser war eine österreichische Gesandtschaft sogar nach Italien nachgezogen und hatte in Florenz die Herausgabe des Ladislaus gefordert. Als der Kaiser in seine Länder zurückgekehrt war, wagte er nicht, nach Wien zu gehen und begab sich nach Wiener-Neustadt. Eizinger hatte nämlich einstweilen nicht allein den Adel, sondern auch die Städte für sich gewonnen; auch Ulrich von Cilli schloß sich ihm an. Ulrich von Rosenberg, der Feind Georgs von Podiebrad, unterstützte ihn ebenfalls; denn er glaubte, daß die Auslieferung des Königs Ladislaus dem Podiebrad, der zum Kaiser hielt, sehr unangenehm sein müsse.

Es war im März 1452, als alle Gegner des Kaisers, Hunyadi mit anderen Magnaten, die österreichischen Edelleute, die Grafen Friedrich und Ulrich von Cilli, Ulrich von Rosenberg und seine Söhne in Wien zusammenkamen und einen Bund schlossen. Das Heer, das sie zusammenbrachten, zog im August vor Wiener-Neustadt. Die Kaiserlichen, die vor der Stadt standen, wurden angegriffen und gegen die Tore gedrängt. Die Feinde wären zugleich mit den Kaiserlichen in die Stadt gelangt, wenn sie nicht der steirische Ritter Andreas Baumkircher, ein Riese von Gestalt und Kraft, vor einem Tore so lange aufgehalten hätte, bis es geschlossen war.

Jetzt ließ sich der Kaiser auf Unterhandlungen ein. Er übergab am 4. September seinen Mündel dem Ulrich von Cilli, der ihn nach Wien führte, wo er, kaum dreizehnjährig, als selbständiger Herrscher angesehen wurde. Die Verhandlungen über die Summen, die dem Kaiser für seine Tätigkeit als Vormund von den Österreichern und Ungarn gezahlt werden sollten, kamen zu keinem alle befriedigenden Abschlusse; daher behielt der Kaiser die ihm verpfändeten ungarischen Schlösser und die Krone.

Ladislaus war jetzt in der Gewalt seines Oheims Ulrich von Cilli, eines ausschweifenden, aber tatkräftigen Mannes, der bemüht war,

[1]) Keine Romfahrt ist so oft beschrieben worden. Vgl. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. VII, 113ff. Für die folgende Zeit (1452—1463) auch Itinerarium ven. patris Wolfgangi de Styra bei Pez, Scr., II.

die Autorität des gut erzogenen jungen Fürsten zur Geltung zu bringen.[1]) Ladislaus ernannte den Grafen Hunyadi, der die Würde eines Gubernators niedergelegt hatte, zum Erbgrafen des Nösnerlandes (des Bistritzer Bezirkes) in Siebenbürgen und zu seinem obersten Hauptmann, so daß er tatsächlich noch immer Gubernator war.[2]) Georg von Podiebrad wurde als Reichsverweser Böhmens bestätigt. In Wien suchte Ulrich von Cilli Einfluß auf die Verwaltung des Landes zu gewinnen, und machte sich dadurch Ulrich Eizinger zum Feinde, der dasselbe anstrebte. Eizinger brachte es dahin, daß die Stände auf dem Landtage zu Korneuburg (1453) in einer geheimen Sitzung die Entlassung des Cilliers forderten. Ladislaus willigte ein und der Cillier mußte, vom Volke verhöhnt, Wien verlassen. Hierauf sah sich Ladislaus genötigt, die Regierung bis zu seinem 20. Jahre einem Ausschusse von zwölf Ständemitgliedern zu überlassen. Von Wien begab sich Ladislaus nach Böhmen.[3]) Am 24. Oktober 1453 zog er, umgeben von Georg Podiebrad, Johann Hunyadi und vielen Magnaten und böhmischen Herren, in Prag ein, vier Tage später wurde er von dem Erzbischofe von Gran und dem Bischofe von Olmütz gekrönt. Doch blieb auch jetzt noch Georg von Podiebrad der Regent Böhmens.[4]) So übte Ladislaus weder in Österreich, noch in Ungarn, noch in Böhmen die Regierungsgewalt aus. Er, der Besitzer zweier Königskronen und eines Herzogshutes, mußte trotz seines Ehrgeizes und Tatendranges erkennen, daß die Einkünfte seiner Länder hauptsächlich zur Bereicherung der Machthaber verwendet wurden.

Zunächst trat in Österreich eine Änderung ein. Als nämlich Ladislaus wieder nach Wien zurückgekehrt war, nahm er seinen Oheim Ulrich von Cilli abermals zum Ratgeber an, worauf Eizinger grollend die Stadt verließ und sich auf seine Güter zurückzog.

Im Jahre 1453 hatte Sultan Mohammed II. Konstantinopel erobert. Er gedachte dann in Ungarn einzubrechen, aber Hunyadi brachte seinem Unterbefehlshaber bei Krussevaz in Serbien eine Niederlage bei. Auf den deutschen Reichstagen war es dem Feuereifer des Äneas Sylvius geglückt, einen Beschluß durchzusetzen, demzufolge im Jahre 1455

[1]) Äneas Sylvius schildert ihn mit schwarzen Farben in der Historia Friderici (Kollars Analecta, II, 213).

[2]) (Johannes Huniat) regnum pro suo arbitrio regit, hunc magnum, illum parvum facit; itaque Ladislaus regis nomen habet, Johannes rem. Aus einem Briefe des Äneas Sylvius vom Juni 1453 bei Weiß, Äneas Sylvius als Papst Pius II. Graz 1897, S. 152.

[3]) Bohemi multa ei promittunt, ex quibus, ut mos est gentis, pauca servabunt. Daf. S. 164 und 176.

[4]) Man glaubte, der König werde Böhmen nicht verlassen, antequam gentis idioma condiscat et siceram (Bier) bibere. Brief des Äneas Sylvius vom Nov. 1453 bei Weiß, S. 217.

ein Reichsheer gegen die Türken aufgeboten werden sollte. Darauf wurden alle christlichen Staaten zu einem Kongresse nach Wiener-Neustadt berufen, wo man die Ausführung des Kreuzzuges festsetzen wollte. Aber bindende Beschlüsse wurden hier nicht gefaßt.[1])

Von den Predigern des Kreuzzuges hatte nur der Franziskanermönch Johann von Capistran[2]), der mit dem päpstlichen Legaten Johann Carvajal nach Ungarn gekommen war, einigen Erfolg. Er war ein kleiner, magerer Mann, der im härenen Gewande auf einem Esel einherritt und im Freien predigte. Es heißt, daß er durch seine wundervolle Beredsamkeit auch solche zu rühren vermochte, die seine Sprache nicht verstanden. Er hatte früher in Mähren, Böhmen und Schlesien gegen die Hussiten gepredigt und war 1455 in Siebenbürgen tätig, die Walachen, die der griechischen Religion anhingen, zum Katholizismus zu bekehren. Seiner Aufforderung zum Kampfe gegen die Türken folgten nur Leute aus den niederen Ständen; er führte diese schlecht bewaffneten Mannen 1456 nach Belgrad, das der Sultan belagerte und Johann Hunyadi verteidigte.

Die zahlreichen türkischen Geschütze zerschmetterten die Mauern der Festung und ein allgemeiner Sturm, der am 21. Juli begann, drohte sie in die Gewalt der Türken zu bringen; da warfen sich die von Capistran begeisterten Kreuzfahrer auf die Ungläubigen und drängten sie mit übermenschlicher Gewalt zurück. Hunyadi unterstützte die Freunde zur rechten Zeit und vereint griffen die Christen sogar das türkische Lager an. Auf den Sultan machte die Tapferkeit der Verteidiger einen solchen Eindruck, daß er abzog.[3]) Der hocherfreute Papst schrieb das Hauptverdienst an diesem Siege dem Hunyadi zu, Äneas Sylvius aber war der Meinung, daß die „drei Johannes", der Kardinallegat, Hunyadi und Capistran, sich in gleicher Weise verdient gemacht hätten. Bald nachher starben die beiden Helden, die den Schlüssel Ungarns gerettet hatten, zuerst Hunyadi, dann Capistran. Hunyadi hinterließ zwei Söhne, Ladislaus und Matthias.

König Ladislaus wollte nun selbständig regieren; er hatte in Österreich Truppen geworben und begab sich nach Ungarn. Nachdem er Ulrich von Cilli zum Statthalter in Ungarn ernannt hatte, zog er nach Belgrad, wohin ihm Ladislaus Hunyadi vorausgeeilt war. Als der König mit dem Cillier und anderen Begleitern in die Belgrader Burg eingeritten war, befahl Hunyadi, das Tor zu schließen. Am

[1]) Joannis Vitez de Zredna orationes in causa expeditionis contra Turcas habitae 1453—1457. Herausgeg. von G. Fraknoi. Budapest 1878.

[2]) Voigt, Johannes Capistran, in Sybels Historischer Zeitschrift, X.

[3]) Berichte über die Belagerung bei Katona, XIII.

anderen Morgen — es war der 9. November 1456 — ließ Hunyadi den Cillier zu einer Unterredung laden und empfing ihn mit Vorwürfen wegen seines feindseligen Verhaltens gegenüber seinem Vater. Von Worten kam es zum Kampfe, in dem Ulrich von Cilli, der letzte seines Hauses, getötet wurde.[1])

Der König, der sich in der Gewalt der Hunyadischen Partei befand, ließ keinen Groll merken; er versprach, den Mord nicht rächen zu wollen. Nachdem er jedoch nach Ofen zurückgekehrt war, wurde er von den Gegnern der Hunyadi, dem Palatin Gara u. a., gegen den Mörder aufgereizt und ließ die beiden Hunyadi verhaften. Dem Ladislaus wurde vorgeworfen, daß er dem König nach dem Leben gestrebt habe, und ein eiligst zusammengesetzter Gerichtshof verurteilte ihn zum Tode. Am 16. März 1457 erfolgte die Enthauptung. Die grausam ungeschickte Weise der Hinrichtung erregte eine bedenkliche Gärung im Volke, so daß der König das Schloß nicht zu verlassen wagte.[2]) Der Oheim der Hunyadi, Michael Szilagyi, sammelte ein Heer, mit dem er ganz Siebenbürgen in seine Gewalt brachte. Da seine Reiter selbst bis gegen Ofen streiften, verließ König Ladislaus Ungarn und begab sich nach Wien. Den zweiten Hunyadi, Matthias, führte er mit sich.

Um das Erbe der Cillier, die auch in Ungarn begütert waren, begann ein langwieriger Streit. Der Kaiser berief sich auf die Verträge von 1443 und verlangte jene Besitzungen, die in Deutschland lagen, wogegen Ladislaus als nächster Verwandter der Cillier alle Güter in Anspruch nahm. Auch andere Bewerber traten auf. Der Kaiser gewann den Feldhauptmann der Cillier, Jan Witowetz, der sich jedoch bald auf die Seite Ladislaus' stellte und den Kaiser sogar einige Tage in der Burg Obercilli belagerte. Erst nach dem Tode Ladislaus' trat Witowetz wieder zum Kaiser über, der den größten Teil der Cillier Güter an sich brachte.

Der junge König Ladislaus gedachte sich auch dem übermächtigen Einflusse des österreichischen Adels und Georgs von Podiebrad zu entziehen und sich auf das Bürgertum zu stützen. Allein Georg brachte es, unterstützt von Eizinger, durch Drohungen dahin, daß der König seine Vermählung mit der französischen Prinzessin Magdalena, der Tochter Karls VII., in Prag zu feiern versprach.[3]) In Böhmen war

[1]) Vgl. Birks Beiträge in den „Quellen und Forschungen". — Krones, Die zeitgenössischen Quellen z. Geschichte d. Grafen von Cilli, in den Beiträgen z. K. steierm. Geschqu. VIII. — Heidenwolf, Die Entführung der ungar. Krone und ihre Folgen, S. 74 ff.

[2]) Birks Beiträge, S. 258; vgl. aber die Cillier Chronik (herausgeg. v. Krones), S. 135 f.

[3]) Bachmann, Ein Jahr böhmischer Geschichte. Georgs v. P. Wahl, Krönung und Anerkennung. Archiv d. W. A. 54, S. 44 ff.

Ladislaus, so hoffte Georg, ganz in seiner Gewalt. Ende September reiste Ladislaus nach der böhmischen Hauptstadt, wohin auch Matthias Hunyadi geführt wurde. Dort starb Ladislaus am 23. November, kaum 18 Jahre alt. Selbstverständlich sprechen die Gleichzeitigen mit großer Bestimmtheit von einer Vergiftung. So heißt es in einem Gedichte auf den Tod des jungen Königs:

Also chom er umb sein Leben,
Der Gersick und sein Frau haben ihm vergeben,
Der Rockenzan ist der ander,
Der Eizinger ist der drit,
Der zu Wien lag gefangen.[1])

Ladislaus Posthumus war der letzte Sprosse der Albertinischen Linie des Hauses Habsburg. Sein Tod zerriß das Band, das die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder einigte.

2. Die Wahl neuer Könige in Böhmen und Ungarn

Von den Schwestern des verstorbenen Ladislaus war die ältere, Anna, mit dem Herzog Wilhelm von Sachsen, die jüngere, Elisabeth, mit König Kasimir von Polen verheiratet und diese zwei Fürsten erhoben Ansprüche auf Böhmen und Ungarn. Auch die drei Habsburger, Kaiser Friedrich, sein Bruder Albrecht und Siegmund von Tirol, traten als Prätendenten auf, und zwar auf Grund der Erbverbrüderung von 1364. Der französische König Karl VII. suchte die Böhmen für die Wahl seines Sohnes Karl zu gewinnen. Die böhmischen Großen nahmen das Wahlrecht in Anspruch. Rokyzana, der Administrator des Erzbistums Prag, arbeitete für Georg von Podiebrad, der Utraquist war, und gewann das Volk für ihn. Im Februar 1458 trat zu Prag im Altstädter Rathause ein Landtag zusammen. Obwohl er nicht zur Wahl eines Königs einberufen und die Nebenländer nicht eingeladen worden waren, beriet er doch gleich in der ersten Sitzung über die Besetzung des Thrones. Die Anhänger Podiebrads hatten alle Vorbereitungen getroffen. Die Plätze und Gassen Prags waren von einer großen Volksmenge erfüllt, aus der man den Ruf „wir wollen einen

[1]) Pez, II, 681. — Die von C. Höfler in seinen „Böhmischen Studien" (Archiv d. W. A. XII, 352) mitgeteilte Rosenbergsche Chronik von Böhmen sagt a. a. O. 1457: Feria V. die s. Clementis obiit . . . Ladislaus . . . intoxicatus per Girzikonem de Podiebrad gubernatorem ejusdem regis. Vgl. auch S. 319f. — Palacky, Zeugenverhör über den Tod König Ladislaus' (Abhandlungen d. Böhm. Gesellschaft d. Wissenschaften, 5. Folge, IX, Prag 1856); dazu Voigt, Georg von Böhmen, der Hussitenkönig. Sybels Zeitschrift. V, S. 418.

Tschechen zum König" hörte. Das Rathaus war mit Bewaffneten besetzt, der Stadtrichter mit Bütteln und Schergen, sogar die Henker mit ihren Gehilfen waren sichtbar. Der Oberstburggraf Zdenko von Sternberg, Podiebrads Freund, wußte die Widerstrebenden umzustimmen. So kam am 2. März die Wahl Georgs von Podiebrad zum König zustande. Um die Katholiken, die mit seiner Wahl einverstanden waren, nicht zu verstimmen, ließ er sich nicht von Rokyzana krönen, sondern von den Bischöfen von Raab und Waizen, die ihm auf sein Ansuchen König Matthias von Ungarn zuschickte. Er mußte aber vorher vor den zwei Bischöfen der Ketzerei abschwören, sich als Katholiken bekennen und eidlich geloben, den Päpsten gehorsam zu sein und sein Volk der katholischen Kirche zuzuführen.[1]) Diese Glaubensabschwörung und das Versprechen wurden geheim gehalten. Die böhmischen Nebenländer, die Lausitz, Mähren und Schlesien, die katholisch und deutsch waren, wollten den neuen König nicht anerkennen; doch gelang es seiner diplomatischen Gewandtheit bald, ihre Anerkennung zu gewinnen.

Als Georg mit einem Heere in Niederösterreich erschien und verwüstend bis Wien vorrückte, gaben die Habsburger ihre Ansprüche auf Böhmen auf; der Kaiser begab sich sogar im Juli 1459 nach Brünn, wo er Georg mit Böhmen belehnte. Auch kamen zwischen beiden Fürsten mehrere Verträge zustande: Georg gelobte, den Kaiser bei der Erwerbung Ungarns zu unterstützen, und dieser versprach, das deutsche Reich nach den Ratschlägen Georgs zu regieren.

In Ungarn hatten die Magnaten versprochen, die Nachkommen der Tochter Siegmunds, Elisabeth, als Erben der Krone anzuerkennen. Demnach hätten der Kurfürst von Sachsen und König Kasimir von Polen die meiste Hoffnung auf die Krone haben können. Allein an dieses Versprechen erinnerte man sich nicht mehr. Dagegen fand Kaiser Friedrich Anhänger; die größte Partei aber war die Hunyadische, welche den jungen Matthias erheben wollte. Dessen Oheim, Michael Szilagyi, schloß mit dem Palatin Ladislaus Gara einen Vertrag: Gara sollte für die Wahl des Matthias wirken, wogegen ihm versprochen wurde, daß er und seine Anhänger wegen der Hinrichtung Ladislaus' nicht verfolgt werden sollten.

Szilagyi sammelte ein Heer, mit dem er sich nach Pest begab, wo sich die Magnaten zur Wahl einfanden. Da den Soldaten des Szilagyi, die zum Teil im Freien lagerten, die Verhandlungen zu lange dauerten, riefen sie am 24. Jänner 1458 seinen Neffen Matthias zum

[1]) Bachmann, Ein Jahr böhm. Gesch. Archiv d. W. A. 54, S. 124ff.

König aus.[1]) Die Folge davon war, daß ihn die Magnaten zum König und seinen Oheim Szilagyi zum Gubernator wählten.

Matthias, damals erst fünfzehn Jahre alt, befand sich noch zu Prag in der Gewalt Georgs von Podiebrad. Dieser hatte ihm seine neunjährige Tochter Katharina verlobt und geleitete ihn gegen Ungarn.[2]) Nachdem Matthias am 27. März seinen Einzug in Ofen gehalten hatte, übernahm er selbständig die Zügel der Regierung. Selbst seinen Oheim duldete er nicht um sich, sondern schickte ihn an die südliche Reichsgrenze, die abermals von den Osmanen bedroht war. Später ließ ihn der König in Belgrad sogar verhaften, weil er sich mit seinen Gegnern in ein Bündnis eingelassen hatte.

Diese Gegner, zu denen der Palatin Gara, der Woiwode von Siebenbürgen Niklas Ujlaki, der in Ungarn begüterte Andreas Baumkircher, Graf von Preßburg, der Feldherr der Cillier Johann Witowetz, der Ban von Slawonien war, gehörten, verbanden sich mit Kaiser Friedrich und wählten diesen im Februar 1459 zum König von Ungarn. Matthias befand sich damals in Szegedin; rasch eilte er nach Ofen, wohin er die Bischöfe und Magnaten berief, die ihm noch einmal den Eid der Treue schwören mußten. Seinen Feldherrn Simon Nagy hatte er gegen die Aufständischen ausgeschickt; dieser richtete zwar nichts aus, aber Matthias verstand es, seine Gegner in den folgenden Jahren zu versöhnen und zu gewinnen. Es gelang ihm, Oberungarn von den Räuberbanden, den böhmischen und polnischen „Brüdern", welche das genannte Gebiet in Schrecken hielten, zu befreien und Giskra zur Unterwerfung zu zwingen. Der Kaiser, der von Georg von Podiebrad die zugesicherte Hilfe zur Erwerbung Ungarns nicht erhielt, ging auf die Friedensanerbietung des Matthias ein. Der Vorfriede wurde von Matthias' Ratgeber, dem Bischof Johann Vitez von Großwardein, und dem Kaiser in Graz, der endgültige Friede 1463 in Ödenburg abgeschlossen. Der Kaiser versprach, die ungarische Krone, die er noch in Händen hatte, und die Stadt Ödenburg herauszugeben, dagegen sollte er einige andere ungarische Gebiete, wie Güns und Eisenstadt, behalten. Er führte den Titel eines Königs von Ungarn weiter und nahm Matthias an Sohnes

[1]) Thurocz, pars IV (1382—1479). — Bonfinii rerum ungaricarum decades quatuor cum dimidia. Basel 1568 (bis 1495). — Matthiae Corvini epistolae ad romanos pontifices datae et ab eis acceptae (1458—1490). Im 6. Bde. der I. Serie der Monum. Vaticana. Budapest 1891. — Pol. Korrespondenz Breslaus im Zeitalter des K. Matthias C. (Script. rer. Siles. 2. Abt., 1893, 1894). — Galeottus Martius, De egregie, sapienter, ac jocose dictis factis r. Matthiae, bei Schwandtner, I. — W. Fraknoi, Matthias Corvinus, König von Ungarn (1458—1490). Aus dem Ungarischen. Freiburg i. B. 1891. — Mon. der ungar. Akademie: Magyar diplomacziai emlékek. III (1458—1490).

[2]) Die Ungarn mußten dem Georg von Podiebrad 60.000 fl., 14 Zentner Silber, einige Hundert Ochsen und etliche Faß Wein für ihren König entrichten.

ſtatt an. Wenn dieſer ohne Söhne aus dem Leben ſchiede, ſollte Friedrich als ſein Vater oder einer ſeiner Söhne, den er beſtimmen oder die Magnaten wählen würden, König von Ungarn ſein.[1])

In dieſer Zeit fiel Bosnien in die Gewalt der Türken. Im Jahre 1461 war Stephan Tomašević ſeinem Vater in der Regierung dieſes Landes gefolgt und von päpſtlichen Legaten mit einer vom Papſte Pius II. geſandten Krone gekrönt worden. Als er ſich weigerte, den Türken den bisher gezahlten Tribut zu entrichten, rückte Sultan Mohammed II. im Frühjahr 1463 in Bosnien ein, eroberte zahlreiche Burgen ſowie die Hauptſtadt Jajce und nahm den König Stephan gefangen, der ſpäter hingerichtet wurde. Matthias eroberte einen Teil Bosniens zurück, der erſt in den Jahren 1520—1528 türkiſch wurde. Die Herzegowina brachten die Türken ſeit 1466 in ihre Gewalt.

Am 29. März 1464 wurde Matthias feierlich zum König gekrönt.

3. Wirren in Öſterreich nach dem Tode des Königs Ladislaus Poſthumus[2])

Nach dem Tode des Ladislaus Poſthumus erklärten die öſterreichiſchen Stände im Jänner 1458 zu Wien, keinen der drei Habsburger, Friedrich, Albrecht und Siegmund, welche Erben waren, als Landesherren anzuerkennen, ſo lange ſie ſich nicht über die Erbſchaft geeinigt hätten. Die Habsburger kamen nun dahin überein, daß Friedrich Niederöſterreich, Albrecht Oberöſterreich und Siegmund, dem Albrecht ſchon vorher die Vorlande überlaſſen hatte, den dritten Teil der Einkünfte von Ober- und Niederöſterreich erhalten ſollte.

In Niederöſterreich entſtand bald große Unzufriedenheit mit der Regierung des Kaiſers; denn er war nicht imſtande, den Landfrieden aufrechtzuhalten. Räuberiſche Adelige bildeten Banden, die das Land wie im Wetteifer mit den kaiſerlichen Söldnern plündernd durchzogen. Ein ſolcher Räuberhauptmann war Gamaret Fronauer, der auf dem Marchfelde hauſte, mit der Zeit eine Reihe feſter Plätze im Norden der Donau beſetzte und im Süden von der Enns bis vor die Tore Wiens gebot. Infolge der ſchlechten Münze, der „Schinderlinge", und einer Mißernte im Jahre 1459 trat große Not ein, die das Volk, beſonders die Bewohner Wiens, zur Verzweiflung brachte.

---

[1]) Die Urkunden bei Katona, XIV, 586, und Theiner, Vetera Monumenta Hungariae, II, 382.

[2]) Zeißberg, Der öſterreichiſche Erbfolgeſtreit nach dem Tode K. Ladislaus Poſth. 1457 bis 1458 im Lichte der habsburgiſchen Hausverträge. Archiv d. W. A. 58. — Priebatſch, Politiſche Korreſpondenz des Kurf. Albrecht Achilles. 3 Bde. (bis 1486). Dies ſind die Bände 59, 67 und 71 der in Leipzig erſcheinenden Publikationen aus dem preußiſchen Staatsarchiv.

Auch in Deutschland nahmen die Fehden kein Ende und auch dort herrschte große Unzufriedenheit mit dem untätigen Kaiser; man dachte daran, ihn abzusetzen oder ihm wenigstens einen römischen König an die Seite zu geben. Der angesehene Diplomat Dr. Martin Mayr aus Heidelberg wies auf Georg von Podiebrad als den Mann hin, der sich am besten zum römischen König eignen würde, und auch der Kurfürst Friedrich von der Pfalz und der Erzbischof Diether von Mainz traten für ihn ein. Georg und sein Helfer Dr. Mayr wandten alle Mittel an, um auch andere Fürsten zu gewinnen; Georg versprach sogar, die Kompaktaten fallen zu lassen, wenn er römischer König sei. Selbst Albrecht VI., der Bruder des Kaisers, war dem Plane geneigt und fand sich im Februar 1461 mit vielen anderen Fürsten in Eger ein, wo die Wahl vor sich gehen sollte. Allein an dem Widerstande der beiden brandenburgischen Fürsten scheiterte der Plan des ehrgeizigen Böhmenkönigs, dessen Wühlereien immer mehr bekannt wurden und der das Vertrauen seiner Anhänger und selbst der Utraquisten verlor. Er trachtete nunmehr, mit dem Kaiser in ein besseres Verhältnis zu kommen.

Im Sommer 1461 rückte Erzherzog Albrecht in Niederösterreich ein[1]), um dieses Land seinem Bruder zu entreißen. Wien zu überrumpeln, gelang ihm nicht, worauf Georg von Podiebrad einen Waffenstillstand zwischen den Brüdern vermittelte. Die Lage Niederösterreichs blieb wie vorher: nichtbezahlte Söldner bildeten Räuberbanden, die Handel und Wandel störten. „Was nützen uns Herzoge," ruft Thomas Ebendorfer einmal voll Erbitterung über die herrschenden Zustände in Österreich aus, „wenn wir die Aussicht haben, durch Räuber geplündert, von Tür zu Tür betteln gehen zu müssen oder wenigstens unser Haupt nie ruhig zu Bette legen zu können?" Verschiedene Bandenführer besetzten die Ortschaften in der Umgebung Wiens und hinderten die Zufuhr von Lebensmitteln. Der Kaiser hielt sich untätig in Steiermark auf, daher neigten sich die Niederösterreicher immer mehr dem Erzherzog Albrecht zu.

Auch Wien wankte endlich in seiner Treue. Die mit der Herrschaft des Rates unzufriedenen Zünfte nahmen den Bürgermeister und die Räte gefangen, worauf die Gemeinde den Wolfgang Holzer, einen ehemaligen Viehhändler, zum Leiter der städtischen Angelegenheiten wählte.

[1]) Mit dem Jahre 1461 beginnt das Werk Bachmanns, Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrichs III. und Max I. 2 Bde. Leipzig 1884—1894 (bis 1486). Für die Verhältnisse Böhmens in der ersten Zeit G. von Podiebrad s. Bachmann, Böhmen und seine Nachbarländer unter G. von Podiebrad 1458—1461. Prag 1878.

Der Kaiser rückte nun von Steiermark her mit einem Heere, das aus Steirern, Kärntnern und Krainern bestand, gegen Wien vor, aber erst nach längeren Verhandlungen wurde ihm der Eintritt in die Stadt erlaubt. Da er seine Söldner nicht bezahlte, fügten diese der Stadt großen Schaden zu; daher kündigten die Bürger auf den Antrag Holzers dem Kaiser den Gehorsam auf und begannen ihn am 16. Oktober 1462 in seiner Burg zu belagern. Die kleine Besatzung verteidigte den Kaiser und seine Familie so tapfer, daß die Belagerer keine Fortschritte zu machen imstande waren. Daher rief Holzer den Erzherzog Albrecht herbei, der anfangs November mit 200 Reitern in Wien erschien und die Leitung der Belagerung übernahm. Die Not in der Burg stieg bald sehr hoch: die Lebensmittel gingen zu Ende, Katzen und Hunde wurden verzehrt. Endlich nahte Hilfe.[1])

Der Ritter Andreas Baumkircher war von Wiener-Neustadt aus nach Prag geritten, um den böhmischen König von der Gefahr zu benachrichtigen, in welcher der Kaiser schwebte. König Georg schickte zuerst seinen Sohn Viktorin mit 600 Reitern ab und folgte ihm mit einem Heere nach. Es gelang ihm, zwischen den streitenden Brüdern am 2. Dezember einen Frieden zustandezubringen, demzufolge der Kaiser seinem Bruder Niederösterreich auf acht Jahre gegen eine jährliche Zahlung von 4000 Dukaten überließ.

Kaiser Friedrich erwies sich für seine Befreiung dadurch dankbar, daß er die jüngeren Söhne des Böhmenkönigs, Heinrich und Hynko, in den Reichsfürstenstand erhob und den König für den Fall seines Todes zum Vormund seines Sohnes Maximilian, ja sogar zu seinem Nachfolger in den österreichischen Ländern ernannte, wenn Maximilian sterben sollte, ehe er volljährig geworden wäre. Auch verpflichtete er sich, in der böhmischen Religionsangelegenheit beim Papste zu vermitteln.

Weder Friedrich noch Albrecht erfüllte die Friedensbedingungen. Da auch unter Albrecht die Söldner wie Räuber umherzogen und die Münze sich stets verschlechterte, so entstand auch mit ihm Unzufriedenheit. Holzer wandte sich jetzt dem Kaiser zu, der sich in Wiener-Neustadt aufhielt. Er ließ in einer Aprilnacht 1463 einige Hundert Reiter des kaiserlichen Feldherrn Ulrich von Grafeneck in Wien ein, um die Stadt in die Hände des Kaisers zu spielen. Da rief Erzherzog Albrecht, der in der Burg wohnte, die Bürger auf; diese warfen

[1]) M. Beheim, Das Buch von den Wienern (H. v. Karajan, Wien 1843). — Itinerarium Wolfgangi de Styra Benedictini Mellicensis 1414—1484. Pez, Scr. II. — Bachmann, Reichsgesch. I, S. 318 ff.

sich auf die Kaiserlichen, die getötet oder gefangen wurden. Holzer, der sich durch die Flucht retten wollte, wurde in Nußdorf aufgegriffen und enthauptet. Auch mehrere andere Bürger erlitten diese Strafe oder wurden aus Wien ausgewiesen. Während der Wirren, die auch jetzt noch fortdauerten, erkrankte Albrecht und starb am 2. Dezember 1463. Hierauf kam Österreich in den Besitz des Kaisers.

Aber auch jetzt war der Kaiser nicht imstande, seinen Ländern den Frieden zu geben. Er konnte die den Söldnerführern schuldigen Summen nicht auszahlen. Unter diesen Männern befand sich auch Andreas Baumkircher, der früher dem Kaiser wichtige Dienste geleistet hatte, jetzt aber in Steiermark einen Bund von Adeligen zustande brachte, die gegen den Kaiser einen Krieg begannen. Als sich dieser im Februar 1469 auf einer Reise nach Rom befand, eroberten Baumkircher, sein Schwiegersohn Johann von Stubenberg, Andreas Greißenecker und ihre Anhänger mehrere Städte, besetzten das Mürztal und brachten so einen Teil Steiermarks in ihre Gewalt. Im Juni 1470 glich sich der Kaiser mit seinen Gegnern auf dem Landtage der drei innerösterreichischen Länder zu Völkermarkt in Kärnten aus: er versprach, die dem Baumkircher schuldigen Summen zu entrichten und seine Söldner zu bezahlen; die Burgen des Stubenbergers sollten aber abgebrochen werden. Der Landtag bewilligte dem Kaiser zur Bezahlung der Söldner hohe Steuern.

Zur völligen Ausgleichung der Geldangelegenheiten fand sich hierauf Baumkircher beim Kaiser in Graz ein. Er bat diesen, die Schlösser seines Eidams nicht abbrechen zu lassen, erhielt aber einen abschlägigen Bescheid. Der Kaiser muß sichere Kunde erhalten haben, daß Baumkircher im Vereine mit Greißenecker einen Anschlag auf sein Leben vorhatte, denn er berief auch letzteren nach Graz, ließ ihn und Baumkircher verhaften und ohne Prozeß am 23. April 1471 enthaupten.[1])

4. Krieg Georgs von Böhmen und seines Nachfolgers Wladislav mit König Matthias

Während dieser Zeit hatten sich auch in Böhmen Ereignisse von der größten Wichtigkeit vollzogen.

[1]) Krones, Beiträge zur Geschichte der Baumkircher-Fehde und ihrer Nachwehen. Archiv d. W. A. 89. — Krones, Zeugenverhör über Baumkirchers Tatenleben. Österr. Gymnasial-Zeitschr. 22. — Ein zeitgenössischer Bericht ist mitgeteilt von Joachimsohn in d. Beiträg. z. K. st. G., 23. Heft, Graz 1891. Dazu die Berichte des Mailänder Gesandten Bolla aus Graz 1469, abgedruckt in d. Monum. Hung. hist., 4. Abt., II. Bd., Budapest 1877. — Unrests Österr. Chronik.

Durch seine Bemühungen um die römische Königskrone hatte Georg von Podiebrad das Mißtrauen der Utraquisten erregt, so daß er sich im Mai 1461 feierlich verpflichten mußte, die Kompaktaten aufrechtzuerhalten. Die Utraquisten, deren Führer Rokyzana war, und die Katholiken standen sich wieder schroffer gegenüber. Zu Anfang des nächsten Jahres schickte König Georg eine Gesandtschaft nach Rom, die den Papst Pius II. (Äneas Sylvius) seines Gehorsams versichern, zugleich aber auch um Bestätigung der Kompaktaten bitten sollte. Der Papst bestätigte sie jedoch nicht, sondern ließ vielmehr in einem Konsistorium am 31. März 1462 erklären: „Die Kompaktaten, die das Basler Konzil den utraquistischen Böhmen zugestanden hat, sind vernichtet und vertilgt." Der König wurde aufgefordert, seine Untertanen wieder mit der katholischen Kirche zu vereinigen.

Jetzt mußte Georg entschieden Stellung nehmen. Er gab auf einem von Katholiken und Utraquisten stark besuchten Hoftage in Prag die Erklärung ab, daß er die Kompaktaten verteidigen wolle, und ließ den Legaten Fantinus de Valle, der nach Prag gekommen war, um die Verwerfung der Kompaktaten zu verkündigen, gefangensetzen.

Weitere Schritte tat der Papst infolge der Bitte des Kaisers einstweilen nicht. Erst am 16. Juni 1464 forderte er in einem Konsistorium den König, den er „ganz und gar verlogen, ebenso hinterlistig und heimtückisch wie böswillig, im hohen Grade gefährlich" nannte, auf, sich vor dem päpstlichen Stuhle zu verantworten. Pius II. starb schon zwei Monate danach; sein Nachfolger Paul II. setzte den Kampf fort und forderte am 2. August 1465 „Georg von Podiebrad, der sich König von Böhmen nennt," auf, binnen 180 Tagen vor dem Heiligen Stuhle zu erscheinen und sich wegen Ketzerei und Gotteslästerung zu verantworten. Auch befahl er seinem Legaten, die Untertanen Georgs von ihm abzuziehen und jeden mit dem Banne zu bedrohen, der ihm gegen die Katholiken Hilfe leisten würde. Und am 8. Dezember entband er alle Untertanen Georgs vom Eid der Treue und verbot ihnen, Abgaben zu entrichten. Damals waren die hohen, meist katholischen Adeligen mit dem König bereits unzufrieden, weil er nicht einmal bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten ihren Rat einholte, sondern Mitglieder des niederen Adels oder Fremde den „geborenen Räten" der Krone vorzog und erledigte Güter nicht ihnen gab, sondern einzog und dann seinen Söhnen zuwies.[1]) Im November schlossen der Bischof Jost von Breslau und 16 Herren auf dem Schlosse Grünberg bei Nepomuk den „Herrenbund", als dessen Oberhaupt Zdenko von Stern-

[1]) Bachmann, D. Reichsgesch. I, 555 ff.

berg angesehen wurde, der früher mit dem König durch Freundschaft verbunden war. Man suchte aber auf beiden Seiten den Bruch zu vermeiden.

Im Dezember 1466 wurde in einem Konsistorium zu Rom neuerdings über die böhmische Ketzerei verhandelt und am 23. das Endurteil gesprochen. Da der Angeklagte, König Georg, nicht erschienen war, traten ein Erzbischof und drei Bischöfe vor die Tür des Sitzungssaales, um nochmals die Vorladung zu verkünden und den König, wenn er da wäre, in den Saal zu führen. Dann wurde „Georg oder Jersik von Kunstatt und Podiebrad", der sich das Königreich Böhmen anmaße, als ein rückfälliger Ketzer und Kirchenräuber seiner Würden verlustig erklärt und alle Untertanen von jeder Pflicht gegen ihn losgesprochen. Zugleich ließ der Papst in Deutschland gegen die Ketzer das Kreuz predigen.[1]) Damit entfesselte er in Böhmen einen Bürgerkrieg. Der Herrenbund übernahm freilich die Verteidigung der römischen Ansprüche, doch traten keineswegs alle Katholiken gegen den König auf. Hatte er doch die Ordnung im Lande hergestellt und zwischen seinen katholischen und utraquistischen Untertanen keinen Unterschied gekannt. Daher hielten der niedere Adel, die Bürger und Bauern zu ihm und der hohe Adel wurde noch verhaßter. Da sich der König seinen Feinden gewachsen zeigte, trachteten seine Gegner, den König Matthias von Ungarn zu gewinnen.

Matthias von Ungarn war ein tüchtiger Kriegsmann. Aus den Scharen Giskras und anderen böhmischen Söldnern schuf er sich ein stehendes Heer, „schwarze Schar" genannt. Mehrere Jahre hindurch kämpfte er mit den Osmanen, ohne jedoch die Eroberung Bosniens und der Herzegowina verhindern zu können. Da er diese Kriege zumeist mit Söldnern führen mußte, zu deren Bezahlung das vom Papste und von den Venetianern zugeschickte Geld nicht ausreichte, so schrieb er drückende Steuern aus und erregte dadurch im Jahre 1467 einen Aufstand der Sachsen und Szekler in Siebenbürgen. Matthias erschien schnell im Lande und unterdrückte die Bewegung; dann zog er durch den Ojtospaß in die Moldau, denn der Woiwode Stephan war mit den Siebenbürgern im Bunde. Er erlitt jedoch so große Verluste, daß er sein Heer wieder nach Siebenbürgen zurückführte. Jetzt gab er die Kämpfe gegen die Türken auf und wandte sein Augenmerk dem Westen zu.

[1]) Der Legat, der 1468 in Straßburg predigte, erzählte, König Georg habe vom Papste den Befehl erhalten, alle Ketzer in Böhmen und Mähren totzuschlagen. Das habe er nicht getan, und daher sei er dem Banne verfallen. Bei diesen Worten löschte er eine Kerze aus und sagte, „also wie er das Licht ausblast, also wäre der König vor sich und die Seinen vor Gottes Angesicht verloschen und ausgetan". Specklins Collect. im Bulletin ꝛc., Straßburg 1889, S. 279.

Als König Georg anfangs 1468 seinen Sohn Viktorin mit einem Heere gegen Kaiser Friedrich sandte, mit dem er wieder in Zwistigkeiten geraten war, wandte sich der Kaiser an den König von Ungarn um Hilfe. Dieser war geneigt, dem Rufe zu folgen; denn seine Gemahlin, die Tochter Georgs, war gestorben und der Kaiser wie der Papst stellten ihm als Lohn für einen Feldzug gegen Georg von Podiebrad das römische Königtum in Aussicht.[1]) Im April 1468 erschien er mit seinem Heere in Österreich, vereinigte sich mit dem kaiserlichen Feldhauptmann Grafeneck und eroberte dann fast ganz Mähren. Als er aber im folgenden Jahre in Böhmen einrückte, wurde er in der Nähe von Tschaslau eingeschlossen. In seiner Bedrängnis bot er dem König Georg einen Waffenstillstand an, den dieser annahm. Matthias versprach, den Papst mit den Böhmen auf Grundlage der Kompaktaten auszusöhnen; doch sollte der Friede erst in Olmütz vereinbart werden. Dort fanden sich aber auch der päpstliche Legat und viele katholische Herren ein, um den Frieden mit dem ketzerischen König zu hintertreiben. Dies gelang ihnen auch, ja Matthias wurde am 3. Mai 1469 sogar zum König von Böhmen ausgerufen und Mähren, Schlesien und die Lausitz huldigten ihm. Dagegen konnten die Bürger von Eger nicht bewogen werden, von Georg abzufallen. Sie erklärten, „außerhalb des Königreiches zu liegen" und versagten dem Matthias die Huldigung, weil ihre Stadt eine Reichsstadt und nur der Krone Böhmens versetzt sei. Daher wurde über ihre Stadt das Interdikt ausgesprochen, das bis 1472 dauerte.[2])

Georg faßte den Plan, den polnischen Prinzen Wladislav, Sohn des Königs Kasimir, zu seinem Nachfolger wählen zu lassen, um so die polnische Hilfe zu gewinnen. Zugleich setzte er in Mähren den Krieg gegen Matthias mit Erfolg fort. Da die Anhänger des Matthias unzufrieden zu werden begannen und selbst Papst Paul an eine Aussöhnung mit König Georg dachte, so bot Matthias diesem zu Beginn des Jahres 1471 den Frieden an. Er verlangte, daß ihn sein Gegner zu seinem Nachfolger in Böhmen ernenne, wofür die Nebenländer einst den Söhnen Georgs zugewiesen werden sollten. König Georg war jetzt so siegessicher, daß er das Angebot des Ungarn ablehnte und an einen neuen Feldzug gegen ihn dachte. „Hat der hungarische König", schrieb er, „mit uns böhmisches Bier getrunken, so

[1]) Palacky, IV, 2, 505. — Fraknoi, Matthias Corvinus, S. 111 f. — Aber Bachmann, D. Reichsgeschichte. II, S. 145 ff.

[2]) (1469) Da hiett man gar nichts in keiner Kirchen, bis man schrieb 1472 jar, da fieng man wieder an zu singen und zu lewten in allen Kirchen. Gradl, Die Chroniken der Stadt Eger. Prag 1884, S. 32.

wollen wir mit ihm mit Gottes Hilfe sicherer ungarischen Wein trinken." [1]) Aber am 22. März machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Kurz vorher war Rokyzana gestorben.

König Georg war bei dem böhmischen Volke sehr beliebt. Er verfolgte in seinem Ehrgeize ein hohes Ziel, strebte er doch sogar nach der deutschen Kaiserkrone. Aber er suchte seine Pläne lieber durch Unterhandlungen und eine doppelzüngige Politik zu erreichen als durch Waffen. Doch war er auch ein tüchtiger Kriegsmann, der Böhmen wiederholt vor beutegierigen Feinden bewahrt hat. Sein Unglück war der Widerstreit zwischen den Utraquisten und den Katholiken, den er nicht zu beseitigen vermochte.

Schon am 27. Mai erhob der böhmische Landtag zu Kuttenberg den 15jährigen Prinzen Wladislav von Polen auf den Thron. Die Mutter des neuen Königs war eine Schwester des Königs Ladislaus Posthumus, und sein Vater hatte versprochen, sich beim Papste für die Anerkennung der Kompaktaten zu verwenden. Matthias war aber keineswegs gesonnen, auf Böhmen zu verzichten und setzte den Krieg fort.

Aber schon herrschte in Ungarn große Unzufriedenheit, denn während der König einen christlichen Fürsten bekämpfte, waren die südlichen Reichsgrenzen schutzlos den Einfällen der Türken ausgesetzt. Außer Kroatien wurden auch Dalmatien und Krain heimgesucht; die Ungläubigen plünderten und zerstörten Kirchen und Wohnhäuser und führten zahlreiche Menschen in Gefangenschaft. Auch gab es genug Adelige, die mit Unwillen die feste Herrschaft des Königs ertrugen, der sie zwang, die Gesetze zu achten. Die allgemeine Unzufriedenheit führte 1471 eine Verschwörung herbei, deren Seele der Graner Erzbischof Johann Vitez war. Matthias sollte beseitigt und an seine Stelle der zweite Sohn des polnischen Königs Kasimir, der auch diesen Namen führte, gesetzt werden. Der Prinz erschien im Oktober mit einem Heere in Oberungarn, fand aber fast gar keine Unterstützung bei denen, die ihn gerufen hatten; denn Matthias hatte es verstanden, einige der Verschworenen zu gewinnen, andere einzuschüchtern. Nur der Graner Erzbischof unterstützte den Polen, der sich bald wieder zurückziehen mußte. Matthias strafte den Erzbischof dadurch, daß er sein Erzbistum unter die Aufsicht des Erlauer Bischofs, Johann Beckenschlager, stellte, der ein Günstling des Königs war.

Den Krieg gegen den neuen böhmischen König setzte Matthias fort; den Kriegsschauplatz bildeten Böhmen, Österreich und Schlesien.[2])

[1]) Polit. Korrespondenz des Kurf. Albrecht Achilles. I, S. 219.
[2]) Eschenloer, II, 303 ff.

Erst im Jahre 1478 wurde in Ofen zwischen den Gesandten der beiden Könige ein Vorfriede geschlossen, der im Juli 1479 in Olmütz bestätigt wurde. Dort kamen die beiden Herrscher zusammen und eine große Zahl von Gästen fand sich ein. Matthias verstand es, eine nie gesehene Pracht zu entfalten: großartige Gastereien wechselten mit Turnieren, Tänzen und Schauspielen, überall ertönte Musik und Gesang. Der Friede bestimmte, daß auch Matthias den Titel eines Königs von Böhmen führen und Mähren, Schlesien und die Lausitz besitzen solle, daß aber nach seinem Tode diese Länder von Wladislav oder seinem Nachfolger um 400.000 Dukaten eingelöst werden könnten.[1])

5. Siegmund von Tirol und Nikolaus Cusa[2])

In dieser Zeit regierte in Tirol Siegmund, der Sohn Friedrichs mit der leeren Tasche. Es hatte viel Mühe gekostet, den Kaiser zur Herausgabe seines Mündels zu bewegen, denn er war der Meinung, daß die Länder der Leopoldinischen Linie gemeinsames Erbgut aller Prinzen dieser Linie seien und daß ihm als dem ältesten Habsburger das Recht zustehe, diese Länder zu teilen und die einzelnen Teile zuzuweisen. Auch wollte er eine gewisse Oberherrschaft über Siegmund in Anspruch nehmen.

Die Vormundschaft sollte schon im Jahre 1443 ein Ende haben, aber erst im April 1446 entließ der Kaiser den jungen Fürsten nach Tirol. Dieser war den Künsten hold, freigebig und wurde daher im Lande sehr beliebt. Es ist selbstverständlich, daß seine Freigebigkeit von seinen Günstlingen, besonders den Brüdern Wiguleis und Bernhard Gradner, stark ausgenützt wurde. Der Herzog mußte endlich vom Landtage gezwungen werden, diese Leute aus seinem Lande zu entfernen und die ihnen überlassenen Schlösser zurückzunehmen.

Ein Streit des Herzogs mit dem Bischof von Brixen Nikolaus von Cusa setzte das ganze Land in Verwirrung.

Nikolaus Krebs von Cues (Cusa) an der Mosel war von niedriger Herkunft, hatte sich aber durch unermüdliche Arbeit den Ruf eines sehr gelehrten Mannes erworben. Anfangs war er für die Reform der Kirche eingetreten, später jedoch stellte er sich auf die Seite des Papsttums, das die Reformen verhinderte, und wurde dafür von Nikolaus V. zum Kardinal und 1450 mit Mißachtung des Wahlrechtes des Domkapitels zum Bischof von Brixen ernannt.

[1]) Palacky, V, 1, 204.

[2]) Jäger, Der Streit des Kard. Nikolaus von Cusa mit dem Herzog Siegmund von Österreich. 2 Bde. Innsbruck 1861.

Er verstand es nicht, sich bei Volk und Adel beliebt zu machen. Als die Äbtissin Verena des Frauenklosters Sonnenburg bei Bruneck mit ihren Untertanen im Ennenberger Tale wegen einer Alpe in Streit geraten war, brachte sie die Sache vor den Landesherrn, während sich die Ennenberger an den Bischof von Brixen wandten. Cusa nahm die Gerichtsbarkeit über das Kloster in Anspruch, gebot außerdem den Nonnen die strengste Klausur, sprach über sie wegen Ungehorsams den Bann aus und ließ sie im Jahre 1458 mit Waffengewalt aus dem Kloster vertreiben. Zugleich klagte der Bischof beim Papste über den Herzog, der ihn habe gefangennehmen, ja sogar ums Leben bringen wollen. Im weiteren Verlaufe des Streites erklärte er sogar, daß er das Recht habe, von dem Herzog fast das ganze Land Tirol zurückzufordern, da es aus Lehen der Brixener Kirche bestehe, die vor Zeiten den Grafen von Tirol als Vögten des Bistums gegeben worden seien.

Der Herzog überfiel 1460 den Bischof in Bruneck und zwang ihn, allen Ansprüchen auf die ererbten Besitzungen des Herzogs zu entsagen. Kaum war der Bischof frei, so floh er nach Italien, widerrief sein Versprechen und der Papst, sein Schutzherr, sprach über den Herzog und seine Räte den Bann und über seine Länder das Interdikt aus. Ja, er forderte die Feinde des Herzogs auf, dessen Länder anzugreifen. Der Herzog, unterstützt von dem gewandten Juristen Dr. Gregor Heimburg, der für kirchliche Reformen eintrat und daher gegen das Papsttum arbeitete, beharrte diesem Mißbrauche der kirchlichen Strafen zu weltlichen Zwecken gegenüber auf seinem Rechte und sein Volk und selbst die Geistlichkeit standen zu ihm. Die kirchlichen Strafen hatten fast keine Wirkung, nur die Eidgenossen rissen die Besitzungen des Herzogs links vom Oberrhein und südlich vom Bodensee an sich.

Es ist selbstverständlich, daß der Herzog, den der Papst des „Satans vorzüglichstes Glied" nannte, nicht nach Rom zur Verantwortung ging, wie er sich und seine Räte auch nicht als im Banne befindlich ansah, da dieser mit Unrecht verhängt worden sei.

Der Friede wurde erst nach dem Tode des Papstes Pius II. und des Cusa hergestellt, die beide im August 1464 starben. Der Herzog wurde vom Banne losgesprochen und das Interdikt aufgehoben. Die Staatsgewalt hatte über die kirchlichen Ansprüche einen Sieg errungen und der Herzog den Grundsatz vertreten, daß die Landesherrschaft in Tirol nur ihm zustehe und Tirol auch die Bistümer Trient und Brixen sowie den zu Chur gehörigen Diözesananteil umfasse. Aber die Besitzungen in der Schweiz blieben verloren. Um sich gegen die

Eidgenossen sicherzustellen, verband sich Siegmund mit dem Herzog Karl von Burgund.

6. Erwerbung Burgunds

Seit einem Jahrhundert hatte sich zwischen der Nordsee und dem Jura das Herzogtum Burgund ausgebildet. Durch Heirat, Vererbung und Waffengewalt war nämlich mit dem Herzogtum Burgund (der Bourgogne) die Freigrafschaft Burgund (Franche Comté), die Grafschaften Flandern und Artois, Holland, Seeland, Friesland, Hennegau, Brabant, Luxemberg u. a. vereinigt worden und über diese gewerbefleißigen Länder herrschte seit 1467 Herzog Karl der Kühne.

Die meisten dieser Länder waren Lehen, teils von Frankreich, teils von Deutschland, auch waren sie durch das Herzogtum Lothringen, das mitten unter ihnen lag, in zwei Teile gespalten. Aber der unternehmungslustige Herzog Karl gedachte, sein Gebiet durch Eroberung zu einigen und zu erweitern und ihm auch den Titel eines Königreiches zu erwerben, was schon sein Vater Philipp angestrebt hatte.

Im Jahre 1469 trat Herzog Karl in nähere Beziehungen zu dem Habsburger Siegmund von Tirol.

Die Eidgenossen waren immer bestrebt, ihren Bund zu erweitern und den Breisgau und den Sundgau zu gewinnen. Daher bestanden immer Streitigkeiten zwischen ihnen und dem Herzog Siegmund von Tirol sowie den Adeligen der genannten Gaue. Alle Eidgenossen, sagte einmal Herzog Siegmund, sind einig, einen Bauern zu rächen, der irgendwo auf einer Kirchweih erschlagen worden war. Siegmund suchte vergebens Hilfe bei König Ludwig XI. von Frankreich; im März 1469 begab er sich zum Herzog Karl von Burgund nach Arras, dem er die Landgrafschaft Elsaß mit dem Sundgau und die Grafschaft Pfirt, die Stadt Alt-Breisach, andere Städte und den österreichischen Schwarzwald um 50.000 rh. Gulden verpfändete.[1]) Er gab damit den Eidgenossen einen mächtigen und rücksichtslosen Nachbar, mit dessen Hilfe er die österreichischen Gebiete, die an die Schweizer verloren worden waren, zurückzugewinnen hoffte. Herzog Karl forderte zwar die Eidgenossen auf, nichts Feindliches gegen Siegmund zu unternehmen, aber Hilfe leistete er nicht.

Da Karl der Kühne nur eine Tochter Maria hatte, so kam Siegmund auf den Gedanken, durch die Vermählung dieser Prinzessin

[1]) Im Vertrage von St. Omer, Mai 1469. Briefe und Akten bei Chmel, Monum. Habsb., I, und Font. r. Aust., 2. A., II. — Witte, H. Siegmunds Beziehungen zu den Eidgenossen und zu Karl d. Kühnen. Hagenau 1885. — D. v. Kraus, Deutsche Geschichte im Ausgang des Mittelalters. I, 531 ff.

mit des Kaisers Sohn Maximilian die burgundischen Länder an das Haus Habsburg zu bringen. Da Herzog Karl sich dem Plane geneigt zeigte, so beredete Siegmund den Kaiser, mit dem Herzog in Trier zu einer Unterredung zusammenzukommen.

Am 29. September 1473 zog der Kaiser mit seinem Sohne in die Bischofstadt ein. Einige Tage später erschien Karl mit 300 Kürassieren, 5000 leichten Reitern und 6000 Fußschützen. Der Glanz, den der prunkliebende Herzog entfaltete, war dem schlichten Kaiser nicht angenehm. Der Herzog verlangte, wie dies schon in den vorausgegangenen Verhandlungen geschehen war, seine Erhebung zum römischen König; nach Friedrichs Tode sollte er Kaiser werden und seinen Schwiegersohn Maximilian zum Nachfolger in dieser Würde erhalten. Dies erklärte Friedrich für unausführbar. Dagegen wollte er Karls Länder, mit denen auch Lothringen verbunden werden sollte, zu einem erblichen Königreiche erheben, das jedoch unter der Lehenshoheit des deutschen Reiches zu stehen hätte. Karl war damit einverstanden, wenn auch die Kurfürsten ihre Zustimmung gäben. Aber auf diese war wohl nicht zu hoffen; denn die Kurfürsten wollten weder eine Vermehrung der Macht des übermütigen Burgunders, noch auch die Erwerbung seiner Länder durch die Habsburger.[1])

Da Herzog Karl auch mit Matthias von Ungarn sowie mit einigen deutschen Fürsten unterhandelte und der König Ludwig XI. von Frankreich Zwietracht zu säen verstand, so verstärkte sich das Mißtrauen des Kaisers, der die Verhandlungen abbrach. Am 25. November vor Tagesanbruch reiste er zu Schiffe von Trier ab, ohne von dem Herzog Abschied genommen zu haben.

Da Herzog Siegmund bisher keine Hilfe von Karl gegen die Schweizer erhalten hatte und nach der verfehlten Zusammenkunft in Trier auch keine mehr erwarten konnte, so schloß er 1474 unter Vermittlung des französischen Königs mit den Schweizern in Konstanz einen Frieden, „die ewige Richtung" genannt, und mit den Bischöfen und Städten des Oberrheins ein Bündnis, um mit deren Hilfe die an Herzog Karl verpfändeten Gebiete zurückzugewinnen. Karls Statthalter, Peter von Hagenbach, der sehr grausam regierte, wurde in Breisach vom Volke, das sich erhob, gefangengenommen und enthauptet. Die Schweizer

[1]) Chmel, Monumenta Habsburgica (1473—1576). 1. Abt. Das Zeitalter Maximilians I. 3 Bde. Wien 1854, 1855, 1858. I, 3 ff. — Joh. Knebel, Diarium 1473—1476 in den Basler Chroniken. II. Leipzig 1880. — Berichte von Augenzeugen auch im Anzeiger f. Kunde deutscher Vorzeit. 1864. — Schellhas in Quiddes Zeitschrift. VI (1891), 80. — K. Rausch, Die burgundische Heirat Maximilians I. Wien 1880. — D. v. Kraus, Maximilians I. vertraulicher Briefwechsel mit Siegmund Prüschenk Freih. v. Stettenberg. Innsbruck 1875.

und Ludwig von Frankreich traten gegen den Herzog Karl auf, doch dieser war imstande, sich zu behaupten, ja er näherte sich wieder dem Kaiser und gab am 6. Mai 1476 seine Zustimmung zur Vermählung seiner Tochter mit dem Erzherzog Maximilian.

Er hatte kurz vorher das Herzogtum Lothringen mit der Hauptstadt Nancy erobert. Hierauf drang er in die Schweiz ein, hatte aber da kein Glück: er erlitt zwei Niederlagen. Einstweilen hatte der lothringische Herzog Renatus seine Hauptstadt Nancy zurückerobert. Da zog Karl vor diese Stadt und belagerte sie. Am 5. Jänner 1477 wurde er von den Lothringern und den Schweizern angegriffen und fand in der Schlacht den Tod.

Jetzt war es nötig, daß sich des Kaisers Sohn sofort zu seiner Braut in die Niederlande begab.

Maximilian war am 22. März 1459 geboren worden. Mit der geistigen Ausbildung ging bei ihm die des Körpers Hand in Hand. Er lernte früh reiten, fechten, schießen, jagen und las gern in alten Chroniken und Heldengeschichten, behielt aber dabei ein offenes Auge für die Vorgänge des gewöhnlichen Lebens. Der Arbeit des Waffenschmiedes konnte er stundenlang zusehen, er legte auch selbst Hand an und lernte Harnische fertigen und Stücke gießen und bohren.

Nach dem Tode des Herzogs Karl des Kühnen wollte Ludwig XI. von Frankreich Burgund an sich bringen und suchte die Erbin für seinen siebenjährigen Sohn zu gewinnen. Er legte Besatzungen in viele Städte und rückte selbst im Hennegau ein. Maria von Burgund befand sich in einer verzweifelten Lage und wünschte mit Sehnsucht ihren Verlobten herbei. Am 18. August 1477 erschien Maximilian in Gent und schon am folgenden Tage fand die Vermählung statt.

Es war für Maximilian keine leichte Aufgabe, sich in den Besitz der burgundischen Länder zu setzen. Zwar schloß er mit Ludwig von Frankreich einen Waffenstillstand, aber der Krieg brach bald wieder aus. Am 7. August 1479 gewann Maximilian über die Franzosen einen Sieg bei Guinegate; da aber der Krieg, der die industriereichen Provinzen schädigte, fortdauerte, fingen die Bürger vieler Städte an, widerspenstig zu werden. Dazu kam, daß Maximilian seine Gemahlin verlor. Maria, eine kühne Jägerin, stürzte auf einer Falkenjagd, als sie über einen Graben setzen wollte, vom Rosse und verletzte sich derart, daß sie am 27. März 1482 den Geist aufgab. Sie hinterließ zwei Kinder, einen Sohn Philipp und eine Tochter Margareta.

Die flandrischen Städte, an ihrer Spitze Gent, setzten einen Regentschaftsrat ein, ja sie begannen mit Frankreich Unterhandlungen, die Maximilian gutheißen mußte. Im Frieden von Arras (Dezember 1482)

wurde das Herzogtum Burgund an Frankreich überlassen und die Prinzessin Margareta mit dem Dauphin Karl verlobt, dem sie die Freigrafschaft Burgund und Artois zubringen sollte. Aber auch jetzt dauerten die französischen Wühlereien fort. Als sich Maximilian, um die Unzufriedenheit zu beseitigen, nach Flandern begab, nahmen ihn die Bürger von Brügge am 1. Februar 1488 gefangen. Erst als ein deutsches Reichsheer unter dem Kaiser Friedrich heranzog, erhielt er die Freiheit wieder, doch mußte er auf die Vormundschaft über seinen Sohn in Flandern verzichten. Das Reichsheer zog erst ab, nachdem es Flandern verwüstet hatte, und auch Maximilian verließ Ende 1488 die Niederlande. Als Statthalter blieb Albrecht von Sachsen zurück.

7. Der Verlust Niederösterreichs. Tod des Königs Matthias

Während sich Maximilian abmühte, die neue Erwerbung festzuhalten, war Österreich an die Ungarn verloren gegangen.

Das Verhältnis des Kaisers zum König Matthias war selten ungetrübt. Die beiden Fürsten beobachteten einander stets mit Mißtrauen. Bei einer Zusammenkunft in Wien im Februar 1470 wünschte Matthias, daß der Kaiser den Titel eines Königs von Ungarn ablege und die ihm verpfändeten ungarischen Grenzgebiete herausgebe; er warb vergebens um die Tochter des Kaisers, Kunigunde; er trat für Baumkircher ein, der freilich auch sein Untertan war, und nahm aufrührerische österreichische Edelleute, wie Liechtenstein, Puchheim, Pottendorf u. a., in seinen Schutz. Obgleich der Kaiser dem König Matthias den Titel eines böhmischen Königs gegeben hatte, sah er doch nicht diesen, sondern Wladislav als König von Böhmen an. Im Jahre 1476 war der Graner Erzbischof Johann Beckenschlager mit seinen Schätzen zum Kaiser geflohen, der ihn gern aufnahm, weil ihm dieser reiche Kirchenfürst größere Summen vorstreckte. Endlich im Juni 1477 erklärte Matthias dem Kaiser den Krieg. Zwar konnten die Ungarn die Städte Hainburg, Wien, Krems und Stein nicht erobern, aber das Land wurde furchtbar verheert. Schon im Dezember wurde ein Friede geschlossen: Matthias wurde mit Böhmen belehnt und der Kaiser versprach ihm die Zahlung von 100.000 Dukaten.

Der Kaiser wünschte seinem Freunde Beckenschlager das Erzbistum Salzburg zu verschaffen und beredete den Erzbischof Bernhard von Rohr zur Abdankung.[1]) Bernhard ließ sich aber von seinem Kapitel be-

[1]) Chronic. Salisburgense (bis 1495). Pez, II, 427 ff. — Unrest, S. 644 ff. — Mayer, Über die Abdankung des Erzb. Bernhard von Salzburg ꝛc. Archiv d. W. A. LV. — Engel, Geschichte des ungarischen Reiches. III, 1. Abt. — Katona, XVI. Bd. — Widmann, Gesch. Salzburgs. II, 297 ff.

wegen, die Abdankung zurückzuziehen, worauf er, um sich zu behaupten, 1479 mit König Matthias ein Bündnis einging und ihm seine festen Plätze zu öffnen versprach. Demgemäß besetzten die Ungarn Pettau, Leibnitz, Friesach und andere Orte. Kärnten und Steiermark litten furchtbar durch die Plünderungen der ungarischen Raubhorden sowie auch durch die Osmanen, die damals wieder in den südöstlichen Alpenländern erschienen. Auch Nieder- und Oberösterreich wurden von ungarischen Scharen durchzogen. Überall erzwangen sie „Huldigungen", wofür sie den Städten und Dörfern Sicherheit vor Raub und Brand versprachen. Die bedrohten Klöster flüchteten ihre Wertsachen in die festen Orte, die Adeligen verteidigten sich in ihren Burgen oder schlossen Einzelfrieden mit den Räubern.

Matthias kämpfte zu gleicher Zeit auch mit den Osmanen, schloß aber mit ihnen 1483 einen Waffenstillstand, um den Krieg mit dem Kaiser selbst führen zu können. Er eroberte Hainburg und zog gegen Wien, begab sich aber dann nach Ungarn zurück, während Wien von seinen Truppen umschlossen blieb. Nachdem die Belagerung wieder ernstlicher aufgenommen worden war, ergab sich die Stadt, da der Kaiser keine Rettung bringen konnte.[1]) Am 1. Juni 1485 hielt Matthias seinen Einzug in Wien. Die übrigen Städte Niederösterreichs fielen nach und nach ebenfalls in seine Gewalt.

Der Fall Wiens rief in Deutschland große Aufregung hervor. Die Pläne des Ungarkönigs schienen jetzt ins Ungeheuere zu wachsen; er dachte daran, die Kaiserkrone zu erwerben. Der Chronist Unrest deutet jetzt die Buchstaben Friedrichs auf den Satz: Aller erst ist Österreich verloren. Der Kaiser war nach Deutschland geeilt, um von den Fürsten und Städten Hilfe zu erlangen. Die Kurfürsten wählten 1486 Maximilian zum römischen König, aber er mußte sich dann in die Niederlande begeben. Böhmen war bei dieser Wahl nicht vertreten; denn da es zwei Könige von Böhmen gab, Wladislav und Matthias, so wußten die Kurfürsten nicht, welchen sie zur Wahl laden sollten, und zogen Böhmen nicht bei.[2])

Die Reichshilfe, die dem Kaiser gewährt wurde, war unbedeutend. Der Reichsfeldherr Herzog Albrecht von Sachsen, der selbst viel zur

[1]) Über das Verhalten des Kaisers Wien gegenüber vgl. Schober, Die Eroberung Niederösterreichs durch M. Corvinus. Blätter des V. f. Landeskunde v. N.-Ö. 1879, 1880. Die Behauptung, der Kaiser sei schuld am Falle Wiens, verdient keine Beachtung. — Über die Zustände in Wien während der Belagerung der Brief der Wiener bei Minutoli, Kais. Buch, S. 111.

[2]) Daß der Kaiser der Wahl seines Sohnes zum römischen König widerstrebt habe, wie behauptet wird, ist unrichtig; er hat sie gewünscht und betrieben. Bachmann, Zur d. Königswahl Maximilians I. Archiv d. W. A. 76. Bd. (1890). — Mit dem Jahre 1486 beginnt das Werk Ulmanns, Kaiser Maximilian I. 2 Bde. Stuttgart 1884, 1891.

Ausrüſtung des Heeres beitrug, vermochte gegen die Ungarn ſo wenig auszurichten, daß er 1487 mit Matthias einen Waffenſtillſtand ſchloß.[1]) Im folgenden Jahre mußte der greiſe Kaiſer zu ſeinem Sohne in die Niederlande eilen, wo dieſer in Gefangenſchaft geraten war.

In dieſer Zeit führte Matthias in Wien eine glänzende Hofhaltung.[2]) Er hatte ſich das ſogenannte Haſenhaus in der Kärntnerſtraße zur Wohnung herrichten laſſen und ſeinen Heerführern und Magnaten in der Stadt Häuſer geſchenkt, die den Anhängern des Kaiſers weggenommen worden waren. Zahlreiche Geſandte fanden ſich an ſeinem Hofe ein und oft wurden Feſte veranſtaltet, zu denen auch Bürger zugezogen wurden. Aber der König forderte hohe Steuern, die Bürger mußten Mannſchaft und Waffen ſtellen, die Geſandtſchaften beherbergen und beſchenken und waren vor dem Übermute der Ungarn ihrer Habe nicht ſicher. Die reichen Bürger mußten einen Teil ihres Vermögens ausliefern, weil ſie, wie Matthias ſpöttiſch bemerkte, ihrem früheren Herrn untreu waren. Daß der Bauer ſich in einer noch ſchlimmeren Lage befand, iſt ſelbſtverſtändlich; denn er mußte oft genug den Kaiſerlichen und den Ungarn zugleich Steuern und Dienſte leiſten und konnte ſich vor den herumſtreifenden Räubern und Vagabunden kaum retten.

Mitten unter kühnen Entwürfen ſtarb König Matthias am 6. April 1490. An dem Tage, an dem in der Stephanskirche eine Totenfeier ſtattfand, brach ein Brand aus, der eine große Zahl Häuſer verzehrte, eine ſchauerliche Leichenfackel bei dem Trauerzuge. Sein Leichnam wurde nach Stuhlweißenburg gebracht.

Matthias war ein kriegeriſcher Herrſcher, ungemein tätig und arbeitsluſtig. Er hielt ſtreng auf Gerechtigkeit und blieb daher der Liebling des Volkes, obgleich er ihm große Laſten aufbürdete. Für Wiſſenſchaft und Kunſt zeigte er großes Intereſſe. Dennoch hatte ſeine Regierung ſeinem Volke wenig Vorteil gebracht; denn wenn er auch in zahlreichen Kämpfen Siege über die Türken erfocht, ſo verſäumte er doch, ſeine ganze Kraft gegen dieſen gefährlichen Nachbar zu kehren und ſein Reich vor ihm zu ſichern. Lieber wandte er ſeine Waffen gegen den Weſten, wo er doch keine dauernden Erfolge zu erringen vermochte. Hohe Pläne beſchäftigten ſeinen Geiſt. Ernſtlich ſtrebte er danach, zum römiſchen König gewählt zu werden, um nach Friedrichs Tode die Kaiſerwürde zu erlangen.[3]) Lange lebte er im Andenken des

[1]) Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte. Leipzig 1838.

[2]) Vgl. über „die Adminiſtration der Stadt Wien“ den Bericht im 2. Bande von Schlagers Wiener Skizzen im Mittelalter, 1842.

[3]) Fraknoi, Die Anfänge der europäiſchen Politik K. Matthias von Ungarn (1464—1470). Öſterr.-ungar. Revue. X.

Volkes. Selbst slowenische Volkslieder singen von ihm, der der Schrecken der Osmanen war, und das slowenische Volk erzählt von ihm dieselbe Sage wie das deutsche vom Kaiser Friedrich; er sei nicht gestorben, sondern sitze in einem Berge an einem steinernen Tische, von dem er sich um Mitternacht erhebe, um sein Schwert zu schärfen. Wenn sein Barthaar dreimal um den Tisch reichen werde, werde er mit seiner Leibgarde hervorbrechen und gegen die Türken ziehen.

Matthias hatte sich 1476 in zweiter Ehe mit Beatrix, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, vermählt. Sie war in Ungarn nicht beliebt und hatte 1483 nach Polen entfliehen wollen.[1]) Diese Ehe blieb kinderlos.

8. Erwerbung Tirols und Rückeroberung Niederösterreichs. Aussichten auf Ungarn

Während die Ungarn Niederösterreich im Besitze hatten, war das Haus Habsburg nahe daran, auch Tirol zu verlieren. Aber eben im Todesjahre Matthias' gestalteten sich auch die Verhältnisse in Tirol günstig, ja im fernen Westen schien sich sogar die Aussicht auf eine neue Erwerbung zu eröffnen.

Siegmund von Tirol regierte seine Länder seit 1474 in Frieden; ein Krieg mit den Venetianern (1487), die seit langem in Südtirol festen Fuß zu fassen strebten und dort Rovereto und Riva besaßen, änderte an den Besitzverhältnissen nichts. Der Erzherzog liebte ein glänzendes Hofleben. Er hielt eine ständige Kapelle von „Trummetern, Posaunern, Pfeiffern und Paugkern", war freigebig gegen Lautenspieler und Sänger, glänzte im Turnier und maß sich gern im volkstümlichen Ringkampfe mit starken Landleuten. Nach und nach wurde er jeder ernsten Tätigkeit abhold; den Freuden der Minne und der Tafel ergeben, erschöpfte er seine Einkünfte durch Geschenke an seine zahlreichen Günstlinge, eine prachtvolle Hofhaltung und kostspielige Bauten. Im Jahre 1480 starb seine erste Gemahlin Eleonore von Schottland, eine feingebildete Frau, und im Februar 1484 ehelichte er die 18jährige schöne Prinzessin Katharina von Sachsen. Auch diese Ehe blieb kinderlos. Die bayrische Partei am Hofe nahm den willenlosen Fürsten immer mehr gefangen; allmählich entwickelte sich in ihm auch die Wahnvorstellung, der Kaiser und sein Sohn wollten ihn seiner Länder berauben.[2])

[1]) So meldet der Gesandte Pandolfo. Monum. Hungariae, Acta extera III, 23.

[2]) Jäger, Der Übergang Tirols von dem Erzherzog Siegmund an den römischen König Maximilian (1478—1490), im Archiv d. W. A. 51. — V. v. Kraus, Maximilians Beziehungen zu Siegmund von Tirol 1490—1496. Wien 1879. — Hammer, Literarische Beziehungen u. musikalisches Leben d. Hofes Siegmunds v. Tirol. Zeitschr. d. Ferdin. 43 (1899).

Siegmund verschrieb dem Herzog Albrecht von Bayern-München große Summen auf tirolische Herrschaften und das ergiebige Bergwerk Schwaz. Am Innsbrucker Hofe lebte einige Jahre des Kaisers Tochter Kunigunde, die dort den Herzog Albrecht kennen lernte. Ihr Vater hatte bisher alle Bewerber um sie abgewiesen und es ging das Gerede, er wolle durch ihre Hand die Bekehrung des Sultans zum Christentum erkaufen. Siegmund beförderte eifrig das Zustandekommen einer Verbindung zwischen Albrecht und Kunigunde und der Kaiser war diesem Plane nicht abgeneigt, verlangte aber, daß der bayrische Herzog alle ihm ausgestellten Verschreibungen ungültig erkläre. Dies geschah zwar nicht, aber die Vermählung fand am 2. Jänner 1487 dennoch statt[1]), ja der Erzherzog Siegmund verschrieb dem Herzog neue Summen auf Tirol und die Vorlande und verkaufte ihm und dem Herzog Georg von Bayern-Landshut um eine geringe Summe sogar die Vorlande außer Vorarlberg.

Als der Kaiser nach Innsbruck kam, erklärte er des Erzherzogs Räte in die Reichsacht und bewog Siegmund, die auf Tirol und die Vorlande ausgestellten Verschreibungen zu widerrufen; die bayrischen Herzoge mußten später auch darauf verzichten. Im März 1490 gab Siegmund endlich die Regierung seiner Länder zugunsten Maximilians gegen ein Jahresgehalt von 52.000 Gulden auf. Im März 1496 schied er aus dem Leben.

Zu Ende des Jahres 1490 ließ sich Maximilian durch Prokuration mit der Prinzessin Anna, der Erbtochter des im Jahre 1488 verstorbenen Herzogs Franz von Bretagne, vermählen. Es ist selbstverständlich, daß Karl VIII. von Frankreich, der zum Schwiegersohn Maximilians bestimmt war, die Vereinigung der Bretagne mit Burgund hindern mußte, und er bedrängte daher die Erbin mit Waffengewalt. Da Maximilian durch die ungarischen Angelegenheiten ferngehalten wurde, so sah sich Anna 1491 genötigt, dem Wunsche Karls nachzugeben und sich mit ihm zu vermählen. Der Krieg, den Maximilian mit Frankreich begann, wurde im Mai 1493 durch den Frieden von Senlis beendet: König Karl lieferte Maximilians Tochter, die noch in Frankreich zurückbehalten worden war, aus und verzichtete auf die ihr für den Fall der Vermählung zugesagte Mitgift.

Erst jetzt befand sich das Haus Habsburg im gesicherten Besitze fast aller Länder Karls des Kühnen.

In dieser Zeit hatte sich die Wiedereroberung Österreichs vollzogen.

[1]) Daß Albrecht keine falsche Einwilligungsurkunde des Kaisers vorwies, zeigt Riezler in den Sitzungsberichten der bayr. Akademie, 1888, II. Bd., S. 375 ff.

König Matthias hinterließ nur einen außerehelichen Sohn Johann, dem er mehrere Herrschaften in Ungarn und die eroberten schlesischen Herzogtümer, darunter Troppau, verliehen hatte. Er hatte ihn auch mit der mailändischen Prinzessin Blanka, der Schwester des Herzogs Johann Galeazzo, vermählt[1]) und die Reichsstände zu dem Versprechen bewogen, ihn zum König zu wählen. Daß die Habsburger ein Recht auf den Thron hätten, hatte er nicht zugegeben.[2])

Nach dem Frieden von 1463 sollte dem König Matthias der Kaiser Friedrich oder sein Sohn auf dem Throne folgen. Maximilian forderte die ungarischen Stände von Innsbruck aus schon im April 1490 auf, ihn als König anzuerkennen. Aber die Magnaten nahmen unter Mißachtung des genannten Friedensvertrages das Wahlrecht in Anspruch und die meisten von ihnen wollten einen schwachen König wählen, was der Woiwode von Siebenbürgen, Stephan Bathori, mit den Worten ausdrückte, er wolle einen König, den er beim Schopfe fassen könne.[3]) Als Kandidaten traten auch zwei Söhne des Königs Kasimir von Polen auf: Wladislav von Böhmen und Johann Albert. Sie beriefen sich auf die Ansprüche ihrer Mutter, einer Schwester des Ladislaus Posthumus, erklärten aber, auch gegen ihre Erhebung durch Wahl nichts einzuwenden. Daher hatten sie mehr Aussicht auf den Thron als Maximilian, der sich auf Verträge berief.

Die einflußreichsten Adeligen waren für Wladislav von Böhmen, von dem sie wußten, daß er in seiner Schwäche ihrer Herrschsucht nicht hinderlich sein würde. Auch die Königinwitwe Beatrix, die aber in Ungarn nicht beliebt war, trat für ihn ein, als sie die Versicherung erhielt, daß Wladislav sich mit ihr vermählen werde. Nach vielfachen Wahlumtrieben wurde am 15. Juli 1490 Wladislav zum König gewählt, der aber eine Wahlkapitulation unterschreiben mußte, welche die königliche Macht zugunsten der Stände sehr beschränkte. Johann, ein schwacher Charakter, fand sich sofort bei dem neuen König ein, der ihm die Würde eines Herzogs von Slawonien und eines Bans von Kroatien verlieh. Die Krönung Wladislavs erfolgte am 21. September in Stuhlweißenburg.

---

[1]) Vgl. die von Chmel im 1. Bande des Archivs d. W. A. herausgegebenen Aktenstücke. — Theiner, Monum. Hung. II.

[2]) In einem Briefe an den Hauptmann Debotsch v. Moskowitz v. J. 1485 (Minutoli, Kais. Buch, S. 71) sagt er: „Die Verschreibung, dorauff sich sein Kayf. wurde vast verlest, helt inn, das dieselb zu dem Konigreich Hungern gerechtikeyt nach unserm abgang haben soll, so von uns kein Son bekommen were und ob dieselben ehelich oder sunst geborn sein sollen, ist gar nichts bestimpt, dorumb ist seiner keyf. wird gar nichts nuz."

[3]) Cujus crines continuo in manu tenere posset. Horvath, Geschichte der Ungarn. I, 397.

Die zwei übergangenen Thronwerber begannen mit Ungarn einen Krieg. Johann Albert rückte von Polen in Oberungarn ein, verwüstete das Land und belagerte Kaschau. Am 20. Februar 1491 kam ein Friede zwischen den Brüdern zustande: Johann Albert verzichtete auf Ungarn, wogegen ihm Wladislav die schlesischen Herzogtümer zugestand.

König Maximilian war unterdessen von Tirol nach Steiermark gekommen und dann über den Semmering nach Niederösterreich gezogen. Wiener-Neustadt, Wien und andere Orte öffneten ihm bereitwillig ihre Tore, der ungarische Statthalter in Wien, Stephan Zapolya, hatte flüchtend diese Stadt verlassen. Mit einem Heere von Landsknechten rückte Maximilian im Oktober 1490 in Ungarn ein und drang über Ödenburg nach Steinamanger und weiter nach Veßprim vor. Stuhlweißenburg wurde erstürmt und mehrere weltliche und geistliche Große huldigten dem König, der jedoch auf die Eidschwüre dieser Männer mit Recht kein großes Gewicht legte. Da aber Maximilian seine Söldner nicht bezahlen konnte, mußte er den Rückzug antreten, worauf die Ungarn das verlorene Gebiet größtenteils zurückeroberten. Der Friede, der im November 1491 zu Preßburg abgeschlossen wurde, beendete diesen Thronstreit. Wladislav und seine männlichen Erben sollten im Besitze Ungarns bleiben, falls aber Wladislav ohne Söhne oder diese ohne männliche Erben stürben, so sollte Ungarn auf Maximilian, der den Titel eines Königs von Ungarn führen konnte, oder auf seine männlichen Erben übergehen. Auf dem Reichstage, der im Februar 1492 in Ofen zusammentrat, nahmen die Prälaten, die Magnaten Ungarns, Siebenbürgens, Kroatiens und Slawoniens im Namen der übrigen Edelleute und einige freie Städte nach stürmischen Verhandlungen die Friedensbedingungen an.[1])

Nicht ganz zwei Jahre nach dem Preßburger Frieden, am 19. August 1493, starb Kaiser Friedrich zu Linz im Alter von 78 Jahren. Er hatte in einer Zeit regiert, da die territorialen Gewalten zum Siege gelangten und Deutschland sich in zahlreiche Staatswesen auflöste, während im Westen die romanischen Reiche durch Zusammenfassung der staatlichen Kräfte erstarkten und im Osten die Macht der Osmanen immer bedrohlicher wurde. Kaiser Friedrich war es, der durch die Gewinnung Burgunds das Haus Habsburg zum Vorkämpfer gegen die französische Begehrlichkeit machte und durch die Erwerbung theoretischer Ansprüche die Vereinigung Ungarns, der Vormauer Deutschlands gegen die türkische Macht, mit den altösterreichischen Ländern

[1]) Die Urkunde wurde veröffentlicht von Firnhaber, Beiträge zur Geschichte Ungarns unter der Regierung der Könige Wladislav II. und Ludwig II. 1490—1526. Archiv d. W. A. III, 469 ff.

anbahnte. Unerschütterlich war in ihm der Glaube an die künftige Größe seines Hauses. Im Jahre 1453 bestätigte er als Kaiser die unter Rudolf IV. gefälschten österreichischen Hausprivilegien, verschaffte ihnen so staatsrechtliche Gültigkeit und verlieh zunächst jenen Gliedern seines Hauses, die Steiermark, Kärnten und Krain besäßen, den Titel Erzherzog. Von Jugend an war er in Widerwärtigkeiten verwickelt gewesen und in seinen eigenen Ländern, ja in seiner Hauptstadt war er vom Aufruhr umgeben, seine eigenen Untertanen kündigten ihm den Krieg an, auswärtige Feinde vertrieben ihn aus seinen Erbländern, als ein Hilfesuchender zog er von Stadt zu Stadt; aber in keiner Lage verließ ihn die Hoffnung, daß seinem Hause die Weltherrschaft bestimmt sei. Er gab ihr Ausdruck mit den Buchstaben A E I O U, die er in seinem Gedenkbuche niederschrieb und an seinen Bauten und auf anderen Kunstwerken anbringen ließ. Sie bedeuten nach seiner eigenen Angabe den Satz: Alles Erdreich ist Österreich untertan (Austriae est imperare orbi universo). Und dazu schrieb er: „Bei welchem Bau oder Silbergeschirr oder Kirchengewand oder anderem Kleinod diese fünf Buchstaben stehen, das ist mein, Herzog Friedrich des Jüngeren, gewesen oder ich habe dasselbe bauen oder machen lassen." Die egoistischen Bestrebungen der deutschen Fürsten fest niederzuhalten und eine Reform des Reiches herbeizuführen, war er nicht imstande, aber er hat an den kaiserlichen Rechten mit Zähigkeit festgehalten und so den Weg zu einer künftigen Neugestaltung des Reiches offen gelassen. „Ihn zierten Rechtlichkeit und frommer Sinn, Mäßigkeit und reiner Wandel, Achtung vor Wissenschaft und Kunst, Liebe und Neigung für die Freuden im Kreise der Seinen. Aber auch wenn er die Juden schützte, den Dichter krönte, den Jünger von Gutenbergs Kunst förderte, immer behielt er im wesentlichen den praktischen Erfolg solcher Tätigkeit im Auge: Selbstsucht, rastlose Begehrlichkeit, aber auch unermüdetes Streben, die feste Zuversicht auf die künftige Größe seines Hauses waren ihm eigen." [1])

XV. Maximilian I. (1493—1519)

1. Deutsche und italienische Angelegenheiten[2])

Schon zur Zeit Siegmunds und Kaiser Friedrichs III. waren Versuche einer Reichsreform gemacht worden. Auf dem Reichstage von 1489 hatte

[1]) Bachmann, Deutsche Reichsgeschichte. I, 8. — Ranke, Deutsche Geschichte im Reformationszeitalter. I, 63.

[2]) Ulmann, König Maximilian I. — Ranke, Gesch. der romanischen und germanischen Völker von 1494—1514. — D. v. Kraus, Das Nürnberger Reichsregiment (1500—1502). Innsbruck 1883.

ſich König Maximilian verpflichtet, bei ſeinem Vater auf die Errichtung eines Reichskammergerichtes, das die wichtigſte Forderung der Reichsreformpartei war, zu dringen. Auf dem Reichstage zu Worms 1495 wurde eine allgemeine Reichsſteuer, der „gemeine Pfennig", bewilligt, die teils eine Vermögens-, teils eine Kopfſteuer war, aber man verlangte dafür die Einſetzung eines aus ſtändiſchen Mitgliedern beſtehenden Reichsrates, der die Regierung zu führen gehabt hätte, was Maximilian nicht zugab. Man einigte ſich jedoch über die Feſtſetzung des ewigen Landfriedens und die Schaffung des Reichskammergerichtes, deſſen Vorſitzenden der König, deſſen ſechzehn Beiſitzer die Stände ernennen ſollten. Außerdem kam unter Maximilian nur noch die Einteilung Deutſchlands in zehn Kreiſe zuſtande: die öſterreichiſchen Länder bildeten den neunten, die burgundiſchen den zehnten Kreis.

So war die Reformbewegung im Sande verlaufen. Die Stärkung der Zentralgewalt, die Maximilian wiederholt angeſtrebt hatte, war nicht erreichbar. Das politiſche Leben der Nation zog ſich vielmehr wieder in die Territorien zurück.

Die Schweizer ſagten ſich in dieſer Zeit ganz von Deutſchland los. Sie weigerten ſich, den „gemeinen Pfennig" zu zahlen und die Entſcheidungen des Reichskammergerichtes anzuerkennen. Ein Krieg, den Maximilian im Vereine mit dem ſchwäbiſchen Bunde 1499 mit den Schweizern führte, brachte keinen Erfolg und der König mußte die Unabhängigkeit der Schweiz anerkennen.

Aber auch Mailand ging für Deutſchland verloren. Im Jahre 1494 zog König Karl VIII. von Frankreich über die Alpen nach Italien und eroberte Neapel, von wo die aragoniſche Dynaſtie nach Sizilien entfloh. Die von Frankreich bedrohten übrigen Mächte Italiens, Venedig, der Papſt Alexander VI. und der Herzog Ludovico Moro von Mailand, mit deſſen Nichte Maria Blanka ſich Maximilian 1494 in zweiter Ehe vermählt hatte, ſchloſſen 1495 einen Bund, dem es gelang, die Franzoſen aus Italien zu vertreiben.

Karls VIII. Nachfolger Ludwig XII. aber verſtand es, ein Bündnis mit dem Papſte und Venedig zuſtandezubringen und eroberte 1499 das Herzogtum Mailand, von wo Ludovico Moro vertrieben wurde. Maximilian ſah ſich im Jahre 1504 genötigt, den franzöſiſchen König mit dem eroberten Herzogtume zu belehnen.

Die öſterreichiſchen Stammlande erweiterte Maximilian in dieſer Zeit durch einige Erwerbungen.

Im Jahre 1500 ſtarb Graf Leonhard von Görz. Da er der letzte ſeines Stammes war, fielen ſeine Gebiete, unter anderen die

Stadt Lienz und das Pustertal, die Grafschaft Görz mit Gradiska und Idria infolge früherer Erbverträge an Maximilian, der die Landgerichte Lienz, Welsberg u. a. zu Tirol schlug.

Am 1. Dezember 1503 starb Herzog Georg von Bayern-Landshut.[1]) Seine Gebiete hätten an die Linie Bayern-München fallen sollen, doch der Verstorbene hatte sie seiner Tochter vermacht, die mit Ruprecht von der Pfalz vermählt worden war. Die Stände von Bayern-Landshut riefen die Entscheidung Maximilians an, der selbst auf einige Gebiete Anspruch machte, die ihm zur Abrundung seiner Lande notwendig schienen, sonst aber einen Ausgleich herbeiführen wollte. Dieser kam nicht zustande; vielmehr begann ein verheerender Krieg. Maximilian eroberte 1504 die Stadt Kufstein, während die Festung von dem tapferen Hans Pienzenauer verteidigt wurde. Der König hatte geschworen, nach der Erstürmung die ganze Besatzung hinrichten zu lassen, und wirklich wurden Pienzenauer und einige andere dem Henker überliefert, doch schenkte er den übrigen das Leben. Die ganze Angelegenheit wurde auf dem Tage zu Köln 1505 beendet. Die drei Herrschaften Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg kamen mit einem Teile des Zillertales an Österreich und wurden mit Tirol verbunden. Die salzburgischen Enklaven, die in diesem Gebiete lagen, wie das Brixental, Kropfsberg u. a., fielen erst 1803 an Tirol.

Maximilian hatte 1496 seinen Sohn Philipp (den Schönen) mit Johanna, einer Tochter des spanischen Herrscherpaares Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien, vermählt. Als Isabella im Jahre 1504 starb, übernahm ihr Gemahl Ferdinand die Regierung Kastiliens; Philipp nahm aber diese Regierung für seine Gemahlin Johanna in Anspruch, starb jedoch schon im Jahre 1506. Für die geistesschwache Witwe und deren ältesten Sohn Karl führte nun Ferdinand von Aragonien die Regierung in Kastilien weiter. Die Verwaltung Burgunds überließ Maximilian seiner Tochter Margareta, Witwe des Herzogs von Savoyen.

Im Jahre 1508 gedachte Maximilian einen Römerzug zu unternehmen, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Doch die Venetianer verweigerten ihm den Durchzug durch ihr Gebiet und daher ließ er sich am 4. Februar in Trient durch den Bischof von Gurk, Matthäus Lang, zum „erwählten römischen Kaiser" ausrufen. Seitdem nahmen die römischen Könige gleich nach der Krönung den Titel Kaiser an,

[1]) Egger, Geschichte von Tirol. II, 26. — Der bayrische Krieg von 1504. Reimchronik eines Zeitgenossen, herausgeg. von Hubert Freih. Gumppenberg in den Verhandlungen des Histor. Vereines von Oberpfalz und Regensburg, 34. Bd. Stadtamhof 1879.

nur Karl V. wurde noch von einem Papste gekrönt. Papst Julius II. war mit dem Vorgehen Maximilians einverstanden. Mit den Venezianern aber begann der Kaiser einen Krieg, der neun Jahre dauerte.[1])

Die Venezianer zeigten sich dem Kaiser überlegen. Sie eroberten Friaul, Görz, Wippach, Triest, Adelsberg und bedrohten sogar Laibach; auch das österreichische Istrien mit Pisino kam in ihre Gewalt. Nur in Tirol konnten sie keine Fortschritte machen. Maximilian mußte einen Waffenstillstand eingehen, der die Venezianer im Besitze ihrer Eroberungen ließ. Im Dezember 1508 kam jedoch zwischen dem Kaiser und dem König Ludwig XII. von Frankreich ein Bündnis zustande, das in Cambrai von dem französischen Minister, dem Kardinal von Amboise, Maximilians Tochter Margareta und dem Bischof Matthäus Lang abgeschlossen wurde und das die Aufteilung des venezianischen Gebietes auf dem Festlande zum Ziele hatte. In diesem neuen Kriege gelang es dem Kaiser und seinem Feldherrn, Herzog Erich von Braunschweig, die früher verlorenen Gebiete zurückzuerobern und die venezianischen Festlandstädte zu nehmen; da Maximilian jedoch von Frankreich nur lau unterstützt wurde und Deutschland und seine eigenen Länder mit Geldbewilligungen kargten, verlor er die venezianischen Städte wieder. Papst Julius II. trat damals gegen die Franzosen in Italien auf; als er 1511 in eine schwere Krankheit fiel, faßte Maximilian den Plan, sich selbst zum Papste wählen zu lassen[2]), was er durch Bestechung der Kardinäle durchsetzen wollte. Es war ihm, wie es scheint, um die Erwerbung des Kirchenstaates zu tun. Doch Papst Julius genas wieder und schloß mit Venedig und Ferdinand von Aragonien die „Heilige Liga". Der Kaiser zog sich von Frankreich zurück. Die Franzosen sahen sich infolgedessen gezwungen, Mailand zu räumen, wo Maximilian Sforza, der Sohn Ludovico Moros, zum Herzog eingesetzt wurde.

Bald darauf schloß der Papst ein Bündnis mit dem Kaiser, der auch Heinrich VIII. von England zu gewinnen wußte. Die Folge davon war, daß Venedig sich an Frankreich anschloß. Ein Versuch der Franzosen, Mailand zurückzuerobern, scheiterte. Der König von England erschien mit einem Heere in Nordfrankreich. Maximilian begab sich von den Niederlanden aus in sein Lager und übernahm den Oberbefehl über das englische Heer, das 1513 bei Guinegate einen Sieg über die Franzosen erfocht. Diese Schlacht wird die Sporenschlacht ge-

[1]) Schönherr, Der Krieg Maximilians I. mit Venedig 1509 (im Organ der militärwissenschaftlichen Vereine, 1876). — Romanin, Storia de Venezia docum. 5. Bd. — Thode, Der Ring des Frangipani. 2. Aufl. Frankfurt 1895.

[2]) Brosch, Papst Julius II. 335 ff.

nannt, weil die Franzosen sich mehr der Sporen zur Flucht, als der Schwerter zum Kampfe bedienten. Doch blieb der Sieg ohne Nutzen für die Verbündeten. Die Allianzen änderten sich hierauf noch einmal. Nach dem Tode Ludwigs XII. eroberte sein Nachfolger Franz I. 1515 Mailand, das ihm der Kaiser nicht entreißen konnte. In demselben Jahre hatte Maximilian auf den Wunsch der Niederländer seinen Enkel Karl aus der Vormundschaft entlassen, dem 1516, bei dem Tode seines Großvaters, auch die spanische Monarchie mit Neapel, Sizilien und Sardinien zufiel. Mit Venedig schloß Max 1518 einen Waffenstillstand.

Der Kaiser war also nicht imstande gewesen, seinen Einfluß in Italien zu befestigen; die deutschen Reichsstände hatten für die italienische Politik keinen Sinn. Im Süden Italiens herrschten die Spanier, der Norden war in der Gewalt der Franzosen. Die einzige Errungenschaft des Kaisers war eine Vergrößerung der österreichischen Erblande. Er behauptete nämlich die Gebiete von Rovereto, Riva, Ala, Torbole u. a., die als welsche Konfinien mit Tirol vereinigt wurden.

2. Maximilians Wirken in Österreich[1])

Die Lage der österreichischen Länder war in den letzten Jahren Maximilians keine günstige. Der langwierige Krieg mit Venedig hatte den Ländern große Lasten auferlegt. Seit der Schlacht bei Nikopolis waren die räuberischen Osmanen wiederholt in Krain und Steiermark eingefallen, hatten diese Länder sowie Kärnten mordend und plündernd durchzogen und viele Einwohner als Sklaven weggeführt.[2]) Die Bewohner der Städte und Märkte suchten sich dadurch zu helfen, daß sie Befestigungen erbauten oder Kirchen mit festen Mauern umgaben. In diesen Taboren wurden Waffen und Lebensmittel für die Zeit der Gefahr angehäuft. Zugleich errichtete man auf den Höhen der Berge Wachtposten, die beim Herannahen der Feinde weithin sichtbare Zeichen gaben. Selbst in Tirol traf man Vorbereitungen zum Kampfe gegen die Türken, erhob eine Türkensteuer und verstärkte die Mauern der Städte und Schlösser. Die Grundherren, deren Einkommen durch Verödung zahlreicher Bauernhuben infolge der Kriege mit den Ungarn und

[1]) Joh. Tichtels Tagebuch (1471—1495), Joh. Cuspinians Tagebuch (1502—1517), Siegmund v. Herbersteins Selbstbiographie (1486—1553), alle in den Fontes d. W. A., 1. Abt., I. — Für das Verhältnis zu Polen und Rußland auch Hans Übersberger, Österreich und Rußland seit dem Ende des 15. Jahrh., 1. Bd. (1488—1605). Wien-Leipzig 1906.

[2]) Ilwof, Die Einfälle der Osmanen in Steiermark. Mitt. d. Hist. V. f. Steierm. 9, 10, 11, 15, 32. — Levec, Die Einfälle der Türken in Krain und Istrien. Jahresb. d. OR. Laibach 1891.

der Türkeneinfälle stark geschmälert worden war, wälzten die Steuern auf ihre Untertanen ab, die sie oft auch durch neue, in den Urbaren nicht verzeichnete Forderungen beschwerten. Unter der untertänigen Bevölkerung entstand daher große Unzufriedenheit; sie bestand auf Abschaffung der neuen „Fündlein" und Wiederherstellung der „alten Gerechtigkeit" oder der stara pravda, wie die slowenische Bevölkerung Krains sagte.

Eben in Krain gab ein gewalttätiger Edelmann, Georg von Thurn, dem die Herrschaft Gottschee verpfändet war, im Frühjahre 1515 Anlaß zu einem Aufstande[1]), der sich auch nach Steiermark bis in die Gegend von Graz und nach Kärnten verbreitete. Die Bauern schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Augsburg, der ihnen befahl, die Waffen niederzulegen, da er ihre Beschwerden untersuchen werde. Doch die Bauern überfielen und zerstörten viele Schlösser, töteten deren Bewohner oder zwangen sie, Bauernarbeit zu verrichten.

Der Aufstand mußte mit Waffengewalt unterdrückt werden. Der von den niederösterreichischen Ländern gewählte Feldhauptmann Georg von Herberstein schlug die Bauern bei Cilli und zog dann nach Krain, wo er die Aufständischen zerstreute. In Kärnten dämpften der Landesverweser Veit Welzer und der steirische Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein, der in Kärnten begütert war, den Aufstand. Der Kaiser hätte gerne gesehen, wenn sich die Stände zu einer Reform des Untertänigkeitsverhältnisses herbeigelassen hätten; aber darum kümmerten sie sich nicht. Die Rädelsführer des Aufstandes wurden hingerichtet und Geldstrafen oder „Bundpfennige" von den Unterworfenen eingefordert.

In demselben Jahre 1515 fand in Wien jener Kongreß statt, auf dem die Habsburger und Jagellonen die so erfolgreichen Heiratsverbindungen verhandelten.[2]) Ende März erschienen die Könige Siegmund von Polen und Wladislav von Ungarn-Böhmen in Preßburg, wo Matthäus Lang mit ihnen unterhandelte. Im Juli traf der Kaiser von Innsbruck her in Wien ein, wohin sich auch die Könige begaben. Der Kaiser nahm Wladislavs Sohn Ludwig an Sohnes statt an, bestimmte ihn für den Fall seines Todes zum Generalvikar des deutschen

[1]) F. M. Mayer, Der inneröstern. Bauernkrieg des Jahres 1515. Archiv d. W. A. 45. — Mell, Die Lage des steirischen Untertanenstandes seit Beginn der neueren Zeit. Weimar 1896. — A. Kaspret, Über die Lage der oberkrainischen Bauernschaft beim Ausgang des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. Mitt. d. Musealv. f. Krain. 1889. — Köchl, Bauernaufstände und Unruhen in Steierm. Jahresb. d. OR. Graz 1908.

[2]) Cuspiniani Diarium de congressu Maximiliani et trium regum bei Freher, Rerum german. Scriptores, II, Argent. 1717. — Liske, Der Kongreß zu Wien im Jahre 1515, in den Forschungen zur deutschen Geschichte, VII (Göttingen 1867). — Liske, Der Wiener Kongreß 1515 und die Politik Maximilians I. gegenüber Preußen und Polen. Das. XVIII. Dazu die Abh. Ulmanns in demselben Bande.

Reiches und erließ an die Kurfürsten die Aufforderung, ihn dann zum römischen König zu wählen. Zugleich wurde der ungarische Kronprinz mit Maximilians Enkelin Maria und der Kaiser selbst mit Wladislavs Tochter Anna vermählt; doch sollte die Ehe Maximilians ungültig sein, wenn binnen Jahresfrist einer seiner Enkel, Ferdinand oder Karl, sich entschlösse, mit Anna eine Ehe einzugehen. Im März 1516 erklärte sich Ferdinand zur Ehe mit Anna geneigt, die zur weiteren Erziehung dem Kaiser übergeben wurde.

Um seine Erbländer machte sich Maximilian auch durch eine bessere Organisation verdient.

In seiner letzten Zeit bemühte sich der Kaiser, seinem ältesten Enkel Karl die Nachfolge im Reiche zu sichern, zumal König Franz von Frankreich damals schon Anstrengungen machte, die Stimmen der Kurfürsten für sich zu gewinnen. Der Kaiser versprach den Kurfürsten große Summen für die Wahl seines Enkels: fünf wurden gewonnen, doch der Erzbischof von Trier und der Kurfürst von Sachsen ließen sich zu keinem Versprechen herbei. Man machte auch die Einwendung, daß ein römischer König nur gewählt werden könne, wenn ein solcher nicht schon vorhanden sei. Daher wollte sich Maximilian die Kaiserkrone vom Papste nach Trient senden und dort durch zwei Kardinäle aufsetzen lassen. Dazu ließ sich Papst Leo X. nicht bewegen. Auch war vom Papste Klemens IV. die Vereinigung Neapels, das ein päpstliches Lehen war und das jetzt Maximilians Enkel Karl besaß, mit Deutschland verboten worden.

Von Augsburg, wo der Kaiser die Kurfürsten vergeblich für seinen Plan zu gewinnen gesucht hatte, reiste er im Herbst 1518 nach Innsbruck. Dort erkrankte er. Zu Schiffe begab er sich nach Österreich; in einer Sänfte kam er bis nach Wels, wo er am 12. Jänner 1519 verschied.

Maximilian hat den Grund zur künftigen Größe des habsburgischen Hauses gelegt. Redlich hat er sich auch um Deutschland angenommen, aber seine Tätigkeit für sein Haus ist erfolgreicher gewesen. Wenn das Reich auch Verluste erlitt, so hat er doch die burgundischen Gebiete wieder in eine engere Verbindung mit Deutschland gebracht und die Aussichten, die sich an die ungarische und besonders an die spanische Verwandtschaft knüpften, eröffneten der Nation neue Kreise der Tätigkeit.

Maximilian war von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau. Er hatte blondes Haar, blaue Augen, eine stark gebogene Nase. Allen Anstrengungen war er gewachsen. Sein liebstes Vergnügen war die

Jagd auf Gemsen, Steinböcke, Wildschweine und Bären. Er verfaßte selbst ein Jagdbuch, in dem er mit Stolz die Jagdreviere beschrieb, die sich in seinen Alpenländern befanden.[1] Wiederholt geriet er in Lebensgefahr. Auf der Martinswand beim Dorfe Zirl verstieg er sich einst so, daß er weder vor- noch rückwärts schreiten konnte und nur mit äußerster Anstrengung sich zu retten vermochte.[2] Fast immer war er auf Reisen: seine „eigentliche Heimat war der Steigbügel und seine Residenz der Sattel". Gern nahm er an den Festen des Volkes teil. Zu der Festtafel, die 1507 zur Zeit eines Reichstages in Konstanz stattfand, ließ der Kaiser einladen „viele hübsche, schöne Jungfrauen des königlichen Frauenzimmers, etliche Schweizerinnen, Bürgerinnen aus der Stadt und andere Frauen vom Lande". Nach dem Mahle eröffnete der Erzbischof von Mainz den Tanz. Bei den Schießübungen der Bürger tat der Kaiser oft den besten Schuß. In allen ritterlichen Übungen war er Meister. Auch im ernsten Kampfe war er unerschrocken und tapfer; er kämpfte allen voran und stürzte sich selbst in das dichteste Gewühl. Ein großer Feldherr war er nicht, aber er verstand es, eine Truppe zu organisieren und auszubilden. Ihm verdankt die Miliz der Landsknechte ihre Begründung und Einrichtung.[3] Dem Geschützwesen wandte er seine besondere Aufmerksamkeit zu; neben der Plattnerei zu Mühlau bei Innsbruck hatte er eine Geschützgießerei, deren technische Leitung er selbst besorgte. In allen seinen Ländern ließ er Zeughäuser einrichten, so in Wien, Graz, Görz, Hochosterwitz in Kärnten. Den Kanonen gab er verschiedene Namen: Schöne Helena, Polyxena, Schnurrhindurch, Weckauf, Hummel. Die größten waren „Gnad' dir Gott" und „Die schöne Kathl". Aus ihnen schoß man steinerne sowie eiserne Kugeln, die geschmiedet wurden. Für Kunst und Wissenschaft hatte er wirkliches Interesse. In den Bibliotheken Deutschlands, Italiens und Frankreichs ließ er nach Chroniken und Urkunden forschen.[4] In seinem Auftrage schrieb Hans Ried, Zollner am Eisack bei Bozen, das „Heldenbuch" ab, in dem das Epos Gudrun erhalten ist; er sammelte Münzen und andere Altertümer. Mit Gelehrten und Künstlern, wie Albrecht Dürer und Konrad Peutinger, verkehrte er in der ver-

[1] Karajan, Kaiser Maximilians geheimes Jagdbuch ꝛc. Wien 1858. — M. Mayr, Das Jagdbuch Kaiser Maximilians. Innsbruck 1901; dazu M. Mayr, Das Fischereibuch Kaiser Maximilians. Innsbruck 1901.

[2] Kirchlechner, Über Maximilian als Jäger, Jahresb. d. OR. Linz 1885, gibt die Entstehungsgeschichte der Sage.

[3] H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Kriegsbilder aus der Zeit der Landsknechte. Stuttgart 1883.

[4] Vgl. die Instruktion des Kaisers und d. Bericht Suntheims in Hormayrs Taschenbuch f. die vaterländische Geschichte, 8 (1827).

traulichsten Weise; er nannte sie nicht bloß seine Freunde, sondern er behandelte sie auch als solche.

Der berühmte Dichter und Humanist Ulrich von Hutten charakterisierte das Wesen des Kaisers in lateinischen Versen, in denen es unter anderem heißt:

Ihm zur Seite doch wandeln das Recht und die Güt' und die Tugend,
Und was von Künsten annoch schmücket ein hohes Gemüt.
Forderst du Geist — sieh', daß nicht ein einziger Vorzug ihm abgeht,
Spricht er aus einem Mund sieben der Sprachen zugleich.
Forderst du, daß er ergreife die Wehr und im Streite sich messe:
Wider die Gallier rückt, wider Venedig er an.[1])

Von den neueren Geschichtschreibern charakterisiert ihn Ranke am trefflichsten. „Alle guten Gaben waren diesem Kaiser zuteil geworden: Gesundheit bis in die späteren Lebensjahre, zwar nicht Schönheit, aber gute Gestalt, Kraft und Geschicklichkeit des Leibes, ein Gedächtnis, dem alles gegenwärtig blieb, was er jemals gehört hatte, eine richtige, scharfe Auffassung, eine Erfindungsgabe ohnegleichen, überhaupt eine Persönlichkeit, die Bewunderung und Hingabe erweckte."

Seine Finanzen brachte Maximilian nie in Ordnung. Seine Anforderungen waren größer und seine Erbländer durch häufige Kriege entkräftet; er war ebenso freigebig wie seine Günstlinge begehrlich. Ein Poet in einer Kartause rief ihm 1495 zu:

Du hast wenig in deinen Taschen
Und wilt teglich lären große Flaschen;
Das hat dein reicher Vater nit getan,
Des Klugheit soltu sehen an
Und weislich ordinieren dein Herrschaft und Leben,
Recht einnehmen und nutzlich Guet ausgeben.

Die weltlichen Räte des Kaisers kann der Dichter nicht loben, Geistliche wären uneigennütziger:

Du solt bei dir haben gotforchtig Rät zwei oder drei,
Geistlich wohlgelehrt, die allzeit dir wohnen bei.
Wann die weltlichen raten immer in ir eigne Taschen,
Und als die Schwein aus dem Acker dein Guet naschen.
Sie haben nur lieb dein Guet und suchen deinen Nutz nicht,
Allein auf aygen Gewinn ergeht all ihr Zuversicht,
Und möchten sie all dein Gut in ihren Gewalt bringen,
Sie würden dir Benedicamus fröhlich singen.[2])

[1]) Austria-Kalender 1846, S. 59.

[2]) Mitgeteilt von Mörath im Anzeiger f. K. d. Vorzeit, 1873, S. 130. Steht übrigens schon im Austria-Kalender v. 1843, S. 205.

Ein Augsburger Chroniſt ſchrieb: „Maximilian hat in ſeinem Lande viele Städte und Schlöſſer, Renten und Gülten verſetzt, ſo daß er wenig übrig behielt. Er hatte Räte, die waren Lausbuben, die regierten ihn gänzlich. Sie wurden reich, er arm.“ [1])

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts gab es in vielen Ländern Europas kraftvolle Regenten, die mit Erfolg bemüht waren, die Macht des Adels und der Städte einzuengen und in größere Abhängigkeit von der Krone zu bringen, ſowie an Stelle des Lehensverbandes die Verwaltung durch landesfürſtliche Beamte zu ſetzen. So bildeten ſich abſolute Herrſchaften aus. In Deutſchland dagegen behaupteten ſich die Fürſten gegen die kaiſerliche Macht, die ſchwach blieb und Reformen, die zu ihrer Stärkung geführt hätten, nicht durchzuführen vermochte. Aber in den öſterreichiſchen Ländern hat die landesfürſtliche Macht durch Maximilian an Bedeutung viel gewonnen.

3. Wladislav II. († 1516)[2])

Nach Georgs Tode waren die Katholiken Böhmens für die Anerkennung des Matthias, doch die Utraquiſten ſetzten, wie ſchon erzählt wurde, am 27. Mai 1471 die Wahl des 15jährigen polniſchen Prinzen Wladislav durch, deſſen Mutter die Schweſter des Ladislaus Poſthumus war. Der junge König mußte verſprechen, für die Einſetzung eines utraquiſtiſchen Erzbiſchofs zu ſorgen und den Papſt zur Anerkennung der Kompaktaten zu bewegen. König Matthias dachte zunächſt nicht daran, ſeinen Anſprüchen auf Böhmen zu entſagen, und ſetzte den Krieg fort. Erſt im Jahre 1478 wurde zu Ofen ein Friede geſchloſſen.

Zwiſchen den Utraquiſten und Katholiken kam es bald zu neuem Streit. Die Kompaktaten waren nicht beſtätigt, ein utraquiſtiſcher Erzbiſchof nicht eingeſetzt worden. Der König begünſtigte bei Beſetzung der Ämter die Katholiken und gemäßigten Utraquiſten und der katholiſche Adel verjagte die utraquiſtiſchen Geiſtlichen. Im Jahre 1478 kam es mit Bewilligung des Königs zur Ordnung des utraquiſtiſchen

[1]) Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger. 2 Bde. Jena 1896, I, 59.

[2]) Tubero (eigentlich Ludovico Cerva, ein in Paris gebildeter Benediktiner eines Kloſters bei Raguſa) ſchrieb: Commentarii sui temporis 1490—1522 (Schwandtner, Scr., II). — Bonfin, deſſen Werk mit dem Jahre 1496 endet. — Georgii Sirmiensis epistola de perdicione regni Hungarorum (beginnt 1484). Herausg. in d. Monum. Hung. hist. Script., I (1857). — Sehr wichtig die Relationen in den Diarien des Marino Sanuto, die auch in den Monum. der ungar. Akademie (Magyar Történelmi Tár, 14, 24, 25) gedruckt ſind. — Firnhaber, Beiträge zur Geſchichte Ungarns, im Archiv d. W. A. 3. — Palacky, VII. — Katona, XV, XVIII. — Bachmann, Geſchichte Böhmens. II, 597 ff.

Kirchenwesens: als oberste Kirchenbehörde, der alle utraquistischen Priester unterstehen sollten, wurde ein Konsistorium eingesetzt, das aus einem Administrator und zwölf Beisitzern (vier Laien und acht Geistlichen) bestand. Aber die strengen Utraquisten und die Taboriten hielten sich fern. Am 24. September 1483 brach in Prag, wie das bei der Schwäche des Königs nicht anders zu erwarten war, ein Aufstand aus: bewaffnete Pöbelhaufen erstürmten die Rathäuser der Alt- und Neustadt und töteten die Ratsherren; Klöster wurden überfallen, die Mönche vertrieben und die heiligen Geräte zertrümmert. Die Wut des utraquistischen Volkes richtete sich auch gegen die Deutschen und Juden. Der schwache König wagte nicht, die Übeltäter zu bestrafen. Im März 1485 kam dann auf einem Landtage in Kuttenberg ein Vergleich der beiden Religionsparteien auf dem Grundsatze gegenseitiger Duldung zustande, der erste Religionsfriede in Europa.[1])

Bei der Schwäche des Königs stieg die Macht des Adels außerordentlich. Dem Bauernstand wurde das Recht der Freizügigkeit genommen und er mit Abgaben und Robot belegt, die Privilegien der Städte wurden mißachtet oder beseitigt, und in der Landesordnung vom Jahre 1500, welche der Adel beschloß und der König nachher bestätigte, wurde den Städten nur dann eine Mitwirkung auf den Landtagen erlaubt, wenn es sich um städtische Angelegenheiten handelte. Die Streitigkeiten zwischen dem Adel und den Städten dauerten fort.

In Ungarn waren die Regierungsjahre der Jagellonen die Zeit der Reaktion gegen die kräftige Herrschaft des Königs Matthias und der Magnatenherrschaft. Die Wahlkapitulation, welche König Wladislav bestätigen mußte, nahm ihm fast alle königlichen Rechte und die Beschlüsse der Reichstage ließen ihm nur den Schatten der Macht. Dagegen ließen die Prälaten und die ersten Würdenträger trotz der hohen Gehalte, die sie bezogen, sich und ihre Untertanen von jeder Steuer befreien, die beschlossen wurde, so daß diese nur von dem niederen Adel gezahlt wurden, wozu dann noch die Abgaben der Städte, der Siebenbürger Sachsen und der Juden kamen. Zwischen dem hohen und dem niederen Adel entstand daher eine große Erbitterung, es herrschten gesetzlose Zustände, um die Befehle des Königs kümmerte sich niemand.

König Wladislav war auch unkriegerisch und kam daher bei den Ungarn zu keinem Ansehen, auch war er trotz der Finanznot des Reiches sehr verschwenderisch. Von seiner Gemahlin Anna von Foix hatte er nur eine Tochter. Darauf baute Johann Zapolya seine Pläne. Er war der Sohn des Stephan Zapolya, der ungarischer Statt-

[1]) Bachmann, II, 707 f.

halter in Österreich und Palatin gewesen war, und der Herzogin Hedwig von Teschen, einer stolzen und ehrgeizigen Frau. Sie war stets von Wahrsagern umgeben, die ihre Hoffnung auf die künftige Größe ihres Hauses nährten. Graf Hans, sagt Siegmund von Herberstein, wurde durch seine Mutter „dahin gewiesen, nach der hungarischen Krone zu trachten". Und so strebte Johann nach der Hand der Königstochter, womit er auch die Krone zu gewinnen hoffte, und die nationale Partei scharte sich um ihn. Im Oktober 1505 faßte der Reichstag den Beschluß, daß, falls Wladislav oder ein anderer König ohne männliche Erben stürbe, kein Ausländer, sondern ein Ungar auf den Thron erhoben werden solle. Damit schien den Habsburgern jede Hoffnung auf die Erwerbung der Krone Ungarns abgeschnitten.

Nun suchte sich Wladislav eine Stütze an den Habsburgern. Im März 1506 schloß Maximilian mit einer ungarischen Gesandtschaft in Wiener-Neustadt einen Vertrag, nach dem Wladislavs Tochter Anna mit Maxens Enkel Ferdinand, und der Sohn, der dem König Wladislav geboren werden würde, mit Maxens Enkelin Maria vermählt werden sollten. Das ungarische Königspaar bestätigte diesen Vertrag. Bald darauf brachte die Königin einen Sohn zur Welt, der den Namen Ludwig erhielt, und am 12. November 1507 wurde abermals die künftige Doppelheirat festgesetzt, und zwar mit der weiteren Bestimmung, daß jener Enkel Maximilians, der die Prinzessin Anna heiraten würde, der Besitzer der deutschösterreichischen Länder werden sollte.[1]) Um den Johann Zapolya für seine zerstörten Hoffnungen zu entschädigen, wurde er zum Generalkapitän des Reiches und später auch zum Woiwoden von Siebenbürgen ernannt; zugleich wurde seine Schwester Barbara mit dem polnischen König Siegmund, der ein Bruder Wladislavs war, vermählt.

Zwei Jahre später brach in Ungarn ein Bauernaufstand aus, der das Ansehen der ehrgeizigen Zapolya bedeutend erhöhte.

Der Kardinalerzbischof von Gran, Thomas Bakacs, der sich auf einem Konzil in Rom befand, wurde vom Papste Leo X. zum Legaten in Osteuropa ernannt und ließ nach seiner Rückkehr im März 1514 gegen die Osmanen das Kreuz predigen. Die von den Magnaten hart bedrückten Bauern griffen zu den Waffen und strömten in großer Zahl in verschiedenen Orten zusammen. Bakacs ernannte den Szekler Georg Dozsa, der sich im Kriege mit den Türken ausgezeichnet hatte und vom König mit Ehren überhäuft wurde, zum Anführer. Auf diese Nachricht strömten immer neue Bauernscharen herbei, bei

[1]) Ulmann, II, 282.

denen sich auch arme Edelleute und niedere Geistliche befanden. Man nannte diese Kreuzfahrer „Kurutzen“ [1]) (vom lateinischen crux).

Da der Kreuzzug nicht unternommen wurde, wandten sich die Kreuzfahrer Mitte Mai gegen den Adel und die Geistlichkeit, plünderten und zerstörten die Schlösser und töteten unter großen Martern deren Bewohner. Der Kreuzzug hatte sich sonach in eine soziale Bewegung, in eine Erhebung der Besitz- und Rechtlosen gegen die Besitzenden und Bevorrechteten verwandelt. Mit dem Hauptheere zog Dozsa von Pest gegen Szegedin und von da nach Csanád an der Maros, wo er den Stephan Bathory, Befehlshaber in Niederungarn, besiegte. Er nannte sich Fürst der Kurutzen und „Untertan des Königs von Ungarn, aber nicht auch der Herren“, wollte den Adel und die hohe Geistlichkeit vernichten, ihre Güter aufteilen und ein neues Reich einrichten, in dem es nur freie Menschen geben würde; der König sollte nur der Vollstrecker des Willens des „souveränen“ Volkes sein. Dozsa belagerte Temesvar. Von hier zog eine Bauernschar gegen Pest, um sich mit Hilfe des hauptstädtischen Pöbels der Stadt zu bemächtigen. Diese Schar wurde jedoch besiegt und zerstreut. Da erschien Johann Zapolya mit einem Heere aus Siebenbürgen vor Temesvar. Vor diesem zerstoben die Bauernhaufen, Tausende kamen auf der Flucht in der Bega und Temes um oder wurden erschlagen oder gefangen. Dem Lager des Woiwoden waren viele Zigeuner gefolgt, die in Siebenbürgen das Amt der Scharfrichter hatten; sie bekamen jetzt viele Arbeit. Denn noch grausamer als die Bauern an den Herren, handelten jetzt die Sieger an den Bauern. Dozsa, der gefangen worden war, wurde auf einen glühenden eisernen Thron gesetzt, mit einer glühenden eisernen Krone gekrönt, mit glühenden Zangen gezwickt. Mehrere Gefangene, die man hatte hungern lassen, wurden gezwungen, vom Fleische ihres Führers zu essen. Endlich wurde er enthauptet und geviertelt.

Zapolya, nach der Niederschlagung dieses Aufstandes von seinen Freunden als Retter des Vaterlandes gepriesen, konnte nun neue Hoffnung auf die Krone schöpfen, zumal der König alt und sein Sohn kränklich war. Daher klammerte sich Wladislav noch fester an die Habsburger an. Von den Abmachungen, die im Jahre 1515 zu Preßburg zustandekamen, war schon die Rede.

Im März 1516 starb Wladislav. Vor seinem Tode ermahnte er seine Umgebung und besonders seinen Sohn, an den Heiratsplänen und an der Freundschaft mit dem Kaiser festzuhalten.

[1]) Diese Bezeichnung wurde seitdem auf alle Oppositionsparteien in den Bürgerkriegen angewendet.

Den König Wladislav schildert ein venezianischer Gesandter[1]) um 1500 mit diesen Worten: „Er ist ein hochgewachsener, schöner und frommer Mann. Er gerät nie in Zorn, spricht nie von jemand übel, und tut dies jemand in seiner Gegenwart, so bemerkt er: Vielleicht ist es nicht wahr. Viele Zeit verbringt er mit Gebet, hört täglich drei Messen und gleicht einer Statue, so wortkarg ist er. Über gewöhnliche Dinge spricht er verständig; kommt er aber auf Staatsangelegenheiten zu sprechen, so verliert er den Faden. Er läßt jeden zur Audienz zu und willigt nie in eine Hinrichtung, aber seine Untertanen leisten ihm keinen Gehorsam; er weiß nicht mit Geld umzugehen und hat keine Mittel. Er schränkte seine Hofhaltung ein und während des letzten Faschings erhielt der Hof der Königin nur acht Stück Geflügel an je einem Tag.[2])

XVI. Maximilians Enkel Karl und Ferdinand[3])

Für die Wahl des spanischen Königs Karl zum deutschen Kaiser sprachen viele Gründe: er war Erbe der österreichischen und burgundischen Länder; er gehörte der Familie an, die dem Reiche schon viele Kaiser gegeben. Aber es fehlte auch an Einwendungen nicht: man kenne seinen Charakter nicht, er spreche nicht deutsch und werde oft abwesend sein. Zudem war Franz von Frankreich, der mit Geld und Versprechungen nicht sparte, ein gefährlicher Mitbewerber um die Krone. Auch Heinrich VIII. von England und Kurfürst Joachim von Brandenburg hofften gewählt zu werden. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen hätte die meiste Aussicht gehabt, die Krone zu erlangen: aber er lehnte die Wahl ab. Die Stimmen der Kurfürsten waren nur für Geld zu haben. Man wird unangenehm berührt, wenn man von all dem Markten und Feilschen um die kurfürstlichen Stimmen, von den Forderungen und Angeboten, der Steigerung und dem Nachlaß des Preises liest. Zuletzt drang Karl durch, dem der Reichtum und der Kredit der Fugger sowie einige Handelshäuser von Genua und Florenz

[1]) Zustignan (Giustiniani) bei Sanuto im 24. Bde. des Magyar Történelmi Tár, S. 70 ff.

[2]) Giustiniani macht auch das Wortspiel: E piu presto homo est rectus quam Rex. Wie wenig Gehorsam der König fand, dafür gibt Giustiniani folgendes an: Il Re a mandato do volte a dir al Conte Josa, vengi da lui, qual non e venuto.

[3]) G. Kirchmayr, Denkwürdigkeiten seiner Zeit (1519—1555), in Fontes d. W. A. 1. Abt., I. — Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. 9 Bände. Wien 1831—1838. — V. v. Kraus, Zur Geschichte Österreichs unter Ferdinand I. 1519—1522. Ein Bild ständischer Parteikämpfe. Wien 1873.

zur Verfügung standen.[1]) Am 27. Juni 1519 wurde in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt von allen Kurfürsten, die geschworen hatten, „nach aller Vernunft, mit Gottes Hilfe, ohne alles Gedinge, Sold, Lohn oder Verheiß" zu wählen, Karl zum König ausgerufen.[2])

Bald nach seiner Wahl erwarb das neue Reichsoberhaupt das Herzogtum Württemberg. In diesem Lande war der Herzog Ulrich wegen Bedrückung der Untertanen mit den Ständen in Zwist gekommen. Als er dann die Reichsstadt Reutlingen überfiel und zu einer Landstadt machte, zog der schwäbische Bund wider ihn und eroberte das Land. Er überließ es im Jahre 1520 gegen Ersatz der Kriegskosten dem Kaiser Karl als Erzherzog von Österreich und seinen Erben. Durch diese Erwerbung wurden die zerstreuten österreichischen Herrschaften in den Vorlanden zu einer einheitlichen Masse vereinigt. Bezüglich der österreichischen Länder hatte Maximilian angeordnet, daß die beiden Regierungen, die er in Innsbruck und in Wien eingesetzt hatte, bis zu weiteren Verfügungen seiner zwei Erben im Amte bleiben sollten. In Tirol trat Unordnung ein, da die Bauern wegen des großen Wildstandes unzufrieden, auf Adel und Geistlichkeit erbittert waren und selbst mit den Städtern in Unfrieden lebten.[3]) In den niederösterreichischen Ländern und in Tirol wurde das Regiment mißachtet und die Landtage übertrugen die Verwaltung ständischen Ausschüssen. Ein solches Regiment setzte auch der Wiener Landtag ein; es bestand aus 64 Mitgliedern, von denen 16 die Regierung führen sollten. Diesem neuen Regimente gehörten die Edelleute Michael Eizinger und Hans von Puchheim, ferner der Universitätsprofessor Dr. Martin Siebenbürger oder Capinius und der ehemalige Stadtrichter Rinner an. Sie rissen die ganze Regierung an sich, bemächtigten sich der landesfürstlichen Einkünfte und ließen sogar Münzen prägen. Das alte Regiment verließ daher Wien und begab sich nach Wiener-Neustadt. Zur Begrüßung der Erben hatten die fünf niederösterreichischen Landtage und die Grafschaft Tirol Deputationen gewählt, die sich am 20. Juni in Villach zusammenfanden und über Neapel nach Spanien reisten. Unter den steirischen Abgeordneten befand sich Siegmund von Herberstein, ein Liebling Maximilians, in dessen Auftrag er

[1]) Jakob Fugger schrieb 1523 dem Kaiser Karl: „Es ist bekannt und liegt am Tage, daß E. Kayserliche Majestät die römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätte erlangen können." — Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger. I, 111. — Ehrenberg, Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Deutsche Rundschau. 27. Jahrg., S. 67.

[2]) Rösler, Die Kaiserwahl Karls V. Wien 1868.

[3]) „Auf Straßen und peyn Stetten warden die Leut erstochen, erwurgt und erschlagen und Niemandt war mit dem andern zu fried. Die Edlen getrauten den Bauern nicht, die Bauern den Pfaffen und Handwerkern nicht. Es war gantz kain Ordnung." Kirchmayrs Denkw., S. 446.

mehrmals Reisen unternommen hatte. Die Gesandtschaft kam nach Spanien und erhielt den Bescheid, man solle der Huldigungskommission gehorsam sein. Diese Kommission bereiste im Jahre 1520 die österreichischen Länder und nahm die Huldigung entgegen. Die Ungarn verlangten, daß Kaiser Karl die Prinzessin Anna von Ungarn zur Gemahlin nehme, aber dieser sprach den Wunsch aus, daß sich Ferdinand mit ihr vermähle. Er wolle seinem Bruder die fünf niederösterreichischen Herzogtümer als ein Königreich übergeben. Diese Zuteilung der Länder Österreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain erfolgte durch den Wormser Vertrag vom 28. April 1521.

Ferdinand feierte am 26. Mai 1521 in Linz seine Hochzeit mit der Prinzessin; im Jänner des folgenden Jahres erfolgte die Vermählung Marias, der Enkelin Maximilians, mit Ludwig von Ungarn und Böhmen. Von Österreich begab sich Ferdinand nach Brüssel. Dort überließ Karl seinem Bruder den Landstrich von Mitterburg bis nach Friaul und vom Meere bis ins Pustertal samt Görz, Gradiska und Triest. Und im Vertrage vom 7. Februar 1522 übertrug er ihm auch Tirol, Vorarlberg, die Besitzungen in Schwaben und im Elsaß sowie das Herzogtum Württemberg. Doch sollte dieser Vertrag noch geheim bleiben, so daß Ferdinand in Tirol und in den Vorlanden nur Statthalter zu sein schien.[1])

So entstanden zwei Linien des habsburgischen Hauses: eine österreichische und eine spanische.

Nach Abschluß dieses Teilungsvertrages erschien Ferdinand wieder in Österreich und begab sich mit Umgehung Wiens nach Wiener-Neustadt. Zur Entscheidung der Streitigkeiten zwischen dem alten und dem neuen Regimente setzte er einen Gerichtshof ein, der meist aus Fremden bestand und dem er selbst vorsaß. Die Sache des alten Regimentes führte der Kanzler Schneidpöck, die des neuen Doktor Campus. Das Urteil fiel zugunsten des alten Regimentes aus, das allein zur Regierung befugt gewesen sei. Acht Urheber der Rebellion wurden hingerichtet, darunter Eizinger, Puchheim, Siebenbürger und Rinner.[2])

Von Österreich begab sich Ferdinand nach Tirol und nahm seinen Sitz in Innsbruck. Er war damals ein bleicher, hagerer Mann, hochfahrend und begierig nach großer Tätigkeit. Als er auch Nichttiroler zu seinen Räten ernannte und dem Spanier Gabriel Salamanca die

[1]) Sehr eingehend handelt über diese Verträge W. Bauer, Die Anfänge Ferdinands I. Wien und Leipzig 1907, S. 100 ff.

[2]) D. v. Kraus, Zur Geschichte Österreichs, S. 81.

Finanzverwaltung übertrug, entstand große Unzufriedenheit im Lande; denn dem Salamanca war es nur um die Füllung seines Säckels zu tun. Als er sich 1523 mit der Gräfin Elisabeth von Eberstein vermählte, entfaltete er eine in Tirol unerhörte Pracht, welche die Aufregung noch vermehrte.

Die Lage der Bauern in Tirol war besser als die anderer Länder, denn viele besaßen ihr Gut als volles Eigen. Aber auch in Tirol wurden besonders zur Zeit des venezianischen Krieges hohe Steuern gefordert und die häufig durchziehenden Kriegsleute richteten in den Städten, Dörfern und Gehöften großen Schaden an. Auch in sittlicher Hinsicht waren diese Durchmärsche zu beklagen. „Wären die Frucht", schreibt Kirchmayr, „so wohl gewachsen als Hoffart, Zuetrinken über die Maß, köstlich Kleidung, wol Essen und Trinken, so wär es alhie ganz wol gestanden." Die Grundherren erhöhten die Abgaben und vermehrten die Roboten. Die Felder der Bauern litten viel von der überaus großen Zahl des Wildes: „Hirschen und Schreiber, Jäger, Valckner und Hunde haben dieser Zeit die besten Vorstände und Hilferzaigung gehebt." Nach dem Tode des Kaisers Maximilian überfiel das Volk allenthalben das Wild und erlegte „unglaubliche Zahlen der Hirsch und Tiere". Man behauptete, der Kaiser habe auf dem Sterbebette sein Wild dem Volke vermacht. Die herzoglichen Güter, Bergwerke und Rechte waren verpfändet. Man spürte in Tirol mehr als in Innerösterreich die Wirkungen der großen Handelsgesellschaften, die in Deutschland die Waren aufkauften und um einen viel höheren Preis abließen. Die Lehren Luthers, die im Lande sehr rasch Aufnahme fanden, vermehrten die Unzufriedenheit.

Im Jahre 1524 rotteten sich die Bauern im südlichen Schwaben zusammen und brachen gegen den Adel und die Stifter los; ihnen folgten 1525 die im Algäu und am Bodensee, worauf auch die Bauern Tirols in Bewegung kamen. Die Bauern in der Umgebung von Brixen überfielen diese Stadt, verwüsteten die Häuser der Geistlichen und der Adeligen und plünderten das Kloster Neustift; auch im Pustertale, um Bozen und Meran sowie im Inntale erhoben sich die Bauern. Führer der Aufständischen wurde Michel Gaißmayr, der Sohn eines Knappen von Sterzing, zuletzt Schreiber des Bischofs von Brixen. Im Salzburgischen erhoben sich die Knappen im Gasteiner Tale und die Bauern; sie belagerten den Erzbischof Lang in der Feste Hohensalzburg.[1]) Dann griff der Aufstand nach Oberösterreich und Obersteier

[1]) Acta Tirolensia, III: Quellen zur Gesch. des Bauernkriegs in Deutsch-Tirol 1525. Innsbruck 1908. — Hauthaler, Kardinal M. Lang und die religiös-soziale Bewegung seiner Zeit (1517—1540), in

über. Auf allen Seiten von dem Aufruhr umtobt, saß der Erzherzog Ferdinand in der Burg zu Innsbruck.

In Tirol betrieben die Aufständischen eine allgemeine Versammlung in Meran. Dieses „Bauernparlament" verlangte in 106 Artikeln eine vollständige Umgestaltung der politischen, religiösen und sozialen Verhältnisse. Die Grafschaft Tirol mit ihren Bistümern, Klöstern und Schlössern sollte dem Landesherrn allein gehören, daher wollten die Versammelten kein Bistum und kein Kloster mehr dulden; an die Stelle der verschiedenen Statuten sollte ein Recht für das ganze Land treten, gleiches Maß und Gewicht sollte eingeführt, die Leibeigenschaft abgeschafft, Jagd und Fischerei freigegeben werden. Man wünschte ferner die Besetzung der Innsbrucker Regierung mit ehrlichen einheimischen Leuten; die Priester sollten das reine Evangelium verkünden, die Städte und Gerichte das Recht haben, ihre Pfarrer zu wählen und zu entsetzen, die Einkünfte reicher Pfarren zur Gründung von Spitälern verwendet werden.

Über diese Artikel wurde im Juni auf dem Innsbrucker Landtage beraten. Da der Erzherzog eine neue Landesordnung genehmigte, in welcher manche Abgaben an die Grundherren und mehrere Roboten abgeschafft waren, kam der deutsche Teil Tirols zur Ruhe, während im welschen Teile die Bewegung erst nach blutigen Kämpfen und furchtbaren Strafen unterdrückt wurde.

Während der Verhandlungen in Innsbruck, am 3. Juli, überfiel ein Teil des salzburgischen Bauernheeres unter Michel Grueber den steirischen Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein, der den Aufstand in Obersteier bekämpfen sollte, in Schladming, dem Mittelpunkt einer großen Bergwerkstätigkeit, und nahm ihn gefangen. Gegen das Salzburgische rückte einstweilen das Heer des schwäbischen Bundes heran, an den sich der Erzbischof um Hilfe gewandt hatte, und brachte am 31. August eine Einigung zwischen diesem und seinen Belagerern zustande. Aber im Gebirge dauerte der Aufstand fort; die Bauern erklärten, sobald „die Stauden grün werden", wollten sie alle Herrschaften vertilgen. Und im März 1526 erhoben sich die Bauern abermals und belagerten Radstadt. Da erschienen vom Norden her Truppen des schwäbischen Bundes und von Steiermark nahte Graf Niklas Salm, der Anführer der ständischen Truppen Innerösterreichs und der landesfürstlicher Söldner. Er hatte im Oktober des vorhergegangenen

---

d. Mitt. d Gesellsch. f. Salzb. Lk. 35, 36 (1895, 1896). — Czerny, Der erste Bauernaufstand in Oberösterreich 1525. — Rabenlechner, Der Bauernkrieg in Steiermark 1525. Freiburg i. B. 1901. — Oberleitner im Notizenblatt d. Akad. 1859, S. 68 ff.

Jahres die Stadt Schladming erstürmt und niedergebrannt und die umliegenden Ortschaften geplündert; jetzt schlug er bei Radstadt die Bauern und zersprengte sie. Auch im Salzburgischen wurde nun mit großer Strenge vorgegangen: die Rädelsführer wurden hingerichtet, den übrigen eine Brandsteuer von vier Gulden auferlegt. Auf dem Boden des zerstörten Schladming durften wieder Häuser gebaut werden, aber das Stadtrecht erhielt der Ort nicht mehr. An Reformen im Untertanenwesen und an die Beseitigung der Mißstände dachte niemand.

XVII. Ungarns Zerrüttung und Fall[1])

Im Jahre 1516 war Ludwig II. König von Ungarn und Böhmen geworden. Sein Vater hatte ihm sechs Vormünder bestellt, für Böhmen den Herzog Karl von Münsterberg (in Schlesien) und die Barone Zdenko Leo von Rosental (Rožmital) und Břetislav von Schwihau, für Ungarn den Markgrafen Georg von Brandenburg[2]), der durch seine Vermählung mit der Witwe des Johann Corvinus viele Besitzungen in Ungarn erworben hatte, den Erzbischof von Gran, Thomas Bakacs, und Johann Bornemißa, Befehlshaber der Ofener Burg. Die Oberaufsicht über den König und seine Länder sollten Kaiser Maximilian und König Siegmund von Polen führen.

In den beiden Ländern, deren König ein Knabe war, herrschten die traurigsten Zustände. In Böhmen dauerten die Kämpfe zwischen dem Adel und dem Bürgertum fort. Die Landesbeamten, zumal der Oberstburggraf Zdenko Leo von Rosental, waren vom schmutzigsten Eigennutz beherrscht, so daß die königlichen Güter und Einkünfte nach und nach in ihre Hände übergingen. Das Eindringen des Luthertums fachte auch neue religiöse Streitigkeiten an. Als der König 1522 in das Land kam, erkannte er wohl die traurigen Verhältnisse; er setzte die Landesbeamten ab und suchte am Bürgerstande eine Stütze zu finden. Als er aber Böhmen wieder verlassen hatte, verschlimmerte

[1]) Palacky, V. — Katona, XIX. — Theiner, Monum. Hung. II. — Berichte venezianischer Gesandten im 25. Bde. der Scr. der ungar. Akademie u. z. T. von Firnhaber in den „Quellen und Forschungen zur vaterländ. Geschichte". — Relationes oratorum pontificorum (1524 bis 1526) im 1. Bd. der 2. Serie der Monum. Vaticana. Budapest 1884. — Stögmann, Über die Briefe des Andrea da Borgo, Gesandten Kaiser Ferdinands, an den Kardinal und Bischof von Trient Bernhard Cles (1515—1533). Sitzungsb. d. W. A. 24. — Chronik Thurnschwambs bei Engel, Gesch. des ungar. Reiches und seiner Nebenländer, I, S. 190 ff.; Spervogels Chronik und die Leutschauer Sammelchronik bei Wagner, Analecta Scepusii sacra et profana, II, Wien 1774.

[2]) Neustadt, Markgraf Georg von Brandenburg als Erzieher am ungarischen Hofe. Breslau 1883.

sich die innere Lage des Landes wieder; Leo von Rosental wurde wieder Oberstburggraf und schaltete in der früheren Weise.

In Ungarn setzte der Reichstag vom Jahre 1516, ohne auf das Testament des verstorbenen Königs Rücksicht zu nehmen, der zu Obervormündern den Kaiser und den König Siegmund von Polen ernannt hatte, einen Regentschaftsrat ein, der aus Prälaten, Magnaten und einfachen Adeligen bestand. Unter diesen Räten befand sich der Palatin Perenyi, der Herzog Lorenz Ujlaky und Zapolyas Bruder Georg. Die Partei Zapolyas wurde immer mächtiger; auf dem Reichstage vom Jahre 1518 wollte sie ihr Oberhaupt zum Gubernator wählen lassen, da der König noch zu jung sei. Doch der Plan mißlang. Aber auf einem zweiten Reichstage desselben Jahres wurde ein neuer Regentschaftsrat eingesetzt, dessen Mitglied auch Zapolya war. Dennoch kam er nicht zum Ziele, denn im Jahre 1519 wurde nicht er, sondern Stephan Bathory zum Palatin gewählt. Die inneren Streitigkeiten waren um so verhängnisvoller, als die Türkengefahr immer drohender wurde.[1])

Seit 1520 beherrschte das osmanische Reich Soliman II. der Prächtige, unter dem die Macht der Türken ihren Gipfelpunkt erreichen sollte. Bereits hatten die türkischen Befehlshaber in den Grenzprovinzen mehrere ungarische Festungen genommen. Im Jahre 1521 zog Soliman selbst heran und eroberte Sabacz und Belgrad, die in der unverantwortlichsten Weise vernachlässigt waren. So verlor Ungarn seine letzten Stützpunkte auf dem serbischen Ufer. Der junge König brachte zum Schutze des Reiches nur ein geringes Heer zusammen, Zapolya hielt sich ruhig in Siebenbürgen. Man konnte damals behaupten, er sehne den Untergang des Reiches und des Königs herbei, um selbst den Thron besteigen zu können.

Soliman zog sich von Ungarn wieder zurück und wandte sich gegen die Insel Rhodus, um sie dem Johanniterorden zu entreißen. Er belagerte die Hauptstadt Rhodus, die heldenmütig verteidigt wurde. Erst nachdem zwanzig Stürme abgeschlagen worden waren, gewann der Sultan die Stadt und die Insel. Die Johanniter zogen ab und ließen sich auf der Insel Malta nieder.

Die Ungarn benützten diese Zeit in keiner Weise zur Kräftigung ihres Staatswesens. Der Adel, in Parteien zerrissen, forderte immer wieder die Vertreibung der Deutschen aus ihrem Lande. In diesem

[1]) Sacher-Masoch, Ungarns Untergang und Maria von Österreich. Leipzig 1862. — Neustadt, Ungarns Verfall im Beginne des 16. Jahrh. Ungar. Revue. 1885. — Fraknoi, Ungarn vor der Schlacht bei Mohacs. Deutsch von Schwicker. Budapest 1886.

Verlangen lag die ganze Summe seiner politischen Weisheit. Dabei war er jeder Vaterlandsliebe, jedes Gemeinsinnes bar. Erschreckt durch den Fall Belgrads, hatte der Reichstag ungewöhnlich hohe Steuern bewilligt, aber „alle diese Opfer blieben nur auf dem Papiere“ [1]): die Steuern gingen nicht ein oder zerrannen unter den Händen der Einnehmer. Der Bürgerstand war machtlos, der Bauernstand leibeigen und gedemütigt. Der König selbst war gutmütig und unselbständig wie sein Vater, die Königin, Maria von Österreich, war zwar energischer, aber unerfahren. Von den Verhältnissen in Ungarn konnte damals ein polnischer Gesandter schreiben: „Im Vergleich mit den hiesigen Zuständen sind die unsrigen noch glücklich zu nennen.“ Und der päpstliche Gesandte berichtete: „Dieses Land ist nicht imstande, sich selbst zu verteidigen; es ist hoffnungslos verloren, wenn der Türke mit einer starken Kriegsmacht heranzieht.“ [2])

Im Mai 1525 kam der Reichstag auf dem Rakos zusammen. Er verlangte wieder die Vertreibung der deutschen Hofleute, der deutschen Unternehmer, wie der Fugger, des kaiserlichen wie des venezianischen Gesandten, die Verbrennung des Schatzmeisters und der Lutheraner [3]) und die Umgestaltung des Staatsrates. Da der König sich nicht sofort entschloß, diese Beschlüsse zu bestätigen, kam der Adel eigenmächtig am 24. Juni bewaffnet in Hatvan, nordöstlich von Pest, zusammen.

Der König, beraten von den Bischöfen, von denen der Erzbischof Ladislaus Szalkay von Gran den meisten Einfluß hatte, und einigen Magnaten, entließ mehrere deutsche Hofbeamte, schickte den kaiserlichen Gesandten und den Markgrafen Georg von Brandenburg aus dem Lande, und der Erzbischof gewann den Woiwoden Zapolya und dessen getreuen Anhänger, den rechtskundigen Stephan Verböczi. Hierauf erschien der König selbst in der Hatvaner Versammlung. Diese entsetzte den Bathory des Palatinats, worauf Verböczi zu dieser Würde erhoben wurde. Der König mußte versprechen, die Landesämter neu zu besetzen. Dann wurde eine Steuer ausgeschrieben, von der aber, wie gewöhnlich, nur geringe Summen einliefen. Die Anhänger Bathorys

[1]) Horvath, Gesch. der Ungarn. I, 461.

[2]) Im Jänner 1526. Fraknoi, S. 217. — Vgl. die kurze und treffende Charakteristik der Zustände bei Firnhaber a. a. O.: „Schwäche, ja gänzliche Ohnmacht des königlichen Ansehens, Verfall der Rechtspflege, vollkommener Mangel einer geregelten Finanzverwaltung, Genußsucht und Sittenlosigkeit der Geistlichen, Gewissenlosigkeit und gemeine Gesinnung der weltlichen Großwürdenträger stempeln die Zeit zu einem traurigen Bilde der Anarchie.“

[3]) Katona, XIX, 512 ff. Quod Fukkarii (Fugger) et omnes nationes externae, qui thesauros regni palam exhauriunt et educunt, de hoc regno statim ablegentur et exmittantur, in corumque locum Hungari constituantur . . . Oratores, caesareus et Venetus, de regno exmittantur, Lutherani etiam omnes de regno extirpentur et ubicumque reperti fuerint . . . libere comburantur. Etc.

schlossen sich jetzt enger aneinander und auch der Hof hielt zu ihnen. Auf dem Reichstage, der im April 1526 in Ofen zusammentrat und an dem Zapolya nicht teilnahm, hatte diese Partei das Übergewicht. Verböczi wurde seiner Würde entsetzt; er war schon vorher entflohen und wurde als Hochverräter erklärt und mit Einziehung seiner Güter bestraft. Bathory erlangte wieder die Palatinswürde.

Der Reichstag beschloß, dem König in allen Angelegenheiten der Regierung und Verwaltung freie Hand zu lassen; er könne seine Räte nach Belieben wählen und alle Beamten frei ernennen. Man gab ihm gleichsam absolute Gewalt.

In bezug auf den bevorstehenden Türkenkrieg wurde beschlossen, daß der König, die Prälaten und die Magnaten außer ihren Banderien noch möglichst zahlreiche Truppen unterhalten sollten; die Magnaten und die Edelleute sollten persönlich unter dem Banner des Königs erscheinen, der König den Papst und die christlichen Fürsten um Hilfe ersuchen. Die Stände waren der Meinung, daß die königlichen Einkünfte zur Verteidigung des Landes hinreichten.

Diese Beschlüsse meldeten die Stände dem König mit der Bitte, er möge seine Macht gebrauchen; im Falle einer Landesgefahr würden sie keine Verantwortung tragen. Der König entgegnete, die Stände hätten die königlichen Einkünfte viel zu hoch geschätzt; er werde zwar tun, was er vermöge, übernehme aber keine Verantwortung im Falle seines Unglückes. Der päpstliche Gesandte, der diesen Verhandlungen beiwohnte, bemerkte: „Eine solche Komödie spielen der König und eine Untertanen miteinander.“[1])

So standen die Dinge, als Soliman mit einem Heere gegen Ungarn aufbrach. Um Geld zu erhalten, wurde nun die Hälfte der kirchlichen Gold- und Silbergeräte eingezogen, die Städte und Kapitel besteuert; die Ofner Franziskaner mußten jene tausend Gulden abliefern, die sie zur Deckung der Kosten für die Heiligsprechung des Johannes Capistran gesammelt hatten. Aber alle diese Summen waren in kurzer Zeit verausgabt. In Böhmen verzögerte Leo von Rosental den Ausmarsch des Hilfsheeres. Von den auswärtigen Mächten war keine geneigt, Hilfe zu gewähren; nur der Papst schickte 50.000 Dukaten. Die Stände Kroatiens hatten ihr Land unter den Schutz des Erzherzogs Ferdinand gestellt und waren nur zur Verteidigung ihres Landes, nicht aber Ungarns geneigt.

Um den König sammelten sich nur geringe Mannschaften, obgleich er nach alter Sitte in allen Komitaten ein blutiges Schwert

[1]) Fraknoi, S. 253.

hatte herumtragen lassen. In Tolna, das der Sammelplatz des Heeres sein sollte, fanden sich die Magnaten und Bischöfe mit ihren Banderien und die Adeligen aus den Komitaten nur langsam ein. Aus Böhmen war eine Schar Krieger unter dem Grafen Stephan Schlick herbeigekommen. Aus Österreich hatte Erzherzog Ferdinand einige Hilfstruppen gesandt.

Der Sultan hatte bereits Peterwardein erobert und überschritt die Drau bei Essegg. Auf die Nachricht hievon verlangten die Ungarn, daß der König sich an die Spitze seines Heeres stelle. Übrigens glaubten sie zu wissen, daß der größte Teil des türkischen Heeres aus feigem Gesindel bestehe und die türkischen Kanoniere Christen seien, die ihre Geschütze in der Schlacht gegen die Türken richten würden. Erst nach dem Ausmarsche von Ofen bestellte der König auf den Rat seiner Umgebung den Erzbischof von Kalocsa, Paul Tomori, einen Minoriten, zum Oberbefehlshaber. Er übernahm das Amt nur ungern; dann beschloß er, den Feind auf der Ebene bei Mohacs zu erwarten.

Am 29. August 1526 griff Soliman das ungarische Heer, das kaum 30.000 Mann zählte, an und errang einen vollständigen Sieg. Ein gleichzeitiger Bericht[1]) tadelt, daß man „den jungen christlichen König und die besten Leut vornhin gestellt; hätte man die Deutschen und Böhmen zu Hauptleuten gesetzt, daß sie die Schlacht hätten ordinieren sollen, so wäre es nicht so weit gekommen". Fast 22.000 Ungarn deckten das Schlachtfeld, darunter sieben Bischöfe und viele hohe Adelige und Barone.

Wenige entkamen. Auch der König und seine Begleiter hieben sich durch. Als er einen angeschwollenen Bach übersetzen wollte, überschlug sich sein Pferd; es stürzt und begräbt den Reiter im Sumpfe, aus dem er sich nicht mehr emporzuarbeiten vermochte. In der Burg zu Ofen erhielt die Königin die Nachricht vom Ausgange der Schlacht, worauf sie nach Preßburg floh. Später ließ sie den Leichnam ihres Gatten aufsuchen: das Roß und die Waffen des Königs lagen noch an derselben Stelle, der Leichnam dagegen war von mitleidigen Landbewohnern beerdigt worden. Er wurde ausgegraben und nach Stuhlweißenburg gebracht. Zur Zeit der Schlacht bei Mohacs stand Johann Zapolya mit einem bedeutenden Heere bei Szegedin.

Der Sultan wandte sich gegen die Hauptstadt Ofen, deren Bürgerschaft ihm die Schlüssel der Stadt entgegentrug, ohne sie dadurch vor Plünderung schützen zu können. Fast alle Ortschaften bis an den Plattensee und die Raab wurden eingeäschert und die Bewohner er-

[1]) Höfler, Fränkische Studien. Archiv d. W. A. XI, 7.

schlagen; auch die Gegend zwischen Donau und Theiß litt entsetzlich. Dann zogen die Türken wieder ab.

Mächtig wirkte das Ereignis von Mohacs auf Europa. Luther schrieb an die verwitwete Königin ein Beileidschreiben und Erasmus von Rotterdam verfaßte für sie das Buch „Von der Witwe".

Zwei Länder waren verwaist; vorzugsweise von den Maßnahmen des Habsburgers Ferdinand hing ihre Zukunft ab.

XVIII. Innere und Kulturzustände in den österreichischen Ländern

1. Reichsunmittelbare und hohe Adelsgeschlechter

Die Landeshoheit der Habsburger bildete sich nach und nach vollständig aus, und zwar vorzugsweise durch die Erwerbung von Gütern reichsunmittelbarer Herren und deren Unterwerfung. Am entschiedensten trachtete Rudolf IV. nach der uneingeschränkten Landeshoheit in seinen Ländern. Nach den in seiner Kanzlei gefälschten Privilegien sollte es in Österreich kein Reichslehen geben. Man sagte von ihm, er wolle in seinen Ländern selbst Papst, Erzbischof, Archidiakon und Dekan sein.

Das reichste und mächtigste Geschlecht in Oberösterreich waren die Herren von Schaunberg.[1]) Ihre Ahnen nannten sich Freie von Julbach, einer Felsenfeste, die sich am linken Ufer des Inn gegenüber von Braunau erhob. Sie erbten unter anderen die Güter der Formbacher im Donautale und die der Plaien im Attergau, erbauten die Burg Schaunberg (oberhalb Linz), nach der sie sich nannten und nahmen dann den Grafentitel an. Außer Stammgütern besaßen sie von den Hochkirchen Passau, Bamberg u. a. ansehnliche Lehen. Ihr Gebiet zerfiel in drei Gruppen: in die Herrschaften Kammer, Julbach und in das eigentliche Schaunbergsche Stammgebiet mit den Landgerichten Erlach, Peuerbach und Schaunberg oder Donautal. Ihr Besitz grenzte an den der Herzoge von Österreich und Bayern, an den der Passauer Bischöfe und an das Königreich Böhmen. Sie standen unmittelbar unter Kaiser und Reich, erteilten ihren Richtern selbst den Bann und entschieden in Rechtssachen des Klerus und über Leib und Eigentum ihrer adeligen Dienstmannen. In ihrem Gebiete durfte ohne

[1]) Jodok Stülz, Zur Geschichte der Herren und Grafen von Schaunberg. Denkschr. d. W. A. XII (1862). — Strnadt, Peuerbach, ein rechtshistorischer Versuch. Beiträge z. Landeskunde v. Österreich u. d. E. Linz 1868.

ihre Zustimmung keine Burg erbaut werden. Auf ihrer Hauptburg Schaunberg führten sie eine fürstliche Hofhaltung.

Den Herzogen von Österreich mußte daran gelegen sein, die reichsunmittelbaren Grafen ihrer Landeshoheit zu unterwerfen, und dem Herzog Rudolf IV. gelang es im Jahre 1361, das Oberhaupt der gräflichen Familie Wernhart VIII. und dessen Brudersöhne Ulrich I. und Heinrich VIII. zur Unterwerfung zu bewegen. Allein die Grafen nahmen die Reichsunmittelbarkeit doch wieder in Anspruch, weshalb Herzog Albrecht III. sie befehdete. Der Vertrag vom Oktober 1383 beendete den Krieg: die Grafen mußten sich unterwerfen und waren von da an Vasallen Österreichs. Nur ein Schimmer ihrer früheren Selbständigkeit blieb ihnen noch: sie besuchten die Reichstage und standen in der Reichsmatrikel, aus der sie erst 1548 gelöscht wurden.[1])

Die Grafen von Cilli[2]) hießen früher Freie von Sanneck; sie nahmen die Reichsunmittelbarkeit in Anspruch, aber Friedrich I. von Sanneck sah sich 1308 gezwungen, sich mit seinem ganzen Stammgute der Lehenshoheit der Habsburger zu unterwerfen. Derselbe Friedrich von Sanneck vermehrte die Macht seines Hauses außerordentlich; er erbte 1322 von den Grafen von Heunburg die Hälfte der Herrschaft Cilli und erkaufte von den Pfannbergern auch die andere Hälfte, wurde vom Herzog Heinrich von Kärnten zum Hauptmann in Krain ernannt und als solcher vom Patriarchen von Aquileja, von dem Stifte St. Paul und dem Gurker Bischof mit Burgen und Zehnten belehnt.

So wurde Friedrich der Begründer der Größe seines Hauses. Er begab sich im Jahre 1341 nach München zum Kaiser Ludwig dem Bayern, der ihn zum Grafen erhob; doch sollte er sich nur von dem Besitz, den er vom Bistum Gurk zu Lehen hatte, Graf nennen. Herzog Albrecht III. belehnte 1365 die Cillier mit dem Blutbann auf allen ihren Gütern. Im Jahre 1372 erhob sie Kaiser Karl IV. in den Grafenstand des Reiches als Grafen von Cilli.

Friedrichs Sohn, Hermann I., heiratete Katharina, eine bosnische Fürstentochter; Hermanns I. Sohn Hermann II. kämpfte 1396 an der Seite Siegmunds von Ungarn in der Schlacht bei Nikopolis und begleitete ihn auf der Flucht. Dafür belehnte ihn der König mit der Stadt Warasdin und einigen Herrschaften in Zagorien (im Säger), einer Landschaft östlich von der Sottla (mit Krapina); später heiratete Siegmund Hermanns II. Tochter Barbara. Hermanns Vetter Wilhelm

[1]) Huber, Rudolf IV., S. 56. — Edelbacher, Über das Verhältnis der Grafen von Schaunburg zu den Herzogen Rudolf IV. und Albrecht III. von Österreich ꝛc. Zeitschr. f. d. österr. Gymnas. 1872.

[2]) Krones, Die Freien v. Sanneck und ihre Chronik als Grafen v. Cilli. Graz 1883.

hatte sich mit Anna, einer Prinzessin aus dem polnischen Königshause der Piasten, vermählt und Wilhelms Tochter wurde 1401 die Gemahlin des polnischen Königs Wladislav. Hermanns II. Sohn Friedrich war mit Elisabeth, der Tochter des angesehenen kroatisch-dalmatinischen Grafenhauses Frangipani, vermählt. Diese und andere Familienverbindungen förderten das Ansehen der Grafen von Cilli ungemein. Damals stand das Haus auf der Höhe seines Glückes.

Graf Friedrich ermordete seine Gemahlin Elisabeth, von der er einen Sohn Ulrich hatte, um Veronika Teschenitz, ein Hoffräulein seiner Gemahlin, heiraten zu können. Altgraf Hermann verzieh seinem Sohne diese unstandesgemäße Heirat nicht; er ließ ihn in der Burg Obercilli einkerkern und brachte Veronika in seine Gewalt. In Cilli stellte er sie vor einen Gerichtshof und ließ sie der Zauberei anklagen, denn mit Zauberlist habe sie seinen Sohn berückt. Aber die Richter hatten den Mut, sie unschuldig zu finden. Da ließ der Altgraf die Unglückliche auf die Burg Osterwitz schaffen und im Bade ersticken; dem eingekerkerten Sohne aber schenkte er die Freiheit.

Dem Grafen Friedrich und seinem Sohne Ulrich wurden neue Ehren zuteil. Im Jahre 1436 erhob sie Kaiser Siegmund in den Reichsfürstenstand und entzog sie dadurch der habsburgischen Landeshoheit. Herzog Friedrich V. befand sich damals auf einer Pilgerfahrt in das Heilige Land und tat gleich nach seiner Heimkehr Einsprache gegen diesen Eingriff des Kaisers in seine landesherrlichen Rechte. Es entstand eine Fehde, die erst 1443 zu Wiener-Neustadt durch einen Vertrag beendet wurde, in dem Kaiser Friedrich III. die Fürstenwürde der Cillier anerkannte und mit ihnen eine Erbverbrüderung schloß.

Friedrichs Sohn Ulrich war einige Zeit die bedeutendste Persönlichkeit in der Geschichte Österreichs. Nach seiner Ermordung traten 24 Bewerber um die Erbschaft auf, die aus 70 Herrschaften bestand. Der größte Teil fiel dem Kaiser zu.

In Kärnten waren, als die Habsburger die Herrschaft über dieses Land antraten, nur drei landesfürstliche Städte, St. Veit, Völkermarkt und Klagenfurt. Das Erzstift Salzburg besaß Friesach samt Althofen und Hüttenberg, St. Andrä, Maria-Saal, Taggenbrunn, Gmünd und Sachsenburg. Der Erzbischof war Lehensherr über angesehene Edelleute, selbst die Herzoge nahmen das Erbtruchsessenamt von Salzburg zu Lehen. Die Verwaltung der salzburgischen Gebietsteile führte der Vizedom in Friesach. Das Hochstift Bamberg besaß das schöne Gebiet von Villach bis zu den Pässen Friauls und das Lavanttal. Die Grafen von Görz besaßen Lienz und das Pustertal, das Lesach- und Gailtal

mit den Märkten St. Hermagor und Mauten, Herrschaften im Drautale mit dem Markte Oberdrauburg, Herrschaften im Mölltale mit Obervellach, das Landgericht Pontafel. Sehr reich begütert waren die Grafen von Ortenburg, die sich zeitweilig ihrer Reichsunmittelbarkeit erinnerten, sich aber doch als Untertanen der Habsburger bewährten, wenn auch Graf Friedrich von Ortenburg 1395 von König Wenzel auf allen seinen Herrschaften die Blutgerichtsbarkeit erhielt. Die Verleihung des Blutbannes durch den Kaiser erfolgte noch öfter. So verlieh Kaiser Siegmund 1434 dem Reinprecht von Wallsee und seinen männlichen Erben den Blutbann für dessen Gerichte in Österreich, Steiermark, Kärnten, in Krain, auf dem Karst und in Istrien, so daß sie „denselben Bann fürbas ihren Amtleuten und Richtern mögen verleihen".[1])

Als das Geschlecht der Ortenburger 1420 mit Friedrich ausstarb, kam das reiche Erbe an die Grafen von Cilli, die jetzt um so mehr die Reichsunmittelbarkeit anstrebten. Nach dem Aussterben des Cillier Grafenhauses traten die Grafen von Görz als Erbe der Grafschaft Ortenburg auf, doch sie unterlagen im Kampfe mit dem Habsburger Friedrich, der nicht nur alle Besitzungen der Görzer im heutigen Kärnten außer Lienz und Bruck an das Haus Habsburg brachte, sondern auch die Grafschaft Ortenburg erwarb.

Außer Lienz und Bruck besaßen die Görzer Grafen noch das schöne Isonzotal und die rebenreiche Gegend um Görz und Monfalcone. Als 1500 der letzte Graf, Leonhard, starb, nahm Maximilian seine Gebiete in Besitz.

Mit Meinhard von Görz-Tirol war Konrad von Aufenstein nach Kärnten gekommen, wo er Landeshauptmann wurde und als getreuer Diener des Herzogs und Königs von Böhmen, Heinrichs von Görz-Tirol, zu großem Reichtum gelangte. Sein Sohn, der kinderlose Konrad von Aufenstein, vermachte seinen Besitz teils Verwandten, teils Kirchen, teils den Herzogen von Österreich. Konrads Neffen erhoben 1368 einen Aufstand gegen die Habsburger, wurden aber besiegt und verloren alle Güter an den Landesfürsten. Freie Leute und den Herzogen nicht unterworfen waren die Herren von Osterwitz, die das Schenkenamt von Kärnten innehatten; die Brüder Hermann und Niklas, die von Judenschulden hart gedrückt wurden, nahmen am 24. Juni 1362 ihre Güter vom Herzog Rudolf IV. zu Lehen.[2])

---

[1]) Doblinger, Die Herren v. Wallsee. Archiv d. W. A. 95, S. 442, 514.

[2]) Hermann, Handbuch d. Gesch. v. Kärnten. I, 67 ff. — J. v. Zahn, Zur Geschichte Herzog Rudolfs IV. Archiv d. W. A. 56, S. 243.

In Krain waren viele Herren begütert. Die Patriarchen von Aquileja, die auch Markgrafen von Istrien waren, hielten noch immer an der Markgrafenwürde Krains fest, die ihnen 1077 verliehen worden war, und ernannten noch 1319 in der Person des Franceschini della Torre einen Markgrafen Krains. Ebenso waren die Grafen von Görz mächtig in Istrien und Krain. Das Bistum Freising besaß im Anfang des 14. Jahrhunderts in Krain 16 Ämter mit den Orten Bischoflack und Lengenfeld.

Rudolf IV., der 1364 den Titel eines Herzogs von Krain statt des bisher üblichen „Herr ze Krain" annahm, trachtete nun auch die Besitzungen der Görzer Grafen zu gewinnen, die 1342 neuerdings eine Teilung vorgenommen hatten.

Albrecht IV., der die Güter in Istrien und der windischen Mark erhalten hatte, vermachte sie für den Fall seines kinderlosen Todes den Herzogen von Österreich. Im Jahre 1374, nach dem Tode Albrechts, nahmen die Herzoge diese Güter in Besitz. Dies waren Gebiete um Pisino und an der Westseite des Meerbusens von Fiume, ferner Möttling, Tschernembl und Weichselberg in der windischen Mark. Im Jahre 1500 beerbte Maximilian I. die andere Görzer Linie. In allen diesen Gebieten konnten die Habsburger nunmehr als Landesherren auftreten. Im Jahre 1471 kaufte Kaiser Friedrich III. vom Grafen Heinrich von Wallsee Fiume, das ursprünglich Sankt Veit am Pflaumb, d. h. am Flusse = Fiume hieß, und andere Schlösser am Karst und in Istrien. Fiume gehörte bis in die Zeiten Maria Theresias zu Innerösterreich. Von Istrien war also die Mitte und der Osten habsburgisch, während die Städte der Westküste zu Venedig gehörten, ein Zustand, der bis zum Frieden von Campo Formio (1797) aufrecht blieb. Lehensträger der Patriarchen waren auch die schon erwähnten Grafen von Ortenburg; diesen gehörten in Krain die Herrschaften Ortenegg, Pölland, Reifnitz, Grafenwart und Laas, von denen das bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts fast unbewohnte Gebiet von Gottschee eingeschlossen wurde. Graf Otto von Ortenburg (1336 bis 1370) besiedelte dieses Gebiet vorzugsweise mit Deutschen aus Tirol und Kärnten und einigen Schwaben; die letzteren kamen herbei, als Ottos Sohn Friedrich Margareta von Teck aus Schwaben heiratete. Es heißt, daß Karl IV. dem Grafen Friedrich 300 Familien besiegter Franken und Thüringer zugesandt habe, und noch heute behaupten die Slowenen, die Bewohner von Gottschee seien zur Strafe in diese unwirtlichen Gegenden geschickt worden. Es entstanden hier viele Ortschaften, deren Namen auf =reut, =wald und =brunn endigen. Die Be=

zeichnung Gottschee ist slowenisch und entstanden aus Kočevje oder Hočevje, d. h. Ansiedlung von Hütten.[1])

Nach dem Aussterben der Ortenburger 1420 fiel Gottschee an die Cillier, von diesen kam es an die Habsburger; Kaiser Friedrich III. gestattete 1492 den Gottscheern den Hausierhandel. Gottschee kam dann in den Pachtbesitz des Grafen Jörg von Thurn; 1623 zur Grafschaft erhoben, gelangte die Landschaft Gottschee 1641 an den Grafen Wolf Engelbert von Auersperg, der später auch die Stadt Gottschee erhielt. 1791 erhob Kaiser Leopold II. die Grafschaft zum Herzogtum und seit dieser Zeit führt das Oberhaupt der fürstlichen Familie Auersperg den Titel „Herzog von Gottschee".

Das Land Tirol bestand lange aus drei Teilen und wurde als „die Grafschaft Tirol und die beiden Stifter Trient und Brixen" bezeichnet. Zur Zeit Siegmunds wurden diese zwei Bistümer enger mit der Grafschaft verbunden. Die Bischöfe erschienen auf den Landtagen und im Juni 1474 wurde auf dem Landtage zu Innsbruck eine Türkensteuer beschlossen, die auch von den Untertanen der Bischöfe eingefordert wurde. Diese erste Besteuerung der Stifter durch die Landschaft war der erste Schritt zur Einverleibung derselben in die Landesmatrikel, die durch Kaiser Maximilian I. 1511 und Ferdinand I. 1545 dadurch bewirkt wurde, daß sie die Reichssteuer der zwei Hochstifter auf sich nahmen, wogegen diese mit der Tiroler Landschaft steuern sollten.

2. Verfassung und Verwaltung

Neben den Versammlungen, die schon in früheren Zeiten als Landtage bezeichnet werden, erscheint bis in das 14. Jahrhundert der „geschworene Rat". Er war aus einer Anzahl von Landherren gebildet, die ebensowohl als Vertrauensmänner des Landesfürsten wie des Adels erscheinen und von beiden Seiten Aufträge empfingen. Die Landtage im späteren Sinne des Wortes bildeten sich im 14. Jahrhundert aus, da in dieser Zeit auch die Ritter und die Städte zu den Verhandlungen zugezogen wurden. Die Verhandlungen wegen Einführung des Ungeldes (1359) wurden „in einem gemeinen offenen Gespräch mit allen Landherren, Rittern und Knechten zu Österreich, die dazu gehörten und dazu berufen wurden," gepflogen und von einigen Landherren im Namen der anderen besiegelt.[2]) Zwar ver-

[1]) Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895. (Quellen und Forschungen zur Gesch., Literatur und Sprache Österreichs, herausgeg. von Hirn und Wackernell, III.)

[2]) Luschin v. Ebengreuth, Österr. Reichsgeschichte, 179.

handelten auch nach dieser Zeit noch die Landherren allein, aber seit 1406 ist das Recht des Ritterstandes auf die Teilnahme an den Landtagen feststehend.

Um diese Zeit hatte sich aber auch schon der Bürgerstand als wehr- und steuerkräftig herausgebildet, weshalb auch dieser zu den Verhandlungen zugezogen wurde. Seine Bedeutung läßt sich schon im Jahre 1313 erkennen. Damals schwuren auch je zwei Vertreter der österreichischen und steirischen Städte, daß sie stets dem Herzog Friedrich (dem Schönen) und seiner Gemahlin, sowie deren Erben gehorsam sein werden[1]; im Jahre 1364 wurde auch von den Bürgern die Zustimmung zu dem Brünner Vertrage eingeholt.[2] Die erste Teilnahme der Bürger an den Landtagsverhandlungen erfolgte nicht in allen Ländern zu gleicher Zeit; am frühesten jedenfalls in Österreich. In Tirol beteiligten sich die Städte seit 1362 an der Beratung der Landesangelegenheiten. Damals versammelten sich in Bozen die „Dienstleute des Grafen Meinhard, Ritter und Knechte, Städte und Märkte und alle Gemeinschaft reich und arm in dem Gebirg u. s. w." und beschlossen, den jungen Grafen Meinhard einzuladen, nach Tirol zu kommen. Vom Jahre 1412 stammt ein Einladungsschreiben des Herzogs Ernst zu einem Landtage nach Graz, in dem der Herzog sagt, „wann wir Prelaten, Herren und ander Ritter und Knecht und Stett, die wir auch dann herbesandt haben, von der und anderer unser merklichen Notturft wegen gnotigs bedürfen".

Um diese Zeit war also die Ausgestaltung der Landstände und der Landtage vollendet. An diesen nahmen drei Stände teil, die zusammen die „gemain Landschaft" bildeten: die Prälaten (Bischöfe, Äbte, Pröpste), die Herren und die Ritter (Adel) und die landesfürstlichen Städte und Märkte, in Tirol auch die freie Bauernschaft. Die untertänigen Bauern hatten nirgends das Recht, Abgeordnete zu den Landtagen zu schicken. Der Vorsitzende war der Landmarschall oder der Landeshauptmann; der Landmarschall von Niederösterreich bezog im 15. Jahrhundert einen jährlichen Gehalt (sold) von 600 Pfund Pf. nebst Wein und Getreide. Die Landtage einzuberufen, war ein Recht des Landesfürsten; doch versammelten sich mitunter die Stände auch eigenmächtig. Kaiser Friedrich III. berief auch Landtage für die drei Länder Steiermark, Kärnten und Krain (Generallandtage) zur Beratung von Angelegenheiten, die diesen drei Ländern gemeinsam waren. Landesausschüsse im jetzigen Sinne des Wortes gab es im Mittelalter

[1] Zeißberg, Elisabeth v. Aragonien. Sitzungsb. d. W. A. 137, VII. Abh., S. 174.
[2] Huber, Rudolf IV., S. 108.

nicht; aber von Zeit zu Zeit wurden Ausschüsse mit bestimmten Aufträgen zur Erledigung von Geschäften ernannt, für welche die Berufung des Landtages nicht nötig war. Im 16. Jahrhundert wurden Ausschüsse der habsburgischen Länder zu Ausschußlandtagen versammelt, so 1518 zu Innsbruck.

Die Landtage wurden meistens versammelt, wenn es sich um eine Steuer oder eine ungewöhnliche Auflage handelte, die von den Ständen selbst oder von der durch sie vertretenen bäuerlichen Bevölkerung getragen werden sollten. Durch Ausstellung von Reversen oder Schadlosbriefen mußten die Landesfürsten mitunter anerkennen, daß die Steuerbewilligung ein Recht der Stände sei. Im übrigen waren die Rechte der Fürsten und der Stände nicht durch die Paragraphen einer Verfassungsurkunde festgestellt, sondern beruhten auf dem Herkommen. Der Einfluß der Stände hing davon ab, ob ein kräftiger, volljähriger Landesfürst oder eine Vormundschaft die Regierung in Händen hatte. „Lähmte, wie das im 15. Jahrhundert oft vorkam, Zwiespalt im Herrscherhause die Tatkraft des fürstlichen Vormundes, so konnte die Macht der Stände ins Ungemessene wachsen, auch wohl unter Abgabe loyaler Erklärungen zu förmlicher Sequestrierung der gesamten Landesverwaltung führen, wie dies während der Jahre 1443 bis 1445 in Tirol vorgekommen ist.“[1])

Die Finanzquellen der Landesfürsten waren wie in den früheren Zeiten zunächst die Kammergüter und die Regalien. Zur Zeit der Geldnot halfen sich die Fürsten mit Verpfändungen. Ganze Herrschaften und Landschaften, wie beispielsweise der Bregenzer Wald, Städte, Burgen, Gerichte, Pflegschaften, Ämter, Zölle, die Erträgnisse von Bergwerken wurden auf längere oder kürzere Zeit mit dem Vorbehalte der Wiedereinlösung als Pfandschaften für Darlehen hingegeben.

Kaiser Friedrich sagt in seinen Aufzeichnungen: Der Fürst „mag seine Gült und Schlösser versetzen an Prälaten, Pfarrer, Bürger, Juden oder sonst seine Edelleute“. „Wenn der, so das Geld geliehen, die Summe, welche er dar gegeben, eingebracht, so ist das Pfand dem Fürsten wieder ledig.“ Sehr häufig waren die Verpfändungen unter Maximilian I. „Besonders ist offenbar,“ heißt es in Kirchmayrs Denkwürdigkeiten, „daß in diesem Land (Tirol) alles das, was Gelt getragen hat, versetzt gewest ist“, so das Bergwerk zu Schwaz, die Salzwerke zu Hall; „so ich in der Wahrheit reden soll, so hab ich nit ein tapfer Gericht im ganzen Land befunden, das dem Kayser oder Landesfürsten zuestunde“. Die Herren Lienhardt von Vels und Michael

[1]) Luschin v. Ebengreuth, a. a. O. 163.

von Wolkenstein waren die reichsten Leute und hatten „etlich guet pfantschafften" und „vil Schlösser, Gericht und Herrschaften inne".

Es läßt sich denken, daß solche verpfändete Herrschaften schlecht bewirtschaftet und die Untertanen gerade von den Pfandinhabern hart gedrückt wurden. „Verkümmerungen und Bevorteilungen des Kammergutes in jeder Gestalt und Form waren daher an der Tagesordnung, und man kann sich denken, wie viel nutzbares Eigentum von solchen Gütern wegkam und wie elend es mit den Gebäuden aussah. Kein Wunder, wenn im folgenden Jahrhundert fast alles herzogliche Eigentum wieder verkaufsweise in Privathände kam." [1]) Auch die Landgerichte wurden verpachtet und verpfändet. Eine neue Einnahmsquelle war das Ungeld oder die Taz, die mitunter auch den Städten zur Bestreitung ihrer Auslagen überlassen wurde.

Die Juden zahlten als herzogliche Kammerknechte bedeutende Summen, die Bürger der landesfürstlichen Städte eine Haussteuer und Neujahrsgeschenke. Besondere Steuern wurden bei Huldigungen und Vermählungen gezahlt. So hob Kaiser Friedrich III. bei der Vermählung seiner Schwester Katharina mit dem Markgrafen von Baden von den Prälaten, landesfürstlichen Städten, Märkten und Ämtern eine Heiratssteuer ein.

Für diese Einnahmen bestanden in den einzelnen Ländern verschiedene Ämter; in Niederösterreich ging ein Teil der Geschäfte des Landschreibers, nämlich die Einhebung der Einkünfte vom Urbar, an den Hubmeister über, der am Ende des 14. Jahrhunderts der wichtigste Finanzbeamte war. Ordnung herrschte aber in den Finanzen nirgends, und selbst in Friedenszeiten waren die Landesfürsten oft in Verlegenheit. Kaiser Friedrich III. glaubte durch Sammlung eines großen Schatzes von goldenen und silbernen Geräten für die Zukunft sorgen zu können; aber er mußte oft Anlehen bei Kaufleuten, Juden und selbst bei seinen Räten aufnehmen. Um Zahlungen abzuwälzen oder auf wohlfeile Art zu belohnen, erhob er verdiente Männer in den Adelsstand oder verheiratete mitunter arme Günstlinge und Hofbedienstete mit reichen Frauen. So verlangte er 1477 von den Bürgern von Steyr, seinem Diener Laufferer eine Bürgerstochter ihrer Stadt zum Weib zu verschaffen, und beauftragte den Bürgermeister von Wiener-Neustadt, eine Bürgerstochter zu bereden, seinen Diener Wieschendorfer zur Ehe zu nehmen.

Die Einkünfte vom Kammergute und von den Regalien waren die ordentlichen Steuern. Sie bedurften selbstverständlich nicht der

[1]) Hermann, Geschichte von Kärnten (seit 1335), S. 282.

Bewilligung der Stände. In Kriegszeiten mußten die Fürsten von den Landständen die Bewilligung *außerordentlicher* Steuern verlangen. Zur Zeit der Hussitennot, 1428—1432, wurde in Österreich eine „Geldhilfe" gezahlt: ein Graf gab 50, ein Freiherr 30, ein Ritter 10, ein Edelknecht 6 Gulden für seine Person; der gemeine Mann dagegen 2 Pfennige von einem Gulden des ganzen Eigentumswertes. Häufiger wurden die Geldforderungen unter Friedrich III., als die Unruhen überhandnahmen, Ungarn und Türken in den Ländern hausten. Auf dem Landtage von Steiermark, Kärnten und Krain, der 1470 in Völkermarkt zweimal beisammen war, wurde eine Leibsteuer ausgeschrieben. Ein Bischof hatte 40, ein Abt 32, ein Prior oder Guardian der Bettelorden für sich und seine Brüder 4, ein Graf 32, ein Freiherr 28, ein Herr 24, ein Ritter 10, ein Edelmann, der Gülten besaß, 5 Gulden für sich, 3 Gulden für seine Gemahlin und 4 Gulden für jedes Kind zu zahlen. Bürger, Bauern, selbst Dienstboten wurden zur Zahlung herangezogen, „ein Knab, eine Jungfrau, auch das Kind, das von der Brust gespennt ist", zahlte 4 Pfennige. Auf die Judenschaft der drei Länder wurden 4000 Gulden gelegt. Aber diese Steuer „kundt nicht furderlich ausgetragen und abgenommen werden".[1]) Man besteuerte hauptsächlich den Grundbesitz und das Vermögen der Kirchen und Klöster, der Landherren und der Ritterschaft und deren Bauern. Diese außerordentlichen Steuern erschienen wie eine Ablösung des Aufgebotes der Vasallen. Sie wurden seit Friedrich III. immer häufiger, ja Maximilian I. war genötigt, fast jedes Jahr eine außerordentliche Geldhilfe in Anspruch zu nehmen. So wie die Bewilligung behielten sich die Stände auch die Ausschreibung, Verteilung und Einhebung dieser Steuern vor. Sie mußten also ein Verzeichnis des steuerpflichtigen Vermögens der „Gültenbesitzer" (Grundbesitzer) zusammenstellen, wodurch in den innerösterreichischen Ländern zu Maximilians Zeiten der erste Steuerkataster zustande kam, der auf dem Bekenntnisse der Besitzer beruhte. Das „Pfund Herrengült" wurde die Grundlage für die außerordentlichen Steuern. Man veranschlagte auf je 100 Pfunde einen Reiter und einige Fußknechte, die vom Gültenbesitzer gestellt, ausgerüstet und die bewilligte Zeit über erhalten werden mußten. Wurde nur der Sold für eine Anzahl Bewaffneter bewilligt, so warben die Stände selbst die Mannschaft an und stellten sie unter Anführung eines landschaftlichen Befehlshabers dem Landesfürsten zur Verfügung.

Schon die Babenberger übten neben den Landtaidingen an ihrem Hofe eine Jurisdiktion aus; ursprünglich gehörten vor dieses Gericht

[1]) Unrest bei Hahn, I, 566ff.

die unfreien Ministerialen wie die freien Vasallen des Herzogs. Dieses Hoftaiding wurde unter den Habsburgern zum Gerichtshofe für die Landherren ausgebildet; es folgte dem Aufenthaltsorte des Herzogs, hatte aber später seinen bleibenden Sitz in Wien. Vorsitzender war der Herzog oder der Hofrichter. Der Ritterstand drängte sich auch in dieses Gericht ein und erlangte 1408 Anteil an der Besetzung der Hofschranne. Je wichtiger dieses Hoftaiding wurde, desto mehr nahm die Bedeutung der Landtaidinge ab.

In späterer Zeit erhielt das Marschallgericht den Charakter eines ständischen Gerichtes. An den meisten Höfen war der Marschall der wichtigste Hausbeamte. Ursprünglich Aufseher der Stallungen, wurde er dann Anführer der Reiterei und erlangte eine Art Gerichtsbarkeit während des Feldzuges, nachher auch in Friedenszeiten. Auch besorgte er die Vollstreckung herzoglicher Befehle und richterlicher Urteile. Dieses Amt wurde erblich und war zuerst den Kuenringern, dann (1278) den Maissauern verliehen. Unter Albrecht I. wurde es geteilt: der Erblandmarschall bekleidete nur noch einen Ehrenposten. Die Amtsgeschäfte wurden 1326 zwei Beamten zugewiesen: dem Hofmarschall, der zu den persönlichen Dienstleistungen bei Hofe verpflichtet wurde, und dem Landmarschall, der seit Rudolf IV. die oberste Leitung der Landesverwaltung hatte; er erscheint als das höchste Organ der Exekution für gerichtliche Erkenntnisse. Er war „bei dem Inquisitionsverfahren der Landfrage, dem Geräune, durch welche man das Land in summarischer Weise von Landfriedensbrechern und anderen Übeltätern reinigen wollte, neben dem Hofrichter einer der Meister des Geräunens“.[1]) Zugleich war er Anführer des Lehensaufgebotes und vertrat den Herzog in jenen Fällen, welche sich dieser der eigenen Entscheidung vorbehalten hatte, also in Angelegenheiten der Klöster. Das Landmarschallgericht, dem er vorsaß, stieg in dem Grade, in dem das Hoftaiding sank. Hatte früher das Hoftaiding das Landtaiding verdrängt, so wurde es zu Anfang des 15. Jahrhunderts vom Landmarschallgerichte beseitigt: Albrecht V. hob das Hofgericht auf.

Das Landmarschallgericht heißt als ständisches Gericht auch Landrecht, der Landmarschall, ursprünglich ein Beamter des Herzogs, war als Vorsitzender ein Würdenträger der Stände, und zwar der oberste. Aber ernannt wurde er vom Herzog aus den von den Ständen Vorgeschlagenen; er bezog eine Besoldung. Die Gerichtsbank bildete er sich von Fall zu Fall selbst aus den Anwesenden; im 15. Jahrhundert aber ernannte der Herzog aus den von den Ständen vor-

[1]) Alf. R. v. Wretschko, Das österreichische Marschallamt im Mittelalter. Wien 1897.

geschlagenen Kandidaten drei aus dem Herren- und ebensoviele aus dem Ritterstande; nachher erhielten diese Beisitzer auch einen Sold.

Vor dieses Gericht gehörten der Herren- und Ritterstand und die Besitzer von Herrengütern, etwa auch Geistliche und Bürger. Der Landmarschall hatte auch eine gewisse Jurisdiktion über die herzoglichen Unterbeamten, die Ungelter, Pfleger landesfürstlicher Kammergüter, sowie über die unteren Landrichter.

Das Hoftaiding wurde, wie erwähnt, bedeutungslos und von Herzog Albrecht V. aufgelöst: einen Teil der Geschäfte übernahm das Landmarschallgericht, das Landrecht, andere Gegenstände behielt sich der Herzog vor. Die Gerichtsstelle, bei welcher diese letzteren Gegenstände zur Verhandlung kamen, hieß das landesfürstliche Hofgericht (seit Friedrich III. Kammergericht). In diesem entschieden zuerst unter dem Vorsitze des Herzogs die besoldeten herzoglichen Räte, und da der Herzog dieselben nach seinem Belieben wählte, so kam es, daß oft Unadelige, Geistliche, Juristen über Angelegenheiten des Adels zu Gerichte saßen.

Vor dieses Gericht gehörten: Klagen, in denen der Herzog als Partei auftrat, solche, die das landesfürstliche Kammergut betrafen, Klagen gegen Personen und Korporationen, welche die Zusage erhalten hatten, vom Herzog selbst gerichtet zu werden, Kriminalklagen gegen den Adel. Oft unterwarfen sich Parteien dem Urteile dieses Gerichtes, ohne vorher die ordentlichen Gerichte aufgesucht zu haben, oder es erscheint als Appellinstanz.

Die Zahl der unteren Landgerichte nahm gegen den Schluß des Mittelalters immer mehr zu, und zwar dadurch, daß die Landgerichtsherren Teile ihres Gerichtsgebietes veräußerten, wodurch die hohe Gerichtsbarkeit auch an den Käufer überging, oder dadurch, daß die Herzoge einzelnen Grundherren das Landgericht über ihre Herrschaften oder selbst über ein Dorf übergaben. So wenig Gewicht legten die Habsburger auf die Erhaltung größerer Landgerichtssprengel, daß sie wie den Städten auch Markt- und Dorfgemeinden den Blutbann verliehen. Die Zahl dieser Landgerichte wuchs so an, daß es in Oberösterreich ein solches Gericht mit 33, ein anderes mit 11 Untertanen gab. Landgerichtsherr konnte eben jeder werden, der Untertanen besaß, falls er die Landgerichtsbarkeit durch Kauf, Tausch oder Pfandschaft erwarb. Darauf allerdings sahen die Habsburger, daß die Landgerichtsherren den Blutbann vom Landesfürsten einholten.

Diese Gerichtsherren übten also die Gerichtsbarkeit in ihren Bezirken aus; sie bezogen alle Einkünfte des Landgerichtes, sie hatten

das unbedingte Vollzugsrecht der Urteile, sie übten gegen Geld oder auf Fürbitte das Begnadigungsrecht. Daß es dabei ohne Willkürlichkeiten nicht abging, ist klar. Manche Landgerichtsherren entließen Verbrecher, um die Kosten der Exekution zu ersparen.

Wenn der Landgerichtsherr nicht selbst die Landgerichtsbarkeit ausübte, so hatte er dafür einen Landrichter, der als sein Beamter oder als Pächter und Nutznießer der landgerichtlichen Gefälle erscheint, oder er verlieh das Landgericht gegen eine feste Abgabe einer Stadt. Man erhob durch Schätzung den durchschnittlichen Ertrag des Landgerichtes und bestimmte danach die Summe, die der Landrichter dem Landgerichtsherrn zu zahlen hatte. Unterbeamter des Landrichters war der Nachrichter (subjudex), sein Diener der Fronbote, Scherge oder Büttel (praeco), der des Richters Befehle zu vollziehen hatte und dafür gewisse Sporteln bezog, wobei es an Bedrückungen nicht mangelte. Schon im 12. Jahrhunderte waren die Fronboten deshalb berüchtigt, und Herzog Ottokar von Steiermark mußte aus Anlaß des Erbvertrages mit Herzog Leopold V. von Österreich seinen Untertanen Schutz vor diesen Belästigungen erwirken. Die Ausführung entehrender Strafen, die Hinrichtung, war Sache des Henkers, Freimanns (suspensor, Bannrichter). Wir finden seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts bleibend angestellte Scharfrichter, denen gewisse Einkünfte zugewiesen waren.

Die westfälischen Femgerichte haben mitunter in die Gerichtsbarkeit der deutsch-österreichischen Länder eingegriffen, am öftesten in Tirol[1]), wo es zahlreiche Femschöffen gab. Wir wissen, daß im 15. Jahrhunderte tirolische Untertanen durch Femgerichte berufen wurden, aber 1475 verbot Kaiser Friedrich III. über Beschwerden des Herzogs Siegmund von Tirol solche Vorladungen. Im Jahre 1459 wurden über Klage des Siegmund Räntl, der Pfleger, Marktrichter und Gültenbesitzer in Aussee war, der Rat und die ganze Gemeinde von Aussee und mehrere vornehme Herren, darunter der Landeshauptmann von Steiermark, Leutold von Stubenberg, vor ein westfälisches Femgericht geladen, doch ist über den Ausgang des Prozesses nichts bekannt.[2]) Zur Zeit der Wirren im Erzbistum Salzburg unter Bernhard verlieh Kaiser Friedrich III. (1482) den „Bürgern, Inwohnern und Hintersassen" von Salzburg das Privileg, daß sie nur vor dem Stadtgericht und dem Erzbischof, nicht aber vor dem kaiserlichen Hofgericht zu Rotweil, einem Landgericht oder einem westfälischen Gericht geklagt werden sollten.[3])

[1]) Ladurner im Archiv f. Gesch. u. Alt. Tirols. V, 193 ff.

[2]) Bischoff in den Mitt. d. Hist. V. f. Steiermark. XXI, 137 ff.

[3]) Spatzenegger, Privilegienbuch der Stadt Salzburg (1327—1506). Mitt. der Salzb. Gesellsch. V (1865), Nr. 32.

Der Stellvertreter des Herzogs in Österreich u. d. E. war der Landmarschall, in anderen Ländern der Landeshauptmann, der vom Landesfürsten aus den Adeligen des Landes ernannt wurde.

In Tirol erscheint ein „Hauptmann im Lande bei der Etsch", später Landeshauptmann genannt, und außerdem ein Burggraf von Tirol. Das Wirken des letzteren war nicht nur auf den Bezirk beschränkt, der heute noch das Burggrafenamt heißt, sondern erstreckte sich auf das ganze unter weltlicher Landeshoheit stehende Gebiet.

Der Mechanismus der Verwaltung war im Mittelalter einfach, da viel von dem, was die Regierung heute als ihre Aufgabe ansieht, damals in den Händen der Stände, der Lehensleute oder verschiedener Korporationen lag. Maximilian machte sich um seine Erbländer durch eine bessere Organisation verdient, die darauf abzielte, die Länder, zwischen denen kein Zusammenhang bestand, in eine engere Verbindung zu bringen und dadurch die Macht des Landesfürsten zu erhöhen. Die Zentralisierung der Verwaltung, die der Kaiser versuchte, mußte den Feudalstaat in einen Beamtenstaat verwandeln.[1])

Die habsburgischen Erbländer bestanden aus zwei Gruppen: aus den niederösterreichischen, worunter man Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain verstand, und aus den oberösterreichischen, zu denen Tirol und die Vorlande in Schwaben und im Elsaß gehörten. Für Oberösterreich bestellte Maximilian 1490 eine kollegiale Regierungsbehörde in Innsbruck, die aus zwölf Statthaltern und Räten bestand. Dieser Regierung kam die politische Verwaltung und die Justizpflege zu. Für die Finanzverwaltung setzte er vier Räte mit Hilfsbeamten ein, die zusammen die Raitkammer (Rechnungskammer) bildeten.

Auch für Niederösterreich setzte er (1493), „dieweil wir den Erblanden eine Zeitlang ander unser auch des heil. Reichs und gemeiner Christenheit obliegenden Geschäften halber persönlich nicht beiwohnen möchten," eine Regierungsbehörde (ein Regiment) ein; dieser Behörde kam die politische Verwaltung und die Justiz zu; denn für die Finanzen wurde eine eigene Raitkammer eingesetzt.

Diese zwei Regierungen waren nur für die Zeit der Abwesenheit des Kaisers bestellt; sie wurden aber reorganisiert und sollten für immer bestehen bleiben.

Im Februar 1498 errichtete er in Innsbruck eine Schatzkammer für die Verwaltung aller landesfürstlichen Einkünfte in den

[1]) Adler, Die Organisation der Zentralverwaltung unter Kaiser Maximilian I. Leipzig 1886. — Fellner, Zur Geschichte der österreichischen Zentralverwaltung. Mitt. d. Institutes. 8.

Erblanden; die fünf niederösterreichischen Lande erhielten je einen Vizedom als obersten Finanzbeamten, der die Überschüsse der ihm untergeordneten Ämter der Innsbrucker Schatzkammer abliefern sollte.

Da Maximilian bestrebt war, die Angelegenheiten des Reiches und die seiner Erbländer von denselben Behörden besorgen zu lassen, so errichtete er eine Hofkammer als oberste Finanzbehörde für das Reich und die Erblande, ferner einen Hofrat, der dem Hofe des Königs folgen und oberster Gerichtshof und oberste Regierungsbehörde für das Reich und für die Erblande sein sollte. Es war bestimmt, daß er aus einem Statthalter, einem Hofmeister und einem Hofkanzler mit mehreren Räten zu bestehen habe. Den Ständen des Reiches gefiel diese Verbindung der Angelegenheiten des Reiches und der Habsburgischen Erblande durch Zentralbehörden nicht und sie opponierten dagegen. Daher konnten diese Behörden keine gedeihliche Wirksamkeit entfalten.

Die Reorganisierung der oberösterreichischen Behörden erfolgte 1499. Es wurde bestimmt, daß ein aus acht Personen zusammengesetztes „Regiment" in Innsbruck die Regierung führen sollte: es stand ihm die Ausübung der landesfürstlichen Rechte, die Verwaltung, die oberste Justizpflege, die Militär- und Polizeigewalt und die Verleihung der Erblehen zu. Neben diesem Regimente stand die Raitkammer für die Finanzverwaltung. Die Vorlande hatten zwar auch eine Regierung und eine Kammer zu Ensisheim (zwischen Kolmar und Mülhausen im Elsaß), aber sie hingen von den Innsbrucker Behörden ab. Es sei bemerkt, daß der Kaiser für Tirol ein Kriminalgesetzbuch und eine Polizeiordnung erließ. Das Kriminalgesetzbuch (die Maximilianische Halsgerichtsordnung) ist das älteste derartige Gesetzbuch in Deutschland. Es unterscheidet Halsverbrechen und geringere Übeltaten: zu den ersteren gehörten Mord, Hochverrat, Raub, Friedensbruch, Totschlag, Kirchenraub, Brandlegung, Ketzerei, Münzfälschung, Bigamie, Notzucht, größere Diebstähle, Betrug, Meineid und Apostasie. Zu den geringeren Übeltaten gehörte auch leichtsinniges Schuldenmachen, wofür Kerker, Ausstellung auf dem Pranger und Anhängung eines gelben Scheibchens bestimmt wurde, das der Schuldner an seinem Rocke tragen mußte.

Die Neuorganisation der Behörden für Niederösterreich erfolgte 1502: es bestand jetzt eine Regierungsbehörde in Linz, eine Raitkammer in Wien und eine oberste Justizbehörde (Hof- oder Kammergericht) in Wiener-Neustadt.

Die Stände der niederösterreichischen Länder waren mit diesen Zentralbehörden, deren Mitglieder Beamte waren, nicht zufrieden, weil

dadurch ihre Landesfreiheiten verletzt würden. Zwischen dem Kaiser und den Vertretern der Stände kam im Jahre 1510 zu Augsburg eine Verständigung zustande, die in den Augsburger Libellen enthalten ist: das Kammergericht von Wiener-Neustadt wurde aufgehoben; in das Regiment, das nun auch die Rechtsprechung übernahm, wurden auch Vertreter der Stände aufgenommen und zugleich wurde es von Linz nach Wien verlegt.

Durch Maximilians Einrichtungen wurde das Gefühl der Zusammengehörigkeit der österreichischen Lande geweckt. Zur etwaigen Verbesserung dieser neuen Einrichtungen, zur Beratung eines Kriegsplanes gegen die Türken und eines Friedens mit Venedig, sowie zur Bewilligung von Geldmitteln berief der Kaiser Abgeordnete der Stände der österreichischen Länder nach Innsbruck, wo im Jänner 1518 im ganzen 70 Delegierte beisammen waren: 35 aus den niederösterreichischen Herzogtümern, 8 aus Tirol, 5 aus den görzischen Gebieten und 22 aus den Herrschaften in Schwaben und im Elsaß. Doch fanden nur selten gemeinsame Sitzungen statt; die Abgeordneten einzelner Länder oder Ländergruppen verhandelten für sich.[1])

Die Abgeordneten widerrieten die Erneuerung des Krieges mit Venedig, verlangten, daß der Kaiser ohne den Willen der Erblande keinen Krieg beginne, und bewilligten eine Steuer. Die nieder- und die oberösterreichischen Länder sicherten sich im Falle eines Angriffes eine gegenseitige Unterstützung mit 1000 gerüsteten Pferden oder 500 Pferden und einer monatlichen Summe von 5000 rheinischen Gulden zu.

Die bisherigen zwei Regierungen für Nieder- und Oberösterreich blieben bestehen, doch wurde der Sitz der ersteren probeweise auf ein Jahr nach Bruck a. d. Mur verlegt. Als oberste, dem Reiche und den Erblanden gemeinsame Zentralbehörde für die politischen, Justiz- und finanziellen Angelegenheiten sollte abermals ein Hofrat eingesetzt werden. Aber der Tod des Kaisers vereitelte die Ausführung dieses Planes.

„Man stößt", heißt es bei Luschin[2]), „auf dem Gebiete der heimischen Rechtsgeschichte überall auf Spuren gesetzgeberischer Tätigkeit Kaiser Maximilians, auf Institutionen, die den Ausgangspunkt späterer Entwicklung bilden. Vieles, was damals geschaffen wurde, ist noch unvollkommen, vieles verschwindet als unbrauchbar schon nach wenig

[1]) Zeibig, Der Ausschußlandtag der gesamten österreichischen Erbländer zu Innsbruck 1518. Archiv d. W. A. 13 (1854).

[2]) Gesch. d. älteren Gerichtswesens, S. 288.

Jahren. Der Widerstand, den einzelne der veralteten Formen der Reform entgegensetzten, ließ sich nicht immer im ersten Anlauf besiegen; die Eifersüchtelei der einzelnen Provinzen untereinander lähmte manchen großartig angelegten Gedanken des Regenten, manches änderte vorschnell dessen beweglicher Geist. Durch das Zusammenwirken aller dieser Faktoren erhält die Regierung Maximilians den Anschein des Unsicheren, des Experimentierenden, wiewohl der Kaiser sein Ziel, die Ersetzung feudaler Staatsformen durch einen Beamtenstaat, unverrückt im Auge behielt und gutenteils auch erreichte. Seine Nachfolger, vor allen Ferdinand, bauten auf Grundlagen fort, die Maximilian gelegt und gesichert hatte."

3. Kirchliche Verhältnisse

Rudolf IV. trug sich mit dem Gedanken, in Wien ein Bistum zu errichten, wodurch Österreich von Passau unabhängig geworden wäre. Da sich aber dieser Plan als undurchführbar erwies, so gründete er bei der St. Stephans-Kirche ein reich ausgestattetes Kollegiatstift. Die Präsentation des Propstes und der Kanoniker sollte ihm und nach seinem Tode stets dem ältesten Herzog zustehen. Der Propst stand unmittelbar unter dem Papste, trug die Zeichen der bischöflichen Würde, die Infel und den Stab und übte die volle weltliche Gerichtsbarkeit, also auch die peinliche, über alle Untertanen auf seinen und des Kapitels Gründen. Er war zugleich Pfarrer zu St. Stephan und sollte auch oberster Erzkanzler von Österreich sein. Den Stiftsherren schrieb der Herzog eine recht auffällige Kleidung vor, rote Beinkleider, lange rote Röcke und nach der „Sitte der Kardinäle" rote Mäntel, die Papst Innozenz VI. auch genehmigte, Urban V. jedoch 1366 als ärgernis-erregend verbot.

Erst Friedrich III. gründete 1469 in Wien ein Bistum und 1477 ein solches in Wiener-Neustadt. Die Diözese des ersteren reichte nur bis Schwechat und Laxenburg, die des letzteren erstreckte sich nur auf das Stadtgebiet. Die Kirchenfürsten von Passau und Salzburg sahen diese Verkürzung ihrer Macht nicht gern, ja der Erzbischof Bernhard verbot sogar den vom ersten Wiener-Neustädter Bischof geweihten Priestern die Ausübung kirchlicher Funktionen.

Das Wiener Bistum wurde 1723 zum Erzbistum erhoben; bis dahin stand das Wiener-Neustädter Bistum unmittelbar unter dem Papste.

Das Patriarchat Aquileja hatte im Laufe der Zeit an Ansehen sehr eingebüßt. Die Patriarchen hatten ihren Sitz nach Cormons, dann

nach Cividale und endlich nach Udine verlegt. Im Jahre 1461 stiftete Kaiser Friedrich III. in Laibach ein neues Bistum, dem er die von seinem Patronate abhängigen Pfarren der Diözese Aquileja in Krain und Kärnten, dann die dem Benediktinerstifte Oberburg in Südsteier einverleibten Pfarren zuwies. Papst Pius II. stellte das neue Bistum unmittelbar unter den päpstlichen Stuhl. Der erste Laibacher Bischof war Siegmund von Lamberg, der bisher Pfarrer von St. Martin bei Krainburg und Almosenier des Kaisers gewesen war.

Neue Klöster wurden in diesem Zeitraum nur in geringer Zahl gegründet. Die Benediktiner und Zisterzienser hatten viel von ihrer früheren Bedeutung eingebüßt, dagegen stand der Kartäuserorden noch im Ansehen. Um sich den Segen des Himmels für seinen Kampf mit Ludwig dem Bayern zu erwerben, begann Friedrich der Schöne im Jahre 1313 in den dunklen Forsten des Wiener Waldes den Bau der Kartause Mauerbach, und Albrecht II. machte mit seinem Bruder Leopold das Gelübde, ein Kloster zu gründen, wenn Friedrich aus der Haft zu Trausnitz befreit würde.

In Schnals, in einem schwer zugänglichen Seitentale des Vintschgaues, gründete der Herzog-König Heinrich im Jahre 1326 eine Kartause, die er mit Mönchen aus Mauerbach besetzte. Dieses Kloster wurde von dem Stifter und späteren Landesfürsten so begünstigt, daß es gleich den Abteien und Prälaturen Sitz und Stimme im Landtage erhielt. Im Jahre 1330 fertigte Albrecht den Stiftbrief für die Kartause Gaming aus, die in der unwirtlichen, von zwei mächtigen Bergen, dem Dürrenstein und dem Ötscher, beherrschten Gegend erstehen sollte. Der Besitz der Gaminger vermehrte sich sehr rasch und grenzte auf drei Seiten an geistliche Nachbarn: im Westen an den Besitz des Bistums Freising und des Stiftes Seitenstetten, im Süden an die Admonter, im Südosten an die Lambrechter und im Osten an die Lilienfelder. Das Ötschergebiet verdankt dieser Kartause seine Kultivierung.

In Krain gründete Graf Hermann von Cilli 1406 im Uskokengebirge unweit von Landstraß die Kartause Pletriach, die von Seiz aus bevölkert wurde. Damals war eine Spaltung im Kartäuserorden eingetreten. Ein Teil erkannte den Prior von Chartreuse nicht mehr als Ordensgeneral an, sondern wählte einen anderen, der in Seiz seinen Sitz nahm (1391).

Die von den Habsburgern begünstigten Dominikaner und Franziskaner (Minoriten, Minderbrüder), die mit den Bürgern der Städte in regem Verkehr lebten und sehr beliebt wurden, drohten die älteren Orden ganz in den Hintergrund zu drängen; daher mußten

sich diese entschließen, ebenfalls mit der Welt in Verkehr zu treten und demgemäß ihre Ordensregeln einigermaßen umzugestalten. Sie wandten sich jetzt der Seelsorge zu und bewarben sich eifrig um die Einverleibung (Inkorporation)[1] von Pfarren, wodurch sie aber wieder mit dem Weltklerus, denen die reichdotierten Pfarrkirchen entzogen wurden, in Streit gerieten. Auch die Kartäuser fingen an, die Welt zu beachten; sie erhielten das Recht, Seelenmessen zu lesen, Zehnte anzunehmen, Laien gegen Entgelt in ihrem Kloster zu begraben. Der Kartause Freudenthal wurde 1360 die Pfarre Zirknitz inkorporiert und 1499 erhielten alle, die zum Zwecke der Konversion die Zellen der Kartäuser zu Pletriach besuchten, einen vierzigtägigen Ablaß.

Völlig bedeutungslos war der St. Georgs-Orden, den Kaiser Friedrich III. im Jahre 1469 ins Leben rief und dem er das Stift Millstatt in Kärnten übergab. Johann Siebenhirter, einer der Hauptverteidiger der Wiener Burg im Jahre 1462, war der erste Hochmeister des Ordens, dem der Kampf gegen die Türken zur Pflicht gemacht wurde. Aber der Orden brachte es nie zur Blüte. Schon 1479 wurde das neugegründete Bistum Wiener-Neustadt derart mit dem Orden verbunden, daß der Bischof und das Kapitel in denselben eintreten sollten. Der Kaiser übergab ihm auch die Marien- oder Frauenkapelle in der Burg zu Wiener-Neustadt, die von da an St. Georgs-Kapelle genannt wurde. Der Orden verkaufte nach und nach seine Güter, bis er 1598 aufgehoben wurde. Millstatt übergab damals Erzherzog Ferdinand den Jesuiten.

Noch immer war jedes Kloster ein wirtschaftliches Ganzes, das selbst erzeugte, was es brauchte. Innerhalb der Klostermauern wohnten und arbeiteten die verschiedenen Handwerker mit Laienbrüdern und stellten alle Wirtschaftsgeräte, Wohnungseinrichtungen, Kleidungsstücke und Wäsche her. Es gab ein eigenes Schuhhaus, in dem alles notwendige Schuhwerk verfertigt wurde. Mit schönen Nachtschuhen machte das Stift Rein in Steiermark seinen Gönnern und Freunden Geschenke; im Jahre 1450 erhielten der Bischof von Seckau, der Landeshauptmann, der Landesverweser, verschiedene Adelige, Stadtrichter und Mauteinnehmer je ein Paar schöner Schlafschuhe. Zu sorgen hatte manches Kloster auch für sogenannte Herrenpfründner, die in einem eigenen

[1] „Die Inkorporation ist ein kirchlicher Amtsakt, durch welchen seitens des kompetenten Oberen einem bestimmten geistlichen Institute (Kloster, Kollegiatstift, Domkapitel) oder Amte (Kanonikat) eine Pfarr- oder sonstige Kirche mit ihrem ganzen Vermögen oder auch nur ein gewisser Teil des letzteren auf immerwährende Zeiten übertragen wird." „Durch die Inkorporation geht die vermögensrechtliche Selbständigkeit der inkorporierten Kirche unter, sie wird Bestandteil eines anderen Vermögens." Wahrmund, Das Kirchenpatronat und seine Entwicklung in Österreich. 2. Abt. Wien 1894, 96.

Hause ihr ruhiges Ableben hatten und vom Kloster ihren Lebensunterhalt bezogen; ferner für jene Wohltäter, die gegen ein Vermächtnis jährlich eine bestimmte Geldsumme, ein Leibgeding, bezogen und außerhalb der Klostermauern wohnten. Es kam auch vor, daß alte Hofbediente den Klöstern zur unentgeltlichen Versorgung übergeben wurden, sie erhielten also eine Laienpfründe oder einen „Panisbrief".

Dafür stieg aber die Zahl der Stiftungen oder der „Seelgeräte" außerordentlich. Wer ein Seelenamt stiftete, das alljährlich an seinem Sterbetage gehalten wurde, setzte auch urkundlich fest, daß der Priester, der das Amt las, an gewissen Tagen des Jahres eine „bessere Richt", Pitancia (Mahlzeit), bekommen sollte. Es gab Fisch-, Eier-, Käse-, Reis- und Feigen-Pitanzen. Manche Wohltäter stifteten »Servitia« oder bessere Mahlzeiten für den ganzen Konvent. Mancher nahm für seine Spende viel in Anspruch. So bedingte eine Witwe bei dem Klarissinnenkloster in Judenburg in Steiermark für sich und ihren Gatten einen ewigen Jahrtag aus und „daß uns auch alles das zu Hilff und zu Trost käm unser Seel und allen gläubigen Seelen, was sie (die Nonnen) gueter Sach begehen in ihrem Kloster mit Singen und Lesen".[1]) Die Zahl der gestifteten Messen wuchs ins Ungeheuere. In St. Pölten stiftete man im 15. Jahrhunderte gewöhnlich 30 Messen, wofür man ein Pfund zahlte; ein Zinngießer aber stiftete um 1449 anderthalbtausend Messen[2]), während sich die Gräfin Margareta von Schallenberg im Jahre 1473 mit tausend Messen begnügte. In St. Florian zählte man um diese Zeit 1700 gestiftete Messen.

Im 14. Jahrhunderte wurden zwei neue Feste eingeführt: das Fronleichnamsfest und das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä. Ablässe wurden von Päpsten und Bischöfen überaus häufig verliehen; man erwarb sie für die Leistung einzelner guter Werke, zu denen auch Geldspenden gehörten. Der sogenannte Jubelablaß wurde anfangs für jedes 100. Jahr, nachher aber für jedes 25. Jahr festgesetzt. Dieses Ablasses wurde teilhaftig, wer so viel bezahlte, als ihm eine Reise nach Rom kostete. Viele reisten nach der ewigen Stadt, wo sie im 15. Jahrhunderte ein verweltlichtes Papsttum, Nepotismus, Wucher und Simonie fanden.

Es ist, wie anderwärts, so auch in Österreich in den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters in dem wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und sittlichen Leben der Kirche ein Niedergang bemerkbar.

---

[1]) Wichner, Geschichte des Klarissenklosters Paradeis in Judenburg. Archiv d. W. A. 73. Bd., 397.

[2]) A. Horawitz in den Blättern d. V. f. Landesk. von Niederösterreich. IX, S. 22.

Die häufigen Kriegsnöten fügten den Klöstern großen Schaden zu, Streitigkeiten mit dem Adel waren nicht selten, und wenn ein Kloster an einer befahrenen Straße lag, wurde es von Gästen — Herren, Rittern und Beamten — nie leer. Eine eigentümliche Plage waren die vielen Geistlichen aus fremden Klöstern, die man aus Gesundheitsrücksichten oder zur Strafe einander aufhalste.

Über die Kleiderpracht der Geistlichen wird viel geklagt. Die Diözesanversammlung von Passau im Jahre 1470 ordnete an, daß die Priester kein rotes oder grünes Tuch, keine gestickten Ärmel und Schuhe und ihre Pferde keine vergoldeten Zäume und Bruststücke, keine mit Gold oder Silber besetzten Riemen tragen dürfen.

Die häufigen Geldforderungen der Päpste taten der religiösen Gesinnung am meisten Eintrag. Sie forderten Gelder für den Unterhalt der Legaten, Zehnte zu verschiedenen Zwecken und nahmen die Erträgnisse erledigter Benefizien in Anspruch. Wer eine Pfründe erlangt hatte, mußte die Annaten, d. h. die Einkünfte des ersten Jahres, entrichten. Ungemein hoch waren die Konfirmations- und Palliengelder. Der Erzbischof Gregorius von Salzburg, der im Jahre 1396 gewählt und bestätigt wurde, entrichtete an die päpstliche Kammer 5000 Goldgulden, an die Kammer der Kardinäle ebensoviel und an die Kanzlei und Dienerschaft des Papstes und der Kardinäle 2066 Goldgulden.[1])

Wenn die von den Päpsten geforderten Summen nicht gezahlt wurden, folgten Drohungen mit der Exkommunikation und schließlich diese selbst. Im Jahre 1305 wurden mehrere Äbte, Pfarrer und Prioren in Kärnten und Krain wegen rückständiger Zahlung des Papstzehents mit der Exekution belegt.[2]) Die Patriarchen waren seit 1230 in beständiger Geldnot, und zwar infolge ihres Aufwandes, mehrerer Kriege und großer Zahlungen, die nach Rom zu leisten waren. Die Folge waren die Einhebung drückender Steuern und die Verpfändung von Kirchengeräten. Der Patriarch Pagano della Torre (1319—1332) war wiederholt von der Kirche ausgeschlossen, führte aber sein Amt weiter; sein ganzes Leben hindurch schwankte er zwischen der Exkommunikation und der Befreiung von derselben hin und her. Als Innozenz VI. 1357 den Zehent eines Jahres von der ganzen Geistlichkeit Deutschlands forderte, zögerte Gottfried, Bischof von Passau, mit der Einsendung der in seiner Diözese gesammelten Gelder. Daher wurde er mit dem Kirchenbanne belegt.

---

[1]) Zauner, Chronik von Salzburg. III, 4. Die konfirmierten Bischöfe durften in der Regel von Rom erst abreisen, nachdem sie die Konfirmationsgelder gezahlt hatten.

[2]) Czörnig, Görz, S. 431.

Immer mehr wandte sich die Geistlichkeit weltlichen Dingen zu. Welt- und Ordensgeistliche lebten in Unfrieden; die Prozesse, die in Rom ausgetragen wurden, verursachten große Kosten. Dann mußten Güter verkauft, Gelder aufgenommen werden. Wie oft hat die Herzogin Viridis, die Gemahlin Leopolds III., dem Kloster Sittich in Krain aufgeholfen! Und gerade Sittich war mit Privilegien außerordentlich bedacht worden. Wenn der Diözesanbischof das Interdikt über das Kloster verhängen sollte, so brauchte dies niemand zu beachten. Würde das ganze Land mit der genannten Kirchenstrafe belegt, so sollte Sittich allein ausgenommen sein: in der Klosterkirche konnten Messen gelesen und andere kirchliche Funktionen verrichtet werden. Die Äbte von Sittich erhielten 1412 die Befugnis, die Kirchengewänder und Geräte zu weihen, später auch das Recht, den Klerikern die vier unteren Weihen zu erteilen und die bischöfliche Mitra zu tragen, ja sogar das Privileg, in Fällen zu absolvieren, die dem Patriarchen vorbehalten waren. So war der Sittticher Abt gleichsam der Kirchenfürst des Landes Krain.

Die Verwaltung von Sittich war auch in früheren Zeiten keineswegs tadellos gewesen. Im Jahre 1341 befahl der Patriarch dem Abt von Rein, gegen den Abt Johann von Sittich streng vorzugehen, da er die Klostergüter verschleudere und ein sittenloses Leben führe. Der Abt Albert von Sittich, der seit 1388 sein Amt verwaltete, war gewalttätiger Natur und verkehrte mit sittenlosen Weibern. Im Jahre 1405 mußte er seine Würde niederlegen, aber er bildete sich unter den Mönchen eine Partei, die gegen den neuen Abt Peter auftrat. Als Herzog Wilhelm beide Parteien nach Wien berief, erschien Albert mit drei Mönchen und vierzig Reitern. Nachdem er seine Wiedereinsetzung als Abt erreicht hatte, ließ er seinen Gegner und dessen Anhänger in den Kerker werfen. Hierauf mußte er doch weichen und entfloh zum Grafen von Cilli.

Ein ähnliches Ereignis spielte sich in Klosterneuburg ab. Der Propst Hadmar, dem 1301 wegen seiner schlechten Verwaltung die Absetzung bevorstand, flüchtete sich, kehrte jedoch mit einer Schar Raubgesellen in das Stift zurück, plünderte es und mißhandelte seinen Nachfolger. Dann ließ er sich wieder zum Propste wählen und behauptete sich in dieser Würde noch längere Zeit.[1])

Von Zeit zu Zeit wurden allerdings Klostervisitationen vorgenommen, doch diese bezogen sich meistens nur auf äußere Dinge. Die Reformationskommission, die im Jahre 1418 Herzog Albrecht V.

[1]) Fischer, Merkwürdige Schicksale von Klosterneuburg. Wien 1815.

abordnete, fand das Schottenkloſter in Wien in Verfall; die Kirchengefäße, Ornate und ſelbſt die Turmglocken waren verpfändet, die Mönche trieben öffentlich allerlei Kurzweil, unterhielten ſich mit Tanz, Ballſpiel und Stangenſchupfen und trieben Handel mit Pelzwerk. Der Herzog ſtellte an die Mönche die Zumutung, außer Schottländern und Hibernern auch Angehörige anderer Nationen in ihr Kapitel aufzunehmen. Sie taten es nicht, ſondern zogen es vor, das Kloſter zu verlaſſen, worauf es von deutſchen Benediktinern in Beſitz genommen wurde.

Schon der Teichner weiß von der Geiſtlichkeit nicht viel Gutes zu berichten. Er tadelt die Beſtechlichkeit der Biſchöfe bei Verleihung von Pfründen, die Geldgier der Pfarrer, die vielen Romfahrten und Abläſſe, die nur die argen Vergehen der Reichen ſühnen ſollten, während die Armen derſelben Handlungen wegen verdammt blieben. Wenn die armen Leute wegen ihrer Vergehen getadelt würden, beriefen ſie ſich, und mit Recht, auf das üble Beiſpiel der Geiſtlichkeit. Die Bewohner der Klöſter lebten in Unfrieden; eher könne man im Fegefeuer ohne Neid und Aufregung leben als in einem Kloſter.

Der Einfluß, den der Klerus auf das Volk ausübte, war nicht mehr ſo groß und ſo gut wie in früheren Zeiten. Es gab genug Geiſtliche, die ohne alle Bildung waren. Viele ſchweiften umher, lebten auf Koſten anderer, ſprachen da und dort vor und ſuchten eine Anſtellung, wie ſich Geſellen als Arbeiter anboten. Im Jahre 1320 mußte Erzbiſchof Friedrich III. von Salzburg erklären, er ſei unvermögend, Zucht und Ordnung unter dem Klerus herzuſtellen. Im 15. Jahrhunderte gab es in Salzburg Religioſen, die ſtatt der Pſalmen, die ſie nicht leſen konnten, ebenſoviel Vaterunſer und Ave Maria zu beten verpflichtet waren. Graf Ulrich von Schaunberg, der ketzeriſche Anſichten hatte, nannte die Prieſter geweihte Bauern[1]), und Kaiſer Friedrich III. ſagte vom Erzbiſchof Friedrich V. (1489—1494), der ein Schaunberger war, er verſtehe weder die Meſſe noch den kleinen Donat (eine lateiniſche Sprachlehre). Der Streit des genannten Kaiſers mit dem Salzburger Kirchenfürſten Bernhard, der Streit, den der Seckauer Biſchof Matthäus Scheit erregte, der mit dem Bann belegt wurde und deſſen Leichnam nachmals wieder ausgegraben werden mußte, konnte keine gute Wirkung auf die Gemüter ausüben. Wiederholt wurde auf Provinzialſynoden unterſagt, in den Pfarrhöfen und Kirchen Wein auszuſchenken, wodurch Zank und Streit hervorgerufen werde; die

[1]) Annal. Matseenses bei Pertz, M. S., IX u. a. 1366: Comes U. de Sch. clericos nominavit die geweichten Pawern.

Geistlichen sollten nicht Possenreißern und Schauspielern zusehen, nicht mit Brett und Würfel spielen. Sehr schädlich war auch der Übelstand, daß reichdotierte Pfarreien hohen Geistlichen verliehen wurden, die zwar die Einkünfte bezogen, sich aber um ihre Pfarrkinder nicht kümmerten, sondern diese Sorge ihren schlecht bezahlten Stellvertretern überließen. Pfarrer entfernten sich ohne Erlaubnis aus ihrer Pfarre und übertrugen die Geschäfte einem Vikar, den sie kärglich entlohnten und der daher den Pfarrkindern sehr zur Last fiel.

Von Zeit zu Zeit wurde das Volk von der Kanzel aus auf die geistlichen Strafen aufmerksam gemacht, denen die verfielen, welche sich gewisser Vergehen und Verbrechen schuldig machten.[1]) Die Ketzer und solche, die „päpstliche Aufsatzung (Verordnung) widerreden und widerklaffen mit Frevel", wurden mit dem päpstlichen Banne belegt. Eine minder harte Strafe drohte denen, die nicht wenigstens einmal im Jahre beichteten oder ihre Beichte teilten, d. h. einen Teil ihrer Sünden dem einen Geistlichen, den anderen Teil einem zweiten offenbarten, solche, die das Pater noster und den Glauben nicht kannten und „nicht lernen wollten", die ihren Pfarrern nicht gehorsam waren, die „Gott und seine Heiligschaft" verspotteten, die wider die Predigt und das Wort Gottes zu reden wagten. In Untersteiermark gab es auch Leute, die dem hussitischen Grundsatze huldigten, daß es nicht gleichgültig sei, ob ein guter oder ein schlechter Priester das Abendmahl spende.

Abergläubische Meinungen waren daher stark verbreitet und sonderbare, selbst schädliche Sitten traf man überall. So brachte man neugeborene Kinder in die Kirche, wo ihnen während der Messe vom Priester Wein aus dem Kelche gereicht wurde; denn man hielt dafür, daß sie dadurch „voll Wissenschaft würden". Diese Sitte scheint ein Rest der im 14. Jahrhunderte abgekommenen Kinderkommunion gewesen zu sein, die damals mitunter auch noch unter der Gestalt des Weines stattfand. Zu Weihnachten und an anderen Festen wurde in den Häusern „geräuchert", das Hochwürdigste ward zu gewissen Zeiten über Saatfelder und andere Orte, bei Feuersbrünsten auch zum Feuer getragen, damit es erlösche. Bei heftigen Gewittern wurden die Anfänge der vier Evangelien gegen die vier Weltgegenden hin gesungen oder gelesen, wodurch man sich gegen den Blitz schützte.[2])

Durch Mißernte, Hungersnot, Kometen, Erdbeben und andere Naturereignisse wurde das Volk oft in Aufregung versetzt. Im Jahre 1348

[1]) Schönbach, Untersteirische Bannbestimmungen. Beiträge z. K. steierm. Geschichtsquellen, 12.
[2]) Klein, Geschichte des Christentums in Österreich und Steiermark. III, 202, 214.

verspürte man in Italien und in ganz Mitteleuropa ein Erdbeben, das in Kärnten ein großes Unglück herbeiführte. Als am 25. Jänner in der Stadtpfarrkirche zu Villach der Nachmittagsgottesdienst gehalten wurde, stürzte sie plötzlich zusammen und keiner der 500 Andächtigen, die zum Gebete versammelt waren, kam mit dem Leben davon. Kein Haus in der Stadt blieb unversehrt, auch die Stadtmauern stürzten ein und das Holzwerk der Häuser geriet in Brand. Der Dobratsch spaltete sich, ein Teil desselben stürzte herab und verschüttete 17 Dörfer, 3 Schlösser und 9 Kirchen.[1]) In derselben Zeit zog eine furchtbare Pest durch die Lande und raffte auch in Tirol, Kärnten, Steiermark, Salzburg und Österreich zahllose Menschen dahin. Besonders arme, schlecht genährte und dicht zusammenwohnende Leute waren dem schnellen Tode ausgesetzt. Man beeilte sich, den Zorn Gottes durch außergewöhnliche Bußübungen zu versöhnen. Die Leute geißelten sich bis aufs Blut und zogen in Prozessionen von Ort zu Ort, ja sie bildeten Bruderschaften und wurden von den Bewohnern der Städte feierlich eingeholt. Solche Bruderschaften bestanden schon früher in Südtirol und die Statuten der Trientiner Bruderschaft sind noch erhalten. Ihr Haupt hieß Maystro, die Brüder mußten dreimal im Jahre beichten, täglich 25 Vaterunser beten, jedes unehrenhafte Spiel, wie das Würfeln, ferner Wuchern, Schelten, unmäßiges Trinken sowie jede Gotteslästerung, also auch das Schwören beim Leibe und Blute Christi meiden.[2])

Im Jahre 1349 ging die Geißlerbewegung durch ganz Deutschland, Ungarn, Polen, Frankreich, England und Schweden. Nach und nach bildete sich bei den Geißlern ein antiklerikaler Geist heraus; sie traten gegen die Geistlichkeit und ihr lasterhaftes Leben auf, verwarfen das Priestertum und nahmen das Recht zu predigen in Anspruch. Während sich anfangs selbst vornehme Leute an den Geißlerfahrten beteiligten, nahmen später nur arbeitsscheues Volk und Landstreicher daran teil, die es auf den Besitz der Reichen, der Kirche und der Juden abgesehen hatten. Kommunistische Bestrebungen kamen also bei ihnen zum Vorschein. Dem Einschreiten Karls IV. und des Papstes gelang es, das Unwesen zu unterdrücken.[3])

Von Zeit zu Zeit traten auch wieder Waldenser auf. Der Reichtum der Kirche war ihnen ein Greuel, denn er erschien als die Quelle aller

[1]) Haan, Das Erdbeben in Kärnten und die Zerstörung von Villach. Carinthia. 1892.

[2]) Contin. Novimontensis 1329—1396. Pertz, M. G. Sc., IX, S. 669 ff. — Alton, Proverbi, tradizioni et annedoti delle valle ladine orientali. Innsbruck 1881. — Schneller, Statuten der Geißlerbruderschaft in Trient aus dem 14. Jahrhunderte. Zeitschr. des Ferdinandeums. 1881.

[3]) Werunsky, Karl IV. II, 1, 285 ff.

Übelstände. Sie verwarfen manche Satzungen der Kirche: die von der unbefleckten Empfängnis Mariä, die meisten Sakramente, viele Gebräuche, die Lehre vom Nutzen der Anrufung der Heiligen; sie nannten die Kirchen Steinhäuser, die Mönche und Nonnen Bauchdiener. Der Patriarch Ottobuono (1303—1315) gebot dem Prior von Seiz in Steiermark, gegen die Ketzer in diesem Lande, in Kärnten und Krain ernst vorzugehen. Im Jahre 1311 begann ihre Verfolgung in Österreich, die durch mehrere Jahre dauerte. In Steyr, St. Pölten, Krems, Wien u. a. O. wurde ihnen nachgespürt und viele fanden den Tod auf dem Scheiterhaufen.[1]) In der Umgebung von Steyr erbte sich die Ketzerei fort. Daneben findet man wieder mystische Äußerungen, die gegen alle Schranken der Kirche und des mittelalterlichen Wesens ankämpfen. Dem Grafen Ulrich von Schaunberg wird die Äußerung zugeschrieben, daß nach dem Tode des Menschen jede Seele, auch die befleckte, ohne Zutun des Menschen zu Gott zurückkehre.[2]) Die Ansichten der zweiten Gemahlin König Siegmunds, Barbara von Cilli, wurden schon angedeutet. Albrecht III. rief den mährischen Inquisitor Heinrich von Olmütz zur Ausrottung der Ketzerei herbei. Dieser ließ in der Zeit von 1365—1380 eine größere Anzahl von Waldensern aus der Umgebung von Steyr vor sein Gericht laden und zwang sie, ihre Irrtümer abzuschwören. Seit 1391 leitete Martin von Prag, der vorher in Bayern und Franken gearbeitet hatte, die Verfolgung der Ketzer, die noch immer in der Umgebung von Steyr lebten. Mit Todesstrafen wurde nicht immer vorgegangen. Eine sechzigjährige Witwe, die rückfällig geworden war, mußte für ihre ganze Lebenszeit das blaue Bußkreuz auf der Vorder- und der Rückseite ihrer Kleidung tragen, an sieben aufeinander folgenden Sonntagen einen Rundgang um die Kirche zu Garsten machen, wobei sie von dem ihr folgenden Pfarrer mit Ruten geschlagen wurde; dann mußte sie sich rücklings an die Schwelle der Kirche legen, damit sie von den Eintretenden mit den Füßen getreten werden konnte. Ein zehnjähriger Knabe mußte zwei Jahre lang das Bußkreuz tragen.

Derartige Strafen riefen den Geist des Trotzes und Widerstandes hervor. Im Jahre 1393 wurde ein Pfarrhaus in der Nähe von Steyr in Brand gesteckt und der Pfarrer samt dem Gesinde verbrannt. Auch

[1]) Haupt, Waldensertum und Inquisition. Quiddes Zeitschrift. I, III. — Preger in d. Abh. d. bayrisch. Akademie. 13 (1877) und 18 (1888). — Narratio de haeresi adamitica bei Pez, II, 534. — Annal. Matseenses a. a. 1315. — Kurz, Österreich unter Herzog Albrecht IV. II, 162ff.

[2]) Ann. Matseenses a. a. 1366: Dixit, Deum omnipotentem esse et vivere, sed corrupto ac mortuo homine spiritum ad ipsum regredere sive nudum sive labe infectum et non secundum opera hominum.

der Inquisitor fühlte sich nicht sicher. Als er aber auch bei den Herzogen Wilhelm und Albrecht IV. Unterstützung fand, trat er mit neuer Strenge auf: 1397 wurden mehr als 1000 Personen in Steyr eingezogen; ein Teil davon wurde zur Strafe des Kreuztragens, ein anderer zu lebenslänglichem Gefängnis, ein dritter zum Feuertode verurteilt. Einen reumütigen Ketzer zwang man, an sieben Sonntagen am Pranger zu stehen mit einer Mütze auf dem Kopfe, auf welcher der Teufel abgebildet war, wie er einem Bauern die Zunge aus dem Munde zog. Auch in Steiermark gab es damals Waldenser; ihr Hauptsitz war die Umgebung von Hartberg.

Der Geist der Opposition gegen das kirchliche Regiment konnte nicht mehr unterdrückt werden; der dauernden Unzufriedenheit mit den Zuständen in der Kirche ist der leichte Sieg zuzuschreiben, den nachmals die Lehre Luthers in den österreichischen Alpenländern errang.

Weit verbreitet war der Glaube, daß sich Menschen mit dem Teufel verbinden könnten, um als Hexen übermenschliche Macht zu erlangen. Dieser Wahn wurde vergebens bekämpft; im Jahre 1484 gab Papst Innozenz VIII. durch eine Bulle den Prozessen gegen die Hexen seine Genehmigung. Im folgenden Jahre kam der Dominikaner Heinrich Institoris in amtlicher Eigenschaft nach Tirol, um nach Hexen zu fahnden. Dies ist derselbe Mann, der mit Jakob Sprenger 1487 den Hexenhammer (Malleus maleficarum) herausgab, worin er das Gesetz feststellte, nach dem durch fast 300 Jahre eine Unzahl von Menschen der Marter und dem Tode überantwortet wurde. An die Geistlichen der Brixener Diözese richtete er eine Belehrung, wie man Hexen erkenne. Diese ließen sich bei der Kommunion die Hostie nicht auf, sondern unter die Zunge legen, trieben mit heiligen Dingen Unfug, brachten Hagel hervor, verhinderten die Fruchtbarkeit bei Menschen und Tieren. Besonders sollte man auf die Ammen achten, denn diese pflegten die Kinder dem Teufel zu opfern.

In Innsbruck fand der Inquisitor viele verdächtige Menschen. Besonders hatte er es auf sieben Weiber abgesehen, die er einkerkern ließ und selbst verhörte. Sie wären hingerichtet worden, wenn ihnen nicht der Verteidiger, der Lizentiat in den Dekreten und Doktor der Medizin Johann Merwais von Wendingen, geholfen hätte, der sogar die Verhaftung des Inquisitors beantragte. Auch der edelgesinnte Bischof Georg von Brixen trat für die Gefangenen ein. So siegte der gesunde Sinn der Tiroler über den Wahnsinn des Inquisitors und die Gefangenen wurden entlassen.[1])

[1]) Ammann Hartmann, Der Innsbrucker Hexenprozeß von 1485. Zeitschr. d. Ferdinandeums. 34 (1890).

Frommer Sinn und Abenteuerlust trieben viele Leute an, weite Wallfahrten zu unternehmen. Man begnügte sich nicht, Luschari in Kärnten oder Maria-Zell in Steiermark aufzusuchen, man reiste auch nach Rom, um zu den Füßen der Apostel Petrus und Paulus zu beten, nach Aachen, um die dortigen Heiltümer zu besuchen, oder selbst nach S. Jago de Compostela in Spanien. Für die Beschwerden, die solche Reisen im Mittelalter mit sich brachten, und die großen Kosten mußten außer den Gnaden, deren man teilhaftig wurde, auch die Abenteuer, die man bestand, und die Lebenserfahrung, die man gewann, entschädigen. Die fromme Wanderlust trat manchmal so häufig auf, daß gesetzliche Abhilfe notwendig erschien, um bedrohten häuslichen Frieden wieder herzustellen.[1]) Das deutsche Schemnitzer Stadtrecht aus dem 13. Jahrhunderte bestimmt, daß eine Gattin ihren Mann an einem Gottesweg gegen Rom, zu S. Jago de Compostela wohl hindern kann, nicht aber an einer Fahrt übers Meer „gen Jerusalem zum heiligen Grabe, dieser Fahrt mag sie ihn nicht erwehren".

Den Besuchern von Aachen wurden zu allen Zeiten die sogenannten kleinen Reliquien gezeigt, aber die Besichtigung der großen Heiltümer war nur alle sieben Jahre in der Zeit vom 10.—24. Juli gestattet. Wallfahrten zu den Heiltümern in Aachen wurden aus verschiedenen Anlässen gelobt. Nicht selten verfügten bußfertige Sünder auf dem Sterbebett für ihr Seelenheil mehrere Pilgerreisen, die dann entweder von den Erben persönlich oder von Stellvertretern unternommen wurden, die aus dem Nachlaß eine Bezahlung erhielten. Ein reicher Bürger der Stadt Steyr, der 1479 zu Linz starb, verordnete in seinem Testamente „seiner Seel zu Hilf und Trost" eine Romfahrt, eine „Aachfahrt", eine Fahrt nach Maria-Zell, eine nach St. Wolfgang, eine zur Leonhardskirchen und eine nach Tamsweg. Die Wallfahrer beichteten und kommunizierten, empfingen aus den Händen des Priesters Stab und Tasche und einen Paß, der ihnen die Anwartschaft auf ein ausgiebiges Almosen eröffnete.[2])

Bußfahrten strengerer Art wurden aber auch gern als Sühne eines Verbrechens, zumal von Totschlägen, auferlegt. War nämlich die Tat nicht tückisch geschehen, bestand die Familie des Erschlagenen nicht auf dem Strafverfahren und hatte sich überdies der Täter mit dem Landrichter um die Strafsumme „vertragen", so kam es zu einer sogenannten Vertaidigung. Verwandte beider Teile oder gute Freunde

[1]) Luschin von Ebengreuth, Die windische Wallfahrt an den Niederrhein. Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands. IV. — Derselbe, Windische Wallfahrer am Niederrhein, in Schumis Archiv f. Heimatskunde, II (Laibach 1884).

[2]) Czerny, Aus dem geistlichen Geschäftsleben in Oberösterreich im 15. Jahrh. 1882, S. 43.

einigten sich im Wege eines Schiedsspruches über dasjenige, was der Täter an frommen Werken zugunsten der Seele des Erschlagenen, an Entschädigung für dessen Familie, an Bußwerken u. dgl. leisten solle. Unter den letzterwähnten fehlen niemals Wallfahrten, mitunter kommt auch die Setzung eines steinernen Kreuzes vor.[1]) Aachfahrten insbesondere können aus diesem Anlasse während des 14. und 15. Jahrhunderts in steirischen, mährischen, österreichischen und deutsch-ungarischen Urkunden gar nicht selten nachgewiesen werden. Gewöhnlich wurden diese Fahrten vorher auf der Kanzel angesagt und mußten persönlich unternommen werden, auch hatte sich der Heimkehrende über die bußfertige Verrichtung durch ein mitgebrachtes Zeugnis auszuweisen. In selteneren Fällen war jedoch auch eine Stellvertretung zugelassen, namentlich wenn der Täter eine Standesperson war und ein und derselbe Gnadenort mehrmals besucht oder überhaupt mehr als drei Wallfahrten vollbracht werden sollten.

Nicht Aachen allein, auch Köln, Cornelimünster, Trier und Andernach wurden besucht. Die Pilger, die aus den östlichen Alpenländern, Ungarn, Böhmen und Mähren in die Rheingegenden wallfahrteten, wurden gewöhnlich „Wiener" genannt, obgleich sie meistens Slowenen waren. Wann diese Fahrten ihren Anfang genommen, weiß man nicht. Der Chronist der Stadt Steyr, Valentin Preuenhuber, berichtet zum Jahr 1312, daß mehrere Frauen die Kommunion genossen, da sie nach Aachen wallfahrten wollten. Im Münster zu Aachen gründete Kaiser Karl IV. 1362 einen böhmischen Altar, König Ludwig 1374 eine ungarische Kapelle und die Städte Laibach und Krainburg 1495 den Vier-Doktoren- oder Slawenaltar. Im Jahre 1453 war ein solcher Andrang von Pilgern, unter denen sich viele Windische und Ungarn befanden, daß aus Vorsorge die Stadttore geschlossen und jeder Nation ein besonderer Raum angewiesen wurde, von dem aus sie die Heiltümer sehen konnten. Im Jahre 1524 zogen mehr als 3000 Ungarn, Böhmen und Österreicher und andere Fremde an den Rhein. Sie opferten viele Wachskerzen, in die sie Geld gesteckt hatten. „Etliche Ungarn", erzählt ein Berichterstatter, „brachten diesmal große Bären von Pferdslänge mit, die im Hause Weinsberg und in anderen Weinhäusern und auf der Straße sich aufrichteten und tanzten nach dem Spiel, welches die Ungarn hatten. Diese Bären blieben nach der Heiltumsfahrt lange Zeit zu Köln und in der Umgebung, bis daß die Leute zuletzt mit den Bären ihre Mörderei im Lande antrieben und also vertilgt wurden."

[1]) Diese war in den böhmischen Ländern häufiger. S. Wilhelm, Z. Geschichte der alten Steinkreuze. Mitt. d. V. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. 39. Jahrg.

Die Pilger erhielten allenthalben Almosen, wurden von kirchlichen Korporationen verpflegt und bereiteten den Bewohnern der rheinischen Städte viel Vergnügen nicht nur durch die Tänze ihrer Bären, sondern auch durch die „windischen" und „ungarischen" Tänze, die sie selbst aufführten. Diese Wallfahrten dauerten bis in die Zeiten der Kaiserin Maria Theresia fort, die sie endlich untersagte.

Angelegenheiten der Kleriker untereinander, die nicht auf das weltliche Gebiet übergriffen, waren den weltlichen Richtern entzogen.[1]) Wenn in weltlichen Dingen eine der geistlichen Parteien sich an das weltliche Gericht wandte, so ward dieses als kompetent angesehen; geistliche Verordnungen suchten daher zu verhindern, daß Geistliche ihre Klagen vor weltliche Richter brachten, ja sie verlangten auch, daß Streitigkeiten zwischen Laien und Klerikern vor dem geistlichen Tribunale entschieden würden. Doch bestand die Kirche nicht allzufest auf diesen Ansprüchen, um desto fester die Gerichtsbarkeit über die Laien in gewissen Fällen festzuhalten; diese betrafen zunächst den Glauben. Hier blieb der Satz des sogenannten Schwabenspiegels bestehen, der fordert, daß man Ketzer dem geistlichen Gerichte anzeige, das in der Schuldfrage zu erkennen und den zum Tode Verurteilten dem weltlichen Gerichte zu überliefern hat. Die Gültigkeit einer Ehe hing vom kirchlichen Ausspruche ab, ja der Klerus verlangte sogar die Entscheidung über die Heiratsbriefe sowie über Ehebruch. Die Entscheidung über das letztere Vergehen wurde in der Tat dem betreffenden Pfarrer zuerkannt, bis im Jahre 1340 eine Änderung eintrat. Damals erklärte der Herzog Albrecht II. in seinem Wiener Rechte, daß nur der Ehebruch eines Ehemannes mit einer ledigen Person vor den Pfarrer gehöre, das ehebrecherische Weib und deren Mitschuldige aber dem Stadtrichter zur Todesstrafe durch Pfählung zuzuweisen seien.

Die geistlichen Gerichte zogen auch Klagen über Wucher, Streitigkeiten in Zehent- und Patronatssachen, sowie solche, die sich aus Testamenten und frommen Stiftungen ergaben, an sich.

Bezüglich des Verhältnisses zwischen der landesfürstlichen und der kirchlichen Gewalt in Österreich im Mittelalter läßt sich sagen, daß in den letzten zwei Jahrhunderten die Staatsgewalt gegenüber der Kirche langsam stieg.[2]) Die Salzburger Erzbischöfe brauchten bei Prozessen, die ihre inländischen Güter betrafen, nicht persönlich vor den Landschrannen zu erscheinen, aber ihre Anwälte mußten sie schicken. Die Steuer-

[1]) v. Luschin, Gerichtswesen, 265 ff.

[2]) Sehr eingehend handelt hierüber v. Srbik, Die Beziehungen von Staat und Kirche in Österreich während des Mittelalters (Forschungen zur inneren Gesch. Österreichs. I, Innsbruck 1904).

freiheit des Kirchenbesitzes wurde allerdings anerkannt; aber als oberste Vögte der Kirchen bezogen die Landesfürsten gewisse Abgaben. Zu besonderen Besteuerungen, die etwa in Kriegszeiten notwendig waren, sollten sie die Erlaubnis des Papstes einholen, was freilich nicht immer geschah. Da kam es auch vor, daß die Päpste mit dem Kirchenbanne drohten, und Albrecht III. wurde 1390 in der Tat mit dem Banne belegt. Wenn dagegen die Päpste Steuern von den Kirchen einhoben, durften die Landesfürsten keine Einsprache erheben. Im Jahre 1452 gestand Papst Nikolaus V. dem Kaiser Friedrich und seinen Erben das Recht zu, von dem Klerus in seinen Erblanden Steuern zu erheben.

Da infolge der häufigen Güterspenden an Kirchen und Klöster immer mehr liegende Gründe der Besteuerung entzogen wurden, so versuchte mancher Landesfürst, die Erwerbung von Gütern durch die Kirchen zu erschweren. In der Aufzeichnung der Wiener Rechte für die Städte Krems und Stein vom Jahre 1305 wird festgesetzt, daß niemand ohne Willen des Rates eine Schenkung an ein Kloster machen dürfe, es sei denn, daß das Kloster die neue Erwerbung binnen Jahresfrist an einen heimischen Bürger verkaufe.[1]) Diese Bestimmung enthält auch die Handfeste Albrechts II. für Wien vom Jahre 1340.

Am meisten hat Rudolf IV. zur Hebung der Staatsgewalt beigetragen. Er betrachtete sich als Herrn der Geistlichkeit, beschränkte das Asylrecht, hob die Steuerfreiheit des kirchlichen Besitzes in einigen Städten auf und erschwerte neue Schenkungen an die Kirche. Daher wurde er von den geistlichen Chronisten als Verfolger des Klerus bezeichnet.[2])

Sehr eifrig bewachten auch Friedrich III. und besonders Maximilian die Rechte des Staates. Eine landesfürstliche Verordnung vom Jahre 1513 verbot den Geistlichen, liegende Güter von einem Herrn und Landmann oder von einem anderen Laien in den Erbländern ohne landesfürstliche Bewilligung anzukaufen und mit ihrem Besitze zu vereinigen. Diese Verordnung erfolgte, weil der geistliche Stand in Steiermark fast die Hälfte, in Kärnten über zwei Dritteile aller Gülten zu eigen hatte.

Für Tirol bestimmte 1404 Herzog Leopold IV., daß „man mit keinem geistlichen Rechten keinen Laien bannen soll noch mag um keinerlei Sache, ausgenommen die Zehnte, die Kirchen angehören, und um Seelgerät und um die Ehe". Den Kärntnern gewährte 1444

[1]) Tomaschek, D. Rechte u. Freiheiten d. Stadt Wien. I, 83.

[2]) Annal. Matseenses (Pertz, S., IX, 833): persecutor cleri. Von seinem (angeblichen) Erzieher, Ulrich von Schaunberg, heißt es: qui tunc temporis reputabatur pro maximo tyranno.

Friedrich III., daß kein Adeliger, Bürger und Bauer vor ein geistliches Gericht geladen werde, „umb Sachen, die gebüren vor unser oder unsere Anwälden zu verantworten". Und Kaiser Friedrich III. sagte doch selbst, daß er billig mehr geneigt sei, geistlichen Personen als weltlichen Gnaden zu erweisen. Bei aller Achtung vor den kirchlichen Satzungen — heißt es bei Luschin[1]) — bei allem Wohlgefallen, das diese Regenten dem Klerus entgegenbrachten, bei aller Strenge, mit welcher sie jede Verletzung der anerkannten Privilegien der Geistlichen ahndeten, finden wir sie demungeachtet einmütig, wenn es die Verteidigung der Prärogative des Staates gegen unberechtigte Ansprüche der Kirche galt. Nur was der kirchlichen Jurisdiktion von alters her und nach jeweiliger Rechtsanschauung auch von Rechts wegen zukam, das wurde geschützt und aufrechterhalten, jeder Versuch, die geistliche Gerichtsbarkeit auf neue Gebiete auszudehnen, aber sofort zurückgewiesen.

Im Oktober 1504 erfolgte an die niederösterreichische Regierung dieser Befehl: Wenn jemand in das Land käme, um päpstliche Bullen zu verbreiten oder den Kirchenbann, mit dem der kaiserliche Rat Graf zu Hardegg belegt worden, zu verkünden, so soll er festgenommen werden, weil diese Sache vor das Gericht des Landesfürsten gehöre und durch solches Vorgehen dem Ansehen der Obrigkeit Schaden zugefügt werde. Im folgenden Jahre ließ Maximilian den Georg Khalzer, der wegen der Pfarrer zu Göß und Trofaiach mit päpstlichen Exekutionsbriefen nach Steiermark gekommen war, samt seinen Gehilfen einkerkern, weil sie sich Eingriffe in die Rechte des Landesfürsten erlaubt hätten. Infolge der Klagen der Stände über das Unwesen, das durch willkürliche Verfügungen des römischen Stuhles zugunsten der „Kortisanen" in der Besetzung der Pfründen hervorgerufen wurde, verordnete Maximilian im Jahre 1507, daß alle päpstlichen Bullen, Exspektativen oder überhaupt Verfügungen der Päpste vor ihrem Vollzuge durch die Regierung „übersehen" werden sollten.[2])

Zugunsten von „Kortisanen" mißachteten sowohl die Päpste als auch die Kaiser die Rechte der Kirchenfürsten und Kapitel. Die Päpste nahmen das Recht in Anspruch, jedes Benefizium vergeben zu können, an wen sie wollten; sie reservierten sich demnach die Besetzung von Bischofstühlen, Abteien und kleineren Würden. Sie gaben ihrem Günstling eine Provisionsbulle, wenn die Pfründe bereits erledigt war, und eine Exspektanzbulle, wenn man auf den Tod des Besitzers noch warten mußte. Für solche Bullen gingen ungeheuere Summen nach Rom.

[1]) Gerichtswesen, S. 272.

[2]) Muchar, VIII, 223. — Krones, Umrisse des Geschichtslebens, S. 228.

Nachdem die Salzburger Domherren 1403 den Dompropst Eberhard von Neuhaus zum Erzbischof gewählt hatten, kam die Nachricht, daß der Papst Bonifaz IX. den Bischof Berthold von Freising zum Erzbischof ernannt habe. Dieser beeilte sich, durch das Geschäftshaus Medici und andere Kaufleute in Florenz die Taxen nach Rom abzuführen, und verpfändete seinen Geldvermittlern die Einkünfte des Erzbistums. Der folgende Papst widerrief das Verfahren seines Vorgängers und bestätigte den Erzbischof Eberhard, der seinem Gegner eine jährliche Pension von 2000 Gulden versprach.

Solche und ähnliche Mißbräuche wurden auf dem Konstanzer Konzile nicht abgestellt. Das Basler Konzil (1431—1449), dessen Seele Nikolaus Cusa war, beseitigte solche Mißbräuche, enthob den Papst Eugen IV. seines Amtes und wählte einen neuen Papst, zu dem auch die österreichischen Länder hielten. Nachdem aber der gewandte Italiener Äneas Sylvius Geheimschreiber des Kaisers Friedrich III. geworden war, kam eine Annäherung zwischen diesem und dem Papste Eugen IV. zustande, und endlich schloß der Kaiser mit Eugens Nachfolger Nikolaus V. 1448 das Wiener Konkordat. Dieser Vertrag gestand dem römischen Stuhle, zum Leidwesen aller Reformfreunde, alle kirchlichen und fiskalischen Rechte zu, welche ihm das Basler Konzil entzogen hatte. Infolgedessen blieben alle Mißbräuche bestehen.

Im Zusammenhange mit diesem Konkordate stehen die Bemühungen des Kaisers Friedrich III., auf die Besetzung der Bischofstühle, deren Sprengel ganz oder teilweise in seinen Erblanden lagen, einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen.[1]) Eugen IV. verlieh ihm 1446 das Recht, die bischöflichen Stühle von Trient, Brixen, Gurk, Triest, Chur und Piben (Pedena in Istrien) mit Männern seiner Wahl zu besetzen, ein Recht, das nachher auf die Bistümer Laibach, Wien und Wiener-Neustadt ausgedehnt wurde. Sixtus IV. gewährte dieses auch dem Kaiser Maximilian I. Friedrich III. erlangte ferner das Recht der Besetzung von 300 Benefizien an Kathedral- und Kollegiatkirchen sowie das Visitationsrecht der in seinen Landen gelegenen Klöster. Dadurch wurde die landesherrliche Gewalt der österreichischen Landesherren bedeutend gestärkt.

Die reichen Pfründen nahmen übrigens die adeligen Familien, von denen viele verarmt waren, in Anspruch, da „solich Stifften von den Fürsten und Adel herkommen und als Spitaler des Adel fundiert, gestifft und begabt sein".

[1]) Mayer, Über die Abdankung des Erzb. Bernhard von Salzburg. Archiv d. W. A. 50. Bd., S. 172ff.

Daß die Übelstände, die sich seit alten Zeiten eingewurzelt hatten, fortbestanden, ersieht man aus vielen Beispielen.

Die Kaiser bezahlten und belohnten Günstlinge mit Kirchenpfründen. Seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing gab Maximilian ein Kanonikat in Trient, eines in Mainz, eine Kaplanstelle in Bamberg, die Propstei des Ritterstiftes St. Alban und die Dechantei bei St. Veit zu Mainz. Solche Häufungen von Pfründen waren nichts Ungewöhnliches, trugen aber zur Hebung des religiösen Gefühles nichts bei. Dem Bruder Melchiors, Ulrich, der verheiratet war, gab der Kaiser die Pfarre Weißkirchen in Steier; dann nötigte er den Abt von St. Paul zur Abdankung und verlieh Ulrich Pfinzing im Einverständnisse mit dem Salzburger Erzbischof die Abtei unter der Bedingung, daß er innerhalb dreier Monate in den Benediktinerorden trete und Profeß ablege. Er tat es nicht gern; ob seine Ehe aufgelöst wurde, weiß man nicht. Endlich wurde er doch genötigt, „die Münichskutten anzutun und Profeß zu tun", worauf er geweiht wurde. Doch der Papst befreite ihn 1523 von der Verpflichtung, den unbequemen Klosterhabit zu tragen, und seitdem schritt der so vielfach begünstigte Abt in schwarzem Tuch und Seidenmantel einher. Das Kloster hatte schlechte Zeiten unter ihm; denn einerseits waren 1515 die Bauern ungebärdig und die Türken mehrmals in Sicht, anderseits brauchte der Abt viel für sich. Im Jahre 1530 endlich legte er seine Würde nieder.

Zu Unregelmäßigkeiten kam es auch, wenn ein Kloster ohne Abt blieb und einem Kirchenfürsten kommendiert wurde. Um 1509 wurde Viktring dem Gurker Bischof Matthäus Lang übertragen. Da Landstraß das Tochterkloster von Viktring war, ließ der Bischof nach dem Tode des Landstraßer Abtes die Neuwahlen in Viktring vornehmen, wo nur acht Konventualen waren, die Jakob Vogel wählten. Der Landstraßer Konvent duldete es nicht, daß der Bischof, ein weltlicher Geistlicher, in seine Angelegenheiten eingriff und wählte selbst einen Abt, Arnold mit Namen. Als Jakob Vogel nach Landstraß kam, wurde er nicht eingelassen und mußte nach Kärnten zurückkehren. Matthäus Lang, als Kardinal und Freund Maximilians I. ein mächtiger Herr[1]), wollte mit Gewalt seinen Willen durchsetzen, und der Kaiser gab dem Krainer Landeshauptmann Hans von Auersperg den Befehl, den Jakob Vogel in Landstraß einzuführen. Mit 70 Mann zu Pferde zog Auersperg gegen das wohlbefestigte Kloster, das er aber nicht zu erobern vermocht hätte, selbst wenn er gewollt. Es kam 1518 zu

[1]) „Dieser Mann hat dieser Zeit nicht minder gegolten, dann Aristoteles beym Alexander oder Hannibal bey denen von Carthago" sagt Kirchmayr in s. Denkwürdigkeiten, S. 442.

einem friedlichen Ausgleich: der Arnold nahm den Jakob zu seinem Koadjutor an.[1])

4. Der Bürgerstand

Die Städte waren im Mittelalter befestigt durch Gräben, Mauern und Türme, die nach außen rund oder viereckig, nach innen offen waren. Die Mauern wurden mit Zinnen und auf ihrer Krönung mit einem Wehrgange versehen, der entweder bloß auf der Mauerdicke oder auf hervorstehenden, eingemauerten Balken ruhte. Vorbauten waren auch an Türmen angebracht; sie hatten im Boden Löcher, durch die man den Feind mit Pfeilen, Steinen oder siedendem Pech belästigen konnte. Die Tore waren gewöhnlich mit zwei Türmen flankiert, oder es führte das Tor durch einen Turm. Die Toröffnung war mit einem Fallgitter versehen; auch wurden die Tore durch darüber angebrachte Wehrgänge, Erker und Gußlöcher verteidigt. Das Tor war mitunter mit einem Vorbau versehen.

Vor der Stadtmauer erhob sich gewöhnlich eine zweite, niedrigere Mauer, der Zwischenraum zwischen beiden hieß Zwinger. Vor der äußeren Mauer befand sich ein Graben, der am Außenrande mit einer Palisadenreihe versehen war. So konnte die Annäherung eines Rollturmes oder Sturmbockes wie das Anlegen der Sturmleiter verhindert werden. Über den Graben führten Brücken; der nächst dem Tor gelegene Teil derselben war zum Aufziehen eingerichtet.

Mit der Entwicklung des Geschützwesens mußten auch die Befestigungen umgestaltet werden, was den Städten große Kosten verursachte. Die Mauern und Türme mußten widerstandsfähiger gemacht und zur Aufnahme von Geschützen eingerichtet werden. Dies geschah meistenteils erst im 16. Jahrhunderte. Da die Bürger zur Zeit der Kriegsnot auf sich selbst angewiesen waren, übten sie sich schon in Friedenszeiten im Gebrauche der Waffen und bildeten Schützengilden oder Schützengesellschaften. Ihre Lieblingswaffe war die Armbrust. Oft wurden Preisschießen veranstaltet und Richter und Rat spendeten dazu regelmäßig einen Geldbetrag.

Die Straßen der Städte waren selten gerade, meist eng und schmal und nicht durchwegs gepflastert. Die Häuser waren aus Holz erbaut und mit Schindeln gedeckt, so daß Feuersbrünste reiche Nahrung fanden und oft ganze Städte oder Stadtteile in Asche legten. In die engen Gassen fand die frische Luft wenig Eingang und daher kam es,

[1]) Milkowicz, Die Klöster in Krain. Archiv d. W. A., S. 355 f.

daß in den mittelalterlichen Städten häufig ansteckende Krankheiten ausbrachen, die viele Opfer forderten. Wiens Pflaster wird im 15. Jahrhunderte von Äneas Sylvius gerühmt. Von einer Beleuchtung der Straßen war nicht die Rede; wer spät abends nach Hause ging, mußte sich von Dienstleuten mit einer Laterne oder einem Windlichte leuchten lassen. Der Dienst der Nachtwächter war daher in den feuergefährlichen Städten sehr wichtig. Reges Leben entfaltete sich auf dem Marktplatze; dort oder in der Nähe standen die Hauptgebäude, die Kirchen und das Rathaus. Die Städter setzten ihren Stolz darein, einige Monumentalbauten zu besitzen. In der Nähe des Rathauses, wo das städtische Gericht seinen Sitz hatte, lagen die Gefängnisse; der Galgen war in späterer Zeit vor der Stadt an recht sichtbarer Stelle angebracht. Vor dem Rathause stand der Pranger, an den die Sträflinge einige Zeit angeschlossen wurden, um so der Menge zum Gespötte zu dienen.

In den landesfürstlichen Städten hatten sich mit der Zeit eigentümliche Verhältnisse entwickelt, die durch die Gesetzgebung Rudolfs IV. eine Änderung erfuhren.[1])

Die landesfürstlichen Städte waren auf herzoglichem Grunde entstanden und die Bürger hatten dem Herzog als Besitzer ihrer Wohnhäuser eine Abgabe als Grundzins zu zahlen. Die Herzoge hatten aber weitaus mehr Grundstücke innerhalb der Mauern an Kirchen und Klöster, Edle und Dienstmannen verliehen und die Kirchen und Klöster brachten außerdem durch Kauf und Vermächtnis frommer Leute noch viel mehr an sich. Als sich in den Städten, zumal in Wien, Gewerbe und Handel entwickelten, wollten die Handwerker und Kaufleute eigene Häuser besitzen; aber es war ihnen nicht immer möglich, solche zu kaufen, da sie einerseits nicht genug kapitalskräftig waren, anderseits die Eigentümer ihre Häuser nicht gern verkauften; daher entwickelte sich die Leihe. Der Grundherr, ein Edelmann, eine Kirche oder ein Kloster, überließ ein Haus oder einen Bauplatz einem Städter, der ihm dafür eine jährliche Abgabe, den Grundzins, entrichtete. Es kam vor, daß der Beliehene das Haus einem zweiten gegen eine Abgabe verlieh, so daß also das Haus doppelt belastet war.

Eine Geldsumme konnte ein Hausbesitzer gegen Gewährung einer jährlichen Rente erhalten. Das Kapital wurde nicht auf eine gewisse Zeit, sondern für immer geliehen und daher auch Ewigkeitszins genannt; die Rente haftete auf dem Hause, nicht auf dem Besitzer, war also eine neue Reallast. Den Rentenkauf nannte man Burgrecht.

[1]) Huber, Geschichte des Herzogs Rudolf IV., S. 114ff. — Bruder, Studien über die Finanzpolitik Herzog Rudolfs IV. von Österreich. Innsbruck 1886.

Diese Reallasten waren nicht ablösbar, wenn der Zins- oder Rentenbesitzer nicht seine Zustimmung gab. Es konnte also der Hausbesitzer, wenn er durch seine Geschäfte größere Summen gewann, seinen Besitz nicht von der Reallast frei machen; wenn er mit der Zahlung im Rückstande blieb, konnte er leicht an den Bettelstab kommen, da das Exekutionsverfahren sehr streng war und durch die sogenannte Zwiespilde der fällige Zins alle 14 Tage vom Tage der gerichtlichen Verhandlung an um die ursprüngliche Summe sich erhöhte. Es kam nicht selten vor, daß Häuser leer standen, weil die Besitzer beispielsweise nach einer Feuersbrunst nicht imstande waren, die Baukosten zu bestreiten und die Abgaben fortzubezahlen.

Solche Verhältnisse bestanden in allen landesfürstlichen Städten. Herzog Rudolf IV. suchte sie durch mehrere Gesetze zu bessern, die er im Jahre 1360 erließ. Er erklärte in den Städten alle Abgaben an Kirchen und weltliche Korporationen, an Geistliche und Laien für ablösbar; jeder Bezugsberechtigte mußte in die Ablösung bei Verlust seines Rechtes willigen. Die Ablösungssumme sollte das Achtfache der jährlichen Abgabe betragen. Die verfallenen Häuser sollten nicht über ein Jahr öde liegen; wenn in dieser Zeit nicht mit dem Aufbau begonnen würde, so sollte das öde Haus dem Herzog verfallen.

„Einer der größten Krebsschäden für die Entwicklung der Städte im Mittelalter war die Steuerfreiheit der Geistlichen und der Kirchengüter.“[1]) Je mehr Häuser in einer Stadt an Kirchen und Klöster kamen und dadurch steuerfrei wurden, desto größer wurden die Steuern, welche auf die übrigen Häuser gelegt wurden. Die Bürger waren damit unzufrieden und verlangten, daß nach dem Grundsatze vorgegangen werde: „Wer die Stadt mit neusset (genießt), soll auch mit ihr steuern und dienen.“ Die geistlichen Besitzer von Städten duldeten die Steuerfreiheit von Häusern, die Geistlichen gehörten, nicht. Im Privilegium des Salzburger Erzbischofs Ortolf für Gmünd und Kärnten vom Jahre 1346 heißt es: „Hat ein geistlich Mann in der Stadt mehr Häuser denn eins, der soll davon leiden und tragen Steuer und allen Aufsatz mit den Bürgern wie der Laie, der es vor ihm gehabt hat.“ Im Privilegium des Passauer Bischofs Albrecht II. für St. Pölten vom Jahre 1338 wird angeordnet: „Niemand soll Haus oder Erbe ohne des Bischofs Willen erwerben. Im Falle der Bewilligung muß jeder (Pfaff oder Laie) mit unseren Bürgern steuern.“[2])

Rudolf IV. ordnete 1361 an, daß jedes Gut, das durch ein Vermächtnis an eine Kirche oder eine geistliche Person fiele, von dieser

[1]) Huber, Geschichte des Herzogs Rudolf IV., S. 124. — v. Srbik, S. 131 ff.
[2]) Bruder, S. 51.

binnen einem Jahre an jemand verkauft werden müsse, der davon Steuer zahle. Zugleich hob er alle Steuerbefreiungen auf, die von seinen Vorfahren oder von ihm Korporationen oder Personen erteilt worden waren, so daß von jetzt an Kirchen und Klöster, Geistliche und Laien, Edle und Unedle Steuer zahlen mußten.[1]) Da die Bürger von Graz klagten, daß Landedelleute Häuser in Graz hätten, von denen sie keine Steuer zahlten, so ordnete Rudolf 1364 an, daß Landherren von ihren Häusern steuern sollen wie „unsere Bürger", und 1365 erfolgte für Bruck an der Mur dieselbe Bestimmung.

Die Entziehung der Steuerfreiheit erregte den Groll der bisher Begünstigten, die den Herzog einen Verfolger der Geistlichkeit, einen Tyrannen und „zweiten Pharao" nannten.

Die nachfolgenden Herrscher gewährten wieder Steuerfreiheiten in großer Zahl, was zu neuen Unzukömmlichkeiten führte. Adelige trieben selbst Handel mit den verschiedensten Gegenständen und Geschäftsleute suchten Wohnungen in Häusern zu erhalten, die steuerfreien Edelleuten gehörten. Von Zeit zu Zeit wurden diese Steuerfreiheiten wieder eingeschränkt.[2])

Rudolf IV. trat auch als Städtegründer auf. Im Jahre 1365 legte er auf einer Insel im Gurkflusse in Krain die Stadt Rudolfswert an und gab ihr eine eigene Gemeindeverwaltung, das Halsgericht im Umkreise von drei Stunden und Sitz und Stimme im Landtage.[3])

Hinter den schützenden Mauern betrieben die Bürger die Gewerbe. Der im Mittelalter vorherrschende Drang, durch Organisation von Genossenschaften sich Selbsthilfe und Schutz zu schaffen, führte zur Entstehung der Zünfte, Zechen, Gilden oder Innungen. Sie beruhten vielleicht ursprünglich auf religiöser Grundlage, indem sie zuerst Vereinigungen von Bürgern zu einer feierlicheren, gemeinsamen Beteiligung am Gottesdienste und an Begräbnissen waren; dann wurden sie Verbindungen aller jener, die das gleiche oder ähnliche Handwerk betrieben, nicht zum genossenschaftlich-kapitalistischen Betrieb, sondern zum Schutze und zur Förderung des Geschäftes jedes einzelnen. Die Zünfte erscheinen als ein Produkt der Zustände des Mittelalters, das alle Korporationen wegen der mangelnden staatlichen Rechtspflege und Volkswirtschaftspolitik nötigte, sich von einander abzuschließen. Die Zünfte regelten die innere gewerbliche Tätigkeit so, daß sie wichtige

[1]) Wir nemen auch ab all freibrief, die von unsern vorvordern oder von uns iemant geben sint umb freiung der schatzsteur, daz sie absein und fürbas chain chraft mer haben. Tomaschek, 153.

[2]) Bruder, 107 ff.

[3]) Dimitz, Geschichte Krains. I, 240.

Mittel der Zivilisation bildeten. Wer möchte daran zweifeln, daß „in der Zunftverfassung Elemente religiöser, gewerblicher, ja politischer Bildung lagen, die geradezu unersetzt geblieben sind, daß durch den familienhaften Zusammenschluß zwischen Lehrling, Gesellen und Meister ein sittliches Verhältnis geschaffen wurde, das unserer fortgeschrittenen Zeit völlig fremd geworden ist? Und weiters! Wer sein Meisterstück gemacht hatte, der verstand sein Handwerk; die Konsumenten konnten sicher sein, gute Ware zu erhalten, die Produzenten aber wurden alle durch die Zunftverfassung in die Lage versetzt, behaglich leben zu können." [1])

Die Satzungen der Zünfte, die Zunftordnungen, handeln von der Lernzeit, dem Wandern der Gesellen, der Meisterprüfung und dem Meisterstücke, verlangen die Teilnahme der Mitglieder am Gottesdienste, setzen die Zahlungen in die Zunftlade fest, bestimmen die Strafen für verschiedene Vergehen und fordern von den Mitgliedern ein ehrbares Benehmen, ehrliche Arbeit und Verträglichkeit.

Außerordentlich streng war man bei der Aufnahme der Lehrjungen und Gesellen. Der Knabe, der Lehrling werden wollte, mußte seine „ehrliche Geburt" nachweisen; er mußte ehelich geboren sein und durfte nicht der Sohn oder Enkel unehrlicher Leute sein, zu denen man nicht allein den Wasenmeister, Gerichtsdiener, Gaukler und vom Ende des Mittelalters an den Scharfrichter, sondern in gewissen Zeiten und in manchen Ländern sogar auch den Müller und den Leineweber rechnete.[2]) Die Gesellen, Knappen und Knechte genannt, mußten einige Jahre auf der Wanderschaft zubringen. Das Meisterrecht war erblich oder erworben. Die Witwe, die Söhne und Töchter eines Meisters konnten sein Gewerbe übernehmen, wobei vorausgesetzt wurde, daß ein Sohn das Handwerk lernte. Der Geselle, der eine Witwe oder eine Erbtochter heiratete, wurde dadurch Meister. Sonst aber konnte ein Geselle nur die Meisterschaft erwerben, wenn eine „Werkstatt leer" war; denn die Zahl der Meister war festgesetzt und sollte in der Regel nicht überschritten werden, damit der Erwerb nicht geschmälert werde. Mit Erlaubnis der Zunft führte der Geselle die Meisterwerke aus: der Schmied mußte vor den Meistern ein „Pferd auf allen Vieren beschlagen", einen neuen Wagen mit dem nötigen Eisenwerke versehen und eine Haue verfertigen; der Tischler hatte eine „zwiepödmige Kisten" (eine Truhe mit zwei Böden), einen Kasten mit Laden, einen Schreibtisch „mit Ledlein und einem eingevasten Platt", der Bogner eine neue

[1]) Horawitz, Zur Geschichte des Zunftwesens in Niederösterreich. Blätter d. V. f. N.-Ö. 9, S. 107.

[2]) Frieß, Aus den Papieren eines alten Rathauses. Blätter. N. F. 29 (1895), S. 92 ff.

Armbrust, der Tafelmaler ein Marienbild, der Glasmaler ein „geprenntes Stuck" oder eins „von Scherben" zu machen. Wenn die Meisterstücke gelungen waren, erlegte der Meisterrechtswerber vor dem Rat eine Taxe, wodurch er das Bürgerrecht erlangte. Zuletzt mußte er den Meistern und Gesellen ein Mahl ausrichten. Gefordert wurde übrigens auch, daß der neue Meister sich bald verheirate.[1])

Von den vielen Zunftordnungen seien hier nur einige hervorgehoben. Die Wiener Schlosser, Uhr- und Büchsenmacher erhielten 1451 vom Kaiser Friedrich III. eine Ordnung, welche festsetzt: Heiraten und Meister werden darf nur, wer sein Handwerk ordentlich gelernt und einige Zeit auf der Wanderschaft zugebracht, zwei Jahre bei einem Wiener Meister gearbeitet und sich ehrlich und fromm gehalten hat. Er muß ein Meisterstück machen, worauf er das Bürgerrecht erhalten kann. Die Erzeugnisse der Meister müssen in der Werkstätte oder auf Jahrmärkten feilgeboten werden. Die Zunft bestellt vier Zechleute oder Beschaumeister, die alle Vierteljahre die Arbeiten in den Werkstätten prüfen und die schlechten wegnehmen können. Die Arbeiten fremder Meister, die auf Wiener Jahrmärkten feilhalten, werden ebenfalls von den Beschaumeistern geprüft und die schlechten weggenommen, damit niemand betrogen werde. Wenn der Meister trotz dieser Aufsicht eine schlechte Arbeit verkaufen kann, wird er vom Bürgermeister gestraft. Die eine Hälfte der Strafgelder fällt der Stadt zu, die andere der Zunftlade. Aus dieser können die armen „Stückmeister" Darlehen erhalten.[2])

In der bischöflich Freisingischen Stadt Lack in Krain mußten die Mitglieder der Schmiedezunft, nach ihrem Privilegium von 1475, an der Fronleichnamsprozession teilnehmen, „ein jeder mit ainer prinnenden Kertzen in der Hand". Wer Meister werden wollte, muß „haben ain eeliche Wirtin und soll gesessen sein auf den Grundten, darüber ain Statrichter zu Lack zu (ge)bieten hat und unter kainer andern Herrschaft nicht, damit er mit der Stadt leid als ander Burger tuen und soll auch inner Jares Frist das Stadtrecht empfahen und in die Zech geben viertzig Schilling, ain Pfund Wax ungeverlich und soll auch den Meistern geben ain Viertl Wein zu vertrinckhen". Die Zechmeister der Zunft sollten zweimal jährlich „all Smieden, Essen und Feuerstätt beschauen und wo sie verstunden, daß sölich Essen und Feuerstätt wären, davon Schaden kommen mocht, die sullen sie schaffen zu wenden, und welcher darin nicht gehorsam sein noch werden wollt, als die Zech-

[1]) So in Wiener-Neustadt. Schober, Das bürgerliche Leben zu Wiener-Neustadt im Zeitalter Friedrichs IV. Blätter. N. F. 19 (1885), S. 243.

[2]) Ber. u. Mitteil. des Wiener Altertumsvereines. I, 90.

meister schueffen, der wär dem Richter viertzig Schilling zu Wandel und umb die Ungehorsam zwayn Pfund Wachs in die Zech verfallen". Alle Vierteljahr hatte jeder Meister zwei Schilling in die Zunftkasse zu zahlen. Der Zechmeister wurde jährlich gewählt.

Wer Hafnermeister werden wollte, mußte ehelicher Geburt sein und als Meisterwerk, im Beisein der Meister, „ain Hafen machen, der als groß ist, daß ain Helm Traid darein geh, und so er solchen Hafen gemacht und mit der Arbait fertig erkannt wird, dann soll er denselben Inhabern der Bruderschaft und den Maistern geben viertzig Schilling umb ain Jausen und sich in die Bruderschaft präsentieren mit einem Pfunt Wachs". Der Lehrling mußte drei Jahre lernen, „und der Maister soll ihm in der Zeit der dreier Jahr Versehung tun mit Speis, teglichem Klaid und so er das dritt Jahr ausdienet, dann soll ihn der Maister fertigen und ihm geben ain neues Klaid, zu verstehen Rokh, Hosen, Joppen ains mitlern Tuchs zu sechsunddreißig oder viertzig Schilling die Ellen".[1])

Kaiser Max I. gab 1511 den fünf „redlichen" Werkstätten Wien, Steyr, St. Pölten, Wels und Waidhofen eine Messerer-Ordnung.

Die Zünfte besaßen Häuser oder Hausanteile, die sie vermieteten oder auch zur Unterbringung gebrechlicher Zunftgenossen verwendeten. Mitunter besaßen sie auch ein „Zunfthaus", in dem sie ihren Jahrtag hielten oder die Gesellen ihre Herberge hatten; gewöhnlich aber fanden die Jahrtage in Gasthäusern statt. In der Gaststube stand der Zunfttisch, den man an den Abzeichen des Gewerbes erkannte, die von der Decke herabhingen.[2]) Wie ein Heiligtum wurde die Zunftlade angesehen, in der Gelder und Schriften aufbewahrt wurden. Bevor sie geöffnet wurde, mußte jeder Zunftgenosse die Waffen ablegen; vor ihr war Fluchen und Schimpfen bei größerer Strafe verboten; solange sie offen stand, durfte niemand die Versammlung verlassen.

Die Zunftbürger und ihre Gesellen waren waffenfähig; die Waffen wurden im Zeughause aufbewahrt. In Salzburg mußten die Bürger nach dem Stadtrechte von 1328 die vier Türme auf dem Mönchsberg und alle Stadttore ausbessern, besetzen und verteidigen. Für Wiener-Neustadt gab im Jahre 1455 der kaiserliche Feldherr Markgraf von Brandenburg eine Kriegsordnung, die für die Zeit der Gefahr jedem Bürger seinen Platz anwies.[3]) Es gab dort 600 streitbare Bürger und 192 Handwerksgesellen.

---

[1]) Zahn in den Mitteil. des Histor. Vereines f. Krain, 1859, S. 73 ff.

[2]) Zillner, Geschichte der Stadt Salzburg. II, 240.

[3]) Luschin, Kriegsordnung f. Wiener-Neustadt. Ber. u. Mitt. des W. Altert.-V., 15.

Rudolf IV. hob 1361 alle Innungen in Wien und den Vorstädten auf. „Wir wollen," sagte er, „daß alle Bürger, Kaufleute, Laubenherren, Arbeiter und Handwerker, aus welchen Landen und Städten sie kommen, wenn sie sich in der Stadt und den Vorstädten niederlassen und mit der Stadt leiden wollen, ihr Handwerk treiben und üben können, wie sie wollen, und von niemand daran gehindert werden können und durch drei Jahre von der Stadtsteuer befreit sein sollen." [1]) Diese Aufhebung der Zünfte galt aber nur für kurze Zeit; der Herzog wollte dadurch den Zuzug fremder Handwerker nach Wien ermöglichen, das durch die Pest und 1361 durch eine außergewöhnlich große Feuersbrunst stark gelitten hatte. Unter seinen Nachfolgern traten die alten Freiheiten der Zünfte wieder in Wirksamkeit. Im Jahre 1403 gab es in Wien 112 Innungen.

In besonderem Ansehen standen jene Handwerker, deren Tätigkeit einen gewissen künstlerischen Sinn erforderte. Von den Werken der Goldschmiede haben sich manche bis auf die Gegenwart erhalten. Auch das Schmiedehandwerk gedieh in mancher Stadt zu künstlerischer Vollendung, doch erlebte die Eisentechnik erst im 16. Jahrhunderte ihre Blütezeit. Kunstvolle Beschläge an Türen, Riegel, Schlösser, Totenkreuze auf Friedhöfen, Dachspeier, Turmkreuze, Gitter und Geländer sind noch in ziemlicher Zahl vorhanden. Die Hammerschmiede in der Freisingischen Herrschaft Waidhofen an der Ybbs erhielten 1491 von dem Bischof Sixtus die Erlaubnis, auf ihre Messer und Klingen das bischöfliche Wappen, den Mohrenkopf, schlagen zu dürfen. [2]) Im Jahre 1502 wurde den Bürgern von Bruck an der Mur gestattet, neben anderen Schmieden auch Klingenschmieden zu errichten und außer besonderen Zeichen auch das Stadtwappen auf die Fabrikate zu setzen. Die Verfertigung von Waffen beschäftigte natürlich viele Leute. Die Bogner machten Bogen und Armbrusten; daneben gab es Pfeilschifter, die Pfeilschäfte erzeugten, später auch Büchsenmacher. Zuerst hatte man Luntenschlösser. Im Jahre 1515 kamen die Radschlösser auf. Gewehre mit solchen Schlössern hieß man „selbstzündende" oder „selbstschlagende" Handbüchsen. Sie wurden 1528 verboten, weil „Mords, Entleibungen, Rauberey und ander Unrat und Beschädigung" daraus erfolgt seien. Ringler waren jene Handwerker, die Ring- und Kettenpanzer machten. An Stelle der Kettenpanzer traten später die Plattenharnische, deren Verfertiger Plattner hießen. Von der Kunst der Plattnerei wird noch die Rede sein.

[1]) Weiß, Geschichte von Wien. I, 435.

[2]) Korrespondenzbücher des Bischofs Sixtus v. Freising (Mst.).

Die Herstellung von Waffen wurde auch im großen betrieben. Die größte Waffenschmiede war die am Thörl zwischen Kapfenberg und Aflenz in Steiermark, die der Familie Pögl gehörte. Sebald Pögl mußte einem Vertrage mit Maximilian I. zufolge 80 Gesellen beschäftigen und dem Kaiser die notwendigen Waffen, eiserne Büchsen, Kammerschlangen und Kugeln liefern.[1]) Diese Großindustrie ging jedoch schon mit dem Tode des Begründers zugrunde.

Die Glasindustrie kam seit dem 14. Jahrhunderte im Wiener Walde empor. Doch wurde dort nur gewöhnliches Glas erzeugt, feineres bezog man immer noch aus Venedig. Das Wiener Stadtbuch enthält eine Verordnung vom Jahre 1354, daß alles nach Wien gelangende Glas, es sei venezianisches oder anderes, nur auf dem Hohen Markte verkauft werden dürfe. „Waldglas" dagegen konnte überall feilgeboten werden. Im Jahre 1410 befanden sich die „Glasmaler" in der Zunft der Maler, in der auch Goldschmiede, Goldschläger, Seidennater (das sind Seidensticker), Schilter (Schildermacher) und Glaser vereinigt waren. Neben den Glasern erscheinen auch Sliemer, das sind Verfertiger von Fenstern aus ölgetränktem Papier, welche die armen Leute benützten. Im Jahre 1428 war in Wien ein Glaser aus Murano namens Onofferus von Blondio tätig, und 1486 erbot sich Nikolaus Walch (Italiener), der Stadt Wien eine Glashütte zu errichten und „allerley Glaßwerch, als zu Venedig gearbeitt wirdet," zu verfertigen. Infolgedessen entstand in der jetzigen Leopoldstadt eine Glashütte.[2])

In Tirol blühte im 15. Jahrhunderte die Erzeugung von Kupfergeschirren, womit sich die Keßler beschäftigten, und im südlichen Teile des Landes die Seidenindustrie empor.

Manches Handwerk hatte im Mittelalter eine andere Bezeichnung als heute. Abenteurer waren Händler mit Juwelen, Permenter Pergamentmacher, Gschmeidler oder Krempler Verfertiger feinerer Schmied- und Schlosserarbeiten, Goltermacher Bettdeckenmacher, Handschuster Handschuhmacher, Ircher Bearbeiter von Gems- und Rehhäuten, Nestler Lederarbeiter, Schleirer Verfertiger von Schleiern und „Gebänden", das sind Kopfbedeckungen der Frauen, Watmanger Tuchhändler. In Salzburg gab es Tafler, das sind Tafelmacher; sie erzeugten Holztafeln, die weithin verschickt wurden.

Das Gewerbe war die den Städtern vorbehaltene Beschäftigung. Hierin wurden sie auch von den Landesfürsten geschützt, die anordneten, daß auf dem Lande, wenigstens in einer gewissen Entfernung von der

[1]) Ilwof, Steirisches Eisen zu Wehr und Waffen usw. Mitt. d. Hist. V. f. St., 34.
[2]) Ilg-Böheim-Lobmeyer, Die Glasindustrie, ihre Geschichte ꝛc. Stuttgart 1874.

Stadt (in der Bannmeile) gewisse Geschäfte nicht betrieben werden durften. So schreibt eine Verordnung vom Juli 1418 vor, daß „kein Handwercher, weder Lederer, Bäcker, Fleischhacker, Kürschner, Maler noch ander Handwercher, die auf dem Lande sitzen, solch ihr Handwerk nicht treiben noch arbaiten sullen ausgenommen Schneider und Schuster, die mugen ihr Handwerk wohl arbaiten, doch also, daß sie inner einer Meil Wegs bei den Städten und Märkten nicht sitzen".[1])

Zu allen Zeiten hatten die zünftigen Handwerker über die von auswärts herbeigeführten Waren zu klagen. Diese durften in Wien auf den freien Jahrmärkten verkauft werden und die nicht verkauften sollten nach Schluß der Marktzeit weggeführt werden. Aber sie wurden gewöhnlich eingelagert und nach und nach verkauft. So brachten die Waldbauern viel Wagnerarbeiten nach Wien, wo sie im Schaunberger-Hof angehäuft und losgeschlagen wurden. Die Wiener Handwerker hatten das Recht, diese fremden Waren zu „beschauen", sie zuerst selbst zu kaufen oder mit Beschlag zu belegen, wenn sie als schlecht befunden wurden. Die Tischler verlangten zu Kaiser Maximilians Zeiten, daß die Obrigkeit fremde Tischlerwaren fernhalte, „dieweil wir dergleichen und pessere Arbeit mit unsern Handen selbst kunnen machen". Nicht minder wurde über jene Handwerker geklagt, die „nicht Meister sein, auch nit Bürgerrecht haben" und doch in den Häusern der Herren und Bürger arbeiten. Die Wiener Tischler nahmen diesen „Störern" zwar wiederholt das Arbeitszeug weg, aber diese Maßnahme blieb ohne dauernden Erfolg.

Die Festsetzung der Preise für die notwendigen Lebensbedürfnisse, der Arbeits- und Taglöhne war im Mittelalter üblich; dadurch sollte die Ausbeutung des Publikums durch die Handwerker, besonders durch Fleischer und Bäcker, verhindert werden. Für Bäcker, die zu leichtes Brot verkauften, war die Strafe des Schupfens üblich. Man stellte den Schuldigen auf ein Brett, dessen Ende über einen Teich oder einen Fluß hin ragte, und schnellte ihn unter dem Hohngelächter der Zuschauer in das Wasser, aus dem man ihm aber wieder heraushalf. In Wien mußte ein Bäcker, der zum dritten Male überwiesen wurde, zu schlechtes und zu leichtes Brot verkauft zu haben, 10.000 Mauerziegel zum Stadtbau liefern.

Außer dem Gewerbe war der Handel die Hauptbeschäftigung der Bürger. Am lebhaftesten war der Handel auf der Donau, der von Wien nach Venedig und der Transithandel von den süddeutschen

[1]) J. v. Zahn, Materialien zur inneren Geschichte der Zünfte. Beiträge z. K. steir. Geschichtsquellen. 14. Heft, S. 90, Anm. 17.

Städten nach der Republik des heiligen Markus. Im Durchgangslande Tirol wurde nebst Bozen[1]) Sterzing von großer Bedeutung. Dort errichtete 1314 eine Gesellschaft von Florentiner Kaufleuten eine Wechselbank; Kaufleute von Ulm, Kempten und Augsburg hatten dort Faktoreien. Dort herrschte ein reges Leben, besonders seitdem sich auch viele Gewerken ansiedelten. Von Sterzing gingen die schwäbischen Kaufleute in das Pustertal oder über den Jaufen (Mons Jovis) ins Passeiertal, bei dessen Ausgang sich die Burg Teriolis erhob. Auf diese Weise umgingen sie den engen Kuntersweg von Brixen bis Bozen, den um 1414 der Bozener Bürger Heinrich Kunter nach einem Vertrage mit dem Grafen von Tirol hergestellt hatte, der aber durch abbröckelndes Gestein häufig verschüttet wurde. Herzog Siegmund ließ die Straße über den Brenner 1484 verbessern. Er hat, wie der Predigermönch Felix Fabri berichtet[2]), die „wahre Kunst erfunden, die Berge gangbar zu machen. Nicht allein für Menschen und Pferde, auch den Lastwagen hat er Wege geschaffen über die abschüssigsten Felsen, indem er sie durch Feuer, Schwefel und Eisen spalten und an verschiedenen Stellen der Alpen große Massen wegräumen ließ." Auch auf dem Arlberg, am Ritten und von Seefeld nach Scharnitz ließ er „Wagenwege" herstellen.

Auf der Donau wurden besonders Lebensmittel (Fische), Tücher und Zeuge herbeigebracht. Die besten Tuchwaren kamen aus den Niederlanden, von Mecheln, Maastricht, aber auch von London (das „lündisch Tuech" oder „Scheptuech"), ferner von Köln, Aachen, Ulm, Augsburg und Regensburg, endlich auch aus Prag, Pilsen, Budweis und Iglau; anderseits ward wieder österreichisches Tuch ausgeführt, wie beispielsweise das „Poltinger" Tuch, das in St. Pölten erzeugt wurde.

Lange Zeit liebte man im Mittelalter an Feierkleidern schreiende Farben, gelbe und scharlachrote, dann gingen die Vornehmen zu milderen über und benützten graue und blaue. Mit Scharlach (scarlatum) trieb man gerne Prunk. Das schönste Scharlach kam aus Flandern, wo man Karmesin, Krapp oder Färberröte, Rotholz und roten Sandel als Färbemittel verwendete.

Aus Venedig bezog man, wie schon früher, „allerlei silbern und vergülte Tuech", Teppiche, Geschmeide, Edelsteine, Seife, Gewürze und

[1]) Bücking, Die Bozener Märkte bis zum Dreißigjährigen Krieg. Leipzig 1907.

[2]) Dieser Ulmer Mönch reiste zweimal (1480 und 1481, 1483 und 1484) von Ulm über Venedig nach dem Heiligen Lande und zurück. Sein Evagatorium in d. Bibl. des Liter. Vereines zu Stuttgart, II—IV. — Öhlmann, Die Alpenpässe im Mittelalter. Jahrb. f. Schweiz. Geschichte. III, IV. — Wanka Edler v. Rodlow, Die Brennerstraße im Altertum und Mittelalter (Prager Studium, VII).

Südfrüchte. Auch Konfekt, d. i. kandierte Früchte, eine Erfindung der Araber, dann feine Zuckerbäckereien überhaupt kamen aus Venedig, aber Albrecht V. verbot 1432 diese Einfuhr.[1]) Pfeffer, der aus Indien kam, wurde in großen Mengen eingeführt; Safran kam aus Toskana und wurde in Aquileja, dem Hauptmarktplatz für dieses Gewürz, eingekauft. Bedeutend war der Verbrauch von Rosinen oder Zibeben, Mandeln, Reis und Zucker. Zucker, der den Honig noch lange nicht verdrängte, wurde von den Arabern in Ägypten, Syrien, auf Kreta und in Spanien gewonnen und war sehr teuer. Von Kreta (Kandia) kam der Kandiszucker. Verschiedene Öle sowie Paradiesäpfel, „die die Juden haben müssen“ [2]), Kalmus, Sennesblätter, Theriak und endlich Glas von Murano bei Venedig waren weitere Gegenstände der Einfuhr. Waren aus Venedig nach Wien zu bringen, war nur den Wienern, Wiener-Neustädtern und Judenburgern erlaubt.

Ausgeführt wurden nach Italien Eisen, Blei, Kupfergeschirre, Leinen- und Wollwaren, Pelzwerk und Heringe, die man von Norden her bezogen hatte, und seit der Eröffnung des Bergbaues in Idria im Jahre 1497 auch Quecksilber.[3])

In die deutschen Städte wurden vielerlei Weine geführt, und zwar solche von Malvasia in Morea, meistens aber Wippacher und der Rainfal von Prosecco in Istrien, die in Deutschland auch als Weine von Kandia oder Malvasier getrunken wurden.

Der Handel unterlag, wie in früheren Zeiten, so auch jetzt noch vielen Hemmnissen. Es gab überall landesfürstliche oder private Zollstätten, deren Besitzer mitunter mit dem gewöhnlichen Zoll nicht zufrieden waren. Die reichsunmittelbaren Grafen von Schaunberg hatten eine Zollstätte bei Aschach; sie steigerten willkürlich die Zollgebühren, sperrten die Donau bei ihrer Burg Neuhaus im Mühlviertel mit Seilen und nahmen manches Schiff weg, das mit kostbaren Waren beladen war.

Das Stapelrecht, das zum Wohlstande einzelner Städte viel beitrug, wurde auch in diesen Zeiten noch verliehen; im Jahre 1448 bekam es Wiener-Neustadt. Der Straßenzwang blieb noch immer aufrecht. Die oberösterreichischen Städte Enns, Linz, Freistadt, Wels benützten die Straße über Zeiring, die fremden Kaufleute dagegen durften nicht diesen kürzeren Weg nehmen, sondern mußten auf der Venediger Hauptstraße fahren, die von Wien über den Semmering, Bruck, Leoben,

[1]) Kurz, Österreichs Handel in älteren Zeiten. Linz 1822, S. 403.
[2]) Zillner, Geschichte von Salzburg. II, 319.
[3]) Hitzinger in den Blättern aus Krain. 1860, S. 95.

Judenburg, Villach, Pontafel führte. Neben Wien war Salzburg ein lebhafter Handelsplatz; die Salzburger Kaufleute benützten häufig den Weg über den Katschbergpaß nach Villach.

Ohne Zweifel war die Einfuhr größer als die Ausfuhr und viel Geld floß dadurch aus dem Lande. Daher wurde die Ansiedlung fremder Kaufleute gern gesehen. Im Jahre 1478 gab Friedrich III. seinem Hauptmann und Vitztum in Triest den Befehl, darauf zu sehen, daß die fremden Kaufleute ihr Gut in Immobiliarbesitz daselbst anlegten.[1])

Auch der Binnenhandel war durch allerlei Privilegien beschränkt, wenn auch Städten und Märkten zahlreiche Wochen- und Jahrmärkte bewilligt waren. Den Bürgern von Laibach erlaubte Herzog Leopold 1376, mit allerlei Waren nach Steiermark und Kärnten Handel zu treiben, den Wein von Pettau ausgenommen. Die Bürger von Wiener-Neustadt besaßen seit 1479 das Monopol des Salzhandels in ihrem Landgericht und seit langem Weinprivilegien. Sie allein durften Wein aus Niederösterreich über den Semmering und Hartberg nach Bruck an der Mur, Judenburg, Rottenmann, Schladming und Friesach führen und hatten das Recht, andere Straßen zu „verschrenken" und durch eigene Weinhüter fremde Weinsendungen mit Beschlag zu belegen. Die oft ins einzelne gehenden Bestimmungen dieser Privilegien führten häufig Streitigkeiten herbei.

Es galt der Grundsatz, daß Handel zu treiben Sache der Bürger sei. Handwerker vom Lande durften ihre Waren nur in beschränktem Maße und gewöhnlich nur an Jahrmärkten in die Stadt bringen. Um die Teuerung hintanzuhalten, wurden manchmal sonderbare Bestimmungen erlassen. Die Fischer von Krems und Stein mußten nach dem Privileg von 1305 ohne Hut und ohne Gugl mit bloßem Haupt auf dem Markte stehen, Winter und Sommer, bei Sonnenschein und Regen, damit sie früher heimgingen und billiger verkauften.[2])

Im Jahre 1389 befahl Herzog Leopold seinem Hauptmann in Krain, Haug von Tybein, den Bauern auf dem Lande die ungewöhnliche „Kaufmannschaft" (Handel) zu verbieten, die den Städten, Märkten und Mauten schädlich sei. Im Jahre 1476 wurde angeordnet, daß „kein Prälat, Herr, Ritter oder Knecht keinen anderen Wein dann ihr Bauwein, Zinswein, Zehentwein und Bergrecht in ihren gewöhnlichen Tabernen und sonst nirgends schenken, alle ungewöhnlichen Tabernen abtun, daß auch die Handwerker, so die Prälaten, Grafen, Herren, Ritter und Knecht auf dem Land bei sich haben, keine Kauf-

[1]) 17. Juli. Cod. dipl. Istriano.

[2]) Kinzl, S. 18. — Tomaschek, a. a. O. 86.

mannschaft treiben noch dieselben Prälaten, noch die ihren, noch kein Jud keinerlei Kaufmannschaft mit Venetianischer War, noch Tuch, Vieh, Eisen noch Wein treiben sullen".

Den in den Städten und Märkten seßhaften Kaufleuten und Krämern taten oft fremde Handelsleute, besonders solche aus Italien, großen Schaden, da sie in den Dörfern hausieren gingen. Daher verbot Kaiser Friedrich III. 1457 für Kärnten, daß die „Walchen und ander Gäst auf das Gäu laufen und da hingeben und verkaufen" oder daß sie Knechte halten, die „da stören und in die Gebirg und Täler laufen, ihr Gewerb zu treiben".[1])

Für die Zeit des Marktes herrschte Stadt- und Gottesfriede. Man stellte auf dem Marktplatze als Zeichen des Gottesfriedens ein Kreuz auf und hing daran als Zeichen des Marktfriedens einen Handschuh, der ursprünglich das Symbol des königlichen Marktbannes war. Später band man an das Kreuz ein Stück Leinwand und so entstand die Marktfahne.

Die Aufsicht über den Handelsverkehr führte der Hansgraf, der vom Landesfürsten ernannt wurde. Er hatte darauf zu sehen, daß die erlaubten Straßen eingehalten, verbotene Waren zurückgehalten, richtiges Maß und Gewicht angewendet wurden, und schlichtete Streitigkeiten. Doch ist man über dieses Amt nicht genau unterrichtet.

Die Begünstigung der Bürger führte zur Benachteiligung anderer Gesellschaftsklassen. Die Bürger schoben sich als Zwischenhändler zwischen den Erzeuger und den Konsumenten ein. Im Jahre 1497 klagten die Salzarbeiter von Aussee, daß sie gezwungen seien, Getreide, Fleisch, Schmalz und andere Lebensmittel „nit von den Bauern", sondern von den Städtern zu kaufen, die den Bauern die Waren abhandelten, um sie gegen einen bedeutenden Gewinn wieder abzugeben. „Wo die Bürger", sagten sie, „umb ein Pfennig von den Bauern kaufen, trachten sie, daß sie es um vier Pfennig wieder aus der Gewalt geben." Die durch diesen Vorkauf entstandene Teuerung war einer der Umstände, die sie zu der Erklärung zwangen, daß, wenn der Arbeitslohn nicht erhöht würde, die „Arbeiter der obbenannten Mängel halber da nit bleiben" könnten.

In Deutschland hatten sich im letzten Jahrhunderte des Mittelalters Handelsgesellschaften gebildet, die durch Aufkauf von Waren und deren Preissteigerung einen schweren Druck auf die Bürger und Bauern ausübten, den Kleinhandel beherrschten und bewirkten, daß sich in manchen Familien große Kapitalien anhäuften. In den öster-

[1]) Schwind-Dopsch, S 382.

reichischen Ländern hört man von solchen Gesellschaften wenig. Man beschwerte sich über die „Fürkäufe der Fugger und anderer Gesellschaften", besonders über das Privileg der Augsburger Kaufleute für den Zinnhandel in Tirol.[1]) Auch wird einmal eines Seifenringes gedacht, ohne daß man Genaueres erfährt. Der Innsbrucker Ausschußlandtag von 1518 verlangte: „Die neuerlich zur Betreibung des Seifenhandels zusammengetretene Gesellschaft soll als landschädlich aufgehoben werden."

Die in Deutschland entstandenen Gesellschaften übten aber auch in Österreich einen schädigenden Einfluß aus.

Diese Kaufmannsgesellschaften brachten soviel Waren nach Wien, daß sie dieselben durch den Verkauf im großen allein nicht loswerden konnten und daher auch im kleinen zu handeln begannen, wozu sie kein Recht hatten. Unter den bedrängten Kleinkaufleuten entstand daher großer Unwille, und sie brachten es dahin, daß die Obrigkeit den oberländischen Kaufleuten den Kleinhandel verbot. Die Folge war, daß diese ihre Warenlager nach Brünn verlegten, wo sie nach ihrer Angabe gut aufgenommen wurden und große Handelsgeschäfte mit Schlesien, Polen und Ungarn machten.[2]) Kaiser Maximilian I., dessen Zoll- und Mauteinnahmen dadurch sehr geschmälert wurden, beauftragte seinen niederösterreichischen Vizedom, Lorenz Saurer, einen Vergleich herbeizuführen. Dieser unterhandelte mit den Wiener und den ausländischen Kaufleuten[3]), bis im Jahre 1515 ein Ausgleich zustande kam. Die Ausländer sollten nur im großen verkaufen, Gold und Silber nicht einhandeln und „kein eigen Kuchen halten", d. h. in Bürgerhäusern wohnen. Sie hatten gebeten, einen Teil ihrer Waren, die sie nach Wien brachten, nach Mähren und nach Steiermark führen zu dürfen, was ihnen nicht erlaubt wurde. Ohne Zweifel wurde der Betrieb des Kleinhandels gegen die Übermacht des Kapitals durch dieses Übereinkommen einigermaßen geschützt.

Der erwähnte Ausschußlandtag machte abermals auf diese Gesellschaften aufmerksam. Sie haben, sagte er, alle unentbehrlichen Waren, vom Silber und Kupfer angefangen, bis hinab zum Fleisch, Schmalz und Unschlitt in ihre Hand gebracht und sind durch ihre Geld-

[1]) Bücking, S. 16.

[2]) Darüber bringt gute Nachricht Böhm, Verhandlungen bezüglich des Geschäftsbetriebes ausländischer Kaufleute in Wien ꝛc. Archiv d. W. A. 14. Die Wiener erzählen: „nachdem man in (den Ausländern) nicht gestatten wellen, daß sy mit Gewicht klein und groß auch Ellen in iren Gewelben und Gemachen zu verkauffen wie ander Bürger, und allein in aller Welt den Bürgern das Klein zu verkauffen und nicht Ausländern zugebürt, auch sy nicht als Kaufleut, sonder als gemein Kramer verkauft und gehandelt," zogen sie von Wien weg.

[3]) Die Ergebnisse dieser Enquete, wie wir sagen würden, sind eben in den von Böhm mitgeteilten Akten enthalten.

kraft so mächtig, daß sie dem gemeinen Kaufmann und Gewerbsmann den Handel „abstricken".

Auch Fälschung der Waren, besonders der Gewürze, ließen sie sich zuschulden kommen; sie machten die Tücher kürzer und „benahmen ihnen durch Strecken die Haltbarkeit". Daher sollten die Kaufleute nur solche Tücher bringen, die mit einem Siegel der Stadt, aus der sie stammten, versehen waren.

Die Mittel zur Abhilfe, die der Landtag angab, scheinen ohne Erfolg geblieben zu sein.

Das „Regiment" in den Städten führten die Richter, der Bürgermeister und der Rat. In den meisten Städten hatten die Bürger das Recht erlangt, den Richter zu wählen, der aber vom Grundherrn bestätigt werden mußte. In Wien und Tulln wurden seit Albrecht I. auch Bürgermeister gewählt, etwas später auch in Wiener-Neustadt, in den meisten Städten aber erst im 15. Jahrhunderte. Der Richter nahm dann die zweite Stelle ein, doch führte er den Vorsitz im Stadtgerichte bei allen Rechtshändeln. Aber die Quelle aller Gewalt und aller obrigkeitlichen Ämter und Würden ruhte noch immer in der Gesamtbürgerschaft. War diese zu zahlreich geworden, um zu öfter wiederkehrenden Versammlungen berufen zu werden, so übertrug man einen Teil ihrer Amtswirksamkeit auf einen Bürgerausschuß, der als äußerer (großer) Rat dem inneren (kleinen) Rat zur Seite stand. Der äußere Rat[1]) stand mit dem Kollegium der schon erwähnten Genannten in enger Verbindung, das manchmal selbst den äußeren Rat bildete. In Wien nahm dieses Kollegium an Stelle der Stadtgemeinde die Wahl des Bürgermeisters und des inneren Rates vor und diese Übung wurde 1517 sanktioniert. Aus den Genannten wurden auch die Beisitzer für das Stadtgericht genommen. Die Genannten findet man auch in anderen Städten, aber ihre Zahl ist nicht überall gleich.

Gewisse Geschäfte waren bestimmten Ratsherren zugewiesen: der Bürgermeister und einige Räte hatten als Schlüsselherren die Schlüssel der Stadt zu verwahren; das Vermögen der Stadt verwalteten Kämmerer; der Spitalmeister führte die Aufsicht über das Spital. In größeren Städten ernannte der Rat einen Sterzermeister oder Bettelrichter, der die Bettler überwachte; diese waren auch in einer Zeche vereinigt und mußten wöchentlich einen Beitrag in die Zechbüchse leisten.[2]) Jedem Bettler wurde ein Standplatz angewiesen, jeder erhielt

[1]) Luschin, Gerichtswesen, S. 211. — Strobl, Die Städte Krems und Stein im Mittelalter. Jahresber. d. LOR. v. Krems 1881.

[2]) Schober, Das bürgerliche Leben zu Wiener-Neustadt ꝛc. Blätter d. V. f. Lk. v. N.-Ö. N. F. XIX, S. 224 ff. — Schwind-Dopsch, S. 357.

als Zeichen seiner Berechtigung zum Betteln ein Abzeichen aus Blei oder Zinn, jeder mußte sich ausweisen, daß er das Vaterunser und den Glauben beten könne und zu Ostern beichte.

Die meisten Städte und Märkte hatten ursprünglich nur die niedere Gerichtsbarkeit. Wenn sich also in ihrem Gebiete todeswürdige Verbrechen ereigneten, so führte der Stadt- oder Marktrichter die Voruntersuchung, worauf er den Verbrecher dem Landrichter überlieferte. Nach und nach erlangten die meisten landesfürstlichen Städte, Märkte und auch herrschaftliche Orte den Blutbann innerhalb des Burgfriedens. Klosterneuburg erhielt schon 1298 „Stock und Galgen als ander unsere Städte haben in ihrem Gericht". Wiener-Neustadt erhielt den Blutbann nicht nur in der Stadt, sondern auch in dem Gebiete bis zur ungarischen und steirischen Grenze, in dem zahlreiche Dörfer und zwei landesfürstliche Märkte, Aspang und Neunkirchen, lagen. Laibach bekam erst 1494 den Blutbann und 1514 eine ausführliche Gerichtsordnung. So begünstigte Städte errichteten auf einer weithin sichtbaren Stelle einen Galgen.

Im ganzen Mittelalter war das Gericht eine Einnahmsquelle des Landesfürsten oder des Grundherrn. Das Gericht trug in Wien, Wiener-Neustadt, Krems-Stein je 1000 Pfund, das in Linz 600, das Hainburger 500, das zu Enns 200 Pfund.

Die Gerichtsverhandlung war mündlich und öffentlich auf dem Marktplatze in der Vorhalle einer Kirche oder eines Hauses, wo vier ins Viereck gestellte Bänke die „Schranne" bildeten. Auf dem Tische lag das Gerichtsschwert, den Gerichtsstab hatte der Richter in der Hand. Ein Bild im Rathause zu Graz vom Jahre 1478 zeigt den Stadtrichter im langen Talare mit dem Barett auf dem Haupte in der Mitte von sechs Räten am Tische sitzen, vor ihnen steht der „Weisbot" (Gerichtsdiener), der mit einer angeklagten Person den Eid „stabt" (vorsagt). Der Schwörende mußte nämlich, während er den Eid nachsprach, die Hand an den Gerichtsstab legen, den man ihm vorhielt; manchmal trat an die Stelle des Gerichtsstabes auch eine Reliquie oder ein Altar.

In Wien mangelte es nie an Prozessen. Die Sucht nach Rechtsstreitigkeiten wird schon von Helbling getadelt. „Wenn in Wien", sagt er, „an den Schranken des Gerichtes hundert ihre Klagen eingebracht haben, so lauern außerhalb der Schranne schon wieder tausend, die klaghaft werden wollen, wenn es nur anginge. Und die Klage Teichners über die Bestechlichkeit der Richter wird sich nicht bloß auf Wien beziehen. „Wo immer", sagt er, „Gebhart in die Schranne tritt und

Nehmhart Richter ist, da ist der Arme verloren, denn es geht an ein Erstrecken und Verziehen, so daß keiner sein Recht erreichen kann." Wenn der Beklagte ein Adeliger sei, dann erlange der Kläger schwer sein Recht, wiewohl dies nicht im Sinne des Landesfürsten liege. Der Reiche wisse mit seinem Gelde das Recht zu seinen Gunsten zu drehen.

Im allgemeinen ließ also die Handhabung der Justiz in den Städten wie auf dem Lande viel zu wünschen übrig. Dem Wiener Rate wurde einmal der Vorwurf gemacht, daß er zu wenig Sorgfalt auf die Behütung der Straßen verwende und somit Verbrechen nicht verhindere, „wann das dem Richter nicht eine Ehre ist, das vil am Galgen hangen; hiet man wohl gehuet, so kemen so vil nit daran, desgleichen wenn einem Arzt vil Kranken sterben, so ist das versehenlich, er hab gar wenig sein Fleiß zu ihnen gethan".[1])

Die Scharfrichter mußte man mitunter auch von anderen Städten entlehnen. So bat 1432 Herzog Albrecht vom Magistrate von Krems den Scharfrichter aus, damit er in Korneuburg eine Hinrichtung vollziehe; denn der Wiener Scharfrichter sei eben gestorben.

Die Ankunft des Landesfürsten brachte den Übeltätern Begnadigung; wenigstens verlangte König Ladislaus im Jahre 1457 von den Kremsern[2]): „Wann von alter löblicher Herkommen ist, so ein jeder erblicher Landesfürst in sein Stet, da er vor nicht ist gewesen, einzeucht, daß all gevangen daselbs, welcherley Schuld sie auf in haben, ledig seyn sulden, empfehlen wir Euch ernstlich, daß Ir denselben Watsas solcher seiner Handlung (Mißhandlung seiner Frau) von unsers ersten Einzugs wegen ... begebet und ledig lasset."

Im allgemeinen kümmerten sich die Landesfürsten um die Regierung und Verwaltung der Städte nur wenig. Sie waren froh, wenn die Stadtsteuern und das Ungeld ohne Klage abgeliefert wurden, sahen es mitunter gern, wenn die Städte die Gerichtsgefälle, das Ungeld, die Tormaut, die Zölle und den „Kasten", d. h. das Zinsgetreide der Untertanen, die solches abzuliefern verpflichtet waren, in Bestand (Pacht) nahmen und stellten, wie schon erwähnt wurde, manchmal an die Bürger das Ansinnen, eine reiche Bürgerswitwe zu einer Heirat mit einem geldbedürftigen Hofbediensteten zu überreden; denn so konnten sie auf billige Art belohnen. Bei allgemeinen Unglücksfällen ließen die Landesfürsten die Stadtsteuer nach oder sie gestatteten, sie zur Befestigung der Stadt zu verwenden.

---

[1]) Luschin, a. a. O. 224. Diesen Vorwurf machten dem Wiener Rate die vom Basler Konzil entsandten „Visitierer aus England". (Sitzungsb. d. W. A. 1849, S. 41.)

[2]) Kinzl, Krems und Stein, 53.

Um die Wende des 16. Jahrhunderts beginnt sich die Oberaufsicht des Staates mehr bemerkbar zu machen. Kaiser Maximilian I. fand im Jahre 1514 Zeit, den Bürgern von Krems und Stein zu verbieten, in ihren Städten Schweine frei umherlaufen zu lassen, ein Verbot, das eine hygienische Maßregel sein könnte. Einige Bauvorschriften erhielt im Jahre 1523 die Stadt Leoben; die „ungeschickt sorglich Gepäu von Holzwerk" sollten beseitigt, bei Neubauten die Rauchfänge über das Dach hinausgeführt werden, damit nicht so erschreckliche Feuersbrünste entstehen oder man leichter Hilfe bringen könnte; auch sollte eine Feuerwehrordnung gemacht werden.[1]) Für Wien ordnete eine landesfürstliche Verfügung vom 20. Oktober 1522 die Neubesetzung des Wiener Stadtgerichtes mit einem Stadtrichter und zwölf ständigen, vom Landesfürsten besoldeten Beisitzern aus der Bürgerschaft an.

Von Städtebündnissen, wie sie in Deutschland abgeschlossen wurden, ist in Österreich keine Rede; doch fanden manchmal Verabredungen mehrerer Städte in bestimmten Angelegenheiten statt. Die Städte und Märkte Steiermarks stellten 1439 Satzungen gegen den unter den Bürgern eingerissenen Luxus auf und in demselben Jahre versammelten sich Abgeordnete der sechs Städte Österreichs in Enns und „haben betracht und geordnet derselben aller Stet Nutz und Frumen nach alter Gerechtigkeit und löblicher Gewohnheit".[2]) Das waren die ersten Städtetage in Österreich.

5. Der Bergbau

Durch den Betrieb von Zunftgewerben konnte der Bürger zwar sein Auskommen finden, keineswegs aber ein großes Vermögen erwerben; dies war nur durch Handel und den Betrieb nichtzünftiger Tätigkeit, also auch durch bergmännische Unternehmungen, möglich.

Der Bergbau fand in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters mannigfache Erweiterung.

In den Städten Steyr und Leoben bildeten sich Gesellschaften von Bürgern, die das Rauheisen des Erzberges ankauften und damit Handel trieben. Es wurde nach und nach zur Gewohnheit und dann auch durch landesfürstliche Verfügungen angeordnet, daß die Stadt-Steirische Gesellschaft das in Eisenerz erzeugte, die Leobener das in Vordernberg gewonnene Eisen ankauften. Diese zwei Gesellschaften

[1]) Schmelzer, Die Massenburg. Jahresber. des LG. Leoben 1894, S. 46.
[2]) Oberleitner, Stadt Enns. Archiv d. W. A. 27, S. 52.

wurden verpflichtet, den Radgewerken und Hammermeistern zum Geschäftsbetriebe Geldsummen vorzustrecken und hießen daher „Verleger", und Steyr und Leoben waren „Verlagstädte" des Eisens. Es wurde auf Saumtieren nach Reifling und Weyer und von da auf der Enns nach Steyr gebracht. Zu diesen drei Gliedern des gesamten Eisenwesens, den Radgewerken, den Hammermeistern und den Verlegern oder Händlern, kam noch das „Proviantglied", das aus den Orten Waidhofen, das an der hellgrünen Ybbs auf dem Grunde des Hochstiftes Freising entstanden war, Scheibbs, das von Herzog Albrecht II. das Stadtrecht erhalten hatte, u. a. bestand. Die Bürger dieser Orte, die sich zu Kaufmannsgilden vereinigt hatten, kauften in den umliegenden Ortschaften Getreide, Vieh, Schmalz u. dgl. zusammen und führten diese Lebensmittel nach Eisenerz, wo sie Eisen in Empfang nehmen konnten. Dieses verteilten sie an die Klingen-, Messer-, Sensen- und Sichelschmiede, deren es im Ramingtale, in Waidhofen und Scheibbs eine große Zahl gab; die Erzeugnisse dieser Schmiede schickten sie dann in die weite Welt. Waidhofen stand mit Venedig, Nürnberg und Augsburg in Handelsverbindung, wurde aber oft von den eifersüchtigen Kaufleuten der Stadt Steyr in seinem Handel gehindert.[1])

Das „Leobner Eisen" fand Verwendung in Steiermark und Ungarn, gelangte über den Semmering nach Wien, über Murau nach Salzburg, Tirol, Bayern, in die Schweiz und in den Breisgau; das Eisen der Verlagstadt Steyr wurde in Ober- und Niederösterreich verwendet und fand seinen Weg auch nach Bayern, Sachsen, nach Hamburg und Danzig, in die Niederlande und wurde „von dannen gar in Engellandt und Hispanien verhandtiert". Der Stapelplatz des Hüttenberger Eisens wurde Althofen; jeder Radgewerke mußte sein Eisen einem Althofener Bürger verkaufen. Die Bürger von St. Veit, eifersüchtig auf den Wohlstand der Althofener Eisenhändler, strebten ebenfalls nach dem Rechte des Eisenhandels und fanden an dem Landesfürsten, der in St. Veit eine Maut hatte, Unterstützung, während die Erzbischöfe die Althofener begünstigten. Diese errichteten eine Eisenhandelsgesellschaft zum gemeinsamen Einkauf und Verkauf des Eisens, die sie Kommune nannten, was die St. Veiter Bürger nachahmten. Diese Streitigkeiten zogen sich bis in das 16. Jahrhundert hinein.

Das Kärntner Eisen durfte bis in die Zeit Kaiser Josefs II. nur südwärts über die Landesgrenzen abgesetzt werden; man führte es über Völkermarkt und Eisenkappel in die Karstländer oder auf der Straße

[1]) Frieß, Geschichte der Stadt Waidhofen. Jahrbuch f. Lk. v. N.-Öst. I (1868). — Pritz, Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyr. Linz 1837.

über den Predil, die 1389 von Cividaler Kaufleuten mit Erlaubnis des Bamberger Bischofs angelegt wurde, oder durch das Kanaltal nach Italien.

Auch Krain hatte Eisenwerke: um 1348 legten Friauler zu Eisnern auf bischöflich Freisingischem Grunde Eisenhämmer an. Im Jahre 1497 entdeckte man bei der heutigen Stadt Idria Quecksilber, zu dessen Gewinnung sich eine kleine Gewerkschaft bildete. Kaiser Maximilian begann dort einen Grubenbau auf eigene Rechnung und schon 1514 bestellte er einen Bergrichter, der dem Oberbergrichteramte zu Obervellach in Kärnten unterstand. Schon in dieser Zeit begann man mit der Erzeugung von Zinnober.[1])

Die Salzburger Erzbischöfe ließen es sich angelegen sein, den alten Goldbergbau im Gasteiner Tale zu erweitern.[2]) Im Jahre 1342 wurde eine Berg-, Fron- und Wechselordnung für „Bergrichter, Frohner, Wechsler, Grubenmeister und andere Erzleute in der Gastun" erlassen. Darin wurde die Amtsgewalt der Gasteiner Land- und Bergrichter festgesetzt, die Einlösungspreise der Gold- und Silbererze bestimmt, die Freizügigkeit der Bergleute gewährleistet. Die Erzbischöfe überließen die Erzgewinnung einzelnen Gewerken oder ganzen Gesellschaften in Pacht, meist Bürgern von Salzburg und Judenburg. So entstanden die reichen Gewerkenfamilien. Auch in Rauris, im Lungau, im Katschtale bei Malentein und Sachsenburg in Kärnten wurde auf Gold gegraben und die Gruben verpachtet. Den Erzbischöfen stand als Bergwerkseigentümern der Wechsel zu, d. i. das Recht, vermöge dessen die Gewerken, an welche die Gruben verliehen waren, das gewonnene Metall nicht nach eigener Willkür verhandeln durften, sondern um einen niederen Preis an das erzbischöfliche Wechselamt einliefern mußten. Doch gewöhnlich überließ der Landesfürst die Ausbeute den Gewerken zu eigener Verwertung; dann hieß der Wechsel die für jeden Zentner oder jede Mark festgesetzte Abgabe an den Landesherrn. Den in natura an den Bergwerkseigentümer abzugebenden Teil des erbauten Erzes, gewöhnlich ein Zehntel, nannte man Frone.

Die gewonnenen Erze wurden mittels „Sackzuges" abwärts geschafft und die mit Erz gefüllten Säcke in „Sackzugriesen", das sind enge Mulden, in die tiefer gelegenen Hütten gebracht, wo sie in niedrigen Öfen geschmolzen wurden.

Die reiche Ausbeute der Gruben lockte immer mehr fremde Unternehmer herbei. Bürger von Augsburg und Nürnberg, ja selbst Vene-

[1]) Hitzinger, Das Quecksilberbergwerk Idria von seinem Beginnen bis zur Gegenwart. Laibach 1860.

[2]) Reißacher, Bruchstücke aus der Geschichte des Salzburger Goldbergbaues.

zianer fanden sich ein. Sie brachten neues Kapital und führten vielfach technische Verbesserungen ein. Die hervorragendsten Gewerken am Ende des 15. Jahrhunderts waren Erasmus Weitmoser, Martin Zott, Martin Strasser, Augustin Hölzl und Martin Lodinger. Manche Erzbischöfe, wie Bernhard (1466—1482) und Leonhard von Keutschach (1495 bis 1519), begünstigten den Bergbau außerordentlich und führten seine Blütezeit herbei; sie erließen neue Bergordnungen, halfen verarmten Gewerken wieder auf und sorgten dafür, daß den Knappen die Pfennwerte, das sind die Lebensmittel, in guter Beschaffenheit und zu billigen Preisen verabfolgt wurden. Es heißt, daß unter Leonhard die Bruderladen der Knappschaften gegründet worden sind.

Die Salzgewinnung in Hallstatt wurde von der Königin Elisabeth, der Witwe Albrechts I., gefördert. Sie hatte von ihrem Gemahl das Land an der oberen Traun zur Morgengabe erhalten und ließ um 1308 einen Stollen eröffnen und eine Pfanne erbauen. Sie ließ nur einen Teil der Sole in eigener Regie verarbeiten und Privatpersonen am Salzsieden mit dem Rechte der Vererbung teilnehmen. Am Nordende des Traunsees mußte das Salz umgeladen werden, weil es von da bis Lambach wegen des Traunfalles nicht auf dem Flusse, sondern nur mit Lasttieren weitergeführt werden konnte. Dies hatte eine Ansammlung von Menschen und die Entstehung des Ortes Gmunden zur Folge. Im Jahre 1416 wurde der Traunfall fahrbar gemacht. Die Hauptniederlagstätte befand sich zu Enns. Lange ging das Hallstätter Salz nur nach Ober- und Niederösterreich südlich der Donau, während das erzbischöfliche Salz von Hallein auf der Salzach und dem Inn nach Passau und von da auf der Donau bis Korneuburg und zu Lande nach Prachatitz in Böhmen gebracht wurde. Halleiner Salz ging auch nach Kärnten. Maximilian I. erweiterte die Salzgewinnung, löste die Anteile der Privaten am Sudwesen ab und brachte es ganz in die Verwaltung des Staates.[1])

Sehr lebhaft gestaltete sich infolge des Aufschwunges des Bergbaues der Verkehr über die Tauern. Hatte man früher den Radstätter Tauern zum Übergange benützt, so nahm jetzt der Warenverkehr seine Richtung häufiger über den Mallnitzer, Rauriser, Fuscher und Felber Tauern. Saumtiere, gewöhnlich mit einer Last von 250 Pfunden beladen, brachten auf diesen Wegen vorzugsweise Salz nach Kärnten, von wo sie Blei zum Schmelzbetriebe, südliche Weine und Südfrüchte zurücktrugen. Oft überschritten 50 Pferde hintereinander die Höhen und

[1]) Widerhofer, Geschichte des oberösterr. Salzwesens von 1282—1636. Jahresber. R., Wien, III. Bez., 1907.

vermittelten den Austausch von Waren zwischen Salzburg, ja zwischen Augsburg, Regensburg, Nürnberg und Venedig.

In Steiermark wurden die Silberbergwerke zu Zeiring und zu Schladming, das schon 1322 als Stadt bezeichnet wird, in Kärnten die schon früher genannten Bergwerke ausgebeutet. Im Jahre 1361 wurde das Zeiringer Bergwerk durch einen Wassereinbruch fast vernichtet, wobei 1400 Knappen ertrunken sein sollen. Im Jahre 1351 überließ der Bamberger Bischof Friedrich dem Heinrich Eylauer aus Kuttenberg in Böhmen das Stadt- und Berggericht zu St. Leonhard in Kärnten sowie das Goldbergwerk daselbst; 1422 wurde die Stadt und das Landgericht St. Leonhard an Hans von Wernher um 3500 Gulden überlassen, das Bergwerk behielt der Bischof. Bürger und Adelige, Einheimische aus St. Leonhard, Wolfsberg, Villach und St. Veit und Fremde, die Weitmoser aus Salzburg, die Della Grotta aus Venedig erwarben Grubenanteile bei diesen Bergwerken, kauften Güter, Gründe und Rechte, erbauten Häuser und Mühlen und legten Hämmer an.[1]) Auf den Bambergischen Besitzungen gab es auch ergiebige Bleibergwerke, besonders zu Bleiberg bei Villach und zu Raibl. In Oberkärnten, im Gebiete der Görzer Grafen, wurde auf Gold und Silber im Möll-tale von der Pasterze bis gegen Winklern gebaut; im Zirknitztale bestand am Kloidnerberge ein Goldbergwerk, andere Bergwerke waren im Drautale von Oberdrauburg bis zum Einflusse der Möll. Der Sitz der Görzischen Bergverwaltung war Obervellach.

In Tirol kam der Bergbau ebenfalls im 15. Jahrhunderte zur Blüte. Unter Friedrich mit der leeren Tasche und lange nach ihm waren die Bergwerke bei Gossensaß und Sterzing, wo schon 300 Jahre früher auf Silber gegraben wurde, ergiebig; er legte mit Erlaubnis der Salzburger Kirchenfürsten auch im Zillertale Silbergruben an. Unter Siegmund entstand ein Bergwerk nach dem anderen; Einheimische und Ausländer legten ihre Kapitalien in Bergwerksunternehmungen an, neben gewissenhaften Unternehmern fanden sich gewinnsüchtige Kaufleute, Spekulanten und Schwindler ein. Viele dieser Leute kamen durch den Leichtsinn, mit dem sie Verträge eingingen und ihr Geld opferten, an den Bettelstab. Das ergiebigste Bergwerk wurde das im Falkenstein zu Schwaz im Unterinntale, das lange Zeit jährlich im

[1]) Die Halden, welche man noch heute in der Klieming (bei St. Leonhard) sieht, sind wahrhaft ungeheuer. Gewonnen wurde ein Gold, das ungefähr 10% Silber enthielt und seit dem 16. Jahrhunderte zumeist vom Hochstifte Mainz vermünzt wurde. Die letzten Versuche, diesen so oft aufgelassenen Bergbau zu beleben, fallen in das 19. Jahrhundert. — Luschin, Über den Gold- und Silberbergbau in Kärnten während des Mittelalters, in den Münzgeschichtlichen Vorstudien. Archiv d. W. A. 47, S. 236.

Durchschnitte 50.000 Mark Silber lieferte. Silbererze soll man dort zuerst 1409 entdeckt haben. Als die Ausbeute groß wurde, machte Erzherzog Siegmund seine Hoheitsrechte geltend und nahm selbst neun Anteile. Die erste Verhüttung der Erze geschah in Schwaz selbst; im Jahre 1480 wurde in Jenbach eine Silber- und Kupferschmelzhütte errichtet. Um die Erträgnisse dieses Bergbaues besser verwerten zu können, ließ Erzherzog Siegmund in seiner neuen Münzstätte zu Hall die bisherige Rechnungsmünze, das Pfund Berner, in Gestalt einer einzelnen Silbermünze darstellen und dann sogar Silbermünzen bis zu fünf Pfund Berner schlagen. Welche Menge Arbeiter in Schwaz beschäftigt war, sieht man aus folgender Erzählung: Als Kaiser Maximilian 1490 Schwaz besuchte, kamen ihm 7400 Gewerkleute mit ihren Fahnen entgegen, überreichten ihm etliche goldene Schüsseln voll rheinischer Goldgulden und 100 Pfund ungearbeitetes Silber. Damals waren dort 20 Gewerken im Besitze eigener Schmelzhütten; zu diesen gehörte auch Jakob Fugger und sein Neffe Anton.

Jakob Fugger gewährte dem Innsbrucker Hofe zu Zeiten Siegmunds und Maximilians wiederholt Darlehen und ließ sich dafür die Silber- und Kupferausbeute aus den Bergwerken des Unterinntales verpfänden, welche die Gewerken aus den ihnen verliehenen Gruben zu einem bestimmten Preise an den Landesherrn abzuliefern hatten, auch erwarb er selbst Bergwerksanteile in Schwaz, Rattenberg und Lienz. Der Abt von Arnoldstein in Kärnten verlieh ihm mit Zustimmung des Bischofs von Bamberg 1495 am Gailitzflusse drei Huben zu Erbrecht und dort legte Fugger ein Hüttenwerk an, um die silberhaltigen Kupfererze zu seigern, die er aus seinen ungarischen Bergwerken herbeiführte. Am Fuße des Dobratsch baute er sich ein Schloß, das er Fuggerau nannte. Jakob Fugger organisierte den Metallabsatz nach dem Auslande: das Silber verkaufte er an Münzstätten, das Blei, Kupfer und das erzeugte Messing nach Augsburg, Wien, Venedig und selbst nach Genua. Auch er belebte mit seinen Saumrossen die Alpenwege und die Straße, die im Kanaltale über Udine nach Venedig führt. Tiroler Bergknappen, wackere, ausdauernde Arbeiter, verwendete er ebenso zu Neusohl in Ungarn wie im Quecksilberbergwerk zu Almaden in Spanien.

Im Jahre 1523 ergab das Schwazer Bergwerk einen Ertrag von 77.000 Mark, dann aber wurde die Ergiebigkeit in Schwaz wie in den anderen Bergwerken geringer.[1])

[1]) Dobler, Über den Bergbau und Handel des Jakob und Anton Fugger in Kärnten und Tirol (1495—1560). Zeitschrift d. Hist. V. f. Schwaben und Neuburg. IX (1882), S. 193. — Jäger,

Der Boden Tirols wurde damals auch nach Alaun, Galmei, Sinter und Salpeter unterſucht. Nach Alaun, den man zur Tuchfärberei benützte, griffen beſonders die Italiener, Unternehmer aus Venedig und Verona, als deren Geſchäftsgenoſſe Anton Münig aus Bozen genannt wird. Galmei benötigte man zur Verwandlung des Kupfers in Meſſing, Sinter und Salpeter wurden vom Herzog dem Pfannhauſe in Hall vorbehalten.

Die erſte Stätte einer geregelten Berggeſetzgebung in den öſterreichiſchen Alpenländern war Zeiring; denn die „ehrbaren Leute auf der Zeiring" hatten ſchon vor 1325 eine Bergordnung, die ſie in dieſem Jahre den Bergleuten zu St. Leonhard im Lavanttale mitteilten. Dieſe Zeiringer Bergordnung galt für ganz Steiermark. Im Salzburgiſchen, in Tirol und Bayern fand der Bergbrief von Schladming vom Jahre 1408 eine weite Verbreitung. Selbſt in die von der Republik Venedig im Jahre 1488 erlaſſenen Capitoli et ordini minerali wurde dieſer Brief faſt ganz aufgenommen; ja einzelne Sätze desſelben ſind auch den Bergordnungen der ſpäteren Jahrhunderte einverleibt worden und damit bis zur Kundmachung des Allgemeinen öſterreichiſchen Berggeſetzes vom Jahre 1854 im größten Teile Öſterreichs geltendes Recht geblieben.[1])

6. Die Juden

Das ganze Mittelalter hindurch war der Gegenſatz zwiſchen Chriſten und Juden unaustilgbar; die letzteren waren eben als die Nachkommen jener, die Chriſtum kreuzigten, gebrandmarkt. Trotzdem fand der verachtete Jude mit ſeinem Gelde überall Eingang: geiſtliche und weltliche Fürſten nahmen ſeine Steuern entgegen und machten Anlehen bei ihm oder bedienten ſich ſeiner in Geldgeſchäften und Münzangelegenheiten; in den Städten war er ebenfalls Gelddarleiher und Geſchäftsvermittler[2]), ſelbſt der untertänige Bauer mußte oft genug, wie ſein Grundherr ſelbſt, zu ihm ſeine Zuflucht nehmen.

Die einzige Quelle ſeines Erwerbes waren die Geldgeſchäfte. Um 1400 ſchrieb ein Jude von Wiener-Neuſtadt: „In unſerer Zeit iſt unſer

Beitrag z. Tiroliſch-Salzburg. Bergwerksgeſchichte. Archiv d. W. A. 53. — Worms, Schwazer Bergbau im 15. Jahrh. Wien 1904. — Max R. v. Wolfstrigl-Wolfskron, Die Tiroler Erzbergbaue (1301 bis 1663). Innsbruck 1903. — Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger. — Opitz, Die Fugger und Welſer. Zwei Handelsfürſtenhäuſer der Reformation. Berlin 1906.

[1]) Biſchoff, Beiträge z. Geſch. des ſüddeutſchen Bergrechtes. Zeitſchr. f. Bergrecht. 33., 39. Bd.

[2]) Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der Juden in Deutſchöſterreich. 1. Bd.: Das Judenbuch der Scheffſtraße zu Wien (1389—1420), herausgegeb. von Goldmann. Wien und Leipzig 1908. Die Scheffſtraße war die Gegend vor dem Stubentore.

Haupterwerb, daß wir Geld auf Interessen verleihen." [1]) Der Zinsfuß war sehr hoch, da das Bargeld noch spärlich war. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts betrug er 70—86 Prozent, dann sank er wohl, aber im Mittelalter nie unter 43 Prozent. Als im Jahre 1337 sich allgemein Klagen gegen den Wucher der Juden erhoben, gaben die Wiener Juden die Erklärung ab, daß sie freiwillig, mit Rücksicht auf das Wohlwollen, das ihnen von den Wiener Bürgern zuteil geworden, und in der Hoffnung, daß ihnen dies nicht werde entzogen werden, an Reiche und Arme das Pfund Pfennige gegen einen Zins von drei Pfennigen die Woche leihen wollen, was einem Zinsfuß von 65 Prozent gleichkommt. Die Judenordnung der Herzoge Albrecht und Otto vom 20. Jänner 1338 bestätigte diese Erklärung.

Übrigens bezeichnete man im Mittelalter jeden als Wucherer, der von dargeliehenem Gelde Zinsen nahm; man nannte diesen Erwerb Zinsenkauf. Die Geistlichkeit eiferte fortwährend gegen denselben und forderte, daß er vor die geistlichen Gerichte gehören solle. Berühmte Theologen behandelten diese Fragen in eigenen Schriften; so schilderte Heinrich Langenstein, Professor an der Wiener Universität, das wucherische Treiben der Juden und die Nachteile, die daraus den Christen erwuchsen. In einer anderen Schrift versuchte er den Nachweis, daß jede Art von Wucher, wozu auch das Ausleihen von Kapital auf Zinsen gehöre, als Todsünde zu betrachten sei.[2]) Trotz solcher Schriften wurde der Zinskauf immer gewöhnlicher und die Juden und die geldbedürftigen Fürsten waren es hauptsächlich, die ihn immer mehr verbreiteten. Schon im 13. Jahrhunderte gab es Christen, welche Kapitalien ansammelten, die sie nicht in kostbaren Hausrat umsetzen oder zum Ankauf von Grundstücken oder Renten verwenden wollten. Sie übergaben das Geld den Juden, die es in ihrem Namen nutzbringend anlegten. Das Salzburger Provinzialkonzil von 1300 gebot der Geistlichkeit, solche Christen namhaft zu machen, damit sie bestraft werden könnten.[3]) Und im 15. Jahrhunderte wurde jedem mit dem Banne gedroht, der den Juden Geld gab, um durch sie Wucherzinsen zu erlangen.

In Wien wohnten die Juden in dem Stadtteile, in dem sich jetzt der Kärntnerring befindet. Da hatten sie auch eine Schule, eine Badestube, ein Gasthaus, eine Fleischbank, ein Spital, einen Garten und

[1]) Wolf, Geschichte der Juden in Wien, S. 15.

[2]) Aschbach, Geschichte der Wiener Universität. I, 397.

[3]) . . . etiam denuntient omnes illos christianos, qui apud judeos pecuniam suam locant, ut a judeis usuram recipiant, vel ut judei eandem pecuniam mutuent ad usuram. Cod. 149 der Klagenfurter Lyzealbibliothek. Fol. 97.

einen Gottesacker. Für das 13. und 14. Jahrhundert läßt sich behaupten, daß jeder bedeutendere Ort eine Judengemeinde besaß. In Kärnten wohnten Juden zahlreich in Villach und Friesach, in Steiermark, in dessen Hauptstadt ein Getto zwischen der Bürgergasse (jetzt Herrengasse) und der Schmiedgasse bestand, war Judenburg stark von ihnen bevölkert.

Die Juden hatten in allen Städten Judengerichte, an deren Spitze ein vom Herzog eingesetzter Judenrichter stand, der ein Christ war. Die Gerichtsbank wurde aus Christen und Juden zusammengesetzt. Der Judenrichter war das vermittelnde Organ zwischen den Behörden und den Juden. Die Steuern, welche die Juden als landesfürstliche Kammerknechte in die Kammer abzuliefern verpflichtet waren, wurden von jenen Juden, die der Herzog als seine Vertrauensmänner bezeichnete, auf die Juden verteilt. Wer zu hoch besteuert zu sein glaubte, konnte Einsprache erheben, und es wurde ihm auch ein Nachlaß gewährt, wenn er seine Behauptung beschwören konnte. Neben der regelmäßigen Steuer forderten die Landesfürsten von Zeit zu Zeit auch besondere Geldhilfen.[1]) Die Wiener Juden waren überdies verpflichtet, Betten in die Burg zu liefern. Im Jahre 1478 verkündete Kaiser Friedrich III. „seinen Juden und Jüdinnen" in Steier, Kärnten und Krain, daß er zur Bezahlung seiner Kriegsleute auf „die Jüdischheit" in den genannten Ländern 3000 Pfund Pfennige als Steuer gelegt und die Eintreibung dem „langen Aram" und dem Muschel, Merckleins Sohn, aufgetragen habe.

Verfolgungen waren die Juden zu allen Zeiten ausgesetzt. Durch Predigten wurde das Volk, durch Bemerkungen in Dichtungen und anderen Aufzeichnungen die Gebildeten gegen sie aufgereizt. In den Gedichten, die einem gewissen Seifried Helbling zugeschrieben werden, wird über das Gebaren der Juden viel geklagt. Weil König Albrecht I. die Juden geschützt hat, meint ein anderer, ließ Gott seine Ermordung zu. Die Juden sollten, so hieß es, Knechte und Eigenleute der Christen sein; sie seien Müßiggänger, und die geschriebenen Gesetze sagen, daß man müßige Leute aus den Städten vertreiben solle. Um 1397 wird gesagt, sie hätten in Österreich mehr Recht und Gewalt als anderswo; „also ist Österreich der Juden verheißen und gesegnet Land".

In der Öffentlichkeit mußten sich die Juden kenntlich machen; im 13. Jahrhunderte waren sie, wie schon erwähnt, genötigt, einen ge-

[1]) Im Jahre 1383 „fing Herzog Albrecht (III.) Steuslon den Juden und furt den gen Medlingk auf die Purkh, und muest derselb dem Hertzogen geben 50 tausend Pfunt Pfening". Appendix zu Sefner (Hagen) bei Pez, I, 1161.

hörnten Hut zu tragen, und von den Weibern forderte das Salzburger Konzil von 1418, daß sie sich durch ein an den Hüten angebrachtes Glöckchen bemerklich machten.

Unter König Albrecht I. wurden die Juden in St. Pölten, 1312 zu Fürstenfeld und Judenburg verfolgt. Im Jahre 1338 zog die Judenverfolgung wie eine Epidemie weite Kreise. Von den Juden hieß es damals, wie schon früher, daß sie Hostien erworben und diesen Wunden beigebracht hätten, aus denen Blut floß. Eine spätere, fremdländische Quelle erzählt[1]): „Zu Hainburg stellte 1338 ein Priester in der Kirche eine in Blut getauchte, aber nicht konsekrierte Hostie auf und sagte dem Volke, das Blut sei aus den Wunden hervorgequollen, die ihr ein Jude beigebracht; er gestand aber nachher in Gegenwart des Bischofs und anderer glaubwürdiger Personen, er selbst habe die Hostie blutig gemacht und die Verleumdung erdichtet, getrieben von seinem Hasse gegen die Juden. In Melk zeigte ein Laie eine blutige Hostie vor und sagte, er habe sie unter dem Stroh auf der Straße vor dem Hause eines Juden gefunden. Das Volk fiel über die Juden her und tötete viele. Verständige Leute aber urteilten, daß es mehr deshalb geschehen sei, um die Habe derselben zu plündern, als um das vorgegebene Verbrechen zu rächen." Auch in Pulka sowie in Kärnten kam es zu Metzeleien, und überall war es den Anstiftern dieser Ausschreitungen um die Plünderung der Judenhabe zu tun.

Als 1349 der „schwarze Tod" durch ganz Europa zog, beschuldigte man die Juden, die Brunnen vergiftet und dadurch das Unglück hervorgerufen zu haben. Überall in Deutschland wurden die Juden überfallen und ermordet. In Krems, Stein und Mautern brach der Pöbel in ihre Häuser ein; die reicheren flüchteten sich zu Krems in die herzogliche Burg, andere zündeten selbst ihre Häuser an, um in den Flammen den Tod zu finden. Herzog Albrecht II., der Beschützer der Juden, verhängte schwere Strafen über die Urheber dieser Greuel. In Wien starben sehr viele Menschen[2]); den Juden wurde ihr Friedhof zu klein, sie mußten ihn vergrößern und zwei Häuser dazu kaufen. Im Jahre 1397 fand in Steiermark und Kärnten und 1404 in Salzburg eine Judenverfolgung statt. Die dortigen Juden hatten von einem Christen um vierthalbhundert Gulden etliche Hostien gekauft, worauf sie gefangengesetzt wurden. Sie bekannten, von verschiedenen Dieben 150 Stück Hostien erkauft und die meisten in andere Länder an Juden-

[1]) Der Spanier Feyo. Vgl. Keiblinger, Gesch. des Stiftes Melk. II, 1, 13.

[2]) . . . gar vil volkes starb in dem naechsten jâr dâ nâch in der stat ze Wienne, alsô daz man von sunwenden unz auf unser frawentag als si geporn wart mêr wan vierzig tausend leich . . . Pfeiffer, Das Buch der Natur des Konrad von Megenberg. Wien 1861, S. 110.

gemeinden verschickt zu haben. Auch hätten sie von einem Christen einen Knaben um vier Gulden erworben und ihn getötet, um sein Blut zu gewinnen. Nach solchen Geständnissen erfolgte die Verbrennung der Gefangenen; nur 25 Kinder, die noch nicht elf Jahre alt waren, wurden verschont und getauft.

Als 1406 in Wien die Judenhäuser abbrannten, „waren die Christen alle gemainiglich da und namben den Juden under der Prunst all ihr Beraitschaft, Brief und alles Hausradt und was sie nit getragen mochten, das verprennten sie und schlugen den Wein auf die Erdt, man schäczt, daß man ihn mer dann 100.000 Gulten Wert genumben hat". Herzog Leopold mußte einschreiten, aber es geschah den Übeltätern nichts.[1])

Im Jahre 1420 wurden die Juden in Niederösterreich infolge eines herzoglichen Befehles in den Kerker geworfen; im folgenden Jahre wurden in Wien gegen 300 reiche Juden verbrannt und ihre Kinder getauft; ärmere waren schon früher nach Ungarn geschafft worden. Sie wurden dort und in Mähren aufgenommen. Im Jahre 1453 gab König Ladislaus den Wienern das Versprechen, daß die Juden in Hinkunft „keinen Sitz, kein Haus noch Niederlaß hie in der Stadt noch in den Vorstädten haben noch gewinnen sullen". Aber diese Zusage hatte keinen Erfolg; unter Kaiser Friedrich, der den Juden freundlich gesinnt war, war ihre Zahl schon wieder sehr bedeutend.

In Tirol nahm der Bischof Ulrich von Trient 1403 zur Beseitigung vielfacher Übelstände in Geldangelegenheiten Juden in seine Stadt auf und traf mehrere ihnen günstige Verfügungen.[2]) Auch Friedrich mit der leeren Tasche war ihnen geneigt.

Wiederholt baten die Stände der Länder Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain den Kaiser, er möge die Juden vertreiben. In Steiermark scheinen die Zustände aber auch bedenklich gewesen zu sein. Das sogenannte Judenbuch des Zisterzienserstiftes Rein weist eine lange Liste von Grundholden auf, die den Juden verschuldet waren, infolgedessen die „Gründe, Huben, Güter und Hofstätten" des Klosters „viel verderbt und verödet worden" seien. Auch viele Adelige standen in den Schuldbüchern der Juden und die Stände klagten auf dem Grazer Landtage von 1478 über den „Betrug und die Falschheit" der Juden. Endlich im Jahre 1496 brachten es die Stände von Steiermark, Kärnten und Krain bei Maximilian I. dahin, daß die Juden ausgewiesen wurden. Die steirischen Stände mußten dem Landesherrn das Juden-

[1]) Kleine Klosterneuburger Chronik . . 1406.

[2]) Schwind-Dopsch, S. 293.

regale mit der Summe von 38.000 Gulden ablösen, die Kärntner zahlten 4000 Gulden. In Laibach verstanden es die Juden, sich bis zum Jahre 1510 zu behaupten; da aber mußten sie ihre Häuser in der Langen Gasse (Judengasse) und am Judensteig verlassen. Als Grund der Ausweisung wurden in dem königlichen Edikte die Verunehrung des heiligen Sakramentes und der Frevel an Christenkindern angegeben. Die Hauptursache war aber jedenfalls die Klage der Herren, daß „dieselb Jüdischheit ihr Vorfordern und sie mit falschen Briefen, Insiglen und in anderm Wege in- und außerhalb des Rechtens in manigfaltig Weise betrogen und vil mächtiger und ander Geschlecht damit in ganz Verderben und Armut gestürzt" hätte. Im Jahre 1498 schaffte auch Erzbischof Leonhard von Salzburg die Juden aus seinem Erzstifte ab.

In dieser Zeit wurden die Juden auch aus anderen Ländern und Städten vertrieben. Den Nürnbergern erlaubte Kaiser Maximilian 1498, nach Verjagung der Juden Wechselbanken zu errichten, die den Handwerkern Geld leihen und dafür einen „mäßigen Zins" fordern sollten.

Gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts sprach sich ein Kartäuser über das Verhältnis der Christen zu den Juden in ausführlicher Weise aus. Er verlangt, daß Christen mit ihnen nicht essen, wohnen oder tanzen; man solle sie nicht zur Taufe zwingen, auch mit derselben, wenn sie das Christentum annehmen wollten, nicht eilen, sondern sie erst acht Monate lang unterrichten, denn „sie bleiben selten beständig im Glauben oder werden böse Christen". Am besten, sagt er, kann man sie peinigen, wenn man ihnen ihr Geld wegnimmt. Sie dürfen nicht christliche Diener und Ammen haben, keine neuen Synagogen errichten, müssen am Karfreitag ihre Fenster geschlossen halten und dürfen in den Fasten nicht geschmückt einhergehen. Man darf ihnen allerdings nicht unrecht tun, man kann ihnen sogar in der Not beistehen, damit „sie bekehrt werden", und darf ihnen gegen Entgelt das Feld bestellen. Mit süßen Worten, mit „Gelübd und Gaben" soll man sie bekehren, und einen getauften Juden, der wieder abfällt, darf man mit Gewalt beim christlichen Glauben erhalten. Aber „der Jüdin Kint soll man nit taufen ohn ihr Eltern Willen". Wer viel mit Juden verkehrt, soll gebannt werden. „Item, der Bischof des Landes mag den getauften Juden ihr gewuchert Gut lassen, das hat bestetigt das Concilium zu Basel." Auch nach den untersteirischen Bannbestimmungen verfiel jeder dem bischöflichen Banne, der den Juden dient, bei ihnen wohnt, mit ihnen redet, ißt oder trinkt.[1])

[1]) Schönbach, Untersteirische Bannbestimmungen. Beiträge z. K. st. G. XIII, 157.

7. Das Geldwesen

Das gebräuchlichste Geld war auch in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters der Wiener Silberpfennig. Aber der Silbergehalt eines Pfundes Pfennige, der noch um die Mitte des 12. Jahrhunderts auf eine feine Mark veranschlagt wurde, sank stetig. Im 14. Jahrhunderte gingen auf die feine Mark 818 Pfennige. In den österreichischen Landen fanden die böhmischen Groschen, von denen schon gesprochen wurde, eine weite Verbreitung und seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts auch Goldgulden, wie sie seit 1252 in Florenz geprägt wurden. Man nannte sie nach der Lilie, dem Wappenzeichen der Stadt Florenz, Fiorini, die Deutschen bezeichneten sie als Floren, Güldein oder Gulden, das ist güldener (Pfennig).[1]) Diese Florentiner Münze wurde zunächst in Italien und dann auch nördlich von den Alpen nachgeahmt und war im 14. Jahrhunderte das wichtigste Tauschmittel im Großverkehr. Man ging also auch in Österreich zur Goldwährung über. Die Ausprägung österreichischer Goldgulden erfolgte unter dem sparsamen Albrecht II. zu einer Zeit, da der Silberpreis stark gesunken war, und wurde von Rudolf IV. fortgesetzt, dann aber eingestellt und erst unter Kaiser Friedrich III. wieder aufgenommen. Neben italienischen Goldgulden (Dukaten) liefen auch ungarische und im 15. Jahrhunderte rheinische Goldgulden um.

Die Münze wurde bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts häufig erneuert. Rudolf IV. verzichtete 1359 nach einer Beratung mit dem Adel auf dieses Recht als regelmäßige Finanzquelle und führte dafür zum Ärger der Bürger das Ungeld (Akzise) ein[2]), worunter man eine Auflage auf „essende und trinkende Speise" verstand, die aber doch eigentlich eine Ranksteuer war: es mußte nämlich der zehnte Pfennig von allem gezahlt werden, was an Wein, Bier und Met in den Städten, Märkten und Dörfern verzehrt wurde. Gezahlt wurde diese neue Steuer bei der Öffnung des Fasses; sie sollte den Konsumenten treffen, da die Maße um ein Zehntel verkleinert wurden.

Das Münzwesen verfiel nach Rudolf IV. und weder die Satzungen Albrechts III. noch spätere Münzordnungen konnten demselben aufhelfen. Die Görzer Grafen prägten seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts in Meran Silbermünzen, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts solche, die den Wert von 20 Berner Pfennigen hatten und daher

[1]) Nagel, Der Kremser Guldenfund und die Anfänge der Goldwährung in Österreich. Blätter d. V. f. Lk. v. N.-Öst. N. F. 26 (1892).

[2]) Kurz, Rudolf IV., S. 321. — Schwind-Dopsch, S. 191.

Zwainziger und später (etwa seit 1360) nach dem auf ihnen angebrachten Doppelkreuze Kreuzer genannt wurden.[1]) Diese Tiroler Münzen fanden Nachahmung und Verbreitung in Oberitalien. Unter Siegmund wurden Kreuzer von besonderer Güte hergestellt, und der „Etschkreuzer" fand auch Eingang in die Schweiz und die deutschen und österreichischen Länder. Siegmund ließ die Meraner Münzstätte eingehen und in Hall münzen. Dort wurden seit 1483 größere Silbermünzen geprägt, die Groschen, Guldener und dann Taler (das ist Inntaler Münzen) genannt wurden. Erst drei Jahrzehnte später folgten ihnen die Joachimstaler des Grafen Schlick nach.

In den österreichischen Ländern war, wie gesagt, das gebräuchlichste Geld der Silberpfennig, von dem 240 Stück ein Pfund bildeten. Im 13. Jahrhunderte hatte ein Pfund Pfennige etwa den Wert von 15—17 Gulden, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war es nur noch etwas über vier Gulden wert. Damals prägten die Herzoge von Bayern ganz wertlose Pfennige, von denen viele nach Österreich kamen. Diesem Beispiele folgte Kaiser Friedrich III., der seine Münzstätten zu Wiener-Neustadt, Graz, Laibach und St. Veit verpachtete, worauf aus ihnen ganz gehaltlose Münzen hervorgingen. So erhielt der Grazer Bürger und Großhändler Balthasar Eggenberger das Recht, „schwarze Munzpfennig und Helbling daselbs ze Graetz ze münzen und ze schlahen", ferner Kreuzer zu prägen, daß „derselb Kreuzer einer der obbemelten Pfenning vier wert und doch dicker und smäler sei denn die Kreuzer, so man hie zu der Neustadt münzet und schlecht, und auf ainer Seiten mit dem Adler der zwayr Haubt und auf der andern Seiten New Österreich gezaichent und gepräkt seien".[2])

Auch erteilte der Kaiser seinen Gläubigern, wie A. Baumkircher, dem Grafen von Pösing u. a., denen er die Soldrückstände nicht bezahlen konnte, das Recht, Münzen zu prägen. Diese enthielten kaum mehr eine Spur von Silber, und das Volk nannte sie „Schinderlinge".[3]) Bis acht Pfund Pfennige gab man um einen Gulden. Daher kam es, daß niemand mehr anderes Geld als Goldgulden annehmen wollte; der Handel stockte, die Preise der Lebensmittel und die Löhne stiegen, während sich die Münzpächter und Spekulanten bereicherten. Obgleich die Stände wiederholt die Verbesserung des Münzwesens, Münzeinheit

[1]) Für den Lokalverkehr in Welschtirol wurden seit 1739, für ganz Österreich seit 1760 Kreuzer aus Kupfer geschlagen.

[2]) Schwind-Dopsch, S. 386.

[3]) Anonymi chronicon austr. 1454—1467, c. 28. Hier wird auseinandergesetzt, wie das Volk zu Schaden kam. — Chron. Salisburg. a. a. 1460. — Fasti consulares J. Vetteri bei Öfele, Scr. r. boicarum., II, 768.

und ordentliche Münzstätten verlangten, so kam die Münze doch auch unter Maximilian I. nicht in Ordnung. Nach und nach wurde die Rechnung nach rheinischen Gulden üblich; ein solcher Gulden wurde einem Pfund Wiener Pfennige gleichgesetzt, dem 60 Kreuzer oder 240 Pfennige entsprachen.

In Maß und Gewicht herrschte große Verschiedenheit. In Wien gab es große und kleine Metzen; dreißig Metzen bildeten einen Mut, sechs Metzen ein Schaff. Die Einheit des Maßes für flüssige Körper war der Eimer. Dreißig Eimer Wein bildeten ein Fuder. Ein Eimer hatte 32 Maß, so daß acht Maß ein Viertel bildeten. Ein Saum war eine Last von drei bis vier Zentnern; doch wurde bei Benützung beschwerlicher Gebirgspfade den Saumtieren auch weniger aufgeladen.

Das Verhältnis anzugeben, in dem die Münzen und Maße des Mittelalters zu den jetzigen stehen, ist außerordentlich schwierig. Wir müssen uns auf einige Angaben beschränken.

Im Durchschnitt kostete im 14. Jahrhunderte in Niederösterreich ein Metzen Korn etwa 22, ein Metzen Weizen 24, Hafer 10 Silberpfennige; Linsen zahlte man mit 12, Erbsen mit 13 Pfennigen.[1]) Im Jahre 1444 betrug der Taglohn eines Maurers in Wien 20 bis 24 Pfennige. Dafür konnte er kaufen eine Elle Leinwand oder ein Paar Schuhe oder ein Pfund Mandel. Tausend Stück Dachziegel kosteten zwei Pfund und kamen im Werte gleich einem gewöhnlichen Tisch aus Eichenholz, einer Armbrust oder einem Zentner Blei. Die Preise und Löhne wurden öfter festgesetzt.[2]) Im Jahre 1461 wurden für Oberösterreich folgende Preise festgestellt: für ein Pfund Rindfleisch fünf Heller, für ein Paar Schuhe 14—20 Pfennige, für ein Pfund Seife 12 Pfennige. Ein Maurer bekam täglich 18 Pfennige. In den „namhaften" Gasthäusern, in denen ehrbare Gäste einkehrten, „denen man nach dem besten zu essen gibt," durfte für ein Mittagmahl, das aus drei Fleischgerichten und zwei Gemüsen bestand, nicht über 12 Pfennige berechnet werden; an Fasttagen konnte der Wirt bis 15 Pfennige verlangen.

8. Der Weinbau

In den österreichischen Ländern hatten auch auswärtige Bistümer und Klöster Weinberge. Der gewonnene Wein wurde in den sogenannten

[1]) Sailer-Horawitz, Z. Gesch. d. Preisbewegung in N.-Ö. im 14. Jahrhunderte. Bl. f. N.-Ö. 4—6.

[2]) Löhne der Arbeiter und Dienstleute in Tirol siehe in der Landesordnung von 1352 bei Schwind-Dopsch, S. 184. — Mayer in der Zeitschr. f. die österr. Gymnasien. 1880, S. 4.

Leshöfen angesammelt. Auch die Städter betrieben Weinbau, und der Reichtum der Wiener beruhte zum Teil auf dem Besitz von Weingärten, die sich unmittelbar vor den Toren der Stadt ausdehnten. Am Wienufer vor dem Stuben- und dem Kärntnertore gab es Weingärten, ja das Weingelände erstreckte sich über den heutigen Alsergrund, über den Spittelberg, die Laimgrube, St. Ulrich, die Landstraße, den Rennweg, die Wieden, Gumpendorf und weiter bis zu den Waldungen des Wienerberges.[1]) Äneas Sylvius berichtet: „Jedes Haus in Wien hat seinen Weinkeller, so daß man sagen kann, Wien sei nicht minder unter als über der Erde erbaut. Die Weinlese dauert vierzig Tage. Wagen mit Maisch und Most gehen zwei- bis dreimal des Tages hin- und zurück und zur Weinernte in den umliegenden Ortschaften braucht man täglich 1200 Pferde. Es ist unberechenbar, wieviel Wein jährlich in Wien eingeführt wird, der da getrunken oder auf der Donau mit schwerer Mühe nach anderen Ländern verschifft wird. Von dem Erlöse des zu Wien verkauften Weines fällt der zehnte Pfennig dem Fürsten zu, dessen Kammer so einen jährlichen Gewinn von 12.000 Gulden hat."

Jeder Bürger oder Handwerker hatte das Recht, seinen Eigenbauwein selbst auszuschenken; wollte er den Ausschank nicht selbst vornehmen, so mußte er sich der vom Stadtrate in jedem Viertel der Stadt aufgestellten Weinmeister bedienen, die für Geschirre und Tische zu sorgen hatten. Ausrufer, welche mit grünem Laub geschmückte Stangen trugen, zogen durch die Gassen und verkündeten, wo der Ausschank begonnen habe.[2]) Pfarrer, die Weingärten besaßen oder Zehentwein bezogen, verschafften sich das Recht des Weinschankes; dieses Recht wurde beispielsweise 1373 vom Herzog Albrecht dem Dechant von Krems und allen Priestern in dieser Stadt bestätigt.

Die Einfuhr ausländischer Weine, zumal der ungarischen, war verboten. Im Jahre 1370 wurde allerdings in Wien die Errichtung einer Taberne für ungarische und welsche Weine erlaubt, doch durfte der Wein dort nur geholt und nicht getrunken werden. Die Herzoge Albrecht und Leopold taten damals kund, daß, „wer hier zu Wien solche welsche oder fremde Weine trinken will, er sei Gast oder Bürger, der soll um den Wein zu der Taberne senden sein Trinkfaß und den Wein trinken außerhalb der Taberne und nicht darin". Dagegen konnten 1453 in Krems die Bürger Malvasier (aus Malvasia in Morea) und alle welschen Weine ausschenken. In Wien herrschte beständig Streit

[1]) Staufer, Materialien zur Geschichte des Weinbaues in Österreich während des Mittelalters. Wien 1873. — Haselbach, Über J. Raschs Weinbuch und die Weinkultur in N.-Ö. vornehmlich im 16. Jahrh. Blätter ꝛc. XV.

[2]) Weiß, Geschichte von Wien. I, 430.

über das Recht des Weinschankes zwischen den Bürgern und den auswärtigen Hausbesitzern, zumal den Äbten.

Die Weine aus der Gegend von Klosterneuburg und Gumpoldskirchen schätzte man am höchsten. Minderwertig waren die nördlich von der Donau gewonnenen; sie hießen Landweine. Die guten Weinjahre waren häufiger als jetzt. Im Jahre 1313 kostete in Niederösterreich ein Fuder Wein ein Pfund Pfennige und man gab bei dem Mangel an Fässern ein Faß Most gegen ein leeres Faß. Dagegen war 1322 der Wein so teuer, daß man „sein nur wenig zu dem Tisch trug durch Ehrung willen". Im Jahre 1354 wuchs der beste, süßeste Wein in solcher Menge, daß bei den Pressen alle Gefäße übergingen; man gab ein Fuder um vier Gulden. Im Jahre 1499 gedieh soviel Wein, daß man nicht Fässer genug auftreiben konnte. Von der Lese bis zu Pfingsten wurden auf der Donau allein 27.000 Fässer Wein nach Oberösterreich und Bayern geführt.

Die besten Weinsorten Steiermarks waren schon im Mittelalter der Luttenberger, Pettauer, Radkersburger und der Pickerer. In Kärnten ließen sich die Bamberger Bischöfe die Weinkultur angelegen sein; ihre Vizedome brachten aus den Rheingegenden edle Reben herbei und so gedieh der Weinbau im Lavanttale, um Villach, Feldkirchen und im Kanaltale. Christoph von Weißenwulf († 1484), der weite Reisen unternahm, brachte Reben aus Spanien herbei und ließ bei seinem Schlosse Sonnegg einen ausgedehnten Weingarten anlegen. Man sagt, daß er auch Maulbeerbäume gepflanzt und die Seidenraupenzucht aus Spanien eingeführt habe.[1]) In Südtirol gedieh der treffliche Traminer, in Krain der Wippacher, in Istrien der Rainfal (vinum rifolium) aus Prosecco im Gebiete von Triest. Johannes Rasch, ein Diener des Schottenklosters in Wien, sagt in seinem Weinbuch[2]): „Der Rainfall ist allweg der best vor allen süßen Weinen gwest." Diese Weine wurden weithin verfrachtet; ebenso auch Passaner Wein, der aus der Gegend der Stadt Passano in Friaul, und der Terrantwein von Vicenza. Die welschen Weine, zu denen man auch die tirolischen rechnete, hießen „Lagl-Weine", da sie in kleinen Fäßchen verführt wurden.

Der Wein war das Hauptgetränk. Man trank ihn unmittelbar nach der Kelterung als Most und in allen Stadien der Gärung. Der einjährige Wein hieß Firnwein. Die Weine wurden stark gewürzt und in großen Mengen getrunken. Der letzte Sprößling der Grafen von Görz stand zuweilen in der Nacht auf, um seine Kinder zum Trinken

[1]) Hermaniz, Über den Weinbau in Kärnten. Carinthia. 1865.
[2]) München 1583.

anzuhalten, und war unwillig darüber, daß sie eine Nacht aushalten konnten, ohne zu trinken. Und der Florentiner Poggius konnte im 15. Jahrhunderte die Deutschen Weinfässer nennen.

Ohne Zweifel reichte der Weinbau in alten Zeiten viel nördlicher als jetzt und auch in südlichen Ländern wurde Weinbau an Orten betrieben, wo heute keine Reben gepflanzt werden. Über Weinfälschung wurde mannigfach geklagt. Im Jahre 1478 verlangte der Tiroler Landtag, der Herzog Siegmund solle den Kauf und Verkauf des Pulvers Roccheta verbieten, das verwendet werde, um den Wein süß zu erhalten. Man meint, daß man darunter Bleizucker zu verstehen habe.

Die Arbeitslöhne und Weinpreise wurden öfter festgesetzt. Im Jahre 1353 bestimmte Herzog Albrecht II., daß ein Gruber oder Hauer täglich drei alte oder zwei neue Pfennige, d. i. etwa fünfzehn Kreuzer Lohn erhalten solle. Um 1460 wurde in Steiermark der Taglohn eines Hauers mit sechs bis acht Pfennigen festgesetzt. Zugleich ward damals angeordnet: „Es sullen die Landschreiber, Bürgermeister, Richter und Rat in Stätten und Märkten darob sein, damit die Hauer zu rechter Zeit, als des Morgens umb sechs in dem Weingarten sein und zum Abend umb sieben wieder darausgehen." Der Durchschnittspreis eines Eimers Wein betrug um 1353 in Niederösterreich zwei bis drei Gulden. Der Klosterneuburger wurde lange Zeit mit drei bis vier Gulden verkauft.

9. Der Bauernstand[1])

Die Bauern erscheinen unter den alten Bezeichnungen, doch traten auch neue auf: man nannte sie Urbarsleute, Untertanen, Erbholden, Hofstätter, Hubleute, arme Leute. Der weitaus größte Teil bestand wohl aus Eigenleuten, die zum Abzuge, bei Heiraten u. dgl. der Erlaubnis ihrer Herrschaft bedurften. Nur in Tirol gab es freie Bauern, die zur Landesverteidigung unter eigener Ausrüstung verpflichtet waren und eigene Vertreter in den Landtag schickten.

Die Untertanen waren der Grundherrschaft zu Abgaben und Diensten verpflichtet, die in den Urbaren unter sehr verschiedenen Bezeichnungen vorkommen. Da gab es Kleindienste, auch Kucheldienste genannt, das sind Abgaben von Lebensmitteln und Hausbedürfnissen, wie Eier, Hühner, Flachs, Marchfutter, d. i. Pferdefutter, meist Hafer,

[1]) Nur ganz im allgemeinen können die bäuerlichen Verhältnisse geschildert werden, Arbeiten über einzelne Gebiete sind noch selten, eine der besten ist: A. Tille, Die bäuerliche Wirtschaftsverfassung des Vintschgaues vornehmlich in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Innsbruck 1895.

und viele Pfennigdienste, die auch als Ablösung von Naturalleistungen gezahlt wurden. Solche waren Berg-, Fisch-, Haar- (d. i. Flachs-), Küchen-, Mahl-, Schwein-, Wein-, Wiesenpfennige u. a. Abgaben wurden von allen Feldfrüchten und vom Viehstande geleistet, also von Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hopfen, Bohnen, Rüben, Rettichen, Heu; von Ochsen, Kühen, Kälbern, Pferden, Schweinen, Schafen, Lämmern, Kapaunen, Hühnern, Forellen, Saiblingen. Sehr beliebt waren die Aderlaßhühner. Zu gewissen Zeiten mußten sich nämlich alle Bewohner der Klöster die Ader schlagen lassen, eine sanitäre Maßregel, die weit verbreitet war. Vielleicht suchte man den Verlust des Blutes durch bessere Mahlzeiten zu ersetzen, wozu man der Aderlaßhühner bedurfte.

Von bearbeiteten Produkten mußten abgeliefert werden: Brückendielen, Bretter, Faßreifen, Most, Wein, Bier, Honig, Wachs, Schmalz, Butter, Käse, Schinken, Lammsmägen, Häute, Pelze, Leinwand, Bettfedern, Strümpfe, Loden. Einige Höfe des Klosters Sonnenburg in Tirol mußten eine Anzahl Roßeisen samt Nägeln einliefern.

Frondienste oder Robot waren jene Dienste, welche der Untertan mit seiner Person zu leisten hatte. Er mußte verschiedene Gänge und alle Felddienste verrichten, also ackern mit eigenem Gespann, düngen, säen und ernten. Dazu kamen Arbeiten auf den Wiesen, dem Rübenacker und im Krautgarten; die Untertanen mußten die „Pflanzen zu dem Krautgarten füeren", sie setzen, das Kraut in das Schloß schaffen und beim Sieden helfen, was gewöhnlich mehrere Tage in Anspruch nahm, denn Kraut wurde in großen Mengen verbraucht. Andere Arbeiten erforderten der Weingarten und der Wald; die Untertanen mußten Brenn- und Bauholz schlagen und heimschaffen. Beschwerlich waren die verschiedenen Robotfuhren, welche die Untertanen mit ihrem Vieh tun mußten: sie hatten die Naturalzinse zum Herrenhofe oder in den Kasten zu bringen, Salz herbeizuschaffen; endlich waren sie verpflichtet, bei Ausbesserung des Schlosses, des Pfarrhofes, der Brücken und Straßen Fronarbeiten zu verrichten, bei der Jagd als Treiber zu dienen, das Schloß oder den Pfarrhof zu bewachen und zu verteidigen.

Es ist selbstverständlich, daß sich diese Leistungen nach der Ortsbeschaffenheit richteten und daß den einzelnen Untertan nur die eine oder die andere Verpflichtung traf. Die Urbare zeigen nirgends eine übermäßige Belastung, aber die Grundherren forderten eben oft mehr, als in den Urbaren stand. Teichner sagt zwar, ein Herr, der arme Leute nicht bedrücke, sei eine Seltenheit. Die Herren besteuerten ihre Untertanen über alles Maß und gleichen so jenem Toren, der seiner

Henne, um mehr als ein Ei täglich von ihr zu erlangen, aus Habsucht den Bauch aufschnitt. Aber er schildert die Bauern doch mit denselben Farben wie Neidhart. Trinken, ritterlichen Aufwand in Kleidern, Kämpfe unter sich und mit höheren Ständen, nie gesättigte Habgier und plumpen Übermut nennt auch er ihre hervorstechendsten Laster. Ihre Lage war keineswegs schlecht. Man sieht aus den Urbaren, daß die Roboten gut verteilt waren und manchmal für sie eine kleine Entschädigung festgesetzt war. Die Hungersbacher in der Herrschaft Pfannberg in Steiermark waren schuldig, den Wein „in die Keller auf die gante zu legen, davon gibt man inen von jedem vaß zway viertl wein und ain suppen". In der Pfarre St. Dionysen ob Bruck gab man jedem Hubmann „zu dem frustuk ain prot, ain virtail dinstkees, zu dem mittentag kraut und jedem ain stuk fleisch darinne und ain prein, zu der jausen jedem ain prot, ain virtail dinstkees".

Je größer die Zahl der zu Naturalleistungen verpflichteten Bauern auf einer Herrschaft war, desto lieber gestattete diese die Ablösung der Leistungen (Reluierung) mit Geld, worüber in der Regel ein schriftlicher Vertrag geschlossen wurde.[1]) Ein Urbar von Aussee bezeichnet als „kleine Rechtlein" Lämmer, Gänse, Hühner und Eier und setzt fest: „Welcher das Lamp nicht gibt, der soll dafür geben 24 Pfennige"; eine Gans ist mit 24, ein Huhn mit 10, drei Eier sind mit 1 Pfennig angesetzt. Wie die Robot veranschlagt war, geht aus diesem Satze hervor: „Ist von ainem jeden behausten guet im jar ain tag Robot mit ainem Roß zu tuen oder aber darfur ze geben 12 Pfennig."

Die Robot wurde gewöhnlich vom Amtmanne, der in den windischen Gegenden Župan genannt wird, angesagt oder selbst von der Kanzel verkündigt. Die Verweigerung der Robot wurde bestraft.

Die niedere Gerichtsbarkeit und die Polizeigewalt über die Untertanen hatte die Grundherrschaft. Der Dorfgemeinde war in der Regel die Besorgung der Einzelheiten der ökonomischen und polizeilichen Gemeindeverwaltung überlassen, also die Wahl der Dorfrichter (Dorfmeister), die Aufsicht über Feld, Weide und Zäune, Vorkehrungen gegen Feuersgefahr und dergleichen.

Die für einen Gerichtsbezirk (in Tirol: für ein Gericht)[2]) oder eine Gemeinde geltenden Gewohnheiten, die Rechte und Pflichten der

[1]) Super quo habet literam (der Untertan), notierte man in St. Florian. — Czerny, Das Obleibuch v. St. Florian. (39. Bericht über das Museum in Linz, S. 16.)

[2]) Österreichische Weistümer, gesammelt von der kais. Akademie d. W. (Erschienen sind die der Länder Salzburg, Tirol, Steiermark, Kärnten, Niederösterreich.) Wien 1870—1896. — Osenbrüggen, Rechtsaltertümer aus österreichischen Bantaidingen. Sitzungsber. 41.

Untertanen und der Grund- und Gerichtsherrschaft sind in den Taidingen enthalten. Taidinge, Bantaidinge, Weistümer, Öffnungen oder Landsprachen wurden in jedem Jahre ein- bis dreimal in jedem Bezirke gehalten. Vorsitz und Leitung hatte der Richter, ein Stellvertreter der Herrschaft, Hofmeister oder Amtmann. Alle im Bezirke Ansässigen, sie „gehören unter was Herrschaften sie wöllen", hatten persönlich zu erscheinen; wer nicht kam, wurde bestraft; nur „ehehafte Not" (ein gesetzmäßiges Hindernis) konnte entschuldigen. Die Rechte und Pflichten der Herrschaften und Untertanen wurden verlesen; wer zu klagen hatte, konnte seine Klage vorbringen. „So der Richter gesessen ist," heißt es im Taiding von Lüsen, einem Nebental des Rienztales, „soll der Bot berueffen werden zum ersten, zum andern und zum dritten mal, wer zu klagen hiet, der soll fürkommen. Und ob der Richter von Herrschaft wegen etwas zu klagen oder anzubringen hiet, der mag aufstehn und ainem andern den Stab in die Hand geben und mag fürbringen und klagen, wie in ehehaft-Täding recht ist."

Die Form der Weistümer ist verschieden. Die Untertanen geben durch einen Sprecher oder Weiser ihre Rechte der Grundherrschaft kund. „Genädiger lieber Herr," beginnt das Weistum von Brunn im Felde in Niederösterreich, „wir arm Leut zu Prun lassen Euer Genadt wissen unser Recht, die wir haben in dem Feldgericht inder des Khampbs in gleicher Maß, als unser Väter von alter hergepracht und gehabt haben." Die einzelnen Punkte beginnen: wir melden, oder wir offen. Oder der Richter verkündet im Namen der Herrschaft deren Rechte; in diesem Falle steht vor den einzelnen Absätzen der Eingang: Man öffnet euch. Die Bantaidinge der ersten Art beziehen sich auf Dorf- oder Landgemeinden, die sich ihre Selbstverwaltung zum großen Teil bewahrt oder mit der Zeit erworben haben. Solcher Art sind beispielsweise die Bantaidinge von Gemeinden im Oberinntale. Die der zweiten Art beziehen sich auf solche, deren Herrschaften ihnen nur geringe Rechte gelassen haben.

Geboten wurde, die Dienste zur rechten Zeit zu leisten, gewöhnlich zu St. Georgi, St. Gilgen und St. Niklas. Wer das Dienstgetreide nicht in den Kasten ablieferte, sondern verkaufte, mußte 5 Pfund 60 Pfennige Strafe zahlen. Man findet manchen, heißt es in den Satzungen von Obdach, der das schlechte Getreide in den Kasten abliefert „und das guet führt er auf den Wochenmarkt oder verkaufts sonst haimlich"; ein solcher mußte die gleiche Strafe zahlen. Verboten war, schädliche Leute zu beherbergen, in den herrschaftlichen Wäldern Bäume zu fällen, zu fischen und zu jagen. „Wer auch mit Erlaubnis

Fux, Mäder, Lux, Täx oder Piber zuhanden brächt, der soll die Bälg der Herrschaft zuebringen, dem sol es nach Billigkeit bezahlt werden."

Verboten war das Verletzen der Zäune, das Versetzen der Rainsteine, das Schimpfen, Raufen und Schlagen. „Wann zwai Weiber miteinander kriegten und aine der andern verbotene Wort gäbe, die sollen den Bachstein tragen oder jede gebe ain halb Pfund Pfennig zur Straff." Der Bachstein, wörtlich Zankstein, in Niederösterreich Pöckstein genannt, gehörte wie die Fiedel (das Halseisen oder die Halsgeige) zum Gerichtsinventar; es war genau angegeben, wie weit die Weiber den Stein tragen mußten; so oft sie mit dem Stein rasteten, sovielmal zwölf Pfennige mußten sie zahlen.

Die Verletzung des Hausrechtes wurde streng bestraft. „Welicher der ist, der hie in dem Gericht mit Frevel ainem in sein Haus lauft und ihme das öffnet und mit werhafter Hand freventlich wirft oder schlecht, der ist der Herrschaft verfallen fünf Pfund und dem Richter ain Pfund Pfennige." Das Weistum von Thomasl bei Ernstbrunn in Niederösterreich stellte Strafgelder fest für jede Art des Hausfriedenbruches: es wird genau unterschieden, ob einer „Steine oder Hacken" in das Haus wirft, ob er mit einem Spieß, einem Schwert, einem „behemischen Messer", einem Brat- oder Taschenmesser hineinsticht; ein Schuß mit einer Armbrust wird mit zehn Pfund Pfennig gebüßt.

Auch der Lauscher (Lusmer) am Fenster oder an der Tür des fremden Hauses wird bestraft; denn er ist ein schädlicher Mensch und der Hausherr, der ihn tötet, geht straflos aus, wenn er dabei ohne Übereilung vorgegangen ist. „Ob ein Lusmer stuend an eines Nachbarn Fenster oder vor seiner Tür und würd des der Wirt gewar und rueft dreimal hinaus und spricht: wer steht da? und der Lusmer melt sich nicht, sticht der Wirt hinaus auf den ungemelten Mann und sticht ihn zu Tod, so sol er ihm auf den Stich oder Schlag legen ain Pfennig und sol damit niemand antwurten noch Wandel pflichtig sein." Gewöhnlich mußten drei Pfennige auf die Wunde gelegt werden.

Wer bei einer Feuersbrunst nicht hilfreiche Hand anlegt, wird mit einer Strafe bedroht. Zu hart ging man im Brixnerischen Gerichte Salern und Vahrn mit dem vor, der bei einer nächtlichen Unruhe oder beim Schall der Glocken nicht herbeieilte. „Wann ein Nachtgeschrei wird oder daß man die Glocken anschlug, und wer der wär, der zu dem Geschrei nit laufen wollt, es wär bei Tag oder bei Nacht, zu helfen retten, der ist komen umb Leib und umb Guet."

Verboten war, bei Juden Geld aufzunehmen. Das Bantaiding von St. Lambrecht sagt: „Item das kainer icht entnehm von den Juden

Geld auf Gründ oder Brief, damit sie in Verderben kämen, bei der Pen, das die Herrschaft sich seins Grunts unterwinden wil und den Juden zahlen und das übrig schol der Herrschaft bleiben." Kein Urbarsmann darf seine Kinder ohne Vorwissen der Herrschaft verheiraten, „sunderlich aus der Herrschaft, bei der Pen von 24 Pfund Pfennige" oder Verlust der Erbschaft. Großer Aufwand bei Hochzeiten war untersagt. „Item es schol auch kainer sich überladen mit kostbarlicher Hochzeit durch Vermeidung künftiger Geldschuld und Armuet, denn ungevärlich vier Tisch erlaubt die Herrschaft, bei der Pen als oft einer mehr Tisch hat über das Erlauben, als oft ein Pfund Pfennig zu Buße."

Bezüglich der Abstiftung ist im Bantaiding für die Herrschaft St. Gallen, die dem Stifte Admont gehörte, festgesetzt: ein Hintersasse, der sein Gut vernachlässigt, wird vom Amtmann zweimal ermahnt, dem Gute größere Sorgfalt zu widmen oder es zu verkaufen. „Laßt er aber das anstehen und die Zeit verscheinen, das er das Guet nicht bessert oder verkaufet, so sol der Ambtmann darnach das Guet verkaufen ainem, der der Herrschaft und dem Guet nutz und guet ist, doch in solicher Bescheiden, das demselben Mann, der da abfahren mueß, das Geld eingehe, darumb es verkauft wird, vorbehalten, was darauf gangen ist."

Über Mord, Diebstahl und Notzucht, überhaupt „umb solch Sachen, die den Tod berühren", hat nur der Landrichter zu richten, der den Blutbann hat. „Ain Mörder, Schächer oder Dieb" oder wer „andere Boshait begangen hiet, damit er den Tod verdient hiet," muß dem Landrichter eingeliefert werden. Man mußte diesen auch von dem Grenzorte verständigen, wo er den Verbrecher in Empfang nehmen sollte. Dort wurde dieser mit einem Strohhalm oder Zwirnfaden an einen Baum oder Pflock angebunden und ihm befohlen, auf den Landrichter zu warten. Dreimal ward der Name des Landrichters gerufen; erschien er nicht, „und lauft dann der Übeltäter von dannen, so ist man dem Landrichter nichts schuldig noch pflichtig".

Sehr altertümliche Rechtsgewohnheiten sind in dem Weistum des Freigerichtes Raxendorf nordöstlich von Pöggstall in Niederösterreich enthalten. Die 60 Freien des Freigerichtes haben ungewöhnliche Rechte: sie genießen Mautfreiheit und den Wildbann; wer auf ihren Grund flüchtet, genießt die Freiheit; sie haben die Blutgerichtsbarkeit, und zwar so, daß schon drei von ihnen einen Verbrecher zum Tode verurteilen und am nächsten Baume aufknüpfen können. „Auch hab wir das Recht: wenn wir gen Hof kommen, so sol der

Herzog seine Pfert aus seinem Stall ziechen und die unsern sol man darin ziechen und sol uns geben Heu und Fueder genueg ahn all Schaden." [1])

Die in den Urbaren verzeichneten Abgaben sind keineswegs so übermäßig, daß sie Bauernunruhen erklärlich machen könnten; aber sie wurden unerträglich durch die Mehrforderungen der Herrschaften oder ihrer Beamten. Unter Friedrich III. und Maximilian wurden öfter und höhere Steuern verlangt, viele Huben waren in den Türken- und Ungarkriegen verödet und brachten nichts ein, die Herrschaften hatten aber bei der Schmälerung ihres Einkommens größere Auslagen. Kaiser Friedrich hatte viele Herrschaften verpfändet und eben die Pfandinhaber waren es, die den größtmöglichen Nutzen von den Untertanen ziehen wollten. Zwar wurde in den Pfandurkunden der Übernehmer verpflichtet, die Untertanen bei ihren Gewohnheiten bleiben zu lassen und sich mit den gewöhnlichen „Nutzen, Gülten, Renten, Bußen, Roboten und andern Diensten benuegen zu lassen und die bemelten Untertanen höher nit zu dringen". Aber dies ist nicht immer geschehen. Im Jahre 1478 erklärten die Bauern in Obersteier, sie wollten den Zins reichen, aber „nicht mehr als von alter herkomen und von 100 Jahren gewesen ist". Und in der Bittschrift, welche die Wocheiner Bauern 1515 dem Bischof von Brixen überreichten, steht hinter jeder Beschwerde der Zusatz: „das vor nit gewesen ist".

Es wurde zwar nach dem Bauernaufstande von 1515 keine Reform der Untertanenverhältnisse vorgenommen, aber einzelne Herrschaftsinhaber gingen doch milder vor. So heißt es in einem Urbar von Rann 1526: „Als die armen Leut anzeigen, man geb Sterbrecht von ainer Supp (einem Bauerngut) fünfzig Pfennig, von ainer Hueben vierzig Pfennig und von ainer halben Hueben zwanzig Pfennig, und so ainer ain Guet aufnehme, zwen Pfennig, das alles sol furan also wie sie selbst anzaigen, gehalten und darüber niemand beschwert noch gedrungen werden."

In Waffen standen die Bauern oftmals gegen die Türken, einigemale auch gegen die Geistlichkeit und den Adel in den Bauernaufständen. In Tirol wurden die Bauern der Täler und Gerichte, die zum Bistum Brixen gehörten, von ihrem Bischof Johann von Platzheim im Jahre 1368 aufgeboten, als die Bayern in Tirol einfielen, um dieses Land zu erobern. Der Bischof, dem die Siege der Schweizer die Anregung zur Benützung der Volkskraft gegeben haben mochten, nannte die bewaffneten Bauern Praganten, das ist Briganten oder

[1]) Weistümer, VIII, 1043.

leichtes Fußvolk.[1]) „In diesem Aufgebote, das zu einer Zeit erfolgte, wo das Kriegshandwerk beinahe ausschließlich Sache des Adels und seiner Dienstleute war, lag ein Prinzip verborgen, das sich gleich einem fruchtbaren Keime zu einem mächtigen Baume in Tirol entwickelte; aus ihm erwuchs die Eigenart der tirolischen Landesverteidigung, bei welcher die bäuerliche Bevölkerung, als die zahlreichste Volksklasse und als der Kern der physischen Volkskraft, die vorzüglichste Rolle spielte."

10. Das Schulwesen. Die Wiener Universität bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts

Neben den Klosterschulen waren nach und nach auch in den größeren Orten Schulen entstanden, aber wir sind darüber nicht genau unterrichtet. Schullehrer werden seit dem 14. Jahrhunderte häufiger erwähnt. In Melk bestand im Jahre 1315 eine weltliche Volksschule neben der Klosterschule, auch in Klosterneuburg wird bald nachher eine Stadtschule erwähnt und in Wiener-Neustadt entstand schon bald nach der Gründung eine Schule. Wir erfahren, daß dort der Pfarrer verpflichtet war, den Schulmeister „bei ihm in Cost und mit allen anderen Sachen zu haben". Eine lateinische Bürgerschule entstand da wohl am Ausgang des 15. Jahrhunderts. Den Städten Krems und Stein gab Herzog Rudolf 1305 die Erlaubnis, Schulen zu gründen, die als Mittelschulen angesehen werden müssen. Kein Schüler, heißt es in dem Privileg dieser Städte, darf ein Schwert oder ein Messer tragen. Welcher Schüler in der Taberne spielt, der soll nicht mehr verlieren, als er Pfennige in der Tasche hat; sein Gewand, sein Buch, oder was er sonst hat, darf ihm niemand als Pfand nehmen. Damit wollen wir erreichen, daß niemand mit ihnen spielt und daß sie desto fleißiger lernen.[2]) Diese Schule wurde auch von Schülern besucht, die aus weiter Ferne herbeigekommen waren. Im Jahre 1514 wurden wegen einer Schlägerei Studenten ausgewiesen, die aus München, Nürnberg und Altona stammten. Von großer Wichtigkeit war die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien. Eine Bürgerschule in Wien wurde urkundlich zum ersten Male im Jahre 1237 erwähnt.[3]) Wahrscheinlich ist es, daß

[1]) Pragant = Brigant ist nach Du Cange ein keltisches Wort. Briga bedeutet im mittelalterlichen Latein Kampf. — Jäger, Geschichte d. landständ. Verfassung. I, 179.

[2]) J. Strobl, Die Städte Krems und Stein im Mittelalter. Jahresb. d. LOR. in Krems 1881. — Baran, Geschichte der alten lat. Stadtschule in Krems. Jahresb. d. Gymnas. Krems 1895. — Kummer, Die lateinische Stadtschule in Krems. Jahrbuch d. Leo-Gesellschaft f. 1898.

[3]) Anton Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien. Blätter des Vereines für Landeskunde in N.-Öst. XIV. — Anton Mayer, Geschichte der geistigen Kultur in Niederösterreich von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart. I, Wien 1878.

sie schon in den Zeiten des Herzogs Heinrich Jasomirgott nach der Vollendung des Stephansdomes ins Leben gerufen wurde. Der Meister der Schule (Rektor) wurde vom Landesfürsten eingesetzt; er wählte sich dann in Übereinstimmung mit der Geistlichkeit seine Gehilfen. Herzog Albrecht I. verzichtete nachher auf das Recht der Ernennung, die von nun an vom Stadtrate ausging. Diese Schule war vorzugsweise zur Heranbildung von Geistlichen bestimmt und bis zur Gründung der Universität die bedeutendste Lehranstalt der Stadt. Der erste Rektor war Meister Ulrich, Arzt und Gelehrter, Maler und Dichter. Unter seinen Nachfolgern befand sich Konrad von Megenberg aus Bayern, der in Padua studiert hatte. Er starb 1374 als Domherr in Regensburg. Sein „Buch der Natur", die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache, ist in Wien verfaßt.

Mit der Artistenfakultät der Universität stand die Bürgerschule in innigster Verbindung. Nach und nach traten Unzukömmlichkeiten ein, weshalb 1446 vom Rate der Stadt im Vereine mit dem gelehrten Meister Dr. Hans Polzmacher eine neue Schulordnung erlassen wurde. Danach war die Schule in zwei Kurse geteilt, einen niederen und einen höheren: der erstere bestand aus drei Klassen von Schülern, die alle in einem Zimmer unterrichtet wurden; sie lernten Grammatik (Lesen, Schreiben, Deklinieren, Konjugieren, Verslehre, Tropen), Rhetorik (Anleitung zu Reden) und Dialektik (Logik). Im höheren Kurse wurde das Quatrivium, d. h. Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie gelehrt. Die Muttersprache war nicht Gegenstand des Unterrichtes, ja deutsch zu sprechen war strenge verboten und wurde mit „Gertenstreichen" geahndet. Es dauerte noch Jahrhunderte, ehe die deutsche Sprache zur Geltung kam. Noch im 17. Jahrhunderte wurden die Wissenschaften in der lateinischen Sprache gelehrt.

Eine ähnliche höhere Schule, ein Gymnasium, scheint auch jene Schule gewesen zu sein, welche an der dem Deutschen Ritterorden gehörigen Kirche St. Kunigund am Leech in Graz bestand. König Rudolf von Habsburg stellte am 14. März 1278 den Ordensbrüdern einen Freiheitsbrief aus, in welchem ihnen das Recht eingeräumt war, bei der genannten Kirche eine Schule zu halten und den obersten Lehrer zu ernennen. Zugleich nahm er die Schüler in seinen Schutz und erklärte, daß sie nur unter der richterlichen Gewalt ihres Komturs stehen sollten. Über die innere Einrichtung und die Erfolge dieser Schule haben wir keine Nachrichten. Zu großer Blüte ist sie jedenfalls nicht gelangt und noch vor Ausgang des 15. Jahrhunderts wurde sie aufgehoben.[1])

[1]) Ilwof-Peters, Graz 1875, S. 152 ff. — Schwind-Dopsch, S. 120.

Einstweilen war aber in der Stadt Graz selbst, bei der Pfarrkirche St. Ägiden, dem jetzigen Dome, eine Schule entstanden, die das Trivium, das ist Grammatik, Dialektik und Rhetorik umfaßte.[1])

Auch über das krainische Schulwesen sind die Nachrichten äußerst mangelhaft. Schulmeister werden erwähnt in Lack (1371), Stein, Wippach, Reifnitz. In Laibach hielten die deutschen Herren eine Schule, außerdem bestand bei der Pfarrkirche St. Niklas (der Dompfarre) eine Schule, die aber in den ersten Zeiten des 15. Jahrhunderts einging. Da erbaten sich 1418 die Laibacher Bürgerschaft und der Pfarrer zu St. Niklas, Georg Heugenreuter, vom Herzog Ernst die Erlaubnis, die Schule neu begründen zu dürfen, da sie einsähen, daß sie „gemeiner Nuz" wäre und der „Gottesdienst mit Singen und Lesen in St. Niklas-Kirchen daselbst desto löblicher, andächtiger und fleißiger gehalten" werden könnte. Es läßt sich vermuten, daß diese Schule eine Art Gymnasium gewesen ist.

In Kärnten entstand eine Lateinschule erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Kaiser Maximilian schenkte 1518 die Stadt Klagenfurt den Ständen. Es wanderten zahlreiche Fremde zu und auch adelige Familien nahmen dort ihren Sitz. Bald nach 1518 scheint die Lateinschule entstanden zu sein; das Schulhaus stand auf dem Friedhofe, der die alte Pfarrkirche umgab, und daher hieß die Schule auch die „Schuel auf dem Freythof"; später erhielt sie den Namen Bürgerschule.

Eine tiefere wissenschaftliche Bildung erlangte man früher vorzugsweise auf den italienischen Universitäten, wohin auch aus den österreichischen Ländern wissensdurstige Jünglinge in großer Anzahl zogen. Nachher wurde aber die Schöpfung Rudolfs IV. der geistige Mittelpunkt für Österreich und Deutschland.[2])

Mit der Urkunde vom 12. März 1365 stiftete Rudolf die Universität zu Wien: an ihr sollten nach dem Muster der Pariser Hochschule Theologie, die freien Künste, die geistlichen und bürgerlichen Rechte wie auch die Arzneikunde gelehrt werden. Die Gemeinde der Lehrer und Lernenden, d. h. die Universität, erhielt zur ruhigen Betreibung der Studien neben der herzoglichen Burg einen abgesonderten Stadtteil. Lehrer und Schüler sowie ihre Diener und Zugehörigen sollten volle Steuerfreiheit in allen österreichischen Landen auf der Reise nach Wien wie auf der Rückreise und während der Dauer des dortigen Aufenthaltes genießen, auch wurde ihnen ein eigener Gerichtsstand zu-

[1]) Ilwof-Peters, Graz 1875, S. 152ff. — Schwind-Dopsch, S. 120.

[2]) Aschbach, Gesch. d. Wiener Universität. 3 Bde. Wien 1865—1888.

gesichert. Die Universitas schied sich in vier Nationen: eine jede derselben hatte einen Vorsteher oder Prokurator zu wählen; die vier Prokuratoren wählten den Rektor, der wie diese der Artistenfakultät angehören sollte; er hatte über die ganze Universität das Regiment zu führen. Der Rektor und die vier Prokuratoren bildeten in allen Lehrer und Schüler betreffenden Streitigkeiten das Gerichtstribunal. Kanzler der Universität war der Propst der St. Stephans-Kirche.

Man war in den damaligen Zeiten der Anschauung, daß keine vollständige Universität ohne Mitwirkung des Papstes gestiftet werden könne. Deshalb bewarb sich auch der österreichische Herzog um die Bestätigung seiner Gründung durch den Papst Urban V., der seinen Sitz in Avignon hatte. Aber Kaiser Karl IV., welcher fürchtete, die Prager Universität könne durch die großartigere Gründung seines Schwiegersohnes in Schatten gestellt werden, versuchte den Papst zu bewegen, seine Bestätigung zu versagen. Dies gelang ihm jedoch nicht vollständig. Der Papst erteilte seine Bestätigung mit der Beschränkung, daß von dem Studium an der neuen Schule die Theologie, die man als den Schlußstein wissenschaftlicher Studien ansah, ausgenommen sein solle.

Dieser Umstand und der frühzeitige Tod des Stifters bewirkten, daß die Universität nur in unvollkommener Weise ins Leben trat. Herzog Albrecht III. jedoch machte sich mit allem Eifer daran, die Universität gleichsam neu zu begründen. Damals entstanden an der Pariser Hochschule Zwistigkeiten, infolge deren die Deutschen 1383 die Stadt mit der Absicht verließen, sich in einer Stadt der Rheinlande eine eigene Hochschule zu schaffen. Es gelang nun dem Herzog, den gelehrten Magister Heinrich von Langenstein, der bisher in Paris gewirkt hatte, für Wien zu gewinnen; durch ihn wurden mehrere andere, deutsche, niederländische und englische Gelehrte bewogen, sich nach Wien zu begeben. Langenstein war aber sehr betroffen, als er nach seiner Ankunft den mangelhaften Zustand der Universität bemerkte: in einer Denkschrift machte er den Herzog darauf aufmerksam, der sich beeilte, den Wünschen und Anträgen des berühmten Gelehrten zu entsprechen. Auch wurde nun vom Papste Urban VI. die Gewährung der theologischen Fakultät erreicht. Dann erließ der Herzog Albrecht eine Stiftungsurkunde, durch welche die von Rudolf IV. getroffenen Einrichtungen in mannigfacher Weise abgeändert wurden.

Die Einteilung der Hochschule in vier Nationen wurde nach der Rudolfinischen Anordnung beibehalten, jedoch die Namen und die Reihenfolge teilweise abgeändert. Die erste Nation war die österreichische; zu

ihr gehörten alle Lehrer und Schüler aus den österreichischen Ländern, aus dem Patriarchate Aquileja, dem Bistume Trient und aus Italien. Die zweite war die rheinische, die alle aus dem westlichen Deutschland wie aus dem westlichen Europa überhaupt Stammenden umfassen sollte. Die dritte hieß die ungarische; zu ihr gehörten die Angehörigen der ungarischen und slawischen Länder. Die vierte oder sächsische umschloß die Angehörigen des sächsischen Stammes, die Engländer, Skandinavier und Preußen. Jede Nation wählte halbjährig einen Prokurator; die vier Prokuratoren wählten halbjährig den Rektor, der nun nicht mehr ausschließlich der Artistenfakultät angehören mußte, auch nicht Doktor zu sein brauchte. Ihm stand die Jurisdiktion zu über alle, die zum Studium generale gehörten; er stand an der Spitze der ganzen Universität. Ihm waren auch untergeben die Offizianten, wie der Notar, der Syndikus, der Unterrichter und die Pedelle; ferner die Bücherschreiber, Büchermaler, Buchhändler und Buchbinder, Apotheker und Bader, sowie die Verfertiger von mathematischen, astronomischen und chirurgischen Instrumenten.

Es bestanden vier Fakultäten: Theologie, das geistliche und weltliche Recht, Arzneikunde und die freien Künste. An der Spitze jeder Fakultät stand der Dekan, der auch halbjährig gewählt wurde.

Die näheren Anordnungen für den inneren Organismus erließ der Herzog nicht; die Universität als autonome Körperschaft sollte sich dieselben selbst geben. Dies geschah bald nachher durch die allgemeinen Universitäts- und die speziellen Fakultätsstatuten.

Wer in die Zahl der Scholaren aufgenommen werden wollte, mußte sich bei dem Rektor melden und seinen Namen in die Matrikel eintragen lassen. Darauf wurde er dem Dekane zugewiesen, in dessen Fakultät er studieren wollte. Diese Einschreibung konnte wie der Abgang von der Schule zu jeder Zeit des Jahres erfolgen. Einen bestimmten Grad der Vorbildung nachzuweisen, war nicht notwendig. Nach der Immatrikulation erfolgte durch den betreffenden Prokurator die Einschreibung in das Nationsalbum. Solange dies nicht geschehen war, wurde der Student Beanus (Gelbschnabel) genannt; die Einweihung in das Studentenleben von Seite der Kommilitonen hieß Beania (Fuchstaufe). Da den Scholaren die geistliche Tracht vorgeschrieben war, so wurden sie auch Clerici oder Pfaffen genannt; ihre Tracht bestand in einem langen dunkeln Rock, der mit einem Gürtel zusammengehalten wurde. Den Kopf bedeckte eine Art Kapuze.

Da im 14. und 15. Jahrhunderte an der Universität auch Vorstudien betrieben wurden, die jetzt Aufgabe der Gymnasien sind, so

kamen die Studierenden mitunter in sehr jungen Jahren an die Hochschule; daher war eine strengere Aufsicht notwendig. Die Schüler durften nur in den von den Universitätsbehörden beaufsichtigten Bursen (Studentenhäusern) wohnen. An der Spitze einer Burse stand ein vom Dekan eingesetzter Konventor, der gewöhnlich schon die Würde eines Baccalaureus hatte und die häuslichen Studien wie die Aufführung der Studenten beaufsichtigte, mitunter auch die Verköstigung besorgte. Die Mitglieder einer Burse hießen Bursalen, woraus nachher das Wort Bursch entstanden ist. Eine ähnliche Einrichtung hatten die Koderien, d. s. Häuser, in denen unbemittelte Studenten für geringes Geld Unterkunft fanden, ohne daß sie eine Unterstützung in ihren häuslichen Studien hatten. Die meisten Bursen und Koderien lagen in der Umgebung der Universität.

Den Übergang vom Schüler zum Lehrer bildete das Baccalaureat, der niedrigste akademische Grad. Die Baccalaurier waren die Gehilfen der Professoren: sie hatten die Schüler auf die Vorlesungen vorzubereiten, diese mit ihnen zu wiederholen und jene anzuleiten, welche tiefere Studien machen wollten. Für diese Arbeiten erhielten sie eine bestimmte Zahlung. Außerdem mußten sie sich selbst weiter fortbilden. Der nächsthöhere akademische Grad war das Lizentiat. Wer es erlangt hatte, konnte an allen abendländischen Universitäten lehren; er trug den Doktormantel, nicht aber das Birett oder den Doktorhut. Die artistische Fakultät pflegte keinen weiteren Unterschied zwischen Lizentiat und Magister zu machen, in den drei anderen Fakultäten erfolgte noch in höchst feierlicher Weise in der St. Stephans-Kirche die Kreierung zum Magister oder Doktor.

An der Artistenfakultät wurden lateinische Grammatik und Rhetorik, Logik, Dialektik, Naturkunde, Mathematik und Astronomie gelehrt. In den meisten dieser Wissenschaften legte man die Schriften des Aristoteles zugrunde, an welche auch die Mediziner anknüpften. Daher wurde verlangt, daß die Scholaren, die in die medizinische Fakultät eintraten, die artistischen Vorlesungen schon absolviert hatten. Sonst bildeten die Schriften der griechischen Ärzte Hippokrates und Galenus sowie deren arabische Erklärer und Ergänzer die Grundlage des medizinischen Studiums. Die Fortschritte in dieser Wissenschaft waren sehr gering; auf eigene Beobachtung, auf eigene Forschung ließ man sich nicht ein: Mitteilung des bisher Bekannten war die Hauptsache. Die Sezierkunst brachte der durch Herzog Albrecht IV. von Padua nach Wien berufene Arzt Galeazzo de S. Sofia (1404) zuerst an eine deutsche Universität. An der juridischen Fakultät wurde eigentlich nur

das kanonische Recht gelehrt; die nationalen Rechtsgewohnheiten waren vollständig ausgeschlossen.

Als Lehrer wirkten in Wien Gelehrte aus den österreichischen, deutschen und italienischen Ländern, deren Vorlesungen und Schriften eine solche Zahl von Hörern herbeizogen, daß die Wiener Universität eine der besuchtesten wurde. Ihre erste Blüte fällt in die dreißiger Jahre des 15. Jahrhunderts, als Herzog Albrecht V. ihr seine Fürsorge zuwandte. Den Höhepunkt der Frequenz erreichte sie um die Mitte des Jahrhunderts, um welche Zeit sie fünf- bis siebentausend Studierende zählte, die aus allen europäischen Ländern stammten. Nachher brachten die politischen Verhältnisse schlimme Tage über die Hochschule und Kaiser Friedrich III. war ihr nicht immer gewogen. Zwischen der Bürgerschaft und den Studenten kam es sehr oft zu Streitigkeiten und blutigen Kämpfen. „Viele von den reicheren Scholaren," schildert Aschbach[1]) die Zustände, „die in Wien den Studien obliegen sollten, lebten nur ihren Vergnügungen und Neigungen: sie brachten ihre meiste Zeit zu bei Schmausereien und Trinkgelagen und bekümmerten sich wenig um die Universitäts-Disziplinargesetze. Sie schweiften bei Tag und bei Nacht in den Straßen der Stadt, in den Weinbergen und Gärten der Umgebung umher, unterhielten mit Frauen vielfach Liebesverständnisse und verübten gewalttätige Handlungen, welche die Sicherheit der Person und des Eigentums der Bürger gefährdeten. Man darf dabei freilich nicht verschweigen, daß auch die Scholaren mancherlei Angriffen und Mißhandlungen der Bürger, namentlich der raufluftigen Handwerker und der Burgsöldner ausgesetzt waren; man darf auch nicht vergessen, daß damals eine gewaltsame, oft ganz ordnungslose Zeit war, wo nicht selten nur Selbsthilfe zum Rechte führte. Waren ja auch die Magister und Universitätsbeamten, die Dekane und selbst der Rektor manchmal den Insulten der Bürger ausgesetzt; und der städtische Magistrat bekümmerte sich bei den blutigen Kämpfen zwischen den Studenten und Bürgern wenig um die Privilegien der Universität und ihre besondere Gerichtsbarkeit." Bonfinius, der Geschichtschreiber des Ungarkönigs Matthias Corvinus, sagt in seiner Schilderung Wiens: „An Festtagen übt der Wein eine solche blinde Macht, daß Zank und blutige Schlägereien dabei ganz gewöhnlich sind und es nicht allein bei Nacht, sondern auch untertags eine mißliche Sache ist, unbewehrt auszugehen. Hat einmal der Wein die Köpfe erhitzt (und in der Fastnachtzeit war dieses an der Tagesordnung), so beginnt bald der offene Kampf zwischen Hofleuten und Handwerkern, Bürgern und Bauern, den Studenten und dem Volke."

[1]) Aschbach, I, 208.

Die Methode, nach welcher damals die Wissenschaften betrieben wurden, war die scholastische. Die Scholastiker spalteten sich aber in zwei Parteien, die sich arg befehdeten: Die Nominalisten und die Realisten. Der Streit kann selbst auf die Philosophen des Altertums, Plato, Aristoteles und die Stoiker, zurückgeführt werden. Die Nominalisten wollten die Gattungen, ja alle Begriffe, die nicht etwas Einzelnes oder Individuelles zum Gegenstande hatten, als bloße Namen (nomina) angesehen wissen, denen in der wirklichen Welt nichts entspreche: nach ihrer Anschauung war daher der Begriff post rem. Die Realisten behaupteten die Realität der allgemeinen Begriffe (der Universalien). An der Wiener Universität kamen die Nominalisten zur Herrschaft.

11. Das Heilwesen

Bei körperlichen Leiden half sich das Volk selbst. Es kannte die heilsamen Kräfte mancher Pflanzen genauer, als man glauben will, und die wissenschaftliche Medizin hat aus dem Schatze der Volkserfahrung manches Brauchbare übernommen. Aber man ersann sich natürlich auch Mittel, die eine gute Wirkung nie haben konnten, und Gewohnheit und Aberglauben hielten daran fest. Gedörrte Petersilie wurde zur Stärkung des Gedächtnisses, die Galle einer Eule, eines Hasen und eines Hahnes mit Honig gemischt gegen Augenleiden, Öl aus schwarzen Schnecken gegen Flechten angewendet.[1]) Sympathetische Mittel gab es die Fülle; wenn sie nichts halfen, so lag die Ursache darin, daß der Kranke kein Vertrauen in die Wunderkraft des Mittels hatte. Gegen Podagra diente das Blut einer während der Passion am Karfreitage getöteten Taube. Wer vom Fieber geschüttelt wurde, brauchte nur die Worte Pax, Max, Fax auszusprechen und er war geheilt. Sinnlose deutsche Verse, unverständliche Sprüche, zusammengesetzt aus lateinischen, griechischen, hebräischen Worten, halfen gegen den Dämon mancher Krankheit, und je haarsträubender der Unsinn war, der in solchen Sprüchen lag, desto wirkungsvoller schienen diese zu sein.

Studierte Ärzte, Buchärzte oder Physici genannt, waren ja auch nach der Gründung der Universitäten in Prag und Wien selten. Die ersten Ärzte waren Geistliche und Juden. In jedem Kloster wird ein Geistlicher gewesen sein, der kostbare Tränklein und Latwergen zu bereiten verstand. Im Jahre 1432 erlaubte Herzog Friedrich, daß der

[1]) Wichner, Beiträge zu einer Geschichte des Heilwesens ꝛc. in Steiermark. Mitteil. des hist. V. f. Steierm. XXXIII.

Jude Meister Rubein, genannt der Arzt, steuer- und zollfrei in Tirol wohnen dürfe, „wann er sich seiner Arbeit mit Erczney erneret und dhainen Gesuch (das ist Ausleihen von Geld gegen Zins) treibet". Im Jahre 1454 gab es in Wien elf Doktoren der Medizin, welche gegen die Ansiedlung eines neuen, jüdischen Arztes Einsprache erhoben, der mit kaiserlichem Geleite nach Wien gekommen war.

Nur wenige dieser Ärzte hatten auf auswärtigen Universitäten studiert; mancher hatte von einem Arzte gelernt, andere ihre Kunst aus Büchern erworben, deren es in den Büchereien der Klöster genug gab. Sie enthalten die Schriften arabischer und griechischer Ärzte, wie des Abubekr al Razi, Avicenna, Hippokrates, Galenus, Belehrungen über die Fieber und verschiedene andere Krankheiten, allgemeine Gesundheitsregeln, Beobachtungen über die Heilkräfte der Pflanzen und Rezeptensammlungen. Aderlaß und Purgation waren die mächtigsten Waffen gegen die Krankheiten, gegen Epidemien wurden Räucherungen mit Wacholder, Thymian oder Harz verordnet. Aber den meisten Krankheiten standen auch die Ärzte ratlos gegenüber.

Gegen die Lepra, Elefantiasis, den Aussatz oder Miselsucht, die Pest oder den schwarzen Tod kam kein Arzt auf. Als 1295 Herzog Albrecht I. von Österreich sich vergiftet glaubte, hingen ihn die Ärzte an den Füßen auf, um dem Gift einen Ausgang durch den Mund, die Nase und die Ohren zu verschaffen. Auch die Ärzte wandten sympathetische Mittel an und suchten der Einwirkung der bösen Geister, Hexen und Zauberer kräftig entgegenzutreten.

Als Ärzte traten auch Barbiere, Bader und Scherer auf; die Bader (Balneatores) übten in den Badstuben das Rasieren, Schröpfen, Aderlassen und behandelten auch Beinbrüche und Verrenkungen. Die Barbierer (Tonsores, Rasores) durften in und außerhalb ihrer Barbierstuben rasieren, schröpfen, zur Ader lassen und frische Wunden heilen. In den Dörfern hatte man nicht selten zu den Kenntnissen der Schäfer großes Vertrauen. Spezialisten erschienen im 14. Jahrhunderte; da gab es Stein- und Bruchschneider, Okulisten und Zahnbrecher. Die graduierten Ärzte, die Magistri in medicina, Medici oder Physici, selbst die Kirche traten oft gegen die Kurpfuscher auf. Die Wiener medizinische Fakultät versagte einem Afterarzte in Krankheitsfällen den Beistand ihrer Mitglieder; im Jahre 1409 exkommunizierte auf Verlangen der Fakultät der Passauer Offizial in Wien einen Kurpfuscher und der Salzburger Erzbischof ließ einen Bannbrief gegen solche Heilkünstler ausgehen. Dieses Unwesen war aber unausrottbar, weil es eben an ordentlichen Ärzten fehlte.

Kaiser Maximilian I. setzte in einem Patente vom 15. Oktober 1517 die Rechte und Freiheiten der Wiener Ärzte fest. Niemand, heißt es darin, darf „zu Wien der Leibarznei sich gebrauchen und darin praktizieren, allein er sei in einer bewährten hohen Schule nach Ordnung derselben zugelassen und Doktor geworden". Wer aber nicht an der Wiener Universität, sondern an einer anderen Doktor geworden, mußte, wenn er in Wien praktizieren wollte, über einen ihm bestimmten Gegenstand vor der Fakultät disputieren und jedem Mitgliede derselben sowie dem Pedell zwei Gulden ungarisch, „auch eine ziemliche Kollation geben, aus Ursachen, daß solches Kollegium desto ehrlicher und stattlicher aufnehmen und unterhalten werde".

Mit dem Worte Apotheke bezeichnete man in früheren Zeiten auch Kaufläden im allgemeinen, besonders solche, wo Gewürze verkauft wurden. König Albrecht II. verbot die Einfuhr von Konfekt und verlangte, daß es die Apotheker selbst verfertigen sollten. Doch tauchen in Deutschland schon im 13. Jahrhunderte Apotheken auf, in denen nur Medikalien, rohe und präparierte, verkauft wurden. Eine solche bestand 1405 in Wien und 1457 entstand daselbst schon eine Apothekerinnung. Nach deren Statuten sollten Apotheker von Doktoren und anderen Pharmazeuten geprüft sein; sie durften die Arzneien nur nach ärztlichen Rezepten verabfolgen und die Gefäße mußten mit Aufschriften über ihren Gehalt versehen sein. Der erste Apotheker in Graz war Simon Arbeiter (1511).

Spitäler bestanden in allen Klöstern. Der Aussatz war im Mittelalter eine weitverbreitete Krankheit. Man errichtete Aussatzhäuser, in denen die Aussätzigen, die von allen gemieden wurden, wohnen mußten. Diese Häuser nannte man Leproserien, in Italien Lazaretti, so genannt nach dem heil. Lazarus.

Auch in den Städten bestanden frühzeitig Spitäler, die von Bürgern gegründet und erhalten wurden. Der Vorsteher hieß Spitalmeister oder Spitler und wurde aus dem Rate gewählt. Ein Spitalschreiber besorgte die Aufnahme der Kranken und Pfründner und führte die Rechnungen; die Krankenwärter hießen Spitalknechte. In die Spitäler wurden wohl manchmal auch Blinde, Taubstumme und Wahnsinnige aufgenommen. Um die letzteren kümmerte man sich gewöhnlich nicht, solange sie unschädlich waren, legte sie aber auch in Ketten, wenn sie sich als gefährlich erwiesen. Mit Geisteskranken befaßten sich die Ärzte nicht; man überließ es der Zeit, daß „sie widerquamen zu besseren Virnonfften". Die mitunter erwähnten Narrenhäuser sind nicht Irrenhäuser. Die Polizei des Mittelalters, die Rumor-

knechte, sperrte nächtliche Ruhestörer in durchsichtige Gefängnisse, die aus eisernen oder hölzernen Gittern zusammengesetzt waren und auf öffentlichen Plätzen standen. Diese Gefängnisse, in denen die Nachtschwärmer dem Gespötte preisgegeben waren, nannte man Narrenhäuser, in Wien auch Narrenkotter. Auch Gotteslästerer wurden auf diese Weise verspottet oder „genarrt".

Hie und da begegnet man schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts einer Art Organisation des Sanitätswesens. Im Jahre 1514 stellten die Stände Krains den Jakob von Felters, der freien und Arzneikünste Doktor, als Landleibarzt mit einem Jahresgehalte von 100 ungarischen Gulden an.[1]) Er hatte das ganze Land mit seiner Kunst zu versehen, aber die Stände vergaßen, ihm seinen Gehalt auszuzahlen und die Kranken lohnten ihn „nach ihrem Wohlgefallen und nicht nach seinem Verdienen". Wir erfahren aus seiner Klage, daß er zu seinem Haushalte jährlich 80 Gulden nötig hatte. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde von der Stadt Salzburg ein Haus als Isolierspital eingerichtet. „Wer mit der Krankheit (der Pest) befleckt wurd, soll in dasselbig Haus getan und mit Wart, auch Fürsehung aines Leibarztes versehen werden. In welchem Haus ein Mensch an der Pestilentz stürbe, desselben Hausgesinde soll ein Monat lang weder zur Kirche, noch auf den Markt, noch in die Zusammenkunft mit vielen Personen sich begeben."[2])

Badestuben gab es in allen Klöstern und Städten und wurden auch fleißig benützt.[3]) Es scheint, daß Männer und Frauen gemeinsam badeten. In Krems wurde 1430 ein Mann mit acht Gulden bestraft, weil er sich in einem Bade vor den Frauen unanständig benahm. Die Wasserdämpfe wurden durch Begießen heißer Steine mit warmem Wasser erzeugt, wozu auch der in jeder Badestube stehende Kachelofen geheizt wurde. Diese heißen Bäder (stubae) kamen in Schwung, als aus dem Orient der Aussatz nach Europa gebracht wurde, zu dessen Bekämpfung Schwitzbäder angewendet wurden. In Wien befanden sich solche Schwitzbäder in der Wollzeile und das diese abschließende Tor erhielt den Namen Stubentor. Wenn man die heißen Bäder fertigstellte, wurden die Leute durch Hornschall zum Besuche eingeladen. Für Arme stiftete man „Seelbäder", so genannt, weil die Armen nach dem Bade und dem Mahle der Seele des verstorbenen Stifters im Gebete gedenken sollten.

---

[1]) Dimitz, II, 54.

[2]) Zillner, Gesch. d. Stadt Salzburg. II, 353.

[3]) Zappert, Über das Badewesen mittelalterlicher und späterer Zeit. Archiv d. W. A. 21.

Heilbäder besuchte man sehr häufig und auch im Mittelalter nicht immer der Gesundheit wegen, sondern um sich zu vergnügen und Bekanntschaften zu machen. Man blieb viel länger im Wasser als heute; es gab Leute, die zehn Stunden hintereinander im Wasser saßen und darin auch speisten. Sogar Festgelage wurden im Bade veranstaltet. Man gab häufiger Badegelder, als Trinkgelder. Taglöhner bekamen nach vollendeter Arbeit Geld „zu baden" oder „zu bade zu gehen und zu verdrinken". Im 16. Jahrhunderte nahm der Besuch der Dampfbäder ab. Sittenlosigkeit, die in den Bädern schon im 15. Jahrhunderte einriß, führte dazu, daß die Geistlichkeit gegen das übermäßige Baden auftrat, aber auch die Ärzte kämpften dagegen; in Pestzeiten blieben die Badestuben geschlossen. Der Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand I., Hanz Saltzmann, gab im Jahre 1521 ein „nutzliche Ordnung und Regiment wider die Pestilentz" heraus, worin er folgenden Rat gab: „Diese gefährliche Zeit soll man nicht in gemein Badstuben gehen, auch nicht vil in Wannen sitzen oder Wasserpaden, sondern die Gewonheit haben sich zu paden, die möchten in irem Gemach in einer Pötting mit Tuech geteckt ein senfftlich Schwaispad zuerichten, mit haißem Kyslin oder glüenden Eysen begossen mit Wein oder mit Wasser, darin gesotten seind Kamillenblumen, Wermutt, sand Johannskraut, Speick, Mynzen, Wolmuet, Weinrutten und dergleichen, also mag man senfftlich schwitzen und den Schways abtrükhnen mit reinen Tuechern. Man soll aber in khaynerlay Weg pald nach dem Pad in den gifftigen Luft ausgehen, dieweil der Leib warm und geöffnet ist."

Die Gesundheitsregeln der Schule von Salerno waren weit ververbreitet und im Jahre 1439 stellte ein Kartäuser in einem Werke, das er „Tafel christlicher Weisheit" nannte, folgende Verhaltungsmaßregeln zur Verlängerung des Lebens auf: „Wiltu gesund sein und lang leben, so merk: Wenn du aufstehst, so geh' ein wenig und reck aus dein Gelid und kämme dein Haupt und isse, was deiner Natur wohl kommt. Wenn du arbeitest mit dem Leib, so soltu guten Wein trinken und wenig essen und zwischenmalen nichts nehmen. Winterszeit mit warmem, Sommerszeit mit kaltem Wasser soltu waschen das Antlitz, die Händ oft und zuvor die Füß. Du solt im Jahr einmal nach Ostern ein Purgacien nehmen, du solt zu Ader lassen zu rechter Zeit. Nach der Speis soltu die Zähne wohl reinigen von den Augen, des Atems und des Hauptes wegen. Den Mund soltu nach der Speis wohl reinigen. Nach Essenszeit soltu tausend Schritte gehen oder ruhen. Über sieben Stund soltu nit slafen, zu Mittag ein wenig."

An einer anderen Stelle gibt er folgende Ratschläge: „Wenn du dich willst schlafen legen, so lege dich auf die rechten Seiten, darnach auf die linke, nit liege auf dem Rücken. Mach deine Speis nit alzu feist, nit vil gesalzen, mische deinen Wein mit gutem Wasser und isse Fisch, die wohl gestupt sind in reinen Wassern. Alle Morgen iß sechzehn Wachholderbeeren, Retich mit Salz, an guter Luft steh gern, wann es donnert, so hut dich. Was wohl riecht, das trag vil bei dir, als Piesem (Bisam). Hut dich vor großem Zorn, vor Traurigkeit und stinkenden Leuten und Städten, bis allezeit fröhlich und wohlgemut in Gott."

Der Kartäuser bringt in seiner Tafel christlicher Weisheit noch vielerlei wissenswerte Dinge, unter anderem auch eine Charakteristik der vier Temperamente. „Das sind", heißt es, „die vier Complexion mit ihren Eigenschaften. Etliche sind sanquinei, das sind feucht-hitzige Leut. Die erkennt man also: sie sind mild, lieblich, schön, fröhlich, lachend, rötlich gefärbt; sie singen gern, kühn, gutwillig und annehme. Die andere heißt flecmatici, das ist kalt-feuchtige Leut. Die erkennt man also: sie sind schläfrig, faul, voll Speichel, unbegreiflicher Sinne, feist, kurz, vierschrötig und breit und weiß am Antlitz. Die dritten heißen colerici, das ist heiß-trockene Leute. Die erkennt man also: sie sind rauch, sie betriegen gern, sind zornig, bald alzu mild, kühn, hinterlistig, gescheidt, genehme, hübsch, rötlich und schwarzfärbig oder braunlicht. Die vierten heißen melancolici, das sind kalt-trockene Leute. Die erkennt man also: sie sind neidig, traurig, geizig, karg ohne alle Betrüglichkeit, forchtsam und bleicher Farbe. Nota: Die Leut sind gemeiniglich vermischt in den vieren, aber Gott von Gnade verwandelt oft einen Menschen ganz. Cristus war ein rechter Sanquineus."

12. Geschichtschreibung und Denkwürdigkeiten

In diesem Zeitraume wurden die Klosterannalen fortgesetzt und andere historische Aufzeichnungen gemacht. Am meisten schrieb man zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Kremsmünster: ein Urbar, ein Totenbuch, eine Privilegiensammlung, Listen der Äbte, Bischöfe und Herzoge und Annalen. Ihr Verfasser war der Kellermeister Sigmar.[1])

Der bedeutendste Geschichtschreiber des späteren Mittelalters war der Abt Johann von Viktring in Kärnten. Er erzählt in seinem in lateinischer Sprache geschriebenen Werke „Buch gewisser Geschichten"

[1]) Vgl. Loserth, Die Geschichtsquellen von Kremsmünster im 13. und 14. Jahrhunderte, Wien 1872; dazu Loserths Abh. über Sigmar und Bernhard im Archiv d. W. A. 81 (1894).

die Ereignisse der Zeit von 1211—1343. Von Geburt Franzose, war er durch seinen Charakter, seine Bildung und seine Bekanntschaft mit den hervorragendsten Zeitgenossen zum Geschichtschreiber berufen. Für die Zeit seit Albrecht I. ist sein Werk außerordentlich wichtig.

Admont hatte in dem gelehrten Abte Engelbert (1297—1327)[1]) einen Mann von umfassender Gelehrsamkeit. Er machte seine Studien in Prag und Italien und knüpfte überall dauernde Bekanntschaften an. Die meisten seiner Werke behandeln, wie die früherer Admonter Äbte, theologische Gegenstände, doch hat er sich auch mit Geschichte, Naturgeschichte, Astronomie und Musik beschäftigt. Unter den theologischen Werken befindet sich auch eine Abhandlung über die Frage, ob Christus Mensch geworden wäre, wenn der erste Mensch nicht gesündigt hätte. Sonst schrieb er einen Fürstenspiegel und einen Traktat über die Frage, ob es sich für einen Weisen schicke, eine Frau zu nehmen, welche Frage er verneint. Er verfaßte ferner ein historisches Werk über die Wahl des Königs Rudolf, das aber bis jetzt noch nicht aufgefunden wurde, und eines über den Ursprung und das Ende des römischen Reiches, das viel gerühmt worden ist, das aber eine wenig praktische Lebensanschauung verrät. Welcher Art die naturwissenschaftlichen Kenntnisse seiner Zeit gewesen, ersieht man aus der Abhandlung über die Natur der Tiere. Ihm war es gewiß, daß Giganten, Kyklopen, Satyren, Zentauren existiert haben, er nennt sie menschliche Mißbildungen. Die Tiere teilt er ein in Zwei-, Vier- und Vielfüßler. Zu den Schlangen gehören Drachen und Basilisken, zu den Vögeln die Fledermaus, der Greif und der Pegasus. Die Wespe entsteht aus dem Fleische gefallener Esel. In einem Traktate über die Vorsehung Gottes hat er die wunderbaren Erzählungen älterer Schriftsteller, welche die Welt mit Ungeheuern bevölkern, aufgenommen; nach ihm gibt es Satyren mit gekrümmten Nasen, Hörnern und Ziegenfüßen; Lemnaden in Libyen, ohne Kopf, mit Augen an der Brust; Menschen ohne Sprache in Indien; in Szythien Panoten, die sich in ihre langen Ohren einhüllen können, Menschen mit Hundsköpfen u. dgl.

In deutschen Versen wurde eine Gründungsgeschichte des Zisterzienserklosters St. Bernhard verfaßt und auch in Zwettl entstand eine Reimchronik, Darstellungen, die nicht allein für die Geschichte der betreffenden Klöster, sondern auch für die hervorragenden Adelsgeschlechter der Maissauer und Kuenringer von Wichtigkeit sind.

Das Bürgertum, das in dieser Zeit auch in den österreichischen Ländern einigermaßen bedeutungsvoll auftrat, hat nicht, wie in Deutsch-

[1]) Vgl. Wichner, Geschichte von Admont. II, 511 ff.

land, Stadtchroniken hervorgebracht. Nur in Klosterneuburg schrieb ein Bürger verschiedene Nachrichten, Ereignisse des täglichen Lebens und Begebenheiten, die das Land betrafen, zusammen, die man die Kleine Klosterneuburger Chronik nennt. Der Verfasser beginnt 1322 mit der Nachricht, daß der Wein nicht gediehen sei, und schließt 1428 mit der Mitteilung von einem Einfalle der Hussiten in Niederösterreich. Mit Vorliebe verfolgt er das Gedeihen der Feldfrüchte und gibt auch häufig den Preis des Weines und des Getreides an.

In der bewegtesten Zeit des 15. Jahrhunderts entstand in Wien eine Chronik der Jahre 1454—1467, deren Verfasser sich gut unterrichtet zeigt und sehr ausführlich berichtet.

Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts erschien die erste in deutscher Sprache geschriebene Landesgeschichte. Diese Chronik von Österreich wurde um 1395 von dem Geistlichen Johann Sefner[1]), einem Steiermärker, der in Wien lebte, verfaßt. Eigentlich ist dies auch noch nicht eine Landesgeschichte, sondern eine allgemeine Geschichte, in der die Geschichte Österreichs einen breiten Raum einnimmt. Der Verfasser teilte sein Werk in fünf Bücher, weil der Mensch fünf Sinne habe. Er beginnt mit der Erschaffung der Welt und erzählt bis Kaiser Augustus, worauf er mit Österreich beginnt. Dieses Land hat vorher 15 Namen gehabt: Indensapta, Avarata, ... Avara, Osterland, Österreich. 859 Jahre und neun Monate nach der Sintflut, am 12. des Brachmonds kamen die ersten Bewohner nach Österreich, das eine Markgrafschaft und später ein Herzogtum wurde. Der 35. Herzog wurde von den Juden besiegt und mußte die heidnische Religion mit der mosaischen vertauschen, der 65. Herzog ward Christ; der 82. Herzog heißt Albrecht, sein Nachfolger Ernst, mit dem der Verfasser endlich historischen Boden betritt; denn dies ist jener Babenberger Ernst, der unter Heinrich IV. im Kampfe mit den Sachsen fiel.

Die haarsträubenden Dinge, die Sefner erzählt, anzuführen, wäre zwecklos. Alle diese heidnischen, jüdischen und christlichen Fürsten haben Wappen, die genau beschrieben werden; sie vermählen sich mit Töchtern böhmischer und ungarischer Fürsten, deren Wappen gleichfalls angeführt werden. Auch für die späteren Zeiten und selbst für die Zeit, die er miterlebt hat, ist Sefner eine wenig brauchbare historische Quelle. Aber sein Buch fand Anklang; es wurde viel gelesen, und andere Schriftsteller haben sogar seine fabelreiche Vorgeschichte benützt. Der scharfsinnige Äneas Sylvius verdammte sie freilich, aber Ebendorfer, Arnpeck und Heinrich von Gundelfingen nahmen sie auf.

[1]) Gew. Hagen genannt. Gedruckt bei Pez, Scr., II. Über den Verfasser Mayer im Arch. d. W. A. 60.

Thomas Ebendorfer von Haselbach, einem Dorfe am Kampflusse, Professor an der Wiener Universität, schrieb eine österreichische Chronik, die man eigentlich eine Sammlung historischer Materialien nennen könnte. Er erzählt am liebsten von Mißernten, Feuersbrünsten, schlechtem Geld und beachtet weniger die großen Staatsereignisse, obgleich er sich vielfach an der Politik beteiligte. Im Jahre 1431 sandte ihn die Universität als ihren Vertreter zum Basler Konzil; 1451 nahm ihn der Kaiser mit nach Italien und sandte ihn nach Neapel zum König Alfons. Im Bürgerkriege zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Albrecht suchte er zu vermitteln, fiel aber beim Kaiser in Ungnade und starb 1464. Er schrieb auch eine Kaiserchronik, eine Schrift über das Basler Konzil und einige andere historische Werke, die nicht gedruckt worden sind.

Eine österreichische Chronik schrieb auch der Bayer Veit Arnpeck, der, aus Landshut gebürtig, einige Zeit in Wien studierte. Auch darin prangt die fabelhafte Vorgeschichte. Nur für das 15. Jahrhundert ist das Werk von Wichtigkeit. Österreichische Geschichten hat man auch von Heinrich von Gundelfingen, einem gebürtigen Konstanzer, der die Vorgeschichte nach Sefner erzählt und sein Buch dem Herzog Siegmund von Tirol widmete, und von Albert von Bonstetten, Dekan von Einsiedeln in der Schweiz, seit 1482 Hofkaplan des Kaisers Friedrich III.

Eine sehr beachtenswerte Chronik ist die des Geschlechtes der Grafen von Cilli[1]), die wahrscheinlich von einem Minoriten des Klosters in Cilli herrührt. Die alten Fürsten, sagt der Verfasser, hatten ihre getreuen Schreiber, die „all merckliche Händel haben verschrieben zu einer Gedechtnus den kunftigen; das es aber die Fürsten und Herren zu dieser Zeit nit tun, darumb ihr Gedechtnus mit dem Glockenschlag wird vergessen". Dem edlen Grafen Hermann von Cilli zu Ehren habe er seine Chronik geschrieben. Er führt in lebendiger Behandlung die wechselnden Geschicke des rasch zum größten Glanze emporgestiegenen Grafenhauses vor und erzählt auch noch die Kämpfe, die nach dem Tode des letzten Cilliers um das Erbe entbrannten.

Ein Schriftsteller von hervorragender Bedeutung ist Jakob Unrest, Pfarrer zu St. Martin am Techelsberg in Kärnten, der um 1500 starb. Er schrieb in deutscher Sprache eine österreichische, eine Kärntner und eine ungarische Chronik[2]), von denen die erstere am bedeutendsten ist.

[1]) Krones, Die Freien von Saneck und ihre Chronik als Grafen von Cilli. Graz 1883.

[2]) Auf die ungarische Chronik machte zuerst aufmerksam v. Krones in den Mitteil. des Institutes,

Sie behandelt die Jahre 1435—1499; die Zeit Friedrichs III. ist außerordentlich reichhaltig, wie man denn überhaupt erstaunt sein muß über die zahlreichen Nachrichten, die sich der Pfarrer in einem abgeschiedenen Dorfe in der Nähe des Wörther Sees über die Ereignisse der Welt zu verschaffen in der Lage war.

Aus dem 15. Jahrhunderte haben wir auch Memoiren, aber die Zahl dieser Denkwürdigkeiten, die von Österreichern geschrieben wurden oder sich auf die österreichischen Verhältnisse beziehen, ist nicht groß. Sie sind weniger für die politische als für die Kulturgeschichte von Bedeutung. Die naive Schreibweise, die Unmittelbarkeit der Darstellung verleihen ihnen einen besonderen Reiz. Mit lebhaften Farben erzählen die Verfasser, was sie erlebt, gesehen, ausgeführt. Die meisten entstammten kleinen Verhältnissen. Alle kamen als Knaben in die weite, fremde Welt, in der sie sich zu behaupten verstanden, ihren Charakter ausbildeten, Reichtum, Anerkennung, Ehren erwarben. In späteren Jahren riefen sie noch einmal die Erinnerung an alles, was sie erlebt, wach, noch einmal machten sie im Geiste die glücklichen wie die schlimmen Zeiten durch und schrieben, ihren Kindern zur Belehrung, ihre Erlebnisse auf. Ihre Nachkommen sollten erkennen, daß man auf dem geraden Wege, durch ehrlichen Dienst, durch Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe sein Fortkommen in der Welt finden könne. Der Blick der Verfasser richtet sich nicht so sehr auf die großen Weltereignisse, als auf das Naheliegende, das Engbegrenzte.

Der schwäbische Junker Jörg von Ehingen[1]) kam als Junge an den Hof des Herzogs Siegmund von Tirol, wo er zu allerlei Diensten verwendet wurde; er war Stallknecht, Laufbursche, hatte bei der Tafel hinter dem Stuhle der Herzogin zu stehen und ihr aufzuwarten. Später kam er an den Hof des Herzogs Albrecht VI. von Österreich, der in Schwaben residierte und ihm ein guter Herr war. Mit ihm zog er über Wien nach Prag zur Krönung des Königs Ladislaus. Leider ist sein Bericht außerordentlich mager; etwas ausführlicher erzählt er von seinen Reisen nach Rhodus, in das Heilige Land, Ägypten, Zypern und nach Frankreich und Spanien.

Auch Burkhard Zink war kein Österreicher, sondern zu Memmingen geboren worden, aber er verlebte einen Teil seiner Jugendzeit in einem Dorfe in Krain, wo sein Onkel Pfarrer war und wohin er im Alter von elf Jahren gewandert war. Er berichtet darüber und

[1]) Leben des schwäbischen Edelmannes Georg von Ehingen. Erste Publikation des Literar. Ver. in Stuttgart. 1842.

über seine Reisen in seiner Selbstbiographie[1]), die zu den interessantesten Aufzeichnungen dieser Art gehört.

„Im Jahre 1407 ging ich", so erzählt er, „von Memmingen mit einem Kameraden in das Land Krain, ein windisches Land, und zwar in einen Markt, Reifnitz genannt, sechs Meilen hinter Laibach gegen Kroatien zu. In diesem Lande blieb ich sechs Jahre und ging da in die Schule. Mein Vater hatte nämlich einen leiblichen Bruder, welcher Pfarrer in einem Dorfe war, genannt an der Riegg. Dieses Dorf ist groß und es gehören fünf andere Dörfer zur Pfarre. Dort war mein Onkel 30 Jahre lang Pfarrer gewesen. Er war mit des Grafen Friedrich von Ortenburg Gemahlin in dieses Land gekommen; sie hieß Margareta und war eine Herzogin von Teck; sie hatte ihn zum Priester gemacht, denn er war ihr Schreiber gewesen. Die Herzoge von Mindelheim oder Teck, Herzog Ulrich, Herzog Friedrich und Herzog Lutz (Ludwig), der später Patriarch von Aquileja wurde, waren der Gräfin von Ortenburg Brüder. Mein Onkel schickte mich in die Schule zu Reifnitz und gab mich in die Kost zu einem biederen Manne, der Hans Schwab hieß und Baumeister des Grafen Friedrich von Ortenburg war; er baute eben damals das untere Haus zu Ortenburg am Fuße des Berges.

Als ich sieben Jahre bei meinem Onkel in Reifnitz gewesen war, da hätte er mich gerne zu Ehren gebracht. Er hatte mich immer friedlich behandelt und wollte mich auf die hohe Schule nach Wien schicken, aber dies gefiel mir nicht und deshalb wollte ich nicht mehr bei ihm bleiben und zog wider seinen Willen von dannen; er gab mir daher nichts." Da sich in Memmingen niemand über seine Wiederkehr freute, reute es ihn, nicht in Krain geblieben zu sein. „Ich erhob mich und lief wieder zurück in das windische Land. Als ich dort ankam, konnte ich aber sehen, daß ich vom Regen in die Traufe gekommen war, denn mein Onkel war tot und hatte sein Vermögen seinen Kindern, deren er vier hatte, und anderen Leuten vermacht. Also war ich umsonst nach Krain gelaufen und hatte mir vergeblich müde Beine gemacht; nicht ein Heller an Wert ward mir zuteil; mir geschah übrigens recht. Wäre ich bei meinem Onkel geblieben, so wäre mir sicher sein ganzes Vermögen zugefallen."

Zink lebte dann in Bayern, Schwaben und Franken, kam zu Vermögen und Ehren und machte weite Reisen. So kam er nach Görz, Venedig, Rhodus, Rom, nach Böhmen und Ungarn. Im Jahre 1456 kam er nach Tirol. Damals belagerte nämlich der Herzog Siegmund

[1]) Im 5. Bd. der Chroniken der deutschen Städte, S. 123.

im Verein mit dem Bischof von Trient den Edelmann Gradner in der Burg Beseno. „Gradner hatte bei 70 tüchtige Kriegsleute, unter welchen auch mein Sohn Wilhelm war, der wurde mit einem anderen gefangen und gegen Trient geführt, wo sie fünf Monate in einem Turme lagen. Ich aber wußte nichts von seiner Gefangenschaft, denn er war neun Jahre fortgewesen und ich hatte nie ein Wort von ihm gehört, hatte ihn auch schon ganz aufgegeben und meinte, er wäre tot. Er war in Welschland gewesen und wollte eben heimziehen, als ihm Kriegsleute begegneten, die dem Gradner zuzogen; da blieb er bei ihnen, bis er gefangen wurde. Zur Zeit, da er im Turme gefangen lag, hatte der Bischof einen Trompeter, der vorzeiten ein Türmer hier in Augsburg war; dieser wollte sich bei dem Bischof ein Bild einlegen und erzählte ihm, daß des Gefangenen Vater ein reicher Kaufmann in Augsburg sei, der wohl 1000 Gulden für seinen Sohn geben würde. Als der Bischof dies hörte, wollte er die 1000 Gulden gern gewinnen. Er befahl daher, meinen Sohn recht hart zu halten, und ließ diesem auch sagen, man würde ihn töten, wenn er sich nicht mit 1000 Gulden loslöse. Damals kam mir die Kunde, daß mein Sohn um Leib und Leben gefangen in Trient liege. Da machte ich mich auf und ritt gegen Trient, wo ich am fünften Tage ankam. Gern hätte ich meinen Sohn erledigt, aber es gelang mir nicht. Ich versuchte mancherlei, tat, was ich imstande war, es half aber alles nichts. Der Bischof ritt damals gegen Stein, ein Schloß bei Beseno; ich folgte ihm dahin. Zwei Edelleute, oberste Hauptleute im Feldlager vor Beseno, wollten mir behilflich sein und halfen mir auch einen halben Tag unterhandeln. Aber anders wollte der Bischof den Gefangenen nicht freilassen, als gegen 300 Dukaten, die wollte ich aber nicht zahlen und so zog ich ab und ließ meinen Sohn im Turm. Sechs Wochen nachher ward er endlich ledig, ich mußte aber dem Böjewicht, dem Bischof von Trient, 50 bare Gulden geben, und da auf der Reise mit Zehrung und Geschenken 30 Gulden aufgingen, so kostet mich mein Sohn 80 Gulden." Mit dieser Geschichte bricht Zink seine Denkwürdigkeiten ab.

Kurze Memoiren[1]) verfaßte der kroatische Edelmann Andreas von Lapiz. Da sein Vater wünschte, daß er der deutschen Sprache kundig werde, schickte er ihn nach Steiermark, wo er in die Dienste eines Edelmannes trat. In dessen Begleitung machte er den Römerzug Kaiser Friedrichs III. mit, den er ziemlich ausführlich beschreibt. In der ersten Fastenwoche 1452 kam Friedrich vor Rom an. „Da lagerten

[1]) In des Grafen v. Wurmbrand Kollektaneen, Wien 1705, und im 9. Bd. von Hormayrs Taschenbuch.

wir", erzählt Lapiz, „und putzten uns drei Tage. Am vierten ritten wir gegen die Stadt, wo uns einige Kardinäle auf weißen Eseln von sonderlicher Größe entgegenritten; dann kam des Papstes reisiges Volk in köstlichen Harnischen, hatte aber keinen Schein, als wären es tapfere Leute. Auch der Papst ritt vor die Engelsburg, den Kaiser zu empfangen, der die Kaiserin und seinen Mündel Ladislaus bei sich hatte. König Ladislaus war 13 Jahre alt und nicht wohlgemuter als ein Mann von 70, und am Sonntag Lätare wurden der Kaiser und die fromme Kaiserin gekrönt. Das ging aber langsam her, bis in die sinkende Nacht, und mußte Kaiser Friedrich den ganzen Tag im schweren Mantel aushalten, so daß sein Roß ganz müde war. Auf der Tiberbrücke schlug er 361 Ritter, darunter auch ich war, aber auch manche, die fürder nichts zählten und ihrem Namen keine Ehre brachten. Wir waren müde und die deutschen Herren führten ungefüge Reden; denn 13 Stunden saßen wir im vollen Panzer auf den armen Rossen und ward uns noch eine Stunde oder zwei vorgelesen, wie sich ein Ritter halten solle. Wer das nicht früher wußte, hätte es auch dort nicht gelernt, und wer es nicht halten wollte, ließ es unterwegen, und hätte man ihm noch sechs Stunden gepredigt. Als es aber dunkel ward, zogen wir in Haufen gegen St. Johann Lateranus, Ritter und Knechte, und banden unsere Rosse an marmorne Säulen und setzten uns zum Mahle, das in großen Näpfen und Schüsseln gebracht ward. Da nahm einer ein Mus in den Eisenhut, der andere einen Braten in den Brustharnisch, etliche nahmen hohle Ziegel und taten die Speisen darein; denn es war schlechte Fürsorge für Speisegerät. Und es hatten die Rosse kein Futter, da gaben wir ihnen Brot und gekochtes Gemüse und war ein Knecht des Neuhausers, der hatte ein ungarisch Rößlein, dem gab er einen gebratenen Hasen zu fressen. Der Kaiser hatte bald abgegessen, dann geleiteten wir ihn mit Fackeln zur Stadt und es wurde Silbergeld vor ihm her ausgeworfen, um das die Römer sich balgten."

Von Rom zog der Kaiser nach Neapel, wo König Alfonso, der Oheim der Kaiserin, regierte. „Als wir durch das Königreich Neapel zogen," schreibt Lapiz, „wurden wir höchst ehrenvoll empfangen. In allen Städten, Dörfern und Schlössern, die am Wege lagen, waren auf den Plätzen lange Tafeln aufgerichtet mit gebratenem Fleisch und dreierlei Speisen; auch brachte man den Wein nicht in Kufen, sondern goß die aufgerichteten Springbrunnen voll, daß mancher Knecht zu Stunden bei den Röhren lag. Alle Haustüren waren offen und in den Gaststuben Streu und Decken bereit und wurde sonst keinem eine

billige Bitte abgeschlagen. Auch die Schmiede mußten an der Straße mit Nägeln und Hufeisen warten, und wer immer wollte, durfte sein Pferd beschlagen. In der Stadt Neapel hatten wir gar ein lustiges Leben und das hörte nie vor Mitternacht auf, darum mußte jeder Hauswirt eine Laterne vor dem Fenster haben, und wenn ein Gast zu bequem war, zu den in der alten Burg aufgestellten Tafeln zu gehen, mußte er ihm umsonst Trank und Speise nach Gefallen geben. Noch hatten wir dort eine halbe Meile von der Stadt in einem lustigen Tale eine schöne Jagd, der die Königin beiwohnte. Es waren allerlei Tiere zusammengetrieben, die ich nie gesehen hatte und nicht kannte, und viele kostbare Zelte und Brunnen mit Wein aufgerichtet. Danach wurde auch ein Rennen gehalten, bei dem neben vielen welschen Herren auch Siegmund der Schaunburger, Graf Hans von Pösing und mehrere aus des Kaisers Landen stachen."

In dieser lebendigen Weise schildert Lapiz seine Erlebnisse; viel kürzer berichtet er über seine späteren Schicksale, als er in Diensten der Grafen von Cilli, des Königs Ladislaus Posthumus und des Kaisers stand.

Der Deutschböhme Christoph von Thein, der aus der Gegend von Falkenau stammte, wurde als Jüngling von 18 Jahren mit einem Gulden Zehrgeld in der Tasche von seinem Vater in die weite Welt geschickt, um sich selbst fortzubringen. Er kam nach Gurkfeld in Krain, dann nach Steiermark, ließ sich oft zum „Katzbalgen" verwenden und gelangte endlich nach Istrien, wo er kaiserlicher Hauptmann über Pisino und die österreichischen Kastelle wurde. Der Kaiser Friedrich verwendete ihn auch mehrmals als Botschafter in Italien und war mit ihm so zufrieden, daß er ihm einmal zu Nürnberg „eine goldene Kette über 200 Gulden schwer und ein Gehenke" verehrte. Zur Zeit der Türkeneinfälle erschlug er vor Friedau zwei Türken und nahm einen dritten gefangen. „Das half mir vorwärts, denn es wurde bekannt in Steier und Kärnten und verschaffte mir großen Ruhm." Nach dem Tode des Kaisers kehrte Thein mit Geld, Kleinodien, Bettgewand und Waffen nach Böhmen zurück, wo er im Egerlande mehrere Güter ankaufte. Aber auch jetzt ließ er sich noch mehrmals zu diplomatischen Sendungen verwenden, über die er gleichfalls in seinen Aufzeichnungen berichtet.[1])

Bemerkenswerte Vorfälle zeichnete am Ende des 15. Jahrhunderts der Wiener Arzt und Professor Johannes Tichtel in lateinischer Sprache auf; doch enthält dieses Tagebuch nur wenig von allgemeinem Interesse.

[1]) A. Wolf im 53. Bd. des Archives der Wiener Akad.

Mehr der Neuzeit als dem Mittelalter gehören die Denkwürdigkeiten Georg Kirchmairs an, der dem Kloster Neustift in Tirol als Verwalter auf dessen Gütern bei Bruneck diente. Er starb 1554. Seine Denkwürdigkeiten umfassen die Jahre 1481—1554.[1]) Ungefähr dieselbe Zeit umfaßt auch die Selbstbiographie des Freiherrn Siegmund von Herberstein.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst tauchen lose Blätter auf, die einzelne Ereignisse, Entdeckungen, Hoffeste, Hinrichtungen u. dgl. erzählen. Sie mehrten sich besonders seit der Entdeckung Amerikas, hießen „Neue Zeitungen" oder „Relationen" und wurden von dem „curieusen Publicum" gern gekauft. In Wien nannte man sie „Wiener Blattl". „Sie waren", sagt Zenker[2]), „die zu Papier und Druckerschwärze gewordenen Bänkelsänger und Spielleute; sie erzählten genau dasselbe, was früher der Fahrende von Dorf zu Dorf und von Markt zu Markt kolportiert hatte, Wichtiges und Kleinliches, Verbürgtes und Unverbürgtes, sie sprachen in demselben Tone zum Volke wie diese mittelalterlichen Homeriden."

Das älteste dieser Blätter ist 1488 aus der Druckerei des Hans Winterburger in Wien hervorgegangen, eine Hofmär aus dem Niederland über die Lage des in Brüssel gefangenen Königs Max I. Ein solches fliegendes Blatt berichtet 1493 über das „Begencknus Kayserlicher Majestät". Aus dem Jahre 1515 stammt ein Blatt, das berichtet, „wo und wie römisch-kayserliche Majestät und die König von Hungarn, Polen und Peham zusammenkumen und zu Wienn eingeritten sendt". Die Hinrichtung zu Wiener-Neustadt im Jahre 1522 verkündete „ain neue Zeytung von den zweien Landtherrn und Bürgern von Wien, wie sy der Fürst Ferdinandus hat lassen richten in der Newenstadt im Monat Augusti im Jahr 1522".

Diese Relationen, die sich im 16. Jahrhunderte und in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges sehr vermehrten, bezeichnen den Beginn unserer Zeitungen.

13. Dichtkunst

Zu den bedeutendsten Dichtern des 14. Jahrhunderts gehört Peter Suchenwirt.[3]) Er war ein Österreicher, aber von seinem Leben

[1]) Über ihn s. Adam Wolf, Geschichtliche Bilder aus Österreich. I, Wien 1878, S. 35ff.

[2]) Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Wien und Leipzig 1892.

[3]) Werke von Alois Primisser, Wien 1827. — Frieß, Fünf unedierte Ehrenreden Suchenwirts. Sitzungsb. d. W. A. 88 (1878). — Kratochwil, Der österr. Didaktiker P. S. Jahresb. d. OG. Krems 1871. — Uhl in d. Allgem. deutschen Biographie. 37, 774.

ist wenig bekannt. Sein Name ist kein erblicher Familienname, sondern ein angenommener. Die Wirte, die er suchte, waren vornehme Ritter und edle Herren, auf deren Burgen er gern als Gast weilte, um Stoff zu seinen „Ehrenreden" in Erfahrung zu bringen. An manchen Kriegszügen, von denen er spricht, wird er wohl auch selbst teilgenommen haben. Er gehörte zu den Persevanten (Poursuivants), das ist zu den Knappen aus niederem Stande, die nach längerer Dienstzeit im Gefolge eines Herrn zu Herolden vorrückten. Als solche hatten sie unter anderem bei den Turnieren den Namen und die Devise ihres Herrn auszurufen, weshalb sie auch Croyers (Crieurs) hießen. Lange Zeit lebte Suchenwirt in Wien im Dienste der Herzoge von Österreich; im Jahre 1377 nahm er am Kriegszuge Albrechts III. in das Preußenland teil.

In seinen Ehrenreden verherrlichte er die Taten hervorragender Männer. Seine Helden kämpfen auf allen Schlachtfeldern der damals bekannten Welt: in Spanien, Italien, Frankreich, England, Schweden, Dänemark, im Lande der heidnischen Preußen, in Serbien und Bulgarien; ja selbst bis Babylon und Tunis dringt einer vor. Die Darstellung folgt einer herkömmlichen Anordnung. Im Anfange wird die Kunst, der göttliche Geist oder der „Herr Sinn" gebeten, das mangelnde Dichtertalent zu ersetzen. „Dann folgen in breiter Fülle die biographischen Notizen, an die sich das Lob des tugendreichen Ritters anschließt, dem die Rede gilt. Sein Tod wird beklagt, seine Seele der Gnade Gottes oder dem Schutze der Jungfrau Maria empfohlen, womit das Gedicht schließt. Vorher aber finden wir regelmäßig noch das Wappen der Verstorbenen fachmännisch beschrieben und erläutert, und dieser heraldische Teil, die ‚Blasonierung' oder ‚Visierung' der Helm- und Schildzier, war gewiß für die adeligen Zuhörer, die solche Untersuchungen mit sportsmännischem Eifer betrieben, das Interessanteste an der ganzen Sache."

Von den Männern, denen Suchenwirt seine Verse widmete, sind zu nennen: König Ludwig von Ungarn, die Herzoge Albrecht II. und III., Heinrich von Kärnten, die Grafen Ulrich von Pfannberg und Ulrich von Cilli, die Herren Herdegen von Pettau, Ulrich von Wallsee, Leutold von Stadeck.

Suchenwirt schrieb auch politische Gelegenheitsgedichte sowie Lehrgedichte. Er bespricht die Kirchenspaltung von 1378, die Unzweckmäßigkeit des Ungeldes, die bösen Folgen des Würfelspieles und gibt in der Rede „von fünf Fürsten" seinem Schmerze über die Niederlage Leopolds III. bei Sempach Ausdruck. Mit ernsten Worten tadelt er den Rückgang höfischer Zucht und ritterlicher Tapferkeit. Die alten Ritter lassen ihre Söhne, so versichert er in dem Gedichte „Verlegen-

heit" (das ist Untätigkeit), aus Geiz nicht in die Welt ziehen, wo sie sich Ehre erwerben könnten; sie müssen vielmehr zu Hause „verliegen wie ein Ochsenkalb". Der junge Ritter, der selbst zugibt, daß er weder zu reden noch Antwort zu geben weiß, nimmt nach dem Tode seines Vaters auf den Rat seiner Freunde eine alte, reiche Witwe zur Frau, von der er erwartet, daß sie bald mit Tod abgehen werde. Sie lebt aber wieder auf und läßt den jungen Gemahl nicht auf ritterliche Abenteuer ausziehen. „Also verzehrt er seine Zeit und verbraucht seine Jahre ohne Kinder." Im Widerteil (Gegensatz) schildert die blaugekleidete Frau Stete (Treue) einen Ritter, wie er sein soll; die buntgekleidete Frau Minne beschreibt die Art eines Ritters zu Suchenwirts Zeit. Dieser ist tapfer bei Zechgelagen und schläft dann in den Tag hinein; er stellt der Ehre der Frauen nach und weicht im Turniere wie im Kampfe jeder Gefahr aus, um gesund heimzukommen. Er reitet zuhinterst in der Schar und schaut dem Kampfe von weitem zu. Sein Schwert rötet er im Blute eines Rosses, das tot daliegt.

Mit ernsten Worten beklagt Suchenwirt den Krieg der Fürsten und der Städte, dessen Folgen nur die Zunahme der Armut und ein Krieg der Armen mit den Reichen sein können. Wovon sollen die Herren leben, wenn die Bauern zugrundegehen? Die Herren und die Bürger werden sicher den Pflug nicht führen wollen. Die Armen, die Weib und Kind hungern sehen, werden sich versammeln und bewaffnet durch die Gassen der Städte ziehen. Es wird der Ruf ertönen: „Reißt auf die Tore der Reichen, wir wollen mit ihnen essen. Lieber wollen wir alle erschlagen werden, als daß wir vor Hunger umkommen. Wir wollen das Leben wagen, ehe wir elend verderben." So wird ein großes Blutvergießen entstehen. Der Dichter ermahnt die Fürsten und die Städte, Frieden zu halten, denn nur die Juden und Heiden gewinnen, wenn die edlen Christen einander bekämpfen.

Suchenwirt war eine „vorwiegend ernste Natur, die jedoch maßvollem Scherze keineswegs verschlossen ist; ein freimütiger Geist, der, weit entfernt von Lobhudelei, auch den Mächtigen dieser Erde gegenüber vor herbem Tadel nicht zurückschreckt, ein ehrenfester Charakter, der sich seines Wertes voll bewußt ist, ohne dabei jemals die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund zu drängen".[1])

Ein Zeitgenosse Suchenwirts und ebenfalls ein Österreicher war der fruchtbare Didaktiker Heinrich der Teichner[2]); er lebte in Wien

[1]) Uhl, a. a. O. 775.

[2]) Karajan, Über Heinrich den Teichner. Denkschriften d. W. A. 6. — Seemüller in der Allgem. deutschen Biographie. 37, 544.

und starb um 1377. Er ist ein strenger Sittenrichter, der an den politischen, religiösen und sozialen Zuständen viel zu tadeln findet. Die Kriegsfahrten in das Land der heidnischen Preußen kann er nicht loben; wie könne damit der heiligen Jungfrau gedient sein, wenn man die Armen, Witwen und Waisen zu Hause im Elend zurücklasse. Das ungeistliche Leben der Mönche und Nonnen gefällt ihm nicht. Früher, sagt er, habe man die Pfaffen mit einem Buche in der Hand abgebildet, jetzt sollte man ihnen den Teufel an die Seite, ein Brettspiel an die Hand, ein Schwert an die Hüfte malen. Er wünscht, daß Papsttum und Kaisertum in Frieden leben, der Kaiser in Rom mit dem Papste gemeinsam die Welt regiere. Die Bußfahrten nach Rom und die Gewinnung von Ablässen müßten mit innerer Besserung verbunden sein, sonst hätten sie keinen Wert. In religiöse Grübeleien läßt er sich oft ein: er möchte ergründen, ob Gott auch das Übel erschaffen, ob er die Bösen für die Hölle vorherbestimmt habe, und anderes. Ohne Zweifel beziehen sich seine Klagen über die Zeit und die Zustände auf Österreich.

Ein lehrhafter Dichter ist Hans Vintler. Er stammte aus der Tiroler Adelsfamilie, die im Jahre 1385 die Burg Runkelstein bei Bozen kaufte und mit Fresken schmücken ließ. Sein Gedicht „Blumen der Tugend", das er 1411 vollendete, enthält zahlreiche Sittenschilderungen, die den Adel in einem düsteren Lichte zeigen. Viele Adelige zehren von den Heldentaten ihrer Ahnen; sie bedrücken die Bauern und denken nicht daran, das Vaterland zu verteidigen oder Steuern zu zahlen. Wer tugendhaft lebt, wird verspottet, wer am besten fluchen kann, gilt als ein guter Geselle. Besonders reich ist Vintler an Mitteilungen über den Aberglauben seiner Zeit.

Der fruchtbarste historische Dichter des 15. Jahrhunderts war Michl Beheim, ein Landsknecht und Sänger zugleich. Er wurde 1416 zu Sulzbach in Württemberg geboren, wohin sein Urgroßvater von Pilsen ausgewandert war. Nachdem er das Weberhandwerk erlernt hatte, nahm er Kriegsdienste und kam sogar bis nach Skandinavien. Nach seiner Rückkehr trat er in den Dienst des Herzogs Albrecht VI., zog mit König Ladislaus gegen die Türken und wurde dann Diener des Kaisers Friedrich III. Er nannte sich unsers Herrn Kaisers deutscher Poet. Die Zeitereignisse von 1462—1465 beschreibt er in dem Buche von den Wienern[1]), in dem ausführlich der Aufstand der Wiener

[1]) Herausgeg. von Karajan, Wien 1843. — Zehn Gedichte zur Geschichte Österreichs und Ungarns, herausgeg. von Karajan (Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst, Wien 1849). — Lorenz, Geschichtsquellen. I, 199.

gegen den Kaiser behandelt ist, mit dem er alle Leiden der Belagerung teilte. Diese Schilderung zeigt von Talent; „daß aber Vers und Reim zu dem schlimmsten gehören, was in der Literatur vorkommt, wird schwerlich geleugnet werden können. Man sieht klar, daß seit der Abfassung der steirischen Reimchronik durch einen Dienstmann ähnlicher Stellung und Charakters wie Michl Beheim Bildung, feinere Sitte, vielleicht auch dichterische Geschicklichkeit wesentlich zurückgegangen sind." Beheims Buch fand weite Verbreitung, zog aber dem Verfasser, der darin oft in unwürdiger Weise für den Kaiser Partei ergriff, den Haß der Wiener Bürger zu, die sogar einen Preis von 400 Dukaten auf seinen Kopf setzten. Er ging in seine Heimat zurück und wurde 1474 ermordet. Auch seine anderen historischen Gedichte sind poetisch unbedeutend, als Geschichtsquellen aber von Wichtigkeit.

Den abgestorbenen Minnesang suchte **Hugo von Montfort** wieder zu beleben.[1]) Er stammte aus der angesehenen Familie der Grafen von Montfort-Bregenz und wurde im Jahre 1357 geboren. Mannigfach gebildet und mit der deutschen Dichtung vertraut, zog er frühzeitig auf Abenteuer aus und nahm nach seiner Rückkehr die verwitwete Erbgräfin Margareta von Pfannberg in Steiermark zur Gattin, die ihm viele Güter zubrachte. Mit Herzog Albrecht von Österreich zog er dann in das heidnische Preußenland. Nach dem Tode seines Vaters 1378 übernahm er die Verwaltung seiner Güter, erschien aber oft auf dem Kriegsschauplatze und verwaltete öffentliche Ämter; so war er unter Herzog Ernst Landeshauptmann von Steiermark. Als Dichter „steht Montfort auf der äußersten Grenze der ritterlichen Kunstdichter und weist schon zu jenem Geschlechte von Natursöhnen, Wanderern, Kriegsleuten und Jägern hinab, bei denen das Empfinden tiefer, das Denken weiter geht als die Kunst der Darstellung". Er dichtete Minnelieder und Reden; die letzteren sind in Reimpaaren oder vierzeiligen Strophen abgefaßt und zeigen seine Ansichten über politische, religiöse und gesellschaftliche Zustände.

Oswald von Wolkenstein wurde 1367 auf dem Schlosse Wolkenstein im Grödener Tale als der Sohn des Ritters Friedrich von Wolkenstein und der Katharina, der einzigen Tochter des reichen Ekhard von Villanders (oder Klausen), geboren. Er schwärmte schon als Knabe für die Ritterromane und wollte wie die Helden dieser Dichtungen weite Fahrten unternehmen, Abenteuer bestehen und Liebeslieder dichten. Mit dem Herzog Albrecht III. von Österreich zog er als Knappe in das Land Preußen, wo er zurückblieb und zehn Jahre

[1]) Allgemeine deutsche Biographie. 22, 190. — Nagl-Zeidler, S. 264.

hindurch dem Deutschen Orden diente. Er lernte Preußen, Polen und Rußland kennen, besuchte die Hansastädte, bereiste Skandinavien, England, Schottland und Irland. Hernach sehen wir ihn wieder am Schwarzen Meere, in Armenien, Persien und auf Kandia. Zehn Sprachen hatte er sich auf seinen Reisen angeeignet. Heimgekehrt, bewarb er sich um die Hand der reizenden Sabina Jäger von Tisens, die von ihm eine Wallfahrt in das Gelobte Land forderte und, während Oswald sich in Jerusalem zum Ritter schlagen ließ, dem reichen Haußmann in Hall ihre Hand reichte. Da litt es den Heimgekehrten nicht mehr auf seinen Burgen Hauenstein und Kastelruth, die er eben ererbt hatte; er zog wieder in die Fremde, trat nach seiner Rückkehr gegen seinen Landesherrn Friedrich mit der leeren Tasche auf, der die Ordnung im Lande herstellen wollte, und gründete 1407 den Elefantenbund. Hierauf besuchte er Portugal, Spanien und Nordafrika, wo er 1411 die Feste Ceuta erstürmen half, dann Südfrankreich und Norditalien. In dem Kampfe mit seinem Landesherrn Friedrich wurde er zweimal gefangengesetzt. Nach seiner Befreiung verließ er noch einmal die Heimat und im Alter von 67 Jahren ließ er sich auf seiner Burg Hauenstein häuslich nieder, wo er 1445 starb. Er hinterließ historische Gedichte, in denen er von seinem bewegten Leben handelt, Minnelieder und religiöse Gesänge. Tiefe Menschenkenntnis und hoher Ernst zeichnen viele seiner Dichtungen aus. Seiner Gattin Margareta von Schwangau widmet er manches tief empfundene Lied.

Eine Sammlung von Schwänken unter dem Titel „Der Pfaffe vom Kahlenberge" stellte der Wiener Philipp Frankfurter gegen Ende des 15. Jahrhunderts zusammen. Der Held der Schwänke ist Weigand von Theben (bei Preßburg), der in Diensten des Herzogs Otto des Fröhlichen stand.

Aus dem Kultus der römischen Kirche ging das Schauspiel des Mittelalters hervor.[1]) In den Kirchen wurde zuerst die Szene am Grabe des Erlösers dargestellt: die drei Marien gehen dahin, um den Leichnam zu salben. Der Engel fragt sie, wen sie suchen und gibt ihnen dann den Bescheid, daß Christus auferstanden sei. Diese einfache Szene wurde erweitert, man ließ dann auch ein Passionsspiel vorhergehen, das die Leidensgeschichte den Gläubigen vorführte. Aber auch in den Refektorien der Klöster wurden dramatische Szenen aufgeführt, und zwar von den Schülern. Auf diese und die kirchlichen Spiele ge-

[1]) Nagl-Zeidler, S. 134ff., 332ff. — Zeidler, Das Wiener Schauspiel im Mittelalter, im III. Bde. d. Geschichte der Stadt Wien, 1903. — Dr. K. Schiffmann, Drama und Theater in Österreich ob d. E. Linz 1906. — Pichler, Über das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850. — Wackernell, Die ältesten Passionsspiele in Tirol. Wien 1887.

wannen die Spielleute immer mehr Einfluß; der Schaulust des Volkes wurde durch Aufnahme von spielmannsmäßigen und draſtiſch-theatraliſchen Zügen in Text, Aktion und Szenerie gehuldigt, ſo daß die Aufführung nicht mehr in den Kirchen ſtattfinden konnte. Sie wurden auf dem Marktplatze oder in den Rathäuſern vorgeführt, ſelbſtverſtändlich in deutſcher Sprache und von Spielleuten und Bürgern. In den Städten gab es Schulmeiſter und Schreiber, welche die Texte verfaßten, Maler und Zimmerleute, Schneider und Kunſthandwerker, die Dekorationen, Koſtüme und andere Behelfe herſtellten, die Stadtgemeinde gab die nötigen Geldmittel.

Neben den Paſſions- und Oſterſpielen entwickelten ſich auch Weihnachts- und Dreikönigsſpiele, dann Pfingſt- und Fronleichnamsſpiele. Die meiſten Texte dieſer geiſtlichen Volksſchauſpiele ſtammen aus Tirol, wo ſolche Spiele in Sterzing, Hall, Schwaz, Bozen aufgeführt wurden; aber auch in den anderen öſterreichiſchen Ländern wurden ſie ſehr beliebt.

Das Tiroler Paſſionsſpiel wurde an drei Tagen aufgeführt, am Gründonnerstag, Karfreitag und am Oſterſonntag: die „ſchwere düſtere Färbung der beiden vorausgegangenen Leidenstage erhellt ſich zur fröhlichen Stimmung des Oſtermorgens“. Daran ſchließt ſich, wie in der griechiſchen Tragödie das Satyrſpiel, eine „Teufelskomödie“. Durch das Erlöſungswerk wurde der Teufel beſiegt und die Vorväter aus der Hölle befreit; Luzifer ſucht daher durch Aufreizung der menſchlichen Leidenſchaften der Hölle neue Bewohner zu gewinnen und ſchickt in der erſten Szene ſeine Teufel in alle Welt aus. In der zweiten kommen ſie mit ihrer Beute zurück: ſie ſchleppen die Seelen von Advokaten, Wucherern, Kaufleuten, Weinſchänkern u. a. herbei. Komiſche Szenen waren in dieſen Volksſpielen ſehr beliebt; die Ausrufung der Künſte des Arztes, der die Salbe bereitet, machte den Zuſchauern ebenſo viel Spaß wie die Zank- und Prügelſzenen zwiſchen dem Arzte und ſeinem Weibe und die Ruhmredereien der Ritter der Grabwache. Auch verſchiedene altteſtamentariſche Stoffe wurden im Rathauſe von dem „Lateinſchulmeiſter mit ſeinen Schueler-Knaben“ aufgeführt, die der Stadtrat entlohnte.

Die volkstümlichen Aufführungen der geiſtlichen Spiele gaben oft, beſonders in Kärnten, den Vorwurf für Malereien auf Flügelaltären und für Wandgemälde.

In der letzten Zeit des Mittelalters wurden Paſſionsſpiele wieder in den Kirchen aufgeführt, wie das Paſſionsſpiel von Sankt Stephan im Wiener Dom, und zwar unter Mitwirkung der Zünfte.

Mit der Rückkehr zur Kirche kam der ernste Ton wieder zum Durchbruch.

Aus den Tänzen und Reigen der Frühlingszeit entwickelte sich das sogenannte Neidhartspiel, die älteste Form des deutschen Lustspieles; darin treten die Herzogin mit Gefolge, Neidhart und Bauern auf. In anderen Possen bilden die Bewerber um ein Mädchen, die der Reihe nach auftreten und ihre Vorzüge rühmen, die Hauptpersonen; wieder andere bestehen aus Gerichtsszenen, in welchen es sich um ein Heiratsversprechen handelt. In der Fastnachtzeit wurden in Wirtshäusern Fastnachtspiele aufgeführt, die aus Prellereien auf Jahrmärkten, Bauernprügeleien, Heiratsabmachungen und Ehehändeln vor Gericht bestehen und in roher Sprache abgefaßt sind.

14. Baukunst und andere Künste

Bis in das 10. Jahrhundert wurde die Baukunst vorzugsweise von den Mönchen gepflegt; es bestanden damals Klosterbauschulen, von denen die zu St. Gallen, St. Emmeram in Regensburg, Hirschau in Schwaben und zu Corvey als die ältesten bezeichnet werden.[1])

Als dann die Klostergeistlichen sich mehr und mehr ausschließlich geistlichen Zwecken widmeten, ging das Bauwesen auf die Laien über. Im 12. Jahrhunderte werden die mönchischen Meister schon selten, die selbständige Genossenschaft oder Handwerksgilde der Maurer, die deutsche Bauhütte, nahm nun ihren Anfang. Die Blüte der Bauhütte ist die Blüte der Gotik, auch ihr Verfall fällt mit dem der Gotik und dem Aufkommen der italienischen Renaissance zusammen. Die Organisation der Bauhütte war eine stramme; ihr Gebiet reichte von den Alpen im Süden bis zur Küste im Norden, von der Grenze Frankreichs bis nach Rußland. Dieses große Gebiet war in Gaue zerlegt, denen sogenannte Haupthütten vorstanden; die Gaue wieder zerfielen in Reviere oder Sektionen mit Oberhütten oder Hauptzechen. Die älteste Hüttenordnung vom Jahre 1459 erwähnt vier Hüttengaue: Straßburg, Bern, Köln und Wien; zum Wiener Gau gehörten: Lambach, Steier, Werckhausen, Ungarn.[2]) Von Salzburg wird später berichtet, daß es zum Straßburger Gau gehöre; dann heißt es wieder, daß zur Wiener Bauhütte gerechnet werden: „Ober- und Nieder-Bayerland, auch das Land ob der Ennsz, Böheimb, Mähren, Steyer-

[1]) Nach der trefflichen Arbeit von Fr. Rziha, Studien über Steinmetzzeichen, in den Mitt. d. Zentralkommiss., 1831.

[2]) Rziha, S. 29: Meister Lorenz Spanning werkmeister des Baues zu S. Steffen zu Wyen, dem gehört zu: Lampach, Styern, Werckhusen, Ungern aus und die Donau obhin.

markt, Kärndten und Krain und ganz nach der Donau obhin."[1]) Ungewiß ist, wohin Tirol gehörte.

Das Rituale der Mitglieder der deutschen Bauhütte schreibt bestimmte Redeweisen, dann die Art und Weise, sich zu kleiden, zu stehen, zu gehen, zu grüßen, zu danken, den Becher zu ergreifen, ferner die Gestalt des Bruderzeichens sowie des Steinmetzzeichens vor, das jeder Bruder, wenn er freigesprochen, d. h. zum Gesellen gemacht wurde, erhielt und das er lesen, d. h. symbolisch deuten und stellen, d. h. geometrisch anzuordnen verstehen mußte.

Das Rituale ordnet ferner die Teilung der Brüder in Meister, Parlierer (Sprecher) und Gesellen, in Aggregierte (Angeschlossene oder Patrone) und in Laienbrüder an. Die Brüder versammelten sich in Logen (Hütten) zu Kapiteln, Morgensprachen und Hüttentagen. Die Regeln der Baukonstruktion wurden gelehrt und mußten gehalten werden wie die rituellen Gewohnheiten. Ein Gesetz der Hütte war das Wandern: jeder Geselle mußte, bevor er zum Meister ernannt werden konnte, an drei Werken gearbeitet, d. h. drei Reisen gemacht haben. Die Brüder übten drei Hüttentugenden: Liebe, Treue, Hilfe. Ihren Werkzeugen gaben sie eine erhabene Deutung: der Maßstab bedeutete die weise Einteilung der Zeit; der rechte Winkel war das Zeichen der Gesetzlichkeit, das Richtscheit das der Gleichheit der Brüder, der Zirkel das Wahrzeichen der geschlossenen Bruderschaft, des „Bundes". Ein wesentlicher Teil des Rituales war die Hochhaltung des Ehrenzeichens oder des Steinmetzzeichens sowie der erlernten Konstruktionsregeln. Letztere waren selbstverständlich von der größten Wichtigkeit und ihre Kenntnis das höchste Ziel des Bruders.[2]) Aus den Bauhütten des Mittelalters ist der Geheimbund der Freimaurer hervorgegangen.

Vom Übergang des romanischen Stiles in den gotischen ist schon gesprochen worden. Die Blütezeit des neuen Stiles war das 14. Jahrhundert. Im 15. Jahrhunderte war Kaiser Friedrich III. ein eifriger Förderer der kirchlichen Architektur in Österreich und Steiermark, doch wurden in dieser Zeit die Bauwerke wieder schwerfälliger, massiger, die Mauerflächen erscheinen kahl und unbelebt, während sich doch anderseits wieder eine gewisse Überladung in der Dekoration kundgibt. Die meisten gotischen Kirchen Österreichs sind Hallenkirchen.

Im Gebiete des Erzbistums Salzburg ist kein gotisches Bauwerk größeren Umfanges und höherer Bedeutung entstanden. Gegen

[1]) Das. 42.

[2]) v. Luschin, Das Admonter Hüttenbuch und die Regensburger Steinmetzenordnung von 1459. Mitt. d. Zentralk. N. F. 1895.

Ende des 15. Jahrhunderts wurde die Kirche des Benediktiner-Nonnenklosters Nonnberg erbaut, welche an die Stelle einer romanischen Kirche trat.

Eine besondere Stellung in der Geschichte der Kunst nimmt die Franziskanerkirche in Salzburg ein. Das dreischiffige Langhaus ist romanisch, Chor und Turm sind gotisch. Der Chor ist mit fünf Seiten aus dem Rechtecke geschlossen. Eigentümlich ist, daß die Strebepfeiler in den Kirchenraum einbezogen sind, wodurch rings um den Chor vertiefte und gesonderte Räume entstehen. Die künstlich gebildeten fächerartigen Gewölbe werden von fünf runden Säulen getragen; auch an den Strebepfeilern steigen je drei Halbsäulen auf. Jede Wandfläche des Chorraumes ist durch ein hohes spitzbogiges Fenster durchbrochen. Der Eindruck dieses Chorraumes ist ein mächtiger; ein Kenner beschreibt ihn so[1]): „Wenn man von dem Schiffe aus gegen Osten sieht, so geht der Blick durch eine enge, sehr hohe Durchgangsarkade in einen hellerleuchteten Chorraum, in welchem einige schlanke Pfeilersäulen mehr zu schweben scheinen, als daß sie auf dem Erdboden fußen. Die Säulen, die fächerartigen Gewölbegehren und der Lichtduft, in welchem das Ganze schwimmt, bringen einen eigentümlichen Kontrast hervor gegen das vordere, dunkle, schwerere Schiff. Der Anblick vom Inneren des Chores ist noch wunderbarer und sozusagen unerfaßbar. Alles scheint vor den Augen zurückzuweichen und bei einiger Bewegung uns zu umschweben."

Gotisch ist die Margaretenkapelle, die in der Mitte des an die St. Peters-Kirche anstoßenden und mit Grabhallen umgebenen Friedhofes steht. Das Werk eines tüchtigen Meisters ist die St. Leonhards-Kirche in Tamsweg, die mit Wehranlagen versehen ist und deren innere Ausstattung einen reichen Schatz mittelalterlicher Kunstwerke (Glasgemälde, Flügelaltar, Monstranze) aufweist.

In Tirol entwickelte sich mit dem Auftreten der Gotik ein kraftvolles Kunstleben; der gotische Stil lebte sich in diesem Lande so fest ein, daß bis ins 17. Jahrhundert hinein gotisch gebaut wurde, wenn auch große Werke nicht zustandekamen. Die Landesfürsten, die Bischöfe, die reichen Gewerken und Bürger beteiligten sich lebhaft an der Herstellung schöner Bauwerke. Ein hervorragendes Werk ist die Pfarrkirche von Bozen. Gotisch ist die zu Ende des 15. Jahrhunderts erbaute Peterskirche zu Trient. Die Profanbauten dieser Stadt zeigen meist italienische Bauformen, wie beispielsweise die vom Bischof Johann von Hinderbach 1457 unternommenen Bauten im Schlosse

[1]) Mertens in Försters Bauzeitung. 1846, S. 253.

Del buon consiglio. Terlan hat eine schöne Pfarrkirche aus dem 14. Jahrhunderte; sie ist im Chor und im Schiffe mit Wandgemälden aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts versehen, die teilweise von einem Maler Stotzinger stammen sollen. In ganz Tirol, besonders aber im südlichen Teile, herrschte eine große Freude an der Farbe; daher wurde sehr häufig das Innere der Kirchen vollständig mit Freskomalereien versehen. Die Katharinenkirche in der Pfarre Völs am linken Eisackufer, ein ursprünglich romanischer Bau, erhielt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Wandmalereien, die einen ungewöhnlich hohen künstlerischen Wert haben.[1])

Die Pfarrkirche in Meran ist ein dreischiffiger Hallenbau aus dem 15. Jahrhunderte. Etwa hundert Jahre älter ist der daneben stehende Turm, der auf einem mit Fresken geschmückten Bogen ruht und der höchste in Tirol sein soll. Hall im Inntale besitzt eine große Pfarrkirche aus dem 14. Jahrhunderte. Vor allem wichtig sind die zwei Kirchen in dem ehemals so reichen Bergorte Schwaz. Die Pfarrkirche ist ein großartiger Bau aus dem Ende des 15. Jahrhunderts mit zwei Hauptschiffen, denen auf jeder Seite zwei Nebenschiffe angefügt sind. Der Turm enthält in seinem Glockenhause die zweitgrößte Glocke Tirols, die 1503 von Peter Laiminger in Innsbruck gegossen wurde. Die Franziskanerkirche zu Schwaz ist ein Bau aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Kreuzgang des Klosters ist mit interessanten Fresken geschmückt. „Die Schwazer Kreuzgangfresken", sagt Ilg[2]), „sind ein Stück österreichischer Malereigeschichte auf einem Platze, wie man nicht so bald ähnliches beisammen findet. Vom Einflusse der van Eyckschen Schule bis zur römischen Barocke liefern sie einen Atlas der heimischen Kunstgeschichte."

Gotisch sind auch die Kirchen zu Kufstein, Imst, Sterzing, Feldkirch; ferner die zu Landeck, welche Herzog Siegmund um 1471 aufführen ließ, die Oswaldkirche zu Seefeld mit ihren Säulen und Gewölberippen aus Marmor, deren Bau Friedrich mit der leeren Tasche begann und Siegmund vollendete. Die Tiroler Habsburger waren, wie der Kunst überhaupt, so der Baukunst insbesondere sehr gewogen. Siegmund gestaltete gern alte Schlösser um oder erbaute neue. So entstanden in der tiefen Schlucht des Finstermünzpasses Siegmundseck, auf einer Insel im grünen Fernsteinsee Siegmundsburg, im Unterinntale Siegmundsluft am Eingang in das wildreiche Pompertal und

[1]) Braune, Die kirchliche Wandmalerei Bozens um 1400. Zeitschrift des Ferdinandeums. 50 (1906).

[2]) In den Mitt. der Zentralkommiss. 1882.

Siegmundsfried, das früher Freundsberg hieß, Siegmundskron an der Etsch bei Bozen, das schönste von allen, das der Wandermönch Fabri als einen Wunderbau schildert.[1]) Kaiser Maximilian erbaute eine neue Burg in Innsbruck, einen prachtvollen Wappenturm mit reichem, heraldischem Schmuck und ein Lustschloß mit schöner, gotischer Kapelle zu Flaurling.

Daß in Tirol im 14. und 15. Jahrhunderte auch der Bürgerstand gerne Bauten aufführte, beweisen die „alten Straßen mit ihren Bogengängen, den ‚Lauben', ihren Erkern und Zinnengiebeln, die noch heute fast allen Städten und größeren Orten Tirols, wie Innsbruck, Bozen, Meran, Sterzing und Brixen, ihr charakteristisches Gepräge verleihen".[2]) Wie die meisten Kirchen Tirols wurden auch die Profanbauten, die Schlösser des Adels und selbst manche Wehrbauten, deren es in Tirol viele gab, die Rats- und Trinkstuben mit Fresken geschmückt. So finden sich am Schlosse Lichtenberg, das einst zum Schutze des Landes gegen das Engadin erbaut wurde, Fresken aus dem 15. Jahrhunderte, die Szenen aus der Bibel und Laurins Rosengarten darstellen. Schloß Brughiero in Nonsberg wurde im Jahre 1461 im Auftrage Simons von Thun mit Freskomalereien versehen, die so viel Ähnlichkeit mit denen im Kreuzgange der Kathedrale zu Brixen aufweisen, daß man sie demselben Maler, Jakob Sunter, zugeschrieben hat. Großartig endlich müssen die Wandmalereien im Schlosse Runkelstein bei Bozen gewesen sein.[3]) Dieses Schloß gelangte 1385 durch Kauf in den Besitz der Familie Vintler, die es mit Gemälden verzieren ließ. Es wurde später Eigentum des Landesfürsten und Maximilian I. ließ die Gemälde erneuern. Vieles ist im Laufe der Zeiten daran zerstört worden. Der merkwürdigste Teil ist der nördliche Flügel, an dessen äußerer Wand die sogenannten Triaden abgebildet sind. Diese führen die berühmtesten Gestalten der Geschichte und Sage vor, und zwar die drei größten heidnischen Helden: Hektor, Alexander und Cäsar; die drei tapfersten Männer der Juden: Josua, David und Judas Makkabäus; die drei besten christlichen Könige: Artus, Karl den Großen und Gottfried von Bouillon; die drei berühmtesten Ritter: Parcival, Gawein und Iwein; die drei edelsten Liebespaare: Wilhelm von Österreich und seine Aglei, Tristan und Isolde, Wilhelm von Orleans und seine Amelei; die drei ge-

[1]) Hammer in der Zeitschrift des Ferdinandeums. 42 (1898).

[2]) Semper in der Deutschen Revue. 1895, I, 265.

[3]) Freskenzyklus des Schlosses Runkelstein bei Bozen. Gezeichnet und lithographiert von Ignaz Seelos, erklärt von Zingerle. Innsbruck 1857. — David v. Schönherrs Gesammelte Schriften. I, 652 ff.

fürchtetsten Schwerter und ihre Besitzer: Dietrich mit dem Sachs, Siegfried mit dem Balmung und Dietleib mit dem Welsung; endlich die drei stärksten Riesen und Riesinnen. Es finden sich in diesem Teile des Schlosses auch zwei Säle, von denen der eine mit Fresken in grüner Erde bemalt ist, die Szenen aus Gottfrieds Tristan und Isolde darstellen, der andere mit Gemälden aus Pleiers Rittergedicht Garel vom blühenden Tal geschmückt ist.

Bozen war eben im 15. Jahrhunderte ein Mittelpunkt deutscher Malerei, von dem aus die Kirchen des Eisack- und Etschtales mit Gemälden versorgt wurden. Daneben wurde die Bischofstadt Brixen ein zweiter Mittelpunkt dieser Kunst; der Kreuzgang am Dom von Brixen wurde im 15. Jahrhunderte malerisch ausgeschmückt.

Auch in Oberösterreich traten gotische Bauten an die Stelle romanischer, doch wurden die großen Stiftskirchen vielfach in jener Zeit erneuert, in der der Rokokostil die üppigsten Blüten trieb.

Die Benediktinerabtei Mondsee hatte früher eine romanische Kirche, an deren Stelle von 1470—1487 eine große gotische gebaut wurde, die heute die Pfarrkirche ist. Die Stadtpfarrkirche von Freistadt, fünfschiffig, stammt aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, aus etwas späterer Zeit die Liebfrauenkirche. Eine der zierlichsten Kirchen ist die in dem Dorfe Rohr am rechten Ufer der Krems, ein merkwürdiger Bau die zu Weitersfelden an der Aist. Das Schiff besteht in einem quadratischen Raum mit einem runden Pfeiler, das Presbyterium liegt nicht in der Achse des Schiffes, sondern etwas gegen links. Zweischiffige Kirchen sind in Oberösterreich nicht selten. Erwähnt sei neben der von Kreuzen die von Königswiesen: drei achtkantige Pfeiler trennen das prachtvoll gefügte Sterngewölbe in zwei gleiche Teile. Die Stadtpfarrkirche in Steyr, erbaut von Hans Buchsbaum, der auch an der Wiener Stephanskirche beschäftigt war, ist eine Nachahmung dieses Domes, was besonders in der Detailbildung hervortritt. Die Stadtpfarrkirche zu Wels stammt in der jetzigen Gestalt aus dem 15. Jahrhunderte.

Die Zahl der gotischen Kirchen in Niederösterreich ist gleichfalls eine sehr bedeutende. An erster Stelle ist der Wiener Stephansdom[1]) zu erwähnen. Er war ursprünglich ein romanischer Bau, von dem noch das Riesentor nebst der Westfassade bis zu dem Gesimse über den Rundfenstern übrig ist. Nach dem Brande im Jahre 1258 wiederhergestellt, wurde die Kirche durch eine Feuersbrunst 1276 abermals stark beschädigt. Der Neubau des Chors wurde erst 1340

[1]) Die wichtigste Literatur bei Weiß, Geschichte der Stadt Wien. 2. Aufl. I, 582.

zu Ende gebracht, worauf eine Zeit des Stillstandes im Bau eintrat. Herzog Rudolf IV., der in seiner Hauptstadt ein ebenso großartiges Bauwerk sehen wollte, wie der St. Veits-Dom in Prag war, den sein Schwiegervater Karl IV. errichtete, begann im Jahre 1359 den Neubau des Langhauses. Doch schritt der Bau nur langsam vorwärts, was manche Änderung des ursprünglichen Planes zur Folge hatte. Von den zwei geplanten Türmen wurde nur einer vollendet. Unter dem Chor liegt die herzogliche Gruft, um welche sich noch über den Grundplan der Kirche weite Grufträume (Katakomben) ausbreiten.

Aus der Baugeschichte ist erklärlich, warum dem Stephansdome „die Schönheit eines einheitlich durchgeführten, organisch entwickelten Werkes mangelt".[1]) Trotzdem ist er das bedeutendste Bauwerk der österreichischen Länder. Der Chor ist ein dreischiffiger Hallenbau; vier freistehende, feingegliederte Pfeiler, mit reichbelaubten Kapitälen und mit je zwei Baldachinen geschmückt, steigen zu den Kreuzgewölben empor. Die drei Schiffe des Langhauses, von denen das mittlere sich um drei Meter über die Seitenschiffe erhebt, sind mit einem spitzbogigen Netzgewölbe überdeckt, deren Rippen sich aus reich gegliederten Pfeilern entwickeln. Die Gliederung der Pfeiler wird von Baldachinen unterbrochen, unter denen Heiligengestalten auf Konsolen stehen. Die Portale an den Seitenfassaden sind mit Ornamenten und Baldachinen reich ausgestattet, unter denen Figuren angebracht sind. Die Gestalten des Herzogs Rudolf IV. und seiner Gemahlin Katharina befinden sich am Singertore. Der südliche Turm, 1433 vollendet und 1860—1864 neu errichtet, hat zwei hohe viereckige Geschosse und einen noch höheren zweistöckigen Aufbau, auf dem pyramidal der Steinhelm emporsteigt.

Über die Baumeister sind wir nur unvollkommen unterrichtet. Auf die Anlage und Leitung des Baues hatte den meisten Einfluß ein Meister Wenzla, der aus Klosterneuburg berufen wurde. Hans von Prachatitz vollendete 1433 den südlichen Turm. Den Bau des Langhauses brachte Hans Buchsbaum 1446 zum Abschlusse.

Von den anderen gotischen Kirchen Wiens ist die Kirche Maria am Gestade von größerem Interesse.[2]) Ihr Grundriß zeigt eine unregelmäßige Gestalt. Aus der besten Zeit stammt der Chor, der dreiseitig aus dem Achteck geschlossen ist; etwa fünfzig Jahre jünger ist das schmälere Schiff, das mit fünf Sterngewölben überspannt ist. Von besonderem Interesse ist die Hauptfassade, die in drei Felder

[1]) Weiß, I, 475 ff.

[2]) Weiß in den Mitt. d. Zentralkommission. I, 149.

zerfällt. Der Turmhelm, um 1530 von Benedikt Kölb! erbaut, ist insofern eigentümlich, als er nicht, dem Baustile entsprechend, in eine Pyramide ausläuft, sondern die Form einer Kuppel zeigt.

In dem Marktflecken Pyhra bei St. Pölten steht eine gotische Kirche aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, an der man nach Sackens Urteil[1]) das letzte Verklingen des Romanismus und die bewußte Loslösung von diesem zur Selbständigkeit der Gotik in Konstruktion und Ornamentik in lehrreicher Weise beobachten kann. Die Stephanskirche in Eggenburg stammt aus der Blütezeit der Gotik. Im 15. Jahrhunderte wurden erbaut: die Piaristenkirche wie die Spitalkapelle zu Krems, die Ottmarkirche zu Mödling, die prachtvolle Pfarrkirche zu Perchtoldsdorf, ein Teil (Querschiff und Tor) des Domes zu Wiener-Neustadt, die Kirche des Neuklosters, die Kapelle der Burg und die Kapuzinerkirche daselbst, endlich der herrliche Chor der Stiftskirche zu Göttweih und der zu Deutsch-Altenburg.

Steiermark weist besonders im nördlichen Teile eine große Zahl gotischer Kirchen auf, während sich in Untersteier mehr Bauwerke aus der Neuzeit vorfinden. Zu den ältesten und schönsten gotischen Kirchen gehört die Stadtpfarrkirche in Murau aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Das Mittelschiff ist bedeutend überhöht und Strebebögen spannen sich von den Strebepfeilern zu den Wänden des Mittelschiffes, das einzige Beispiel des ausgebildeten Strebesystems in Steiermark. Der Turm, unten viereckig, oben achteckig, ruht ganz auf den vier Pfeilern der Vierung; der Steinhelm ist noch undurchbrochen und stark lastend. Das Kloster Neuberg im Mürztale[2]) wurde 1327 gegründet, der Bau der Stiftsgebäude war 1344 bis auf die Kirche durchgeführt. Diese aber wurde erst durch Kaiser Friedrichs III. Unterstützung im Jahre 1461 vollendet. Von dem Kloster, das 1786 aufgehoben wurde, sind noch Kreuzgang und Kirche, jetzt Pfarrkirche, erhalten. Der Kreuzgang ist der schönste im Lande. Die Tragsteine (Konsolen) der Gewölbrippen sind teilweise mit symbolischen Darstellungen geschmückt. So sind vorhanden Löwe, Adler, Ochs und Engel, die sich als Symbole der vier Evangelisten leicht erklären lassen. Andere lassen sich aus dem Physiologus deuten. Man findet an einem Tragstein einen Löwen, der mit offenem Rachen vor seinen Jungen steht. Nach der Deutung des Physiologus ist er das Vorbild der Graberstehung Christi, denn von dem Löwen heißt es, daß er das tot zur Welt gebrachte Junge am

[1]) Mitt. der Zentralkommission. 1877, S. 11.

[2]) Mitt. der Zentralkommission, 1856; Kirchenschmuck, 1882. — Heider, Die symbolischen Darstellungen zu Neuberg. Mitt. der Zentralkommission. I, 3.

dritten Tage nach der Geburt durch seinen Anhauch ins Leben ruft. Auch der Pelikan ist dargestellt, der sich die Brust öffnet, um mit seinem Blute die Jungen ins Leben zu rufen. Er stellt Christus dar, der für die Menschheit sein Blut hingegeben. Ebenso ist der Phönix ein Symbol des Heilandes. Der Physiologus erzählt, daß dieser Vogel sich immer nach 500 Jahren in die Berge des Libanon begibt und einen Scheiterhaufen errichtet, auf dem er sich verbrennt. Die Asche verwandelt sich in einen Wurm, der sich in den Phönix umgestaltet.

Der Glanzzeit der Gotik gehört die Wallfahrtskirche Straßengel oberhalb Graz an, deren Bau vom Abt Hartwig von Reun im Jahre 1340 begonnen wurde. Gotisch sind ferner die zweischiffige Kirche zu St. Erhard in der Breitenau, die zu St. Maria am Pöllauberge, in Graz die Leechkirche, die Stadtpfarrkirche zum heiligen Blut, der Dom u. a. Kaiser Friedrich III. ließ in der Nähe der Burg in den Jahren 1446—1462 den Dom erbauen, eine dreischiffige Hallenkirche, deren Baumeister nur dem Westportal einigen Schmuck angedeihen ließ. Im Inneren zeigte er seine Kunst in der Konstruktion der Gewölbe; eine Fülle von Rippen verschlingt sich da zu einem regelmäßigen Netze. Daß mitunter auch in spätgotischer Zeit, die sehr sparsam zu bauen pflegte, dekorative Mittel in Fülle verwendet wurden, ersieht man aus der prunkvollen Vorhalle der zweischiffigen Kirche zu St. Marein bei Knittelfeld. An einer Konsole hat sich der Baumeister selbst dargestellt. Sie zeigt einen Kopf mit energischen Zügen und leichtem Schnurrbart und der Inschrift auf dem Spruchbande: Niklas von Admund, Meister der Kirchen 1445.

Wie anderwärts wurden auch in Kärnten vielfach ältere romanische Kirchen umgestaltet, wodurch sie ein gotisches Gepräge erhielten, ohne jedoch den früheren Charakter ganz zu verlieren. So ist der Dom zu Maria-Saal der gotische Umbau einer romanischen Basilika. Hieher muß man noch rechnen die Kirchen zu Wolfsberg, St. Leonhard und St. Andrä im Lavanttale, die zu Friesach, Lieding bei Straßburg, die Abteikirche von Ossiach u. a. Eine schöne gotische Kirche ist die Stadtpfarrkirche St. Jakob in Villach, die nach dem Einsturze der früheren Kirche zur Zeit des Erdbebens von 1348 erbaut wurde. Sie ist eine Hallenkirche und aus Terrainrücksichten von Nordwest nach Südost orientiert. Der Turm steht fast frei, nur ist er mit der Kirche durch eine offene Halle verbunden.

Gotische Kirchen finden sich auch in Gmünd, Obervellach, St. Veit, Heiligenblut. Zu Liesca bei Prevali stehen sogar zwei gotische Kirchen nebeneinander, Schwesterkirchen genannt, weil ihre Entstehung

zwei wohltätigen Schwestern adeligen Ursprunges zugeschrieben wird. Erwähnenswert ist auch die Doppelkapelle, die sich von der Ruine des Schlosses Grünburg bei Wieting[1]) erhalten hat. Die ebenerdige besteht aus einem Schiffe und einer dreiseitig geschlossenen Apsis; über ihr befindet sich eine gleiche, die aber von außen keinen Eingang hat. Die beiden Schiffe sind flach gedeckt, die beiden Apsiden haben Spitzbogengewölbe.

Gotische Kirchen in Krain sind unter anderem zu Bischoflack, die erst 1532 erbaut wurde, zu Krainburg, St. Ruprecht bei Nassenfuß (1497), Zirknitz (1482). Die Kapitelkirche zu Rudolfswert besitzt eine mit sechs achteckigen Säulen gestützte Krypta.

Von künstlerisch ausgeführten, gut erhaltenen Profanbauten aus der gotischen Zeit läßt sich wenig sagen. Der Reichtum der Bürger in den österreichischen Städten war nicht so groß, daß sie beim Baue ihrer Wohnhäuser Künstler hätten zu Rate ziehen können. Erwähnenswert ist ein schönes Bürgerhaus auf dem Marktplatze zu Bruck an der Mur.[2]) Diese Stadt erfreute sich im Mittelalter ziemlicher Wohlhabenheit: denn sie bildete den Knotenpunkt zweier lebhafter Straßen, die von hier einerseits über Graz nach Triest, anderseits über Judenburg, Friesach und Klagenfurt nach Oberitalien führten. Dieses Wohnhaus, das aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt, hat gegen den Hauptplatz zu eine offene Laube, die aus sechs von Marmorsäulen getragenen Arkadenbögen besteht. Darüber befindet sich im ersten Stock eine Galerie nach Art der venezianischen Loggien, die aber nur zur Hälfte erhalten ist. Die Brüstung dieser Galerie ist sehr schön gearbeitet und das Maßwerk von ungewöhnlicher Mannigfaltigkeit in den Motiven.

Zu dem, was über die Wandmalerei schon erwähnt wurde, sei hier noch einiges hinzugefügt. Im 14. und 15. Jahrhunderte wurden die Seitenwände und die Oberdecke des romanischen Kreuzganges des Münsters zu Brixen mit Gemälden geschmückt.[3]) Von hohem Kunstwerte ist das Wandgemälde an der südlichen Außenseite des Grazer Doms. Es entstand bald nach dem Jahre 1480 und stellt die Leiden, von denen damals das Land heimgesucht wurde, als göttliches Strafgericht vor: im oberen Teile die Trinität, von welcher die Strahlen des Zornes als Krieg, Pest und Hungersnot ausgehen.[4]) In dem Hof-

[1]) Mitt. der Zentralkommission. 1875.

[2]) J. v. Zahn, Über den sog. Fürstenhof zu Bruck. Mitt. des Hist. Vereines f. St. 35. — v. Zahn, Styriaca. I.

[3]) Tinkhauser, Der alte Kreuzgang des bischöflichen Münsters zu Brixen. Mitt. der Zentralkommission. I.

[4]) Ilg im Kirchenschmuck. VI, 87.

oratorium desselben Domes befindet sich ein Kreuzigungsbild, das ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt. Christus hängt am Kreuze inmitten der Schächer und umgeben von einer Menge von Zuschauern, Römern, Juden und Christen, Landleuten und Bewaffneten zu Fuß und zu Pferde, die alle in ihrer Stimmung vortrefflich geschildert sind. Der unbekannte Künstler war ein Deutscher, der in Padua seine Studien gemacht zu haben scheint. In der gotischen Kirche zu Radegund am Fuße des Schöckels, die 1490—1513 gebaut wurde, entdeckte man 1893 drei Wandgemälde, die in ihrem Charakter an den Kolmarer Meister Martin Schongauer erinnern. In Kärnten sind die Totentanzbilder in dem achteckigen Karner im Dorfe Metnitz bei Friesach bemerkenswert. Sie bilden einen breiten, um das Gebäude außen umlaufenden Fries. Von den 28 Darstellungen, die ursprünglich vorhanden waren, sind nur noch 22 mehr oder weniger erhalten, die Verse und Inschriften ganz verschwunden. Sonst ist auch in Kärnten im 15. und 16. Jahrhunderte viel gemalt worden und es haben auf die Entwicklung der Malerei die oberitalienischen Malerschulen, zumal die von Padua, großen Einfluß geübt.

Tafelgemälde finden sich in der Gemäldesammlung von Klosterneuburg: vier Passionsdarstellungen, vier Bilder aus dem Leben Johannes des Täufers und vier aus der Legende der Klostergründung. Sie stammen von Wolfgang Rueland, der im 15. Jahrhunderte in Wien lebte, und von seinen Schülern. Für Buchmalerei hatten die österreichischen Herzoge großes Interesse. Für Herzog Albrecht III. vollendete 1368 Johann von Troppau ein Evangeliar, „dessen kalligraphische und künstlerische Ausstattung als die glänzendste Leistung der Zeit auf deutschem Boden bezeichnet werden darf". Es befindet sich in der Hofbibliothek. Im Auftrag desselben Fürsten wurde eine deutsche Übersetzung von Durandi Rationale divinorum officiorum künstlerisch ausgestattet. „Die Bilder sind teils als Initialfüllungen verwendet, teils sind es selbständige Darstellungen am Rande neben dem Text oder auf den Vorschlagblättern vor den einzelnen Abschnitten." Das Buch enthält auch die Bildnisse Albrechts IV. und seiner Gemahlin, dann Wilhelms und der Johanna von Durazzo. Ein Teil dieser Bilder stammt von Hans Sachs, der „Maler des hochgeborn Fürsten Herzog Albrechte zu Östreich" war.[1])

Die Malerei trat überall auch mit der Steinskulptur und der Holzschnitzerei in Verbindung. Mit der Gotik kamen die Flügelaltäre auf. Der untere Teil eines solchen Altars, durch den er mit der Mensa

[1]) Janitschek, Geschichte d. deutsch. Malerei, S. 189ff.

zusammenhängt, heißt die Predella (Staffel); auf ihr erhebt sich der Schrein, in dem eine Statue oder ein Bild angebracht ist. An den Schrein schließen sich Flügel, die ihn als Türchen verschließen. Es sind zwei oder vier Flügel vorhanden, die mit Gemälden versehen sind. Auf dem Schreine erhebt sich eine ganze Architektur, genannt die Krönung, die aus Strebepfeilern, Bogen, Türmchen, Giebeln u. dgl. besteht. An Wochentagen war der Altar verschlossen; an Sonn- und Festtagen wurden die Flügel zurückgeschlagen und die Innenbilder dem Beschauer vorgeführt.

In den österreichischen Ländern finden wir eine große Zahl zum Teil sehr wertvoller Flügelaltäre. In der Schatzkammerkapelle des Wiener Domes steht ein solches Kunstwerk mit Gemälden aus Dürers Schule. Andere finden sich im Neukloster zu Wiener-Neustadt, in der Spitalskirche zu Aussee und in Gröbming in Steiermark. Den schönsten Altar in Kärnten weist die Kirche zu St. Leonhard bei Sachsenburg auf. Er ist reich mit Figuren ausgestattet und hat viel Ähnlichkeit mit dem von Heiligenblut, der um 1520 von Wolfgang Haller, wahrscheinlich einem Tiroler, gearbeitet wurde. Aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt der von Maria-Gail und die Gemeinde Obervellach besitzt einen Flügelaltar, dessen Bilder der berühmte holländische Maler Jan Scorel gemalt hat, der sich im Jahre 1520 in Venedig aufhielt. Der Stifter des Altars war Graf Christoph Frangipani, Feldhauptmann des Kaisers Maximilian I. im venezianischen Kriege, oder seine Gattin Apollonia, geborene Lang von Wellenburg. Frangipani war im Kriege gefangen worden und mußte einige Zeit in Venedig leben.[1])

Die Kirche des Benediktinerinnenstiftes Nonnberg in Salzburg weist drei Flügelaltäre auf, von denen einer, der im Chorraum aufgestellt ist, schon Anklänge an die Renaissance zeigt.

In Oberösterreich und Tirol befinden sich an einigen Orten Flügelaltäre von besonderem Kunstwerte, die von dem Maler und Bildschnitzer Michael Pacher aus Bruneck (gestorben 1498) stammen. In der Holzschnitzerei nimmt seit alter Zeit Tirol einen besonderen Rang ein. In geschnitztem Getäfel, in Schrein- und Stuhlwerk und anderem Hausgeräte, besonders in Zirbelmöbeln mit ausgestochenem und bemaltem Flachornament wurde Erstaunliches geleistet. Alle diese Werke der Holzbildnerei tragen einen urdeutschen Charakter. „Die Verbreitung der gotischen Schnitzaltäre in Südtirol reicht gerade so weit

[1]) v. Jaksch, Die Scorelsche Altartafel zu Obervellach und ihre Stifter. Neue Carinthia. I (1890). — Hann, im Klagenfurter Gymnasial-Progr. 1888.

wie der deutsche Einfluß überhaupt zu jener Zeit. Es handelt sich eben um eine altgermanische Nationalkunst, die mit ähnlichem Talent wie in den Alpen und einigen süddeutschen Ländern, Franken und Schwaben zumal, nur in der norddeutschen Tiefebene geübt wurde, in den Niederlanden, am Niederrhein, dann an den Ostseeküsten und im skandinavischen Norden. Das Holz dieser Schnitzereien wurde nicht in seiner Naturfarbe belassen, sondern bemalt. Schon die Tiroler Zimmergotik schlug im Ornament eine malerisch-naturalistische Richtung ein. Vollends die figurale Plastik macht von der Vielfarbigkeit und Vergoldung den weitestgehenden Gebrauch, der Stilcharakter ihrer Werke wird bestimmt durch die nachträgliche Polychromierung, durch die sogenannte Fassung oder Staffierung."

Pachers Hauptwerk ist der zwölf Meter hohe Altar zu St. Wolfgang in Oberösterreich.[1]) Die plastische Arbeit im Schranke ist nach dem Urteile Schnaases von großartiger Schönheit. Gegenstand der Darstellung ist die Weihe der Jungfrau Maria zu dem Berufe als Mutter des Heilandes. Vor Gott dem Vater, der in der Linken die Weltkugel hält und die Rechte segnend erhebt, kniet Maria, deren wallendes Haar die Krone bedeckt. Über beiden schwebt die Taube. Neben ihr stehen die lebensgroßen Statuen der Heiligen Wolfgang und Benedikt, und darüber erhebt sich eine gotische Architektur mit Bogen, Fialen und schlanken Fenstern. Die Gestalten sind schön ausgeführt, besonders die der Maria, welche „gleichsam in jungfräulicher Scheu vor der Majestät Gottes das Haupt zu Seite wendet und so dem Beschauer den vollen Anblick der lieblichen und zugleich edlen Züge gewährt. Es ist eine der schönsten Darstellungen dieses bevorzugten Gegenstandes der damaligen Kunst." Von dem anderen Schnitzwerk ist die Anbetung der Könige in der Predella besonders hervorzuheben. Malereien sind auf den doppelten Flügeln sowie auf der Rückseite des Schreines angebracht, doch sind nicht alle von der Hand Pachers.

An diesen Altar erinnert der in der (aufgehobenen) gotischen Kirche zu Teichstätt im Mattigtale sowie der in der Kirche zu Weißenbach in Tirol, in einem Seitentale des Ahrentales gelegen.[2]) Sie sollen ebenfalls von Pacher herrühren. Er führte auch den Altar zu Gries bei Bozen und den in der Pfarrkirche zu Salzburg aus.

In Oberösterreich finden sich Flügelaltäre von Bedeutung noch in der Pfarrkirche zu Waldburg, die auch sonst beachtenswerte Kunst-

[1]) Neuwirth in dem Werke „Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österr.-Ungarn" von Jlg, S. 123. — Schnaase, Zur Geschichte der österr. Malerei im 15. Jahrh. Mitt. der Zentralkommission. VII. — Stiaßny, Ein mittelalterlicher Alpenkünstler. Deutsche Rundschau. 1897.

[2]) Tinkhauser in den Mitt. der Zentralkommiss. I, 205. — Vgl. Semper, Bildschnitzer aus M. Pachers Werkstatt, in d. Zeitschr. des Ferdinandeums. 39 (1895), S. 337.

werke aufweist, in Käfermarkt und Hallstatt. Der zu Käfermarkt zeigt im Mittelstücke drei überlebensgroße Figuren, die Heiligen Wolfgang, Petrus und Christoph, meisterhaft aus Lindenholz geschnitzt. Der zu Hallstatt scheint um 1515 entstanden zu sein.

Die Holzskulptur schuf in der gotischen Zeit auch zahlreiche Chorstühle, Sitzbänke, die an beiden Seiten des Chores oder auch in der Vierung des Kreuzschiffes aufgestellt sind. Die hinterste Reihe hat eine hohe Rückwand mit überragendem Baldachingesims. Die Chorstühle des Wiener Stephansdomes, 1484 von Wilhelm Rollinger geschaffen, zeichnen sich durch einen großen Reichtum von Ornamenten und figuralen Darstellungen aus. Die Chorstühle in der großen gotischen Pfarrkirche zu Pettau, vierzig an der Zahl, zeigen schön gedachte und rein ausgeführte Schnitzwerke von hartem Holz, sind jedoch ohne Figuren. Erwähnung verdient auch der sogenannte Krönungswagen des Kaisers Friedrich III., der sich im Zeughause zu Graz befindet. Doch ist nur der Wagenkorb mit der Überwölbung erhalten; er ist vorn offen, rückwärts geschlossen. An der Rückwand befindet sich ein reich ausgestattetes Schnitzwerk: zwei wilde Männer, von denen der eine den gekrönten Schild Portugals, des Heimatlandes der Kaiserin Eleonore, der andere den österreichischen Bindenschild hält, in der Mitte ist das Reichsadlerwappen und über demselben sind die Buchstaben AEIOU und die Krone angebracht.[1]) Als Meisterwerk der Holzschneidekunst sei jenes Reliquienkästchen erwähnt, das die aus dem 15. Jahrhunderte stammende Kirche des Dorfes Möchling im Kärntner Jauntale besitzt. Der hölzerne Schrein hat die Gestalt einer gotischen Kirche, die in allen Teilen mit Krabben, Kreuzblumen, Gesimsen u. dgl. so überaus reich geschmückt ist, daß man nicht weiß, ob man mehr die Erfindungsgabe oder die Geduld des Meisters bewundern soll. Man schreibt das Kunstwerk einem Mönche aus St. Paul zu.[2])

Die Steinskulptur hat in den österreichischen Ländern Werke sehr verschiedener Art hervorgebracht. Man findet allenthalben sogenannte Totenleuchten, Ewige Licht-, Arme Sünder- oder Marterssäulen, die entweder zur Erinnerung an einen Verstorbenen, an eine verheerende Krankheit oder zur Sühne von Missetaten oder als Merkzeichen des Blutbannes aufgestellt wurden. Die Reichhaltigkeit der Formen, die das Mittelalter diesen Werken zu geben wußte, ist bewunderswert. Diese Totenleuchten traten auf, als man aufhörte, Karner zu bauen. Wie sie ursprünglich beschaffen waren, mag man aus dem

[1]) Ilg in den Mitt. der Zentralkommiss. 1875.
[2]) A. v. Gallenstein in den Mitt. der Zentralkommiss. 1872.

Ewigen Lichte ersehen, das zu Gurk neben dem Dom auf dem Friedhofe steht: eine einfache Säule, mit einer Pyramide gekrönt; Spitzbogenöffnungen auf den vier Seiten lassen das Licht ausströmen. Das schönste dieser Werke ist vielleicht das zu Klosterneuburg, das aus dem 14. Jahrhunderte stammt. Es ist eine hohe sechseckige Säule, schlank wie eine Kerze und mit äußerst zierlicher Architektur versehen. Dieser Art ist auch die Spinnerin am Kreuz bei Wien, die aus dem 15. Jahrhunderte stammt, sowie die Denksäule vor dem Wiener Tore zu Wiener-Neustadt, eine schön ausgeführte gotische Arbeit aus dem 14. Jahrhunderte.

Außerdem entstanden kunstvoll ausgeführte Kanzeln, die entweder in den Kirchen stehen oder außerhalb derselben, sogenannte Feldkanzeln; dann Taufsteine, Grabdenkmäler und Sakramentshäuschen.

In Wien hat besonders der Stephansdom manches Werk aufzuweisen, das auf tüchtige Künstler schließen läßt. So neben den verschiedenen Figuren die prachtvolle Kanzel aus Sandstein am dritten nördlichen Pfeiler des Mittelschiffes. Säulchen und Statuetten unter Baldachinen umgeben den Fuß der Kanzel, deren Brüstung mit den lebensgroßen Brustbildern der vier Kirchenväter Gregor, Augustin, Hieronymus und Ambrosius geschmückt ist. Den hölzernen Schalldeckel bildet ein achteckiger Helm mit kleinen Strebepfeilern, Fialen und Knorren. Dieses hervorragende Werk ist eine Arbeit des Meisters Anton Pilgram von Brünn. Von Kunstwert ist auch die 1430 entstandene, an der Außenseite des Chores stehende Kanzel, auf welcher der Mönch J. Capistran seine flammenden Reden hielt; doch stand sie damals noch auf dem Friedhofe.

Von den vielen künstlerisch hervorragenden Grabdenkmälern, welche die Stephanskirche aufweist, sei nur das des Kaisers Friedrich III. erwähnt. Es ist aus Salzburger Marmor verfertigt; der Sarkophag erhebt sich auf einem hohen, mit Statuetten und Reliefs geschmückten Sockel. Der Sargdeckel zeigt die Gestalt des Kaisers in vollem Ornat, umgeben von den Wappen der fünf österreichischen Hauptlande. Den Deckel schuf Nikolaus Lerch aus Leyden, den der Kaiser aus der Bauhütte von Straßburg nach Österreich berufen hatte. Als Lerch 1493 starb, arbeitete Meister Michl Dichter an dem Werke weiter. Von Lerch stammt auch das Grabmal der Kaiserin Eleonore. Es steht im Chor der Zisterzienserkirche Neukloster in Wiener-Neustadt und zeigt die lebensgroße Figur der Kaiserin: das Antlitz ist schön und edel geformt, das aufgelöste Haar wallt zu beiden Seiten bis auf die Füße herab. Die Kaiserin, gehüllt in ein Prachtgewand, hält in der Rechten den Reichsapfel, in der Linken das Zepter.

Ein merkwürdiges Pestkreuz weist die Pfarrkirche zu Schwaz in Tirol auf, ein anderes die schon erwähnte Kirche zu Maria-Saal in Kärnten. So bezeichnet das Volk ein oblonges Bauwerk mit zwei spitzbogig geschlossenen Seitenöffnungen und einem großen offenen Bogen mit Brüstung an der Vorderseite. Es enthält Freskogemälde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Ganz besonders zahlreich vertreten sind in den österreichischen Kirchen die Sakramentshäuschen.[1]) Diese Skulpturwerke kennt die romanische Zeit nicht; damals hing das Tabernakel (Ciborium) gewöhnlich an Kettchen schwebend über dem einfachen Altar. Die gotische Zeit schuf den Altar zu einem hochaufstrebenden Gebäude mit geschnitzten Heiligenbildern und beweglichen Flügeln um; daher mußte man für das Ziborium einen anderen Platz suchen. Man verlegte es entweder in eine Nische, lehnte es an eine Wand oder gab ihm die Form einer Kapelle, die ganz frei stand. Diese freistehenden Ziborien sind oft von künstlerischer Vollendung. Sie haben viel Ähnlichkeit mit den Monstranzen: auf einem Fuße steht eine offene Kapelle, die das Gefäß mit der Hostie aufzunehmen bestimmt und gewöhnlich durch ein feines Eisengitter verschlossen ist. Auf der Kapelle erhebt sich eine turmartige Krönung.

Es ist natürlich, daß der Reliquienkultus der Goldschmiedekunst reiche Arbeit gewährte. Als man anfing, die Reliquien dem Volke zu zeigen, entstanden die Monstranzen oder Ostensorien. Sie sind Glas- oder Kristallgefäße, die auf einem Schafte befestigt und mit einem Helm überdacht sind. Um das Gefäß herum wurde schlankes Strebewerk angebracht, der Helm mit Fialen und Maßwerk geschmückt und oben mit einer Kreuzblume versehen. Viele Monstranzen entstanden auch aus Veranlassung des Fronleichnamsfestes, bei dem sie umgetragen wurden. Vorzügliche Werke dieser Art bewahren fast alle Klöster, die selbstverständlich auch andere Goldschmiedearbeiten, wie Kelche, Kreuze, Räuchergefäße, Tragaltäre u. a., besitzen.

Im 15. Jahrhunderte entfaltete sich das Schmiedehandwerk durch Waffenschmiede und Plattner zur Kunst. Die berühmteste Plattnerei bestand zu Mühlau bei Innsbruck, deren Gründer Erzherzog Siegmund war.[2]) Die Plattner von Mühlau verstanden es, dem Harnischblech eine ungewöhnliche Härte zu geben, so daß die

[1]) Frommer in den Mitt. der Zentralkommiss. 1870.

[2]) Schönherr, Die Kunstbestrebungen Erzh. Siegmunds von Tirol. Im Jahrbuch d. kunsthistorischen Sammlungen des A. H. Kaiserhauses. I, Wien 1883. — Mitt. d. Zentralkomm. 1880.

Harnische bei geringer Schwere den Leib vor der Gewalt der stärksten Pfeile schützten. Hohe Persönlichkeiten, wie die Könige von Schottland, Frankreich, Portugal und Neapel, ließen sich in Mühlau Harnische machen. Mehrere Meister in der Kunst der Harnischschlägerei gehörten der Familie Treitz an, aus der auch der Geheimschreiber des Kaisers Maximalian I., Marx Treitzsauerwein, stammte.

Einen vorzüglichen Schmuck gewährte den gotischen Kirchen die Kunst der Glasmalerei. Der Stephansdom in Wien enthält nur noch Fragmente alter Glasgemälde, reicher ist die Kirche Maria am Gestade damit versehen. Auch die Kirchen von Ardagger, Friedersbach bei Zwettl, Steyr, Kremsmünster, Tamsweg, Hall in Tirol, Friesach, Viktring und an anderen Orten weisen diesen Schmuck auf. Besonders gerühmt werden die Glasgemälde in der Stadtpfarrkirche zu Wels.[1]) In der Kirche zu Breitenau in Steiermark hat sich ein Fenster erhalten, das fünfzehn Bilder enthält. Unter anderen ist hier der Herzog Albrecht III. mit seinen zwei Frauen dargestellt. Der Herzog wird als Donator kniend und in voller Rüstung dargestellt. Auf dem Rücken zeigt sich eine Metallbüchse, in der seine Haarzierde, der Zopf, gefaßt ist. In Kärnten haben sich, wie erwähnt, zu Friesach und Viktring Glasmalereien erhalten: die Malereien der drei Fenster des Chorschlusses in der Kirche zu Viktring gehören zu den schönsten Überresten dieser Kunsttechnik. Das mittlere Fenster zeigt einen Ritter und seine Frau in knieender Stellung; man sieht in diesen Gestalten Friedrich von Stubenberg und Anna von Pettau. Das Bild, das nach dem Vorbilde des Glasgemäldes in der Breitenau gearbeitet ist, stammt aus dem Ende des 14. Jahrhunderts.[2])

Auch die Seidenstickerei wurde im Mittelalter eifrig betrieben, zumal in den Nonnenklöstern. Im 15. Jahrhunderte erreichte diese Kunst ihre Blütezeit, aus der jedoch keine einheimischen Werke dieser Art erhalten sind. Aus dem 14. Jahrhunderte stammen zwei von den Kennern hochgeschätzte Arbeiten: eine Mitra, die sich im Stifte Admont befindet, und ein Antependium im Domschatze zu Salzburg. Dieses Werk weist zwanzig Darstellungen aus dem Leben Jesu von der Verkündigung Mariä bis zur Himmelfahrt des Erlösers auf. Den Grund bildet Leinwand, den Grund der Darstellungen jedoch Gold; diese sind in loser, farbiger Seide ausgeführt. Die Farbenwirkung ist auch jetzt, da die Farben einigermaßen verblaßt sind, noch eine bedeutende.

[1]) Sacken in den Mitteil. der Zentralkommission. I, 228.

[2]) Hann, Die Glasmalerei im Chor der Kirche von Viktring. Neue Carinthia. I (1890).

15. Der Humanismus und Kaiser Maximilian I.

Während der Scholastizismus die Wissenschaft beherrschte, hatte man in Italien, vornehmlich seit Petrarca, angefangen, sich mit den Geistesschöpfungen der Römer und Griechen genauer zu befassen. Man studierte mit frischem Eifer die römischen Schriftsteller und wurde dadurch angeregt, sich in die Werke der Griechen zu vertiefen, von denen man bisher fast nur Aristoteles einigermaßen kennen gelernt hatte. Die Bibliotheken wurden durchsucht und die alten Schriftsteller aus dem Staube hervorgeholt. Der Geist des neuerstandenen Altertums drang bald in die geistige Tätigkeit und die Anschauungsweise der Gelehrten ein. In reiner Latinität drückten sie sich aus, die Zitate aus der Bibel und den Kirchenvätern wurden durch solche aus den römischen Schriftstellern ersetzt. Nicht mehr die Religion erfüllte das Denken und Fühlen der Gebildeten, sondern der Mensch wurde der Hauptgegenstand ihrer Beobachtung. An Stelle der christlichen Tugend der Demut traten das Selbstbewußtsein und der Stolz auf Manneswert und Menschenruhm, an die Stelle der Meinung, daß alles Irdische eitel sei, die antike Auffassung, daß Ruhm und Ehre die Haupttriebfedern der Handlungen seien und die Unsterblichkeit sicherten. Nicht die Entsagung und Unterdrückung der natürlichen Rechte der Sinne, sondern ihre Beherrschung wurden gelehrt. Indem man die Schriftwerke der Alten aufsuchte und die Texte verglich, erwachte der Sinn für Forschung und Kritik, der nachher auf religiösem und wissenschaftlichem Gebiete die Fesseln der Autorität abstreifte und den Glauben an die kirchlichen Dogmen erschütterte.

Manche Gelehrte fanden bei den Griechen neue Anregung zu mathematisch-astronomischen Studien und endlich veranlaßte das Studium der römischen Schriftsteller die Gelehrten, sich mit der Geschichte des deutschen Volkes zu befassen. Die Zahl der Männer, die den Wert der klassischen Bildung zu schätzen wußten, wuchs und immer größer wurde die Zahl jener, die an der Geburtsstätte des Humanismus, in Italien, ihre Bildung zu vervollkommnen trachteten.

Schon der erste Rektor der Wiener Hochschule, Albert von Riggensdorf in Sachsen, war in der Mathematik, Mechanik und Physik tätig. Von ihm erzählte man, daß er wie ein zweiter Archimedes einer erzenen Taube durch künstliche Vorrichtungen die Flugkraft mitgeteilt habe.[1]) Er starb als Bischof von Halberstadt im

[1]) Aschbach, Geschichte der Wiener Universität. I, 365.

Jahre 1390. Heinrich Langenstein aus Hessen (gest. 1397) brandmarkte das unwissenschaftliche Treiben der Astrologen. Johann von Gmunden am Traunsee (gest. 1442) wurde durch seine astronomischen Schriften bahnbrechend in der Wissenschaft der Sternkunde. Noch berühmter wurde Georg von Peuerbach in Oberösterreich. Er bereiste Deutschland, Frankreich und Polen und hielt sich an den Universitäten dieser Länder auf. Der Kardinal Nikolaus von Cusa, ein Freund der Wissenschaften, besonders der Astronomie, nahm ihn in Rom in seinem Hause auf und unterhielt dann mit ihm einen lebhaften wissenschaftlichen Verkehr. Man wollte ihn für die Universität zu Bologna, dann für die in Padua gewinnen, er begab sich aber nach Wien. Dort las er über Vergils Äneide, Juvenals Satiren und Horaz, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit der Astronomie. Der gelehrte Kardinal Bessarion, ein Grieche von Geburt, der damals in Wien weilte, wollte ihn mit nach Italien nehmen, wo er sich mit der Herstellung des richtigen Textes des Almagest, des großen astronomischen Werkes des Ptolemäus, beschäftigen sollte. Aber Georg von Peuerbach starb schon im Jahre 1461. Seine zwei Hauptwerke sind sein neues Planetensystem und seine Tafeln der Sonnen- und Mondesfinsternisse. Auch sein Schüler Johann Müller von Königsberg in Franken (Regiomontanus) gehört zu den ersten Zierden der astronomischen Wissenschaft. Er begab sich von Wien, wo er auch über Vergils Bucolica Vorträge gehalten hatte, nach Italien, brachte da mehrere Jahre im Verkehr mit den berühmtesten Humanisten zu und erlernte die griechische Sprache. Zurückgekehrt, verweilte er einige Zeit in Wien sowie am Hofe des Königs Matthias Corvinus und ließ sich endlich in Nürnberg nieder, wo er eine Sternwarte erbaute, eine Buchdruckerei anlegte und astronomische Instrumente, Maschinen, Globen und Landkarten herstellen ließ. Papst Sixtus IV. berief den berühmten Mann, dessen Name in ganz Europa bekannt war, nach Rom, wo er an der Verbesserung des Kirchenkalenders mitwirken sollte. Dort starb er im Jahre 1476. Er hatte nicht nur unter allen abendländischen Astronomen zuerst die Entfernung, Größe und Umlaufzeit der Kometen bestimmt, sondern auch — sechzig Jahre vor Kopernikus — die Bewegung der Erde behauptet.

Als „Apostel und Missionär des Humanismus in Deutschland" muß Äneas Sylvius bezeichnet werden.

Äneas Sylvius Piccolomini, geboren 1405 in einem Dorfe bei Siena in Italien, kam als Sekretär des Bischofs Fermo nach Basel, wo er sich durch seine freien Sitten sehr beliebt machte. Im

Jahre 1442 trat er als Sekretär in die Reichskanzlei ein und stand somit unter dem Kanzler Grafen Kaspar Schlick. Er folgte dem Kaiser nach Österreich, wandte sich nach und nach dem Papste Eugen IV. zu, wurde 1447 Bischof von Triest und 1449 Bischof von Siena, weilte aber als Diplomat am Hofe des Kaisers. Im Jahre 1458 wurde er zum Papst (Pius II.) gewählt. Der feine und gewandte Italiener fühlte sich in den österreichischen Ländern mit ihrem rauhen Klima und den wenig gebildeten oder, wie er sagt, barbarischen Bewohnern nicht behaglich [1]), aber die Einkünfte der zwei Pfarren St. Pankraz zu Windischgratz und zu Irdning in Steiermark bezog er als Bischof von Siena gern; die letztgenannte Pfarre gab er als Papst seinem Neffen Franziskus Nannis de Tudeschinis.

Gern las man seine Gedichte, man schrieb seine Briefe ab, ahmte seinen Stil in eigenen literarischen Erzeugnissen nach. Immer ermahnte er seine Freunde zur Verbreitung der humanistischen Studien. Obwohl er an der Wiener Universität wenig Freunde hatte, wurde die Zahl seiner Verehrer in den österreichischen Ländern immer größer, ja, „bald war über die weiten Gebiete vom Saum der Karpaten bis an die Gelände des schwäbischen Meeres ein förmliches Netz humanistischer Propaganda ausgebreitet, welche ihre Vertreter hatte in den Kanzleien und an den Höfen, in den Klöstern und an den Bischofsitzen, unter Laien und Geistlichen".[2]) Von den Höfen waren der des Erzherzogs Albrecht VI. und der Prinzessin Mechtild zu Rotenburg am Neckar und der des Erzherzogs Siegmund und seiner ersten Gemahlin Eleonore zu Innsbruck der neuen Richtung geneigt. Siegmund beschäftigte immer Schreiber, die ihm berühmte Dichterwerke abschrieben. Seine Gemahlin Eleonore (von Schottland) übersetzte einen französischen Roman ins Deutsche und ließ ihn, mit Holzschnitten versehen, in Augsburg drucken.

In Wien schrieb Äneas Sylvius 1444 die Liebesgeschichte von Eurnalus und Lucretia, deren Held der Kanzler Kaspar Schlick[3]) ist, den der Dichter zur Zeit der Reise des Kaisers Siegmund nach Italien in Siena kennen gelernt hatte; diese Novelle begründete eine neue Geschmacksrichtung in der Unterhaltungslektüre der vornehmen Kreise.

---

[1]) Nunc in Styria, nunc in Carinthia, nunc in Carniola inter medios barbaros saevasque nationes constitutus . . . p. Weiß, Äneas Sylvius, S. 67 (Brief von 1444).

[2]) Nagl-Zeidler, S. 416.

[3]) Schlick stammte aus einer bürgerlichen Familie in Eger, die geadelt wurde, und trat 1416 als Schreiber in die Kanzlei K. Siegmunds ein, dessen vertrautester Rat er wurde. Er ward Reichsgraf und Reichskanzler und blieb es auch unter Albrecht II. und Friedrich III.

Von seinen anderen Werken seien hier nur einige erwähnt. Sehr beliebt war seine Abhandlung „Über das elende Leben der Höflinge", worin er das Leben eines Unterbeamten am kaiserlichen Hofe schildert. Nur der Unkundige, heißt es darin, meint, daß man am Hofe in Freuden lebe; die Mahlzeiten sind ebenso schlecht wie der Wein, der in Holzbechern gereicht wird, die nur einmal im Jahre gereinigt werden. Mehrere müssen zusammen schlafen; den Sold erhalten die Beamten nie zur rechten Zeit und nie vollständig. In einer Epistel an Siegmund von Tirol handelt er von dem Werte der klassischen Studien, die von größerer Bedeutung seien als Reichtümer und Macht, von den Pflichten der Fürsten den Wissenschaften gegenüber und von der Erziehung der Prinzen. Aus dem Jahre 1450 stammt die Abhandlung über die Erziehung der Kinder, die er dem König Ladislaus von Böhmen und Ungarn widmete. Für Albrecht VI. schrieb er eine Abhandlung über die Natur der Pferde. Sein Buch über „Berühmte Zeitgenossen" umfaßte 65 Biographien, die jedoch nicht alle erhalten sind. In seiner Germania lieferte er die beste Beschreibung vom Deutschland des 15. Jahrhunderts.

Sein Hauptwerk ist die Geschichte des Kaisers Friedrich III., der ihn zur Abfassung dieses Werkes aufgefordert hatte. Johann Hinderbach, Bischof von Trient, setzte es fort. Das letzte Werk, das er vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl verfaßte, war eine Geschichte Böhmens bis zur Thronbesteigung Georgs.

In seinen historischen Werken wollte Äneas Sylvius den Leser unterhalten und ästhetisch erfreuen. Daher ist Kritik nicht die Hauptsache, auch nahm er nicht wie frühere Schriftsteller Dokumente auf, die seine Werke verunstaltet hätten. Dagegen flicht er, wie die Römer es taten, erfundene Reden in direkter und indirekter Rede ein.

Kaiser Friedrich III., das Urbild deutscher Nüchternheit, kam der neuen Richtung mit geringer Teilnahme entgegen, viel größere zeigte ihr sein Sohn Maximilian.

Maximilian I. wünschte, daß der Humanismus an der Wiener Universität eine Stätte finde; er arbeitete darauf hin und ward in diesem Streben unterstützt von dem Superintendenten oder Kurator der Hochschule Bernhard Perger aus Stainz in der Schweiz und den Räten Johann Krachenberger und Johann Fuchsmagen, die mit Enthusiasmus dem Humanismus anhingen. Berühmte Männer aus Italien und Deutschland wurden berufen. Aus Italien kam der Venezianer Hieronymus Balbus, von dem man erwartete, daß er auch über römisches Recht lesen werde, das bisher vernachlässigt worden war. Aber Balbus' Tätig-

keit an der Universität war nicht sehr erfolgreich. Von den deutschen Humanisten wurde Konrad Celtes am berühmtesten.

Celtes war am 1. Februar 1459 zu Wipfeld, einem Dorf in Franken, als Sohn eines Bauern geboren und hieß eigentlich Pickel (d. i. Meißel); nachher latinisierte er diesen Namen, nannte sich Celtes und fügte auch wohl die griechische Benennung Protucius an. In Köln und Heidelberg gab er sich humanistischen Studien hin, hielt dann öffentliche Vorträge über platonische Philosophie und ciceronianische Rhetorik an den Universitäten Erfurt, Rostock und Leipzig und eiferte allenthalben gegen die veraltete Scholastik. Als er nach einem halbjährigen Aufenthalt in Italien 1487 nach Deutschland zurückgekehrt war, wurde er auf der Burg zu Nürnberg vom Kaiser Friedrich III. mit einem silbernen Lorbeerkranz und dem Doktorhut geschmückt: er war der erste von kaiserlichen Händen gekrönte Dichter. Die Universität zu Krakau, wo man damals die mathematisch-astronomischen Studien mit großem Eifer betrieb, war von vielen deutschen Studenten besucht; dort studierte auch Celtes unter Anleitung des berühmten Astronomen Albertus von Brudzewo Astronomie; hierauf begab er sich über Prag, wo er mit dem böhmischen Edelmann und Humanisten Bohuslav von Hassenstein Freundschaft schloß, nach Ofen. Die Universität dieser Stadt wies viele humanistische Gelehrte auf, aber die Zeitverhältnisse waren damals sehr ungünstig, denn eben war König Matthias gestorben. Trotzdem gelang es Celtes, in Ofen eine Vereinigung der dort lebenden Humanisten unter dem Namen Sodalitas Ungarorum zustande zu bringen, wie ihm schon in Krakau ein solcher Verein, die Literaria Sodalitas Vistulana, gelungen war. Über Wien ging er nach Regensburg, dann zog er als wandernder Apostel des Humanismus längere Zeit in Deutschland umher, gründete in Mainz die Sodalitas Literaria Rhenana und wurde 1492 als Professor für Poetik und Rhetorik an die Universität Ingolstadt berufen. Endlich 1497 setzten es seine Wiener Freunde, die Ärzte Johann Tichtel und Bartholomäus Steber, der gekrönte Dichter Cuspinian, der Magister Johann Burger sowie Johann Krachenberger durch, daß er nach Wien gezogen wurde: König Maximilian richtete selbst an ihn das Berufungsschreiben.

Aber bald sah Celtes ein, daß er gegen den Scholastizismus einen harten Stand haben werde; daher bewirkte er, daß der König das Collegium poetarum et mathematicorum gründete, eine rein humanistische Anstalt, die in Verbindung mit der Artistenfakultät zur Universität gehören sollte und deren Seele Celtes wurde. Der Verein ungarischer Humanisten, aus welchem die Literaria Sodalitas Danu-

biana geworden war, verlegte, als Celtes nach Wien kam, seinen Sitz in diese Stadt. Präsident war damals Johann Vitez, Bischof von Veßprim, ein Freund der Humanisten und eifriger Anhänger der Habsburger; Kaiser Max hatte ihn auch zum Administrator des Wiener Bistums bestellt. Als er 1499 starb, wurde der kaiserliche Protonotar Johann Krachenberger Präsident. Die Donaugesellschaft stand in keiner Verbindung mit der Universität; sie war eine freie Vereinigung gelehrter Männer zur Pflege und Verbreitung des Humanismus. Die Mitglieder waren Deutsche, Ungarn, Slawen und Italiener. „Da es bekannt war," sagt Aschbach[1]), „daß der Kaiser selbst den Humanismus begünstigte und die gelehrte Donaugesellschaft nicht ungern sah, so konnte sie fast wie eine Hofakademie, ähnlich der, die Karl der Große in seiner Umgebung geschaffen hatte, betrachtet werden. Maximilians einflußreicher Protonotar J. Krachenberger (Graecus Pierius) vertrat als Präsident der Genossenschaft gewissermaßen die Stelle des Fürsten. Cuspinian, Superintendent der Universität, und Stabius, der kaiserliche Historiograph, leiteten neben Konrad Celtes, dem geistigen Haupte des Vereines, die Geschäfte. Juristen, Ärzte, Philosophen bildeten die Genossenschaft, und damit auch die Theologie ihre Vertretung fand, wurde der kaiserliche Hofkaplan, der gelehrte Ladislaus Suntheim, ein genauer Kenner der genealogischen Geschichte, beigezogen. Im Hause Cuspinians in der Singerstraße oder in seiner bei Wien gelegenen reizenden Villa Felicianum versammelten sich von Zeit zu Zeit die Sodales zu wissenschaftlichen Besprechungen und geselligem Verkehr. Celtes war das geistige, einigende Band: mit seinem Tode löste sich dasselbe, und man hört dann weiter nichts mehr von der Literaria Sodalitas Danubiana."

Celtes wirkte durch Vorlesungen, Ausgaben alter Schriftsteller, eigene Dichtungen, in denen er Ovid, Horaz und Ausonius nachahmte, sowie durch Gründung gelehrter Gesellschaften für die Verbreitung des Humanismus. Er weckte auch den Sinn für die schönen Künste: die dramatischen Dichter Roms zog er in den Kreis seiner Vorlesungen und veranstaltete in der Aula theatralische Vorstellungen. Ebenso wußte er die Malerei und die Musik zu schätzen. Die Geschichte des deutschen Vaterlandes wollte er den Gebildeten in geschmackvoller Weise und in poetischem Gewande vorführen; deshalb sollten die alten Schriftsteller und Chroniken poetisch bearbeitet werden, doch so, daß sie an historischer Treue nichts verlören. Doch kam dieses Werk: Germania illustrata, nicht zustande.

[1]) Geschichte der Wiener Universität. II, 76.

Neben Celtes ist der berühmteste Humanist Cuspinian gewesen. Er heißt eigentlich Johann Spießhaimer und wurde 1473 zu Schweinfurt geboren. Wir finden ihn 1490 an der Wiener Universität; im Jahre 1493 wurde er von Maximilian zum Dichter gekrönt. Er lehrte unter großem Beifall Philosophie, Beredsamkeit und die freien Künste, wurde beständiger Superintendent der Universität und geheimer Rat des Kaisers. Er wurde vielfach in Staatsgeschäften und zu politischen Missionen verwendet; über die Zusammenkunft Maximilians mit den Königen von Ungarn und Polen 1515 hat er in einer eigenen Schrift berichtet. Sein Hauptwerk ist seine Austria, in welcher er nicht nur die österreichische Geschichte von den Babenbergern bis Maximilian erzählt, sondern auch eine Beschreibung der Landschaften liefert. Über dieses Werk urteilt Aschbach: „Wenn in der ‚Austria' auch manche Unrichtigkeiten und schiefe Auffassungen vorkommen, so ist doch anzuerkennen, daß man darin bereits den Anfängen einer kritischen Behandlung der österreichischen Geschichte begegnet und manches schon eine richtige Darstellung gefunden hat, was erst durch spätere Forschungen als begründet festgestellt worden ist. Von den Träumereien eines Stabius in bezug auf das hohe Alter der nachweisbaren Abstammung des habsburgischen Hauses hielt er sich ferne. Er bekämpfte auch die angeblichen Privilegien Cäsars und Neros für Österreich."

Ein anderer Humanist war Johann Stabius aus Steyr in Oberösterreich, der zuerst Professor der Mathematik in Ingolstadt war und nachher an die Wiener Universität berufen wurde. Der Kaiser zog ihn ganz in seine Umgebung und ernannte ihn zu seinem Historiographen. Auf Reisen und Feldzügen begleitete er den Kaiser, der sich von ihm in schlaflosen Nächten einzelne Partien der österreichischen Geschichte vorlesen ließ. Ihm übertrug der Kaiser auch die Erforschung und Ausarbeitung der österreichischen Geschichte, bei welcher Arbeit ihn Jakob Manlius aus Freiburg und Ladislaus Suntheim aus Ravensburg unterstützen sollten.

Auch Stiborius und Collimitius (Georg Tannstetter), beide Mathematiker und Astronomen, trugen zum Ruhme der Wiener Universität bei. Der schon erwähnte Suntheim, gestorben 1512, war Kaplan und Historiograph am Hofe Maximilians, während Kaspar Vel (Ursinus Velius) aus Schweidnitz in Schlesien als Historiograph des römischen Königs Ferdinand I. dessen Kämpfe mit dem Gegenkönig Johann Zapolya und den Türken in dem Werke: „Zehn Bücher über den pannonischen Krieg" beschrieb. Der Schweizer Joachim von Watt (Vadianus) aus St. Gallen, einer der vielseitigsten und gelehrtesten

Humanisten sowie auch ein fruchtbarer Schriftsteller, hielt sich aber nicht lange in Wien auf, sondern begab sich in seine Vaterstadt zurück, wo er bis zum Jahre 1551 lebte.

Der liebevollen Fürsorge und der eifrigen Teilnahme des Kaisers Maximilian verdankte die Universität einen Aufschwung, daß sich ihr Ruhm durch alle Lande Europas verbreitete. Sie erfreute sich damals einer Frequenz, die sie nachher nie wieder erreichte.

Viele dieser Humanisten waren auch dramatische Dichter; sie brachten das Gelehrtendrama in Aufnahme, aber ihre Leistungen sind wenig erfreulich. So dichtete Celtes ein Festspiel »Ludus Dianae«, das 1501 zu Linz vor dem Kaiser und dem Hofstaate aufgeführt wurde. Es ist eine Verherrlichung Maximilians als Jäger: Diana fühlt sich gegenüber dem Meister der Jagd nicht mehr als Königin in ihrem Reiche und brennt vor Begierde, dem Kaiser besiegt Spieß und Bogen zu Füßen zu legen.[1])

Der Wiener Schottenabt Benedikt, der von Maximilian gekrönte Dichter Chelidonius, ließ 1515 durch die Schüler seiner Klosterschule ein allegorisches Singspiel, „Der Kampf der Tugend mit den Lüsten", aufführen.

Eine Geschichte Friedrichs III. und Maximilians I. in lateinischer Sprache schrieb Josef Grünbeck, der um 1473 zu Burghausen geboren wurde. Er kam viel in der Welt herum und wurde Sekretär und Hofkaplan des Kaisers Maximilian, der ihm ein Leibgeding in der Stadt Steyr gab, wo er seine letzten Tage verlebte. Grünbeck gehört zu jenen Männern, die Prophezeiungen, Prognostica und Ephemeriden oder Praktica verfaßten, Schriften, die bei den zerfahrenen politischen Zuständen des 15. Jahrhunderts häufig erschienen. Er schrieb auch ein Horoskop der Stadt Steyr: aus der Stellung der Planeten zur Zeit der Erbauung der Stadt weist er die geistigen und körperlichen Eigenschaften der Bewohner dieser Stadt nach. Sie könnten ein hohes Alter erreichen, aber sie beschäftigten sich zu viel mit Essen und Trinken, wodurch sie ihr Leben abkürzten. Seine lateinische Geschichte der Kaiser Friedrich und Maximilian macht einen kläglichen Eindruck. Die Kapitel sind eigentlich nur Erklärungen von Abbildungen; so steht beim ersten Kapitel mit der Überschrift De prosapie majorum Friderici tercii Romanorum imperatoris Maximilianique primi origine ein Bild, das eine Burgruine, einen Strom und einen Baum darstellt; unter diesem sitzt Kaiser Friedrich und auf den Ästen befinden sich acht seiner Ahnen. Grünbeck erweiterte und veränderte sein Werk, doch ist von dieser Be-

[1]) Kaltenbäck in der Österr. Zeitschrift f. Geschichts- und Staatskunde. 1835.

arbeitung nur eine deutsche Übersetzung vorhanden, die wahrscheinlich auch von ihm herrührt.[1])

Wie die Fürsten der Renaissancezeit nahm Maximilian die Geschichtschreibung und die Künste zur Verherrlichung seiner Person und seiner Ahnen in Anspruch. Die Zeichnungen zur sogenannten Ehrenpforte, einem Meisterwerke der älteren Holzschneidekunst, lieferte Albrecht Dürer. Sie stellt eine mächtige Triumphpforte mit drei Toröffnungen dar, die in ihrer Mitte den Kaiser mit „seiner gesamten Aszendenz und Deszendenz, seine Staatsaktionen und Vorgänger in der Kaiserwürde und der Herrschaft über Italien, seine Szenen aus seinem Privatleben, endlich alle mit dem Hause Habsburg verwandten Fürsten zeigt".[2]) Dazu kommen mythologische und symbolische Figuren, Menschen, Tiere und vielgestaltiges Ranken- und Blattwerk, „so recht ein Gemengsel mittelalterlicher Symbolik und renaissancemäßiger Formenzier". Der Triumphzug „mit seinen Herolden, Musikern, Schalksnarren und Turnieren, seinen Jagd- und Kriegsgruppen, dem Kaiser selbst mit seinem Gefolge der Reichsedeln und Hofämter, seinen Schätzen, Bannern und Gefangenen" ist eine Allegorie des Lebens und Wirkens Maximilians.[3])

Der Weißkunig[4]) ist ein historischer Roman, der die Geschichte Maximilians erzählt und von Marx Treitzsauerwein zumeist nach den Diktaten des Kaisers zusammengestellt wurde. Der Theuerdank ist ein Gedicht, das die Brautfahrt Theuerdanks (d. i. Maximilians) zur Königin Ehrenreich (d. i. Marie von Burgund) darstellt, wobei Theuerdank von seinem Ehrenhold, d. i. von seinem guten Rufe, begleitet wird und mit drei Feinden zu kämpfen hat, nämlich mit Fürwittich, dem jugendlichen Vorwitz und Übermute, dem Unfallo als Personifikation der Unfälle und Gefahren, und mit Neidelhart, dem Vertreter des Neides der Widersacher. Der Entwurf zu diesem Werke stammt von Siegmund von Dietrichstein; der Kaiser verbesserte ihn und Treitzsauerwein und Melchior Pfinzing besorgten die Fertigstellung. Als Zeichner arbeiteten für diese Werke außer Dürer noch Hans Burgkmayr, Leonhard Beck und Hans Schäufelin. Von den Formschneidern sind Hieronymus Andrä und Jobst de Negker zu nennen.

---

[1]) A. Czerny, Der Humanist und Historiograph Maximilians I. Jos. Grünbeck. Archiv d. W. A. 73. — Die Geschichtschreiber d. deutschen Vorzeit. 15. Jahrh. III.

[2]) Chmelarz, Die Ehrenpforte des K. Maximilian I. Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des A. H. Kaiserhauses. IV, Wien 1886. — Zimmermann in den Kunstgeschichtlichen Charakterbildern, herausg. von Jlg, S. 175.

[3]) Scheftag, K. Maximilians Triumph. Jahrb. der kunsthistorischen Sammlungen. I, 1883.

[4]) Der Weißkunig ist von Albin Schultz, der Theuerdank von Simon Laschitzer neu herausgegeben im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen. VI und VIII, 1888.

Maximilian beschäftigte Schreibkünstler, Miniatoren und Maler; sein Kanzleischreiber Hans Ried schrieb das Heldenbuch der früheren Ambraser Sammlung; sein Maler und Baumeister Georg Kölderer fertigte für ihn Karten und Pläne zu administrativen und militärischen Zwecken an. Goldschmieden, Siegel- und Münzeisenschneidern, Gold- und Seidenstickern gab er häufig Arbeit. Neben der Plattnerei zu Mühlau errichtete er eine zweite.

Berühmte Erzarbeiten befinden sich an dem Grabdenkmale des Kaisers Maximilian I. in der Hof- oder Franziskanerkirche zu Innsbruck.[1]) Dieses Denkmal ist das großartigste der Welt. Der Plan stammt von dem Kaiser selbst, der bei der Feststellung der Einzelheiten von Konrad Peutinger unterstützt wurde. Es besteht aus einem marmorenen Sarkophag, auf dem die Erzstatue des knienden Kaisers angebracht ist; umgeben ist er von achtundzwanzig kolossalen Erzstatuen, die Vorfahren des Kaisers und berühmte Helden der Vorzeit darstellen.

Mit den nötigen Arbeiten betraute der Kaiser den Münchener Maler Gilg Sesselschreiber, der nach Innsbruck übersiedelte und sich ebenso unpraktisch als leichtsinnig erwies. Unterstützt von seinem Sohne und seinem Eidam machte er die Zeichnung des Gesamtentwurfes des Grabmales, entwarf die Skizzen für die großen Erzfiguren und goß mehrere derselben; die anderen stammen von Stephan Godel, Peter Vischer (in Nürnberg) und Gregor Löffler. Als der Kardinal Luigi d'Aragona 1517 durch Tirol reiste, fand er zu Mühlau elf dieser Statuen vollendet vor.[2])

Der Kaiser hatte die Absicht, auch den Sarkophag aus Metall herstellen zu lassen, aber sein Nachfolger in den österreichischen Landen, Ferdinand I., ließ für den größten Teil des Sarkophages Marmor verwenden. Die vierundzwanzig Reliefbilder, die das Monument bekleiden und Heldentaten und wichtige Vorgänge im Leben des verstorbenen Kaisers darstellen, wurden von dem berühmten Künstler Alexander Colin aus Mecheln ausgeführt. Die vier Kardinaltugenden stellte der Bildgießer Hans Lendenstreich aus München, das kniende Bild Maximilians der Sizilianer Lodovico de Duca her, der die von Colin modellierte Statue im Jahre 1583 in Erzguß vollendete.

Die Aufstellung des Denkmales erfolgte in den Jahren 1567 bis 1572. Die Gebeine des Kaisers blieben aber in Wiener-Neustadt.

---

[1]) Schönherr, Beiträge z. Kunstgeschichte Tirols. Archiv für Geschichte und Altertumskunde Tirols. I (1864). — Schönherr, Geschichte des Grabmals K. Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck. Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen. XI.

[2]) Pastor, Die Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien 1517—1518. Freiburg 1905

Das großartige Denkmal erhält das Andenken des Stifters für alle Zeiten aufrecht und charakterisiert in seinem Übergang von der Gotik zur Renaissance die kulturelle Stellung des Kaisers Maximilian I.; unter seiner Regierung ging das Mittelalter in die Neuzeit über.

16. Sitten

In Stadt und Dorf wurde die Arbeit durch Lustbarkeiten und Feste unterbrochen, die häufig mit der Kirche in Beziehung standen. An den Festen des Hofes nahmen mitunter auch Bürger mit ihren Frauen und Töchtern teil. Als eine schöne Frau galt, wie man aus den Dichtern des 15. Jahrhunderts ersieht, jene, die einen Fuß mit hochgebogenem Rist besaß, so daß sich unter ihm ein Zeisig verbergen konnte, die einen mäßig langen Körper, weiße Hände mit langen Fingern, einen runden, blendend weißen Hals und Nacken, ein Kinn mit Grübchen, purpurrote Lippen, elfenbeinweiße Zähne, rot angehauchte Wangen, eine etwas gebogene Nase, braune Augen „nach Falken Art" und goldenes, gelocktes Haar hatte, worin ein Band von Gold mit Edelsteinen und Perlen gewunden war.[1]) Als Schmuck des Ritters galten ein Helm mit Straußfedern, Gold, Silber und Edelsteinen, Gewänder aus reich gewebten Stoffen, silberne Gürtel und feine, in Zöpfen geflochtene Bänder.

Die Moden wechselten im Mittelalter verhältnismäßig rasch und man erfand oft sehr auffallende Dinge. Zum Jahre 1336 erzählt die Leobener Chronik[2]): „Einige ließen sich den linken Ärmel von einem anderen Tuch verfertigen als das war, aus welchem der Rock genäht war; andere ließen ihn so erweitern, daß die Länge des Rockes der Länge dieses Ärmels nachstehen mußte, einige ließen sich beide Ärmel ungeheuer weit machen, und wieder andere verzierten den linken Rockärmel auf mancherlei Weise teils mit Bändern von verschiedenen Farben, teils mit silbernen Röhrlein an seidenen Schnüren. Einige trugen auf der Brust ein Tuchstück von verschiedener Farbe mit silbernen und seidenen Buchstaben geziert. Noch andere trugen Bildnisse auf der linken Seite der Brust, und wieder andere wickelten sich die Brust ganz in seidene Schnüre ein."

Bald trug man die Kleider so eng, daß man sie nur mit Hilfe anderer oder vermittels Auflösung einer Menge kleiner Knöpfchen ausziehen konnte, bald wieder weit, so daß man eine Menge Stoff brauchte.

[1]) Primisser, Suchenwirt, S. 82. — Weiß, Gesch. v. Wien. I, 532.
[2]) Zahn, Anonymi Leobiensis chronicon. Gräz 1865, S. 28.

Lange waren die Schleppkleider beliebt, obgleich man ſich über ſie oft luſtig machte. Man behängte die Kleider mit klingenden Schellen; man ließ Schulter, Achſel und Bruſt unbedeckt, ſchminkte ſich, trug falſches Haar und erhöhte die Kopfbedeckung, den Sturz, ſo, daß ein Drahtgerüſte den Bau zuſammenhalten mußte. Die Schuhe endeten in ſpitzige und aufwärts gebogene Schnäbel, die auch aus Silber und ſelbſt aus Gold hergeſtellt und auch ſchon in früheren Jahrhunderten üblich waren. Im Jahre 1478 beſchloß der Tiroler Landtag, den Kleiderluxus wegen der drohenden Türkengefahr einzuſchränken. Man verbot allen, die nicht von Adel und Hofgeſinde waren, Schuhſchnäbel zu tragen, die länger als ein Fingerglied waren; nichtadelige Frauen ſollten keine Kleider „mit einem Schwanze tragen, der hinten nachkehrt", ſie ſollten ihre Kleider nicht mit Hermelin oder Samt verbrämen, ihre Schleier ſollten nicht von gleicher Form wie die der Adeligen und nicht zu teuer ſein. Um den Kleiderluxus einzuſchränken, verlangten die Ausſchüſſe 1518 zu Innsbruck eine ausführliche Kleiderordnung: die langen Schwänze an den Frauenkleidern ſollten verboten und zugleich feſtgeſetzt werden, daß keine Frau bei Hochzeiten, Tänzen und Gaſtereien öfter als dreimal die Kleider wechſeln dürfe.

An Feſtlichkeiten fehlte es ſelten. Überaus reich waren die Prunkzelte ausgeſtattet, die hiebei oft aufgeſtellt wurden. Bei den Mahlzeiten ertönte Muſik; die beliebteſten Inſtrumente waren Pfeifen, Trompeten, Lauten und Harfen. Gaukler und fahrende Sänger durften bei keinem Feſtmahle fehlen und nicht immer waren ihre Späſſe fein und anſtändig; aber ſie wurden von den Fürſten und dem Adel mit Kleidern, Pferden, Trinkgeſchirren und Geld reichlich belohnt.

Große Gelage fanden zu Weihnachten ſtatt. In den Tiroler Weistümern wird verboten, vor und nach dem Weihnachtsfeſte die Wieſen zu wäſſern; das ganze Waſſer mußte in den Bächen fließen „für den Fall, daß ein Feuer aufkem". Von den geiſtlichen Schauſpielen und den Faſtnachtſpielen war ſchon die Rede; mit den erſteren ſtanden die eigentümlichen „Narren-" und „Eſelsfeſte" im Zuſammenhange.[1]) Das Fronleichnamsfeſt wurde ſchon im 14. Jahrhunderte mit großer Pracht gefeiert; man ſchmückte die Häuſer mit Baumzweigen und ſtreute Gras auf die Straßen; der Hof, der Stadtrat, die Geiſtlichkeit und die Zünfte nahmen an der Prozeſſion teil. Zur Zeit der Jahrmärkte ging es überall geräuſchvoll zu. Die Rennen zu Pferde und das Wettlaufen ſind die Nachahmung einer italieniſchen Sitte. In Wien gab es ſeit dem 14. Jahrhunderte am Himmelfahrts- und am Katharinentage ein großes

[1]) Kurz, Öſterreich unter Herzog Albrecht IV. II, S. 19ff.

Rennen, wobei der Besitzer des Pferdes, das zuerst ans Ziel kam, ein Stück roten Tuches, ein Scharlachtuch, bekam. Der zweite Preis war eine „Spensau", der dritte eine Armbrust. Am Tage des Rennens setzte sich ein großer Zug nach St. Marx in Bewegung, wo das Fest stattfand, voran die Trompeter mit den Pferden, dann die öffentlichen Frauen, die jungen Bürger, die Armbrust-, Büchsen- und Hakenschützen, die Pfeifer und Spielleute, die Träger der Preise und zuletzt der Bürgermeister und die Ratsherren. Auch für die Männer und Frauen bestand ein Rennen. Zur Fastnachtszeit wurden Tänze und Umzüge auf den Straßen veranstaltet und am Faschingsdienstag fand ein Bürgerstechen statt, das Turnier der waffentragenden Bürger.

Wie fast in allen europäischen Ländern bestand auch in Österreich die Sitte der Sonnwendfeier. Am Johannisabend, dem Abend vor dem Tage Johannes des Täufers, wurden in den Ortschaften auf den Märkten und Straßen große Feuer angezündet, über das Burschen und Mädchen unter lautem Jubel und frohen Gesängen sprangen. An manchen Orten wurde ein Strohmann ins Wasser geworfen oder verbrannt. Es ist dies ein Rest des heidnischen Glaubens: der Strohmann stellt den Winter dar, der zur Zeit der Sonnenwende von dem Sommer besiegt und vernichtet wird.

Von dem Österreicher hieß es, daß er freigebig, aber Geschrei liebend und leicht beweglich sei; er liebe, sagte man, einen guten Tisch und führe leichtfertige Reden! Oft klagte man über die hohen Steuern, durch welche die Länder erschöpft würden. Die Ungarn, die Osmanen und die eigenen Soldaten, welche die Einwohner schützen sollten, waren allerdings furchtbare Landplagen. Nach Steiermark und Kärnten, heißt es in einem Briefe aus der Zeit Maximilians, wurden Fußtruppen geschickt, die man gewöhnlich Landsknechte nennt. Sie verwüsteten durch Raub und Diebstahl nicht weniger das Land wie die Türken; sie schweiften durch die Dörfer, verlangten, wenn sie in kleiner Zahl auftraten, Almosen, und raubten, wo sie in großer Menge erschienen.[1]) Die unbezahlten Söldner unter Friedrich III., die „Spanioler" und „Khrabaten" unter Ferdinand I. machten sich durch ihren Übermut bei der Landbevölkerung verhaßt. Und wenn die Zeiten friedlich waren, erschienen fahrende Schüler, die sich Kandidaten des geistlichen Standes nannten und bettelnd durch die Lande zogen, oder Almosensammler, die Reliquien und Ablaßzettel feilboten. Geklagt wurde ferner über Leute, die auf den Friedhöfen, vor den Kirchen, auf den Plätzen und

[1]) Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhunderte. 1892, S. 1 f. — Schober in den Blättern. N. F. XIX, S. 228.

in den Gassen sangen, über „fremde Bettler, Sterzer und auch andere, auch Frauen, die sich sonder (auffallende) Krankheit und Gebrechen annehmen, die sich peinigen, Weiber, die sich pauchet machen, ausgeloffene Munich und Nunnen, die da sitzen mit Deupeisen (Geißeln) und falschen Briefen".

Nicht überall waren die Bauern gedrückt, sie lebten vielfach auch in guten Verhältnissen und ihre Festlichkeiten arteten oft genug in Streit und Raufhandel aus. Bei Kirchweihfesten und Hochzeiten ging es besonders lustig zu. Ein Geistlicher berichtet aus dem Ende des 15. Jahrhunderts von einem Bauern in Steiermark, der zur Hochzeit seiner einzigen Tochter 200 Personen einladen konnte. Während aber die Brautleute und die Gäste in der etwas entfernten Kirche sich befanden, überfielen Landsknechte das Haus, in dem die Hochzeit stattfand, verzehrten den Hochzeitsschmaus und tranken den Keller leer, so daß die von der Kirche heimkehrenden Gäste nichts Genießbares mehr vorfanden. „Wie wahr ist," sagt der Erzähler, „was Lucanus sagt: Es herrscht kein Glaube und keine Frömmigkeit bei Männern, die im Lager leben." [1])

In den Städten wurde das Leben bequemer, die Einrichtungsstücke der Häuser wurden zahlreicher und kostspieliger, die Speisen besser. Doch müßte uns die Einrichtung immer noch dürftig erscheinen. Im Jahre 1494 überließ Bischof Sixtus von Freising seinen Gasthof in Wien, den Dompropsthof, einem Pächter und zählte im Pachtvertrage den „Hausrat und Bettgewand" auf, den der Pächter übernahm. Es war vorhanden „fünf czynne neue Schüssel und ain Plat und vier geschlagen Schüssel auch neu. Item sechs czynen Täler, item ain große Kandel auf ainen hohen Fuß von zwain achterinn, item zwo neu achterinn Kandel, item drei Salsenschüssel kleine, item ain neue Mitterpfanne und ain Mitterkessel, item ain plabe und ain weiße zerrissene Deck, nichts wert, item zween Hauptpolster, mueß man überziehen, item ain langen Hauptpolster und ain zerrissene Küß, item ain zerrissen Duchat, item ain Bett mit ain czbilchen Cziech, item ain pöß Bettel mit ainer zerissen Cziech, item unser Bett mit ainer Parchant Cziech, die nicht guet ist, item ain Raispett, item ein Spanbett (Kanapee) mit ainem Umbhang, item darvor ain Siedeltruhen, item ain klain czerbrochen Spanbett auf Rädlein, item ain Kisten und ain Almar in unser Kammer, die schlecht sein, item ain Schreibtisch, item czben groß Tisch in unser Stuben, item ain alte Almar in dem Fuerhaus, item

[1]) Aus einem Admonter Formelbuch: Itaque verum est istud Lucani: Nulla fides pietasque viris, qui castra secuntur.

ain Kessel in der Padstuben, item ain pöß Leichterl, item czben Stöck zu dem Anrichten, kosten sieben Schilling, item czben lang Ganter (Unterlage für Fässer), item dreiczeint Protkörb, item ain neuer Pratspies." [1])

In reicheren Bürgerhäusern zeigt sich der Luxus besonders beim Bettzeug; man hatte Kissen und Pölster aus Seide, Samt und Atlas, viele „Leilachen", Bettziechen und große Vorräte von Leinwand. Dagegen ist die Zahl der in den Inventaren erwähnten Hemden, Tisch- und Handtücher sehr gering.

Allgemein war im 15. Jahrhunderte die Unsitte der Selbsthilfe: die zugefügte Unbill selbst zu rächen, stand fast jedermann frei. Ebenso allgemein waren das übermäßige Trinken und Fluchen. Wein wurde in großen Mengen getrunken. In einem Bantaidinge von Heiligenkreuz aus dem 15. Jahrhunderte heißt es: „Ob ein Weib bei einem Leitgeben (Wirt) vertränke Rock, Mantel, Schleier, Bettgewand oder andere Dinge ohne ihres Mannes Willen und Wissen, soll ihr der Leitgeb nicht mehr darauf borgen, denn zwölf Pfennige; borgt er ihr aber mehr, so mag es der Mann um zwölf Pfennige lösen, der Leitgeb soll das übrige verloren haben." [2])

Im Jahre 1517 rief der Landeshauptmann von Steiermark Siegmund von Dietrichstein die St. Christoph-Bruderschaft ins Leben, „dieweil wir sehen, daß das Fluchen und Schelten gleich als dem menschlichen Geschlechte angeboren, bei Geistlichen wenig anders denn bei Weltlichen und bei den Jungen oder Kindlein mit den ersten Worten erscheinet". Die Mitglieder der Bruderschaft wollten sich des Fluchens und des übermäßigen Zutrinkens enthalten und auch andere dazu bewegen. Sie wählten zu ihrem Beschützer den volksbeliebten heil. Christophorus, den Christusträger, der als starker Mann abgebildet wurde, das Jesukind durch das stürmische Meer tragend. Das Ordensgesetz enthielt 19 Punkte. Jedes Mitglied trug St. Christophorus am Halse, Hute oder sonst auf sichtbare Weise. Bei Gottes Leichnam, Marter oder Blut sollte kein Mitglied des Bundes schwören, denn „es hat einer sonst viel ander böser Flüch genug" für seinen Bedarf. Außerdem sollte keiner über seinen Durst Bescheid tun. Etwa 80 Edelleute der drei innerösterreichischen Lande verpflichteten sich mit Unterschrift und Siegel zur Einhaltung der Bruderssatzungen, aber einen Erfolg hatte die Bruderschaft nicht, die sich schon beim Tode ihres Gründers auflöste. [3])

[1]) Aus den Korrespondenzbüchern des Bischofs Sixtus. Archiv des Münchener Domkapitels.
[2]) Haselbach in d. Blättern v. N.-Ö. XV, 169.
[3]) Deith im Österr. Archiv. 1831, S. 481 f.

Bei der Erziehung der adeligen Jugend wurde noch lange das Hauptgewicht auf die körperliche Ausbildung allein gelegt.[1]) Wenn der Knabe zwölf Jahre alt war, kam er an den Hof eines Herrn, dem er Knappendienste leistete. Die Beischrift eines alten Kupfers, das einen solchen Knappen zu Pferde darstellt, erläutert dessen Stellung mit diesen Versen:

Ich wart der Roß und dien zu Tisch,
Zu aller Schalkheit bin ich frisch,
Oft ich meim Junker muß aufblasen,
Daß mir blut beide Maul und Nasen.
Es schadt mir nichts, ich pfeif' ihm dran,
Gut Kost und Kleid hab ich darvan.
Zuweil wird mir das Reiten sauer,
Doch hab ichs besser, denn ein Bauer,
Der stets mit seinem Hausgesind
Zu Feld muß sein in Regen und Wind
Und hat zu essen nichts dabei
Denn Molken, Ruben, Kraut und Brei.

War der Junge größer geworden, so suchte man ihn bei einer fürstlichen Persönlichkeit oder gar beim Kaiser unterzubringen. Da diente er als Bote, indem er Briefe und Befehle Fürsten, Grafen und Städten überbrachte, oder er nahm an Feldzügen teil. Im 16. Jahrhunderte war besonders der Grenzdienst gegen die Türken in den „windischen und krabatischen Grenzen" eine hohe Kriegsschule für junge Adelige.

Im 15. Jahrhunderte lernten viele Eltern den Wert der geistigen Bildung kennen und ließen ihre Söhne auch in den Wissenschaften unterrichten. Es war schon lange nicht mehr möglich, die Beamten nur aus dem Adel zu nehmen, wie in den Zeiten der Naturalwirtschaft. Die kaiserlichen Behörden und die Landschaften bedurften gebildeter und stilgewandter Beamten und nur geschulte Köpfe konnten emporsteigen. Am genauesten kennt man den Lebensgang des berühmten Staatsmannes und Reisenden Siegmund von Herberstein. Im 16. Jahrhunderte schickten viele Adelige ihre Söhne auf deutsche Universitäten, womit die rasche Verbreitung der Reformation im Zusammenhange steht.

Den Gelehrten wurden nun auch äußere Ehren zuteil, was freilich auch mit der immer mehr um sich greifenden Titelsucht zusammenhängt. Wer sich an den zu Wien im Jahre 1310 erschienenen

[1]) Luschin-Ebengreuth, Studien zur Geschichte des steirischen Adels im 16. Jahrhunderte. Mitt. des Hist. V. f. St. 23. Heft. — Ritterliche Reiterkunst. Frankfurt a. M. 1584.

Briefsteller hielt, mußte einen Philosophen den „Sohn der Weisheit, Liebhaber der Forschung, Kenner der Natur, den reifesten, bescheidensten, vortrefflichsten, tief- und scharfsinnigsten Sohn" nennen und einen Dichter und Musiker als „Nachahmer der himmlischen Harmonie, Zögling der Weisen, den vom pegasischen Nasse Gesättigten, Efeuumwundenen, den Bezwinger der Schildkrötleyer" u. dgl. anreden.[1])

XIX. Innere und Kulturzustände in den böhmischen Ländern

1. Das Landgebiet

Unter den Luxemburgern wurde das Egerland durch Pfandrecht sowie eine Menge Schlösser und Städte in der Oberpfalz und in Franken erworben. Ganz Schlesien wurde von Karl IV. mit der Krone Böhmens verbunden, ebenso die beiden Lausitzen; doch gab der Kaiser das Land Görlitz der Oberlausitz 1377 dem Herzog Johann als ein besonderes Fürstentum. Johann regierte auch in der Niederlausitz, wo ihm sein Bruder Wenzel folgte, worauf Jodok von Mähren die Regierung übernahm.

Nur der Stellung des Egerlandes zu Böhmen sowie Schlesiens soll hier etwas ausführlicher gedacht werden.

Die Verpfändung des Egerlandes hatte König Ludwig der Bayer dem böhmischen König Johann schon im Jahre 1314 zugesichert, aber er zögerte mit der Übergabe bis nach der Entscheidungsschlacht bei Mühldorf, so sehr der König auch auf Erfüllung des Versprechens drängte. Die Übergabe erfolgte mit Urkunde des Kaisers vom 4. Oktober 1322, in welcher der Kaiser erklärt, daß er dem Könige Eger, die Stadt und das Land, mit genannten Festen, Rechten und Nutzungen so lange versetze, bis er oder seine Nachkommen im Reiche es um 20.000 Mark Silber wieder auslösen werden.[2])

Zu allen Zeiten betonten die Egerer, daß ihre Stadt eine deutsche Reichsstadt sei, also außerhalb Böhmens liege, so daß sie „mit der Welung eines Königs nichts zu schicken haben".[3])

Schlesien war ein Teil Polens. Boleslav III. teilte vor seinem Tode (1139) das Reich unter seine Söhne auf und gab dem ältesten,

[1]) Austria-Kalender. 1844, S. 17.

[2]) Über den Umfang des Egerlandes zur Zeit der Verpfändung siehe Gradl, Das alte Egerland. Egerer Jahrbuch für 1881, S. 108.

[3]) Gradl, Chroniken der Stadt Eger, S. 292.

Wladislav, Krakau und Schlesien; zugleich ordnete er an, daß stets der Älteste der Familie im Besitze von Krakau als Großherzog die Oberherrschaft über die Teilfürsten führen und so die Einheit des Reiches aufrechterhalten sollte. Wladislav, vermählt mit Agnes, der Tochter Leopolds (des Heiligen) von Österreich und Halbschwester des Hohenstaufen Konrad III., wurde vertrieben und starb 1163 in Deutschland. Kaiser Friedrich Barbarossa erwirkte, daß die Söhne des Verstorbenen zurückkehren durften und ihnen das zum Breslauer Bistum gehörige Land zugeteilt wurde.

Einer dieser Söhne, Mesko, wurde Herr von Ratibor und Teschen und später auch von Oppeln. Durch Teilung entstanden sowohl hier wie in den übrigen Teilen Schlesiens zahlreiche Herzogtümer. Wie in Böhmen und Mähren riefen auch in Schlesien zuerst die Klöster und Bischöfe, dann die Fürsten und der Adel deutsche Ansiedler und Arbeitskräfte ins Land; neue Dörfer entstanden und polnische Dörfer wurden nach deutschem Rechte ausgesetzt, so daß an die Stelle der Leibeigenschaft der Landbevölkerung ein Zinsverhältnis trat; die Städte erhielten deutsche Rechte.[1]) Daher hoben sich das Handwerk und der Handel. Die Breslauer Kaufleute standen mit Kiew, Nowgorod, Danzig und Venedig in Geschäftsverbindung. Die Bürger wurden wohlhabend, daher stieg der Luxus und die Liebe zu Kunst und Wissenschaft stellte sich ein. Die Städte wurden wohl befestigt und erhielten Rathäuser, Kirchen, Kaufhallen und andere öffentliche Gebäude. „Deutsche Sprache, Recht und Sitte erhielten in den Städten fast vollkommen, auf dem Lande etwas später, und wohl auch nicht ganz in solchem Umfange, das Übergewicht, und auch an den Höfen der Fürsten, die nach wie vor größtenteils deutsche Frauen heimführten, überwog allmählich in Sitte und Leben das deutsche Element.“[2]) Besonders verdient machte sich um das deutsche Wesen der Herzog Heinrich der Bärtige von Breslau, der sich Krakaus bemächtigte und den westlichen Teil von Großpolen (am linken Ufer der Warthe) eroberte. Sein Sohn Heinrich der Fromme konnte diese Macht nicht behaupten; er unterlag den Mongolen 1241 in der Schlacht bei Liegnitz.

Wie Polen von dem Přemysliden Wenzel II. gewonnen und die schlesischen Herzogtümer von den Luxemburgern lehenspflichtig gemacht

[1]) Für die deutsche Kolonisation sehr lehrreich: Liber fundationis claustri s. Mariae in Heinrichow (Zisterzienserkloster), herausg. von Stenzel. Breslau 1854. — Die Annalen von Heinrichau, herausg. von Arndt in Pertz, M. S., 19. — Meitzen, Urkunden tschechischer Dörfer zur Geschichte der ländlichen Verhältnisse und der Flureinteilung insbesondere. Cod. dipl. Silesiae IV. — Grünhagen, Gesch. Schlesiens. I, Gotha 1884. — Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern. I (Geschichte d. Deutschen in Galizien bis 1772), Gotha 1907.

[2]) Roepell, Geschichte Polens. Hamburg 1840, I, S. 487.

und dann mit der Krone Böhmens vereinigt wurden, ist schon angedeutet worden.

Deutsche Ansiedler wurden auch in dem zu Schlesien gerechneten Landstriche angesiedelt, der später das Herzogtum Auschwitz (Oswięcim) genannt wurde. In dem neu entstehenden Orte Bielitz blühte bald die Leinenweberei und das Tuchmachergewerbe auf. Nach Krakau rief der polnische König Boleslav der Schamhafte um die Mitte des 13. Jahrhunderts Deutsche, die nach Magdeburger Recht lebten. Mit der Zeit wurde Krakau eine ganz deutsche Stadt, in der wohlhabende Handelsleute lebten, die mit Nürnberg, Prag, Breslau, Danzig und durch die armenischen Kaufleute Lembergs mit Konstantinopel in lebhaftem Verkehr standen. Im Jahre 1430 trat Krakau dem Bund der Hansa bei. Die ruthenischen Fürsten Ostgaliziens hatten Beziehungen zu Deutschland. Daniel von Halitsch und sein Sohn Leo, der nach dem Mongoleneinfall Leoburg (Lemberg) gründete, beriefen zahlreiche deutsche Kolonisten in ihre Ortschaften. Durch Deutsche entstanden auch die Städte Lancut (Landshut), Gorlice (Görlitz), Pilzno (Pilsen) und andere. Ein Beschützer des deutschen Wesens war Herzog Wladislav von Oppeln, den Ludwig der Große zu seinem Statthalter in Polen einsetzte. In Galizien und in der Bukowina wohnten weit mehr Deutsche, als man anzunehmen gewohnt ist. Die Städte Sereth und Suczawa hatten im 15. Jahrhunderte deutsche Verfassung: die Verwaltung führten geschworene Bürger mit einem Grafen oder »Scholtus« an der Spitze. Die Rivalen der Deutschen auf dem Gebiete des Handels waren die Armenier und die Juden.

2. Wahl- und Erbrecht

Nach dem Aussterben des männlichen Stammes der Přemysliden nahmen die böhmischen Stände ohne Rücksicht auf die vier Schwestern des letzten Přemysliden das Wahlrecht in Anspruch. Da aber Böhmen mit Mähren ein Reichslehen war, belehnte Albrecht I. mit dem Lande seinen Sohn Rudolf. Nach dessen Tode trat wieder eine Wahl ein. Den nächsten König, Johann, erbat sich ein Teil der Stände vom deutschen Kaiser Heinrich VII. Karl IV. folgte vermöge des Erbrechtes. Dieser König setzte in seiner Thronfolgeordnung vom 7. April 1348 fest, daß den Ständen das Wahlrecht erst zustehen solle, wenn das königliche Geschlecht in männlicher und weiblicher Linie ausgestorben wäre.[1]) „Die Wahl des Königs von Böhmen, je-

[1]) Electionem regis Bohemiae in casu duntaxat et eventu, quibus de genealogia, progenie vel semine aut prosapia regali Bohemiae masculus vel femella legitimus superstes nullus

doch nur für den Fall, wenn weder ein männlicher noch ein weiblicher ehelicher, aus dem königlichen Geschlechte stammender Nachkomme vorhanden wäre, oder der königliche Thron auf sonst eine Weise erledigt werden sollte, soll den Prälaten, Herzogen, Fürsten, Baronen, Edlen und Städten des Königreiches und seiner Nebenländer zustehen."

In der Goldenen Bulle wurde angeordnet, daß der König von Böhmen, der das Erzschenkenamt des deutschen Reiches innehatte, der erste unter den weltlichen Kurfürsten sein und bei öffentlichen Aufzügen unmittelbar dem Kaiser folgen solle. Ferner wurde festgesetzt, daß beim Tode des böhmischen Königs wie bei dem der anderen Kurfürsten der erstgeborene rechtmäßige Sohn und in Abgang dessen der nächste Verwandte in der Kurwürde nachfolgen solle. Zugleich erhielt Böhmen alle Privilegien bestätigt.

Seit 1348 war also das Erbrecht des Hauses Luxemburg in männlicher und weiblicher Linie festgestellt. Daß dieses Erbrecht von den Ständen nicht immer anerkannt wurde, indem diese immer wieder das Recht der freien Wahl in Anspruch nahmen, lehrt die Geschichte der folgenden Zeit.

Die Krönungsordnung kann man aus der Beschreibung der Krönung König Karls IV. ersehen. Sie wurde im Jahre 1347 durch den Prager Erzbischof Ernst vorgenommen, wobei ein dem französischen nachgebildetes Krönungsrituale zur Anwendung kam.[1]) Karl ließ eine neue Krone, einen Ring und einen Zepter anfertigen, denn die alten Insignien waren unter dem lebenslustigen Johann abhanden gekommen. Die neue Krone widmete Karl dem Leichnam des heil. Wenzel, auf dessen Haupte sie aufbewahrt und von dem sie für große Feierlichkeiten gleichsam entlehnt wurde; für eine solche Entlehnung sollte jeder künftige König dem Prager Domkapitel 300 Schock Groschen geben. Die Großen des Reiches leisteten dem König am 1. September auf dem Wischehrad die Huldigung; dann geleiteten sie ihn in die Metropolitankirche zur Vesper. Am folgenden Tage fand die Krönung des Königs und der Königin statt, worauf in einer aus Holz gezimmerten, mit kostbaren Stoffen tapezierten Halle auf dem Marktplatze bei der St. Gallus-Kirche das Krönungsmahl eingenommen wurde; die Hofwürdenträger leisteten hiebei dem Königspaar die üblichen Dienste hoch zu Roß.

fuerit oriundus, vel per quemcunque alium modum vacare contigerit dictum regnum, ad praelatos, duces, principes, barones, nobiles et communitates regni praefati et pertinentiarum ejusdem declaramus rite, recte et legitimae in perpetuum pertinere.

[1]) Loserth, Die Krönungsordnung der böhmischen Könige. Archiv d. W. A. 59.

Daß an diesem Feste viele deutsche Fürsten teilnahmen, ist selbstverständlich. König Karl nahm die Gelegenheit wahr, bei dem Magdeburger Erzbischof, dem Herzog von Sachsen und den anhaltischen Grafen 5000 Schock Groschen auszuleihen, wofür er ihnen die goldgestickte, mit Perlen und Edelsteinen besetzte Dalmatica, die er wahrscheinlich bei der Krönung getragen hatte, verpfändete.[1])

Der große Glaubens- und Nationalkrieg rief zwischen Böhmen und Deutschland eine Entfremdung hervor. Nachdem Böhmen seinen Wohlstand, zu dem es durch den Luxemburger Karl IV. gelangt war, eingebüßt hatte, kehrte es in die frühere Stellung zum deutschen Reiche zurück, ja Georg von Podiebrad suchte sogar eine noch innigere Verbindung beider Reiche herbeizuführen.

Obgleich der böhmische König der erste unter den weltlichen Kurfürsten war, wurde König Wladislav dennoch zur Königswahl 1486 nicht eingeladen, was die böhmischen Stände als eine Beschimpfung des Königreiches ansahen. Wladislav, dem diese Angelegenheit gleichgültig war, mußte beim kaiserlichen Hofe sowohl wie auch beim Papste Beschwerde erheben. Die Kurfürsten gestanden hierauf dem König das Kurrecht zu.

Als nach dem Tode Maximilians eine Wahl notwendig wurde, war König Ludwig erst dreizehn Jahre alt; man einigte sich damals dahin, daß die böhmischen Stände den obersten Kanzler Ladislaus von Sternberg als Vertreter des Königs mit dem Auftrage absandten, die Stimme dem Erzherzog Karl zu geben.

3. Der Adel. Die Majestas Carolina

Das Ständewesen bildete sich nach dem Aussterben der Přemysliden aus. Die hohe Geistlichkeit und der Adel übernahmen die Vertretung des Landes, suchten das Recht der freien Königswahl zu üben, aber auch die reichen Bürger der Städte Prag und Kuttenberg verlangten nach der Teilnahme an den Verhandlungen auf den Adelsversammlungen. In dem Privilegium, das König Johann 1310 dem Lande Böhmen gab, erkennt er an, daß dem Könige eine Berna (Steuer) nur bei seiner Krönung oder bei der Verheiratung einer Tochter gebühre. Damit scheint ausgesprochen, daß er zur Einhebung einer Steuer, deren er zu anderen Zeiten bedürftig war, die Bewilligung des Adels nötig habe. Auch in anderer Beziehung räumt der König in diesem Privilegium dem Adel mannigfache Rechte ein.

[1]) Werunsky, Karl IV. II, 327.

Nur bei einem Kriege im Lande sind der Adel und die übrigen Landesbewohner zum Heerdienst verpflichtet. Das Erbrecht wird erweitert: Jedermann kann sein Gut an Söhne und Töchter vererben; wenn jemand ohne Testament stirbt, so erben die Kinder und in deren Ermangelung die Blutsverwandten bis in das vierte Glied, und erst dann tritt das Heimfallsrecht der Krone in Kraft. Kein Ausländer darf in Böhmen oder Mähren das Amt eines Burggrafen oder königliche Güter und Ämter erhalten.

Zum ersten Male übte der Landtag (colloquium generale) das Recht der Steuerbewilligung im Jahre 1325 aus. Und im Jahre 1331 erklärte der König, daß er in Zukunft bei Einhebung einer Berna den Klerus und die Bürger von den Baronen und Adeligen nicht trennen, sondern nur eine gemeinschaftliche Steuer erheben wolle. Geschähe aber das Gegenteil, so sollten Klerus, Adelige und Bürger das Recht haben, die Steuer zu verweigern und sich zum Widerstande zu verbinden.[1])

Das erste Recht, das der Landtag erlangte, war also das der Steuerbewilligung. Zugleich erschienen unter ihm die vier Stände des Klerus, der Herren, der Edelleute und der Bürger auf dem Landtage vertreten. Im Jahre 1341 versammelte der König zu Prag die „Prälaten, Fürsten, Barone, Edelleute, die Schöffen der Stadt Prag und Bürger der übrigen Städte Böhmens", um sich von ihnen die Nachfolge seines Sohnes Karl zusichern zu lassen. Teilnahme an der Gesetzgebung erlangte der Landtag auch unter Karl IV. nicht, aber ohne Zustimmung des Adels konnte dieser doch nicht seinem Gesetze (Majestas) Geltung verschaffen. Er sah sich in seiner Machtvollkommenheit durch den Adel beschränkt.

Zur Erhaltung der Gerechtigkeit und zur Begründung eines dauernden Friedens verband König Karl IV. gute alte Gesetze mit neuen zu einem Gesetzbuche, der Majestas Carolina[2]), die an dieser Stelle besprochen werden soll. Dieses Landrecht mag 1348 oder bald nachher abgefaßt worden sein. Es enthält Verfassungs- und Verwaltungsrecht, Straf-, Prozeß- und Privatrecht, bezieht sich nur auf Böhmen und nur auf die dem Landgerichte unterworfenen Stände, besonders den hohen und den niederen Adel. Wenig berührt werden davon jene Stände, die der Gerichtsbarkeit des Königs und seiner Beamten unterstanden, also die königlichen Dienstmannen, die Städte, Klöster und Juden. Karls Landrecht blieb nur ein Entwurf, der nie Gesetzeskraft erlangte; denn der Adel lehnte die Annahme des Ent-

[1]) Lippert, Sozialgeschichte. I, S. 423.

[2]) Emil Werunsky, Die Majestas Carolina. Zeitschrift f. Rechtsgeschichte. XXII (IX), 64

wurfes ab, weil durch denselben der Willkür in der Justizpflege gesteuert und die Justizgewalt und die finanzielle Macht der Krone vermehrt worden wären. Der König mußte den Entwurf zurückziehen und gab 1355 in einer Urkunde die Erklärung ab, das Gesetzbuch sei zufällig verbrannt, die Fürsten, Herren und übrigen Untertanen der böhmischen Krone sollen daher bei ihrem althergebrachten Rechte verbleiben.

Trotzdem bürgerte sich die Majestas Carolina durch den Gebrauch besonders im 15. Jahrhunderte als Gesetzbuch ein.

Nur in Kürze kann der Inhalt des Gesetzbuches angegeben werden.

Es zählt jene Krongüter (Städte, Burgen) auf, die der König nie verpfänden darf; dazu gehörten auch die drei Reichspfandschaften Eger, Floß und Parkstein, die nur im Falle der Wiedereinlösung durch das Reich der Krone Böhmens entfremdet werden dürfen. Andere Städte und Burgen darf der König verpfänden, aber nie länger als auf zehn Jahre. Nur sittenreine und in Böhmen begüterte Personen sollen zu Beamten eingesetzt werden. Damit die Grenzwälder erhalten bleiben, wurde den Förstern nur gestattet, dürre oder vom Sturmwinde gebrochene Bäume zu benützen oder für die königliche Kammer zu verkaufen. Als Majestätsverbrechen werden bezeichnet: Ketzerei, deren Strafe der Feuertod ist, der Versuch, vom König ein Krongut zu erlangen, oder eine solche Exemtion seiner Person oder seiner Güter zu erwirken, wodurch eine Lostrennung derselben vom Königreiche Böhmen herbeigeführt werden könnte, endlich die Inanspruchnahme eines Gutes, das durch den Spruch der Barone als dem König heimgefallen erklärt worden ist.

Die Probe des glühenden Eisens und die des kalten Wassers werden als Beweismittel in Prozessen untersagt, das Gottesurteil des Zweikampfes auf drei Fälle beschränkt.

Von den sachenrechtlichen Bestimmungen sind die über den Erwerb von Grundeigentum die wichtigsten. Wer sein Erbgut noch bei seinen Lebzeiten jemandem übertragen will, muß zuvor die königliche Erlaubnis nachsuchen, worauf von den obersten Landesbeamten die Eintragung der Gutsübergabe in die Landtafel binnen Jahresfrist an einem der vier Quatembergerichtstage veranstaltet wird. An familienrechtlichen Satzungen findet sich auch folgende: Weil Priester und Kleriker auf ihre Güter ihren Konkubinen öfters Morgengaben angewiesen haben, wird verordnet, daß kein Priester oder Kleriker ohne königliche Erlaubnis einem Weibe eine Verschreibung auf sein Gut machen darf.

Erbrechtliche Bestimmungen sind folgende: Nach vollendetem 15. Jahre kann der Sohn die Zuteilung seines Anteiles an den Gütern, welche seine Eltern ererbt haben, verlangen. Betreffs der selbsterworbenen Güter besteht Verfügungsfreiheit. Erben sind die Söhne, auch wenn sie abgeteilt sind, und die Töchter, wenn sie unabgeteilt und unverheiratet sind. Verheiratete oder verwitwete Töchter dürfen weder die Güter ihrer Eltern noch die ihrer Brüder oder Schwestern erben; wenn keine anderen Kinder da sind, fallen jene Güter der königlichen Kammer anheim. Dasselbe ist der Fall, wenn abgeteilte Söhne oder Töchter kinderlos sterben, da nach ihnen den Eltern kein Erbrecht gebührt.

Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß Karl IV. den Satz aufstellte, der Blutbann und die ganze „peinliche Strafgewalt" sei ein Ausfluß der königlichen Gewalt und stehe ohne besondere Übertragung dem Grundherrn nicht zu. Indem er also nur die in den Kreisgerichten eingesetzten Blutrichter als die eigentlichen Träger des Blutbannes betrachtete, wollte er die Zahl der herrschaftlichen Gerichte, die auch in peinlichen Klagen richteten, verringern, was aber nicht gelang.

In der Zeit Wenzels und der nachfolgenden Hussitenzeit traten die Landtage „als ein rechtsbildender Faktor bedeutend hervor, und wenn sich ihre Tätigkeit hauptsächlich gegen die Ansprüche und Rechte des Bürgertums wendete, so ist das nur eine besondere Form des Ansturmes gegen die Macht des Königtums, das zu seinem eigenen Schutze letzterem Privilegien und Rechte erteilt hat. Mit dem Kampfe der Herren gegen die Prärogative der Krone gingen gesetzgeberische Bestrebungen Hand in Hand, welche die Befestigung der Untertanschaft und ihre unterschiedlose Überführung zur Leibeigenschaft zum Zwecke haben." [1])

Das Recht der Gesetzgebung, das der Adel in der Zeit der Verwirrung an sich gerissen hatte, benützte er dazu, um dem Bürger- und dem Bauernstande alle Rechte abzusprechen, damit auch das Königtum in seiner Schwäche zu erhalten und so eine dauerhafte Adelsherrschaft zu begründen.

Eine große Zahl landesfürstlicher Städte, Märkte und Güter war an die Adeligen teils verkauft oder verpfändet, teils von diesen unrechtmäßigerweise in Besitz genommen worden, so daß es in Mähren nur noch sechs, in Böhmen 32 landesfürstliche Städte gab. Sie wurden sogar in ihrer Gerichtsbarkeit beschränkt. Wenn vor der Hussitenzeit Adelsuntertanen auf kirchliche Gründe oder in die Städte übertraten, so trat der Adel dagegen nicht mit Strenge auf, weil es an arbeitenden Leuten keinen Mangel gab; nach den Hussitenkriegen aber suchte er

[1]) Lippert, I, 429.

sich durch Gesetze im Besitze seiner Untertanen zu erhalten und auch die persönlich freien Bauern in den Stand der Leibeigenschaft herabzudrücken. Erhöhung der Abgaben, Verallgemeinerung der Robotpflicht, Beschränkung des Erbrechtes und Beseitigung der Freizügigkeit wurden angestrebt und erreicht.

Den Versuchen der Könige Wenzel II. und Karl IV., die Macht der Krone zu stärken, hatte der Adel Widerstand entgegengesetzt und sie auch vereitelt; dem Streben des Adels nach der Herrschaft aber konnten die Könige nicht in den Weg treten. Aber auch zwischen dem Hochadel (den Herren) und den Wladyken oder Rittern gab es einen Kampf, da die letzteren den Herren gleichgestellt sein und zu den Stellen der Landesschöffen und den Landesämtern zugelassen werden wollten. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurden ihnen wenigstens einige Zugeständnisse gemacht.

Der neue Zustand wurde in der sogenannten Wladislavschen Landesordnung vom Jahre 1500 bekräftigt. Sie war von dem rechtskundigen Ritter Rendl von Auschowa verfaßt worden und enthält eine Darstellung des öffentlichen Rechtes und das Straf- und Zivilrecht. Die Befugnisse des Königs sind unbedeutend. Auf dem Landtage haben nur die zwei Stände der Herren und Ritter Sitz und Stimme. Der Klerus ist nicht vertreten. Wenn es sich um städtische Angelegenheiten handelt, werden Vertreter der Städte zugelassen. Die höchsten Landesämter kommen ausschließlich dem Adel zu; nur ein hoher Adeliger konnte Oberstlandkämmerer, Oberstlandrichter, Oberstburggraf, Oberstlandmarschall, Oberstlandhofmeister und Oberstkanzler werden; dem Ritterstand kam das Amt des Landesunterkämmerers und das des Oberstlandschreibers zu. Der Oberstburggraf leitete seit 1508 in Abwesenheit des Königs die Regierung. Aber nicht allein die Gesetzgebung und die Verwaltung, auch die Gerichtsbarkeit ist ganz in den Händen des Adels, denn er hatte volle Gerichtsbarkeit über seine Untertanen und besetzte allein das oberste Landesgericht, wobei aber wieder der Herrenstand vor dem Ritterstand bevorzugt war. Dem Bürgerstand wurde sein Abstand vom Adel auch durch Äußerlichkeiten klargemacht; der Adelige, der bei einem Prozesse als Zeuge vorgeladen war, brauchte nicht persönlich zu erscheinen, sondern konnte seine Aussage schriftlich abgeben; wenn er erschien, schwur er stehend, während der Bürger hiebei knien mußte.[1])

[1]) „Die Knechtung des niederen Volkes, die Beschränkung der politischen Rechte der Städte auf so begrenzten Umfang, daß sie keinen Bestand haben konnten, und der Beschluß, daß die Übereinstimmung des Herren- und Ritterstandes auf dem Landtage allein das Recht bestimmen und schaffen sollte, legte nicht nur alle gesetzgebende, sondern bei den damaligen Verhältnissen auch die richterliche und exekutive Gewalt in die Hände des Adels." Palacky, V, I, S. 396.

Im Schlußparagraphen der Landesordnung heißt es: „Was in diesem Buche geschrieben steht, das haben die Herren und Ritter als Recht erkannt und bestätigt und daran soll nicht gerührt werden von keinem Menschen ohne die Einwilligung der Herren und Ritter; denn der Herren- und Ritterstand hatte stets das Recht und die Freiheit, seine Rechte zu mehren und zu verringern."

Die Städte suchten aber größere Rechte zu erringen und bewirkten endlich, daß der Adel im Jahre 1508 die Erklärung abgab, die Städte sollten als dritter Stand zu allen Landtagen zugezogen werden.

Auch auf den Landtagen Mährens hatten die Herren das Übergewicht; denn während diese einzeln ihre Stimmen abgaben, hatten die Ritter zusammen nur eine Stimme, und den landesfürstlichen Städten kam sogar nur im Vereine mit dem Klerus (dem Olmützer Bischof und den Äbten) eine Stimme zu. In Schlesien, das in eine Anzahl von Fürstentümern zerfiel, fanden gemeinsame Beratungen der Fürsten statt, die also nicht als Landtage angesehen werden können. In Mähren und Schlesien vertrat die Stelle des Königs ein Landeshauptmann; Matthias Corvinus ernannte für Schlesien seit 1474 öfter einen Oberlandeshauptmann, der seit 1498 nur aus den schlesischen Herzogen genommen werden durfte.

In dem schon erwähnten Privileg von 1310 gelobte König Heinrich, keinen Ausländer zum Hauptmann, Burggrafen oder Kastellan in königlichen Schlössern, zu keinem Landes- oder Hofbeamten einzusetzen, keine Güter zu verleihen und nicht zu erlauben, Güter durch Erbschaft oder Kauf zu übernehmen. Es mußte demnach jeder Ausländer, der sich in Böhmen oder Mähren ansässig machen wollte, hiezu die Erlaubnis der Landstände anstreben, die allein das Inkolat, d. h. die Zugehörigkeit zu einem der Landstände erteilen konnten. Der Landtagsbeschluß von 1486, der in die Landesordnung von 1500 überging, untersagt den Herren und Rittern, ihre Güter an einen Ausländer zu verkaufen oder zu verpfänden, bevor dieser die Erlaubnis des Königs und des Landes zur Erwerbung von Gütern erwirkt habe. Dabei wurde festgesetzt, daß die Einwohner von Mähren und der übrigen inkorporierten Länder nicht als Ausländer anzusehen seien.

Alle Gerichtsakte, die sich auf den Allodbesitz der Adeligen bezogen, also Käufe, Erbeinsetzungen, wurden in die Landtafel eingetragen, die somit das Grundbuchsamt für alle Allodgüter wurde. Nach der Hussitenzeit wollte man den Bürgern verbieten, von den Adeligen Güter zu kaufen. Die Bürger wollten wieder dem Adel das Recht absprechen, in den Städten Häuser zu kaufen.

König Ladislaus und die Landrechtsbeiſitzer fällten 1453 die Entſcheidung, daß die Bürger nicht berechtigt ſeien, freie Landgüter zu erwerben und in die Landtafel eintragen zu laſſen, ſie hätten denn hiezu die königliche Bewilligung. Nach weiteren Streitigkeiten wurde 1502 entſchieden, daß die Landtafel dem Herren- und Ritterſtande gehöre, und König Wladislav ſetzte feſt, daß nur die Prager und Kuttenberger die Freiheit hätten, erworbene Güter in die Landtafel ohne weitere königliche Bewilligung eintragen zu laſſen.

In Mähren verglichen ſich die Herren und Ritter mit den königlichen Städten 1486 dahin, daß die erſteren Bürgerhäuſer kaufen könnten, ſich bezüglich derſelben aber dem Stadtrecht unterordnen müßten, dagegen die Bürger landesfürſtlicher Städte Landgüter kaufen und beſitzen dürften, jedoch wegen dieſer vor dem Landrecht Rede und Antwort geben müßten.[1])

Aber die oberen Stände ſuchten den Bürgern der königlichen Städte dieſes Recht wieder zu verkümmern, denn ſie fürchteten, daß durch den Ankauf landtäflicher Güter die Zahl der bürgerlichen Gutsbeſitzer und Mitglieder des Landtages ſich zu ſehr vermehre, zumal die Bürger dem Adel ſtets Oppoſition machten und die königliche Macht verteidigten.

4. Kirchliche Verhältniſſe[2])

Die Erhebung des Bistums Prag zum Erzbistum erfolgte am 30. April 1344 durch den Papſt Klemens VI. zu Avignon. Dem neuen Erzbistum wurden die Bistümer Olmütz und Leitomiſchl unterſtellt, welch letzteres eben damals aus einem Prämonſtratenſerſtift geſchaffen wurde.

Den Erzbiſchöfen kam das Recht zu, die böhmiſchen Könige zu krönen und zu ſalben. Die Errichtung einer ſelbſtändigen, Böhmen und Mähren umfaſſenden Kirchenprovinz ſtärkte auch die politiſche Selbſtändigkeit des Reiches, doch kam die Verbindung des Bistums Breslau mit dem neuen Erzbistum, die der König lebhaft wünſchte, nicht zuſtande.

Der erſte Erzbiſchof, Ernſt von Pardubitz (1344—1364), war ein gelehrter und ſittenſtrenger Mann.[3]) Es hieß von ihm, ſein Be-

[1]) d'Elvert, Zur Kulturgeſchichte Mährens und Öſterr.-Schleſiens. 1870, S. 435.

[2]) Hieher gehören die Libri erectionum archidioecesis Pragensis (Urkunden über Kirchengründungen), herausgeg. v. Borovy (ſeit 1875), u. die Libri confirmationum, herausgeg. v. Tingl und Emler (1354—1436).

[3]) Biographiſche Notizen bei Tadra, Cancellaria Arnesti (Formelbuch aus der Zeit des erſten Prager Erzbiſchofes). Archiv d. W. A. 61. — Vita Arnesti des Wiſchehrader Dechants Wilhelm bei Höfler, Geſchichtſchreiber der huſſitiſchen Bewegung, II. — Frind, Kirchengeſch. Böhmens. II, 91.

nehmen sei so fein, als wäre er in Athen geboren, und er sei so tapfer, als wäre er zum Kriegsmanne bestimmt. Auf der ersten Prager Provinzialsynode (1349) ließ er Statuten verkünden, die als Gesetzbuch für die Prager Metropolie, also auch für Olmütz und Leitomischl, gelten sollten. Sie bezweckten die Abstellung der Mißbräuche bei der Erlangung von Weihen und Kirchenämtern, Beförderung des sittlichen Wandels der Geistlichkeit und die moralische Hebung des Volkes. Der zweite Erzbischof war Johann Otschko von Wlaschim (1364—1380), früher Bischof von Olmütz; er regierte ganz im Sinne seines Vorgängers. Dessen Nachfolger wurde Johann von Jenzenstein (1380 bis 1396), der scharf gegen die Genußsucht der Geistlichen auftrat und häufige Streitigkeiten hervorrief.

Die Hussiten brachten über die Bistümer und Klöster große Bedrängnisse. Der Erzbischof Konrad von Vechta verpfändete viele Güter und trat, als die hussitische Partei über ihre Gegner den Sieg erfocht, im Jahre 1421 zu den Hussiten über. Das Metropolitankapitel war teils nach Olmütz, teils nach Zittau geflohen und sagte sich in einem öffentlichen Schreiben vom Erzbischof los, der im Jahre 1426 vom Papste Martin V. exkommuniziert wurde und 1431 aus dem Leben schied.

Obgleich es seit der Verpfändung der erzbischöflichen Güter oder ihrer Besitznahme durch den Adel keine Dotation für den Oberhirten mehr gab, so wählte das Kapitel im Jahre 1421 zu Olmütz den dortigen Bischof Johann den Eisernen zum Administrator und Gubernator des Erzbistums. Sein eigenes Bistum mußte er mit Waffengewalt gegen die Hussiten verteidigen; von seiner Eisenrüstung erhielt er eben seinen Beinamen. Bis zum Jahre 1562 wurde kein Erbischof gewählt; die Angelegenheiten der Katholiken verwalteten die vom Domkapitel gewählten Administratoren.

Die utraquistischen Adeligen zogen nach und nach auch alle Güter des Bistums Leitomischl an sich, so daß der Bischof Albert fast nichts mehr besaß. Als sich im Mai 1421 Diwisch Borschek von Miletin der Stadt Leitomischl bemächtigte, begab sich der Bischof mit einigen Kapitularen nach Zwittau und von dort nach Ungarisch-Hradisch. Der Friede von Iglau (1456) konnte ihm seinen Bischofsstuhl nicht wieder verschaffen, denn es gab keine Dotation mehr. Nach ihm wurden noch zwei Titularbischöfe und einige Administratoren erwählt, aber das Bistum erstand nicht wieder.

Seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts entstanden noch zwei bedeutende Benediktinerklöster, Braunau, eine Kolonie von Břevnov, und Emaus in Prag. Letzteres, auch St. Hieronymus genannt, wurde

1347 von Karl IV. gegründet, doch erst 1372 eingeweiht. Der Abt erhielt das Recht, sich der Infel und der übrigen bischöflichen Zierden zu bedienen; in seiner Kirche wurden die Messe und die übrigen Offizien in der altslawischen Sprache gefeiert, wozu Papst Klemens VI. die Erlaubnis gegeben hatte. Die ersten Mönche kamen aus Dalmatien, Kroatien und Bosnien. Seit der Entstehung dieses Klosters wurde die Verehrung der Heiligen Cyrill und Methud verbreiteter. Die slawische Liturgie konnte aber das Kloster vor den Hussiten nicht schützen: es wurde geplündert und die Mönche vertrieben. Kaiser Ferdinand II. gab es Benediktinern (von Montserrat), in deren Besitz es heute noch ist.

Klöster der Franziskaner und der Augustiner-Eremiten entstanden im 14. Jahrhunderte mehrere. Ein Kloster der regulierten Chorherren des heil. Augustin rief der Prager Bischof Johann IV. von Draschitz 1334 in Raudnitz ins Leben, eine Stiftung, die nur für Tschechen bestimmt war; denn die Erfahrung hatte den Bischof belehrt, daß andere Nationen den Tschechen feindlich gegenüberstehen und zwei feindliche Nationen in einem Kloster nicht beisammen sein können. Karl IV. gründete 1351 das Stift Karlshof in der Neustadt Prag. Im Jahre 1367 stifteten die Herren von Rosenberg ein solches Kloster in Wittingau und 1371 der Bischof Peter von Leitomischl eines in Landskron.

Der Kartäuserorden kam 1341 nach Böhmen. König Johann erbaute für vierundzwanzig Mönche und einen Prior die Kartause Maria-Garten bei Smichow, eine zweite errichtete der Leitomischler Bischof Albert von Sternberg in der Nähe seiner Residenz und nannte sie „Dornbusch Mariens". Karl IV. gründete zwei Karmeliterklöster, das eine 1347 in Prag, das zweite 1351 in Tachau. Den Zöleſtinern erbaute er bei Zittau inmitten dichter Wälder ein Kloster, den Serviten eines unterhalb des Wischehrad.

Der Besitz der Klöster wuchs nach und nach ungeheuer an. Die vordem wertlosen Waldstrecken waren durch Ansiedlung deutscher Kolonisten zu einträglichen Herrschaften geworden, Schenkungen an barem Gelde hatten es den Klöstern ermöglicht, neue Liegenschaften anzukaufen. Reiche Leute verbrachten oft ihre letzten Lebenstage in den Mauern eines Klosters, dem sie ihr Vermögen vermachten; junge Erben wurden mitunter von den Eltern Klöstern gewidmet, denen sie ihr Erbteil zubrachten. Endlich wurde die Habe jedes Eintretenden Eigentum des Klosters. „Kein Wunder, daß unter solchen Umständen so manches Kloster an Besitz die reichsten Edlen des Landes überragte und ihren Neid rege machte. Kein Wunder auch, daß zuletzt die Landesfürsten alle weiteren Erwerbungen von Land und Leuten von ihrer

beſonderen Bewilligung abhängig machten; ſchien doch der bleibende Betrag der königlichen Landesberna bei der üblichen Steuerfreiheit des kirchlichen Beſitzes bedroht, wenn auch immerhin jeder Regent das Recht übte, für einzelne Fälle ſogenannte Subſidien zu verlangen, die unter Umſtänden oft größer waren als die entſprechenden Steuerbeträge. Selbſt der ſo kirchenfreundliche Kaiſer Karl IV. hielt es für erſprießlich, auf Andringen einiger Städte das Verbot zu erlaſſen, daß jemand der Geiſtlichkeit bei Lebzeiten erbliche Güter gebe und dadurch Kaiſer und Städte in Steuern und Dienſten gefährde, ſondern ein jeder ſolle ſeine Wohltätigkeit gegen Geiſtliche auf ſeinem Totenbette durch Legierung baren Geldes betätigen." [1])

Karl IV. ſammelte mit großem Eifer Reliquien. Er ließ Gräber und Reliquiarien öffnen, Verzeichniſſe ſeiner Funde und Erwerbungen anlegen, dieſe mit Gold und Edelſteinen ſchmücken und in prachtvollen Gehäuſen verwahren, eine reiche Beute für die Huſſiten. Im März 1350 wurden in den Prager Dom übertragen: ein goldenes Kreuz, das einen Teil der heiligen Lanze und des heiligen Kreuzes nebſt einem Nagel von der Kreuzigung Chriſti enthielt, ein Zahn des heil. Johannes, ein Teil des Armes der heil. Anna, die Schwerter des heil. Mauritius und Karls des Großen u. dgl.

Im Jahre 1354 erwarb Karl durch ſeinen Oheim, den Erzbiſchof von Trier, eine Reihe neuer koſtbarer Reliquien: „eine Kreuzpartikel, ein Dritteil vom Schleier Mariä, einen Teil vom Manna der Iſraeliten in der Wüſte, Teile des Hirtenſtabes Petri, der Fußbekleidung des heil. Andreas, der Kette Petri, des Fingers des heil. Matthias, der Gebeine der heiligen Apoſtel Philippus und Jacobus und einen Arm von einem bethlehemitiſchen Kinde. Im ſelben Jahre erfreute er die Prager Kirchen noch mit anderen koſtbaren Reliquien. Genannt werden neben mehreren anderen ein Teil vom Gürtel Mariä, von den Gebeinen des heil. Narziß, von der Fahne und dem Arme des heil. Ulrich, vom Haupte der Heiligen Hilarius und Dionyſius, von den Gebeinen der Heiligen Gordianus, Epimachus, Pelagius, Konrad, Patrizius, Metellus und insbeſondere ein Stück vom Kleide, von der heiligen Krippe, vom Purpurmantel und von den Leichentüchern Jeſu Chriſti. Im Jahre 1355 fügte Karl zu den früheren Reliquien noch das in Italien erworbene Haupt des heil. Veit, im Jahre 1366 zwei vom franzöſiſchen Könige empfangene Dornen aus der Dornenkrone Chriſti hinzu." [2])

[1]) Frind, II, 356.

[2]) Man muß bei Tomek, Dějepis Prahy, nachleſen, wie gewiſſenlos die Vorliebe des Kaiſers für Reliquien ausgebeutet worden iſt. Das Obenſtehende gebe ich aus guten Gründen lieber mit den Worten des Biſchofs Frind, Kirchengeſch. II, 101 ff.

Der große Reichtum der Klöster führte zur Außerachtlassung der strengen Vorschriften, zu Wohlleben und sogar zu Lastern. Zwischen dem Weltklerus und den Klosterbewohnern, zumal den beim Volke sehr beliebten Franziskanern, kam es auch wiederholt zu Streitigkeiten. Auf dem Konzil zu Vienne (1311), an dem auch der Prager Bischof Johann IV. teilnahm, wurden folgende Verordnungen beschlossen: Die Franziskaner sollen die Gläubigen von ihren Pfarrkirchen nicht abwendig machen und sich jeder Beschimpfung des Weltklerus enthalten; die Sakramente der Ölung, der Kommunion und der Ehe sollen sie ohne Erlaubnis des Seelsorgers nicht spenden, Beicht hören nur mit Zustimmung des Bischofs; niemand sollen sie drängen, sich bei ihnen begraben zu lassen, von den Einkünften, die aus den Begräbnissen fließen, sollen sie den vierten Teil dem Seelsorger abliefern und über die Exekution der ihnen anvertrauten Testamente dem Bischof Rechenschaft ablegen.

Als der Bischof diese Beschlüsse durchführen wollte, wurde er beim Papste verklagt.

Im Jahre 1318 verurteilte das Prager Inquisitionsgericht, das der Bischof Johann auf Andrängen des Königs eingesetzt hatte, vierzehn Ketzer und ließ sie verbrennen. Der Bischof, mit dieser Strenge nicht einverstanden, entriß den Dominikanern einige schon mit dem Todeskreuze gezeichnete Ketzer und löste das Gericht wieder auf. Nun wurde er als Beschützer der Ketzerei verklagt und der Papst berief ihn zur Untersuchung nach Avignon. Elf Jahre dauerte der Prozeß und erst 1329 kehrte der Bischof nach Prag zurück.

Hier dauerten die Streitigkeiten zwischen den Franziskanern und dem Weltklerus — vorzugsweise wegen der Begräbnisfrage — fort. Ende Juli 1334 sprachen zwei Prager Pfarrer im Namen des gesamten Kuratklerus vor ihren zahlreich versammelten Gemeinden unter feierlichem Glockenläuten und dem Auslöschen der Kerzen den Bannfluch über die Franziskaner aus, weil sie sich den päpstlichen Verordnungen nicht gefügt hätten.[1]) Die Franziskaner, die dies erwartet hatten, waren mit Waffen unter den Kleidern und gefolgt von einer großen Menschenmenge in den Kirchen erschienen und warfen dem Weltklerus „alle möglichen Laster" vor. Darüber kam es zum Handgemenge. „Mit Fäusten und Steinen, mit Stechmessern und Schwertern ward gekämpft, bis endlich die Vernünftigeren freiwillig das Feld räumten und dann auch die übrigen, teils verwundet, teils ermattet, von dannen zogen. Aber nun erhob sich erst der Kampf auf allen

[1]) Königsaaler Geschichtsquellen. Font. VIII, 502 ff.

Kanzeln der Stadt. Die Säkulargeiſtlichen predigten gegen die Mönche und dieſe wider jene." Bannflüche flogen hin und her, bis endlich der Streit einem Schiedsgerichte vorgelegt wurde, das ihn jedoch wieder an den apoſtoliſchen Stuhl brachte.

Immer weiter verbreitete ſich in Böhmen, Mähren und Schleſien das Waldenſertum.[1]) Nicht allein in Prag erlitten mehrere Waldenſer, die man in Böhmen „Grubenheimer" nannte, den Feuertod, auch in Schweidnitz wurden fünfzig Perſonen verbrannt und in Breslau und Neiſſe fanden Hinrichtungen ſtatt. In Böhmen war die Sekte beſonders im Süden ſtark vertreten. Die geiſtlichen und weltlichen Herren dieſer Gebiete wurden durch päpſtliche Bullen zur Ausrottung der Ketzer aufgefordert. Im Gebiete Ulrichs von Neuhaus traten die Waldenſer den Inquiſitoren in offenem Widerſtande entgegen. Ulrich reiſte nach Avignon, wo er die Erlaubnis erhielt, einen Kreuzzug gegen die Ketzer zu unternehmen. Wer im Kampfe gegen ſie fallen würde, dem war ein vollſtändiger Ablaß ſeiner Sünden zugeſichert. Doch fehlen hierüber nähere Nachrichten. Um dieſe Zeit geſchah es, daß Bluträcher einem Inquiſitor aus Schleſien nach Prag folgten und ihn da niederſtachen.

Ein rückſichtsloſer Verfolger der Ketzer war der Erzbiſchof Ernſt, der ein ſtändiges Inquiſitionsgericht einrichtete. Im Jahre 1346 klagte der Papſt Klemens VI. über den Mangel an Gefängniſſen für die böhmiſchen Ketzer.

Auch in Mähren war das Waldenſertum weit verbreitet. Ein gleichzeitiger Bericht klagt: „Das von den waldenſiſchen Häreſiarchen in Mähren geſäte Unkraut iſt derart gewachſen, daß es nur ſchwer ausgerottet werden kann." Die Majestas Carolina Karls IV. enthält zahlreiche Strafbeſtimmungen gegen die Ketzerei. Die königlichen Beamten ſollen die Inquiſitoren unterſtützen, können aber auch ſelbſtändig gegen die Irrgläubigen vorgehen. Als Strafe für unbußfertige Ketzer iſt der Feuertod feſtgeſetzt. Alle Untertanen wurden angewieſen, den neuernannten Inquiſitor Swatibor zu unterſtützen. Zur Beſtreitung der dem Inquiſitionsgerichte erwachſenden Koſten wird ein Drittel des Beſitzes der verurteilten Häretiker beſtimmt. Die Inquiſitoren, die in der Prager und Olmützer Diözeſe arbeiteten, wurden dann auch nach Öſterreich, Steiermark und Ungarn berufen, wo ſie ihre Erfahrungen verwerten konnten.

Die Waldenſer bereiteten den Boden für das Huſſitentum vor; die des ſüdlichen Böhmens gingen zum großen Teil in den Taboriten

[1]) Haupt, Waldenſertum und Inquiſition . . . Quiddes Zeitſchrift. III (1890).

auf, andere schlossen sich nachher den böhmischen Brüdern an, mit denen sich auch österreichische Waldenser vermischten.

Eben zur Zeit dieser Ketzerverfolgungen, im Frühjahre oder Sommer 1350, erschien in Prag Cola di Rienzo. Er hatte nach seinem Sturze zwei Jahre in den wilden Abruzzen unter Einsiedlern gelebt und da die Überzeugung gewonnen, daß Gott die große Sterblichkeit und Erdbeben gesandt habe, um die Kirche zu dem Zustande ursprünglicher Reinheit zurückzuführen. Der Kirche werde der irdische Überfluß genommen werden, der Papst bald sterben, hohe Geistliche werden umkommen und ein armer Papst gewählt werden. Er forderte den König auf, nach Italien zu ziehen, und verhieß ihm eine glückliche Regierung unter dem neuen Papste.

Diese Ansichten entwickelte der feuerige Tribun zu Prag in einer Versammlung von Geistlichen, an der auch Karl IV. teilnahm. Dieser ging auf die Pläne des Italieners nicht ein, der vielmehr, wie schon berichtet worden ist, in Raudnitz gefangengesetzt wurde. Von dort aus richtete er an den Herrscher das „Büchlein des Tribunen an den Kaiser", in dem er diesem das Geheimnis mitteilte, daß er ein außerehelicher Sohn des Kaisers Heinrich VII. und bestimmt sei, Karl IV. zum Kaiserthrone zu verhelfen. Dieser würdigte den schwärmerischen Tribunen einer Antwort, in welcher er sein Anerbieten ablehnte. Bekanntlich wurde Cola di Rienzo dem Papst in Avignon ausgeliefert.

In der Hussitenzeit gingen viele Klöster zugrunde. Die Hussiten erstürmten und zerstörten sie und ermordeten oder verjagten ihre Bewohner. Königsaal, das der vorletzte Premyslide zu seiner Ruhestätte gewählt hatte, wurde so gründlich vernichtet, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Am meisten litt der Zisterzienserorden; außer Hohenfurt lagen alle seine Klöster in Trümmern. Nicht alle verwüsteten Klöster wurden wieder aufgebaut. Im Jahre 1451 erschien der Franziskanermönch Johann Capistran in Böhmen, um „jene abscheulichen Ketzereien auszurotten, von denen fast das ganze Land vergiftet" sei. Aber seine Predigten vermehrten nur die Erbitterung der Gemüter.

Schon zur Zeit des Königs Ladislaus (Posthumus), als die Kraft des Utraquismus abnahm, wandten sich viele den Lehren des Peter von Chelčitz, einem Dorfe bei Wodnian, südlich von Pisek, zu, der den Reformgedanken neu belebt hatte. Er verwarf alle Ordnungen und Gliederungen, die von Staat und Kirche geschaffen worden waren; Königtum und Papsttum seien unfähig, das Wort Gottes zu erfüllen, das vermöchten nur die Angehörigen der niederen Stände,

die einander gleich, also Brüder seien und sich von Ackerbau und Handwerk nährten. Die Anhänger dieser Lehren, Brüder (Brüderunität) genannt, wollten als christliche Leute in apostolischer Weise leben. Unter Georg von Podiebrad wurden sie auf der Herrschaft Senftenberg in Nordostböhmen angesiedelt, dann aber lange Zeit verfolgt, so daß sie sich in Wäldern verbergen mußten. Trotzdem nahm ihre Zahl zu. Einen Priesterstand hatten sie anfangs nicht; später wählten sie Priester und auch einen Bischof. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatten sie zahlreiche Gemeinden im östlichen Böhmen sowie in Mähren (im Kuhländchen). Wegen ihres friedlichen Sinnes und ihrer Arbeitsamkeit wurden sie von vielen Herrschaftsbesitzern begünstigt.[1])

Daß die katholische Kirche und die Hierarchie einer Verbesserung und Umgestaltung bedürftig seien, glaubte auch der Franziskaner Janko (Johann) von Wirsperg in Eger, der im Jahre 1466 verkündete[2]): Das Papsttum sei eine unchristliche Einrichtung und dem reinen Glauben gefährlich; die Geistlichkeit müsse reformiert, die Mönchsorden müßten aufgehoben werden; kirchliche Strafen hätten keine Geltung; der Adel sollte umgestaltet werden. Die Gewaltigen der Erde würden entsetzt, die Niedrigen erhoben werden. Diese Lehre fand Verbreitung in der Stadt Eger und in einigen Dörfern, zumal in Höflas, wo Jankos Bruder Lewin saß. Janko ließ seine Lehren von seinem Provinzial Lackmann in Freiberg prüfen, der sie eine Ketzerei nannte und meinte, Wirsperger und „seine Gesellschaft" müßten verbrannt werden. Diese Ketzerei verlor sich in kurzer Zeit.

In den böhmischen Ländern herrschte, wie schon erwähnt worden ist, seit alten Zeiten die Anschauung, daß die Kirchengüter Kammergüter des Königs seien, und die Majestas Carolina sprach es aus, daß der König Obereigentümer des Kirchengutes sei. Diese Anschauung blieb bestehen. Die Landesordnung Wladislavs II. vom Jahre 1500 verbot dem Klerus, Kirchengüter ohne Zustimmung des Königs zu vertauschen oder gar zu verpfänden, während dieser über sie zugunsten anderer verfügen konnte.

5. Der Bürgerstand. Industrie und Handel

Die Regierungsjahre der ersten zwei Luxemburger sind die Blütezeit der Gewerbe und des Handels, die ihren Sitz in den deutschen

[1]) Gindely, Geschichte der böhmischen Brüder. 2 Bde. Prag 1857. — Goll, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der böhmischen Brüder. 2 Bändchen. Prag 1878, 1882.

[2]) Gradl, Die Irrlehre des Wirsperger. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. D. 19, 270. Darüber berichten auch die Ann. Mellic. ad a. 1467.

Städten hatten. Das deutsche Regentenhaus zog viele deutsche Meister ins Land; besonders stand Nürnberg mit Böhmen in sehr enger Verbindung.

Zu den ältesten Handwerken gehörten das der Leinweber, denn Flachs wurde in Böhmen, Mähren und Schlesien seit alten Zeiten angebaut, und das der Waffenschmiede und Harnischmeister, das seinen Hauptsitz in Prag hatte. Mächtig blühte die Tuchmacherei empor, die in Prag, Eger, Friedland, Rumburg, Reichenberg, Troppau und Iglau[1]) sehr stark betrieben wurde. Feines Tuch wurde immer noch aus Flandern eingeführt, geringes von grauer Farbe, die „polenschen Lacken", kam aus Polen. In den größeren Städten bestanden Kaufhallen für Tuch oder Tuchhäuser, die Tuchhändler hießen Gewandschneider oder Kammerherren, weil sie ihr Geschäft in den Kammern des Tuchhauses betrieben. Aus dem Morgenlande rief Karl IV. Kunstweber herbei, die er am Fuße des Laurenziberges in Prag ansiedelte und die Teppiche und Tapeten verfertigten. Aus Nürnberg kamen Lebzeltner, aus Italien Papiermacher herbei; die erste Papiermühle soll in Eger entstanden sein. In der Stadt blühte auch die Lederei. Mit Zinnwaren hausierten Venezianer und Lombarden, bis die Zinngießerei im Lande selbst gedieh. Die Zinngießer von Prag erhielten 1371 eine Zunftordnung und später blühte ihr Gewerbe im Erzgebirge auf. Die Arbeiten der Goldschmiede, Gürtler und Steinschleifer erfreuten sich eines weiten Rufes. Eine Glashütte bestand schon vor 1376 bei Hohenstadt in Mähren: ein Glaslieferungsvertrag zwischen dem Glaser (oder Glashüttenbesitzer) Nikolaus Queisser in Hohenstadt und einem Prager Bürger aus dem Jahre 1376 ist noch vorhanden. In Böhmen wird man die Erzeugung von Glas im 14. Jahrhunderte auch schon verstanden haben. Im Jahre 1442 befand sich eine Glashütte in der Nähe von Prag.[2]) Im 15. Jahrhunderte wurden die öffentlichen Gebäude in der Regel mit Glasfenstern versehen, doch waren die Scheiben klein und wurden mit Blei eingefaßt. Frühzeitig werden wohl auch Glashütten in den deutschen Grenzgegenden, um Kamnitz und im Böhmerwalde entstanden sein.

Sehr stark wurde die Bierbrauerei betrieben, die durch das Meilenrecht, welches auch jede Brauerei und Schenke in der Umgebung einer Stadt verbot, ein Monopol der Städte wurde.[3]) Das Braurecht war an gewisse Häuser gebunden. Als die Herrschaften in ihren Dörfern

[1]) K. Werner, Urkundliche Geschichte der Iglauer Tuchmacherzunft. Leipzig 1861.

[2]) Horčička, Ein Beitrag zur älteren Geschichte des Glases in Böhmen. Mitt. 29 (1891); dazu Köpl in den Mitt. 34 (1896), S. 370ff.

[3]) Schmidt, Beiträge z. Wirtschaftsgesch. d. Deutschen in Südböhmen. Mitt. 38, 6.

Brauhäuser und Schenken errichteten, kam es zu Streitigkeiten und „Bierkriegen". Die Bürger wollten nicht zugeben, daß auch der Adel bürgerliche Geschäfte treibe und Wirtshäuser errichte. Zum Austrag dieser Streitigkeiten kam es niemals; der Adel mälzte und braute auf seinen Gütern Bier, so oft die Bürger auch dagegen Einwand erhoben. Man erzeugte Bier aus Gerste, Weizen und Hafer; das beliebteste war das Gersten- oder Braunbier, das Weizenbier hieß auch Weißbier.

Karl IV. wollte Prag zur würdigen Hauptstadt des deutschen Reiches machen, daher schmückte er es mit prächtigen Bauwerken und einer Hochschule; Lehrer und Jünger der Wissenschaft, Künstler und Handwerker strömten nebst vielen Fürsten und Grafen herbei, die das Hoflager des Kaisers aufsuchten. Prag war unter Karl IV. auch ein lebhafter Handelsplatz. Kaufleute aus allen Weltgegenden fanden sich da ein: Deutsche und Italiener, Franzosen und Leute aus dem Osten. Den Mittelpunkt des kaufmännischen und gewerblichen Lebens bildete die Altstadt. Auch manche Landstädte zeigen mit ihren Laubgängen heute noch, daß einst ein reges Verkehrsleben in ihnen geherrscht, wie beispielsweise Budweis. Unter Johann von Luxemburg waren mannigfache Unruhen dem Verkehr nicht günstig, obgleich der König Zoll und Maut regelte; die Straßen waren unsicher und Räubereien nahmen überhand. Edle Ritter lauerten an den Straßen, um die Wagen der Kaufleute zu überfallen und zu plündern. Karl IV. machte der Unsicherheit durch energische Maßregeln ein Ende. Die Städte und Schlösser der Oberpfalz vereinigte er, wie er selbst sagt, auch deshalb mit Böhmen, damit durch die Macht des Königs und der Landsassen in Böhmen „Unfrieden, Raub, Mord und andere schädliche und verderbliche Dinge verhindert und die gemeinen Straßen für Kaufleute, Pilger und jedermann in Sicherheit und Ruhe gesetzt würden". Zu seiner Zeit bestand ein Zwist zwischen den Nürnberger und den Prager Kaufleuten, die sich wechselseitig die Waren wegnahmen, bis Karl Frieden stiftete. Die Straße über Tachau nach Nürnberg und Frankfurt war eine Hauptstraße, auf der die Könige zu den Reichstagen zogen.[1])

Von großer Wichtigkeit war auch der Goldene Steig.[2]) Sowohl die Gemeinde Prachatitz als solche als auch einzelne Bürger trieben einen gewinnreichen Handel mit bayrischem und salzburgischem Salz. Ihre Säumer brachten Getreide, Fische, Butter, Käse, später auch Bier und Kornbranntwein nach Passau, wo sie im „Salzstadel" Salz luden.

[1]) Stöcklöw, Geschichte der Stadt Tachau. II, 309.

[2]) Meßner, Der Salzhandel auf dem „Goldenen Steige". Mitt. d. V. f. Gesch. 37 (1898). — Schmidt, Handelswege und Handelszentren in Südböhmen. Progr. d. OR. Budweis 1901.

„Korn umb Saltz" war dort der Grundsatz. Die Salzkufen scheinen im Salzburgischen verfertigt worden zu sein. Wenn im Herbste die Ernte eingetan war, belebte sich die Straße durch den Urwald mit Frachtwagen und Saumrossen, deren eines drei Zentner zu tragen hatte. Den ganzen Winter über dauerte dieser Verkehr auf der gefrorenen Straße; im Sommer, wenn der Weg, der sich häufig durch Moorgründe hinzog, nicht selten grundlos war, stockte er. Wie wichtig für Böhmen dieser Handel war, ersieht man aus der Verordnung des Königs Wenzel vom Jahre 1399, daß nicht einmal ein Krieg zwischen Böhmen und Bayern diesen Verkehr stören solle. Die Säumer mußten immer denselben Weg fahren, dieselben Trankstätten und Herbergen benützen, endlich stets Prachatitz berühren und das Salz verzollen. Darüber wachten die Steigwächter und „Überreiter", die in Kriegszeiten die Frächter zu beschützen hatten. An Zwistigkeiten fehlte es auch hier nicht. Es kam vor, daß in Passau Zwischenhändler, die „Salzherren", alles aufkauften, einen „Ring" bildeten und das Salz nur gegen einen großen Gewinn abgaben. In der Hussitenzeit zog sich der Salzhandel immer mehr in das Gebiet der Rosenberg: in Krumau und Oberplan entstanden neue Salzniederlagen.

Karl IV. ermunterte die Städte zur Anlegung neuer Straßen und erlaubte ihnen, Maut zu erheben. Unberechtigte Flußzölle schaffte er ab. Die Elbe wurde in der böhmisch-sächsischen Schweiz reguliert, so daß die Schiffahrt auf diesem Flusse wie auch auf der Moldau einen großen Aufschwung nehmen konnte: Melnik, Leitmeritz und Aussig wurden wichtige Stapelplätze. Karl hatte auch den Plan, die Moldau mit der Donau durch einen Kanal zu verbinden, der leider nicht zur Ausführung kam. Es heißt, daß an dem Kanal schon gegraben worden sei, aber die Anwohner der Donau hätten den Bau verhindert aus Angst, es könnte dadurch der Lauf der Donau abgelenkt werden. Die Privilegien, die Karl den Städtern und Handelsleuten verlieh, sind die gewöhnlichen Jahrmarkts- und Stapelrechte, Zoll- und Mautfreiheit; so bekamen die Kaufleute von Eger die Maut- und Zollfreiheit in allen dem Kaiser untertänigen Ländern, alle böhmischen Kaufleute dieselbe Freiheit in ganz Deutschland. Für die Venezianer und Genuesen galten die Bestimmungen der Stapelrechte der böhmischen Städte nicht und den Kaufleuten aus Polen und Schlesien gewährte Karl freie Durchfuhr durch Böhmen. Den Straßenzwang milderte er.

Viele Bürger wurden durch den Handel reich. Die Prager Handelsherren waren „fürstliche Kaufleute", die in der Umgebung der Stadt und auch in weiterer Entfernung Schlösser, Herrschaften und Höfe an-

kauften. Aber auch Bürger anderer Städte brachten ansehnliche Güter an sich. Die freien Städter galten auf ihren festen Landsitzen als rittermäßig und der Hochadel wies eine Familienverbindung mit reichen Bürgern nicht zurück.[1])

Unter Wenzel IV. dauerten diese glücklichen Zustände lange fort, aber der lästige Straßenzwang wurde wieder eingeführt. Die hussitischen Unruhen störten selbstverständlich Gewerbe und Handel.

Durch Karl IV. nahm die Weinkultur in Böhmen einen bedeutenden Aufschwung.[2])

Der Kaiser schuf 1358 das Amt des Berg- oder Weinbergmeisters, dessen Aufgabe es war, im ganzen Lande Berglehnen ausfindig zu machen, die zur Bepflanzung mit Reben tauglich wären. Die Besitzer solcher Lehnen wurden dann verhalten, sie binnen vier Wochen in Weingärten umzugestalten oder an andere abzutreten, die sich dieser Aufgabe unterziehen wollten. Nur mußten letztere an den früheren Besitzer jährlich den zehnten Teil des gewonnenen Weines abliefern, „welches Recht unter dem Titel Jus fundi den einzigen Expropriationspreis bildete". Der Kaiser hatte schon früher die bei Leitmeritz gelegene Flur Aujezd dem Stifte Wischehrad entzogen und den Bürgern der erwähnten Stadt geschenkt, um der Weinkultur einen neuen Aufschwung zu geben. „Es muß nun ein reges, freudiges Leben auf diesen sanften, sonnigen Hügeln im Nordwesten der Stadt erwacht sein, denn mit welcher Liebe die Bürger an diesen teils neuerworbenen, größerenteils wohl aber neugeschaffenen Weinbergen hingen, beweist der dankbare Eifer, mit dem sie untereinander das nötige Geld zusammenschossen, um in diesen Weinbergen ein Kirchlein zu gründen und einen eigenen Kaplan daselbst zu dotieren. Am 14. März 1360 war der Vorsatz erfüllt und die Stiftung in die Bücher eingetragen. Das Kirchlein führte den Namen ‚St. Nikolaus in den Weinbergen'; bei demselben wohnte fortan der erwähnte Kaplan und das Patronatsrecht ging in einem bestimmten Turnus abwechselnd von einem Bürger zum anderen über, wie sie eben beigesteuert hatten." Den Berg Radebeule, der königliches Kammergut war, ließ Karl IV. ausmessen und in Teilen einzelnen Bürgern von Leitmeritz zur Anlegung von Weingärten übergeben. Sie waren erbliches Eigentum der Bürger, die jedoch den zehnten Teil des Weines an die königliche Kammer abliefern mußten.

Auch in anderen Teilen Böhmens war „fast jeder Winkel sorgfältig erforscht worden, der nur halbwegs die Hoffnung barg, ein

[1]) Bachmann, Gesch. Böhmens. II, 78 ff. — Juritsch, Handel und Handelsrecht in Böhmen. S. 111.
[2]) Lippert, Der Černoseker Wein. Mitt. 6 (1868).

Gewächs von allerdings sehr oft nur zweifelhaftem Werte zur Not zur Reife zu bringen, und es wurde bereits im 14. Jahrhunderte der Wein in Gegenden gebaut, die heutzutage den Weinstock kaum kennen. Dafür konnte bereits nach zehn Jahren solcher Anstrengungen Karl IV. nicht ohne Stolz betonen, welch herrliche Früchte und welch großen Nutzen der mit so großem Aufwande gepflegte Weinbau bringe."

Mit ihren Weinen trieben die Bürger einen schwunghaften Handel, denn der böhmische Wein galt als sehr gesund und wurde gern getrunken. Äneas Sylvius, dem er aber nicht sehr behagte, meldet, daß das Volk Böhmens trunksüchtig sei, und so oft die Schenken einen besseren Wein verzapften, könne man Scharen sehen, die einen Eid darauf leisten, nicht eher die Kneipe zu verlassen, als bis sie auf den Zapfen gekommen seien. Um den böhmischen Weinen sicheren Absatz zu verschaffen, verbot Karl IV. zuerst für die Zeit von der Weinlese bis nach Ostern, später für das ganze Jahr die Einfuhr fremder Weine mit Ausnahme des Vernazzer, der aus der Gegend von Genua stammte, des Malvasier, Romagner, Bozener und Rivoler. Drei größere Städte, Kuttenberg, Budweis und Pisek, die von den böhmischen Weingegenden zu weit entfernt waren, genossen betreffs der Weineinfuhr ein Privilegium. Im 14. Jahrhunderte erscheint eine Umsatzsteuer von Wein, Honig, Salz, Tuch, Vieh, Hopfen, Fischen mit dem Namen Ungeld (ungeltum). Das Ungeld vom Bier hatte den Charakter einer Produktionssteuer.[1])

Nach dem Typus der Florentiner ließ König Johann seit 1325 Goldmünzen prägen.[2]) Der Ruhm der deutschen Bergstadt Kuttenberg nahm immer zu; ließ doch der Doge von Venedig im Jahre 1364 Kuttenberger Bergleute anwerben, damit sie die Venezianer bei der Bekämpfung eines Aufstandes auf Kreta mit Minenarbeiten unterstützen. Bald nach 1325 begannen auch die schlesischen Herzoge von Liegnitz sowie die von Schweidnitz mit der Prägung von Goldmünzen. Der Feingehalt der Silbergroschen wurde immer mehr heruntergesetzt, so daß unter Karl IV. neunzig Groschen einer Mark gleichkamen. Karl IV. erließ ein Münzgesetz, nach dem hundert Mark Silber nur 12 Mark Kupfer zugesetzt werden durften; aus einer Mark Silber sollten 70 Groschen (840 Heller) geprägt werden. Unter Wenzel wurden neue Verordnungen erlassen, nach denen nicht mehr als 80 Groschen auf eine feine Mark gehen sollten und seit 1407 wurden sogar 96 Groschen aus einer Mark geprägt.

[1]) Fr. Pič, Das Prager Ungeld im 14. Jahrhunderte. Mitt. 44. Jahrg.

[2]) Chron. aulae regiae a. a. 1325: Instituit tunc quoque rex Pragae per quosdam Lombardos monetam auream, de qua denarii quatuor valere debeant plus quam marcam.

Die Hussitenkriege vernichteten den auswärtigen Handel vollständig. Die Geldnot war groß, die Straßen unsicher und in schlechtem Zustande, die Münzen schlecht. Die einseitigen Hussitenheller mit dem böhmischen Löwen waren sehr geringhaltig, fast nur aus Kupfer. Noch schlechter waren die aus dem Auslande eindringenden Münzen. Vierzig Jahre lang wurden keine Groschen geprägt. König Wladislav ließ seit 1483 Weißpfennige prägen, von denen sieben auf einen Groschen gingen. Diese Weißpfennige waren nebst den Hellern die gangbare Scheidemünze.

Zu Anfang der Neuzeit prägten die Grafen Schlick in Joachimstal eigene Münzen, die Joachimstaler oder Taler schlechtweg; ebenso die Pilsener, welche das Münzrecht auf zehn Jahre erwarben. Der Stadt Eger, die als freie Reichsstadt früher schon gemünzt hatte, wurde das Privileg des Münzens öfter erneuert.[1])

Auch in den böhmischen Landen waren die Handwerker in Zünften vereinigt, die besonders von Karl IV. begünstigt wurden. Die Namen der Handwerkseinigungen sind auch hier: Zeche, Zunft, Innung oder Bruderschaft; denn das Begräbnis und alles, was zum Seelenheil dienen konnte, war einer der ersten Zwecke der Innungen. Im Jahre 1348 gründeten in Prag die Maler und Schilder die „Malerzeche", der auch die Goldschläger, Permeter und Schriftenmaler, die Bildschnitzer und Bildhauer, Glaser und Spiegler beitraten.[2])

Der Inhalt der Zunftsatzungen ist dem der österreichischen Zunftgesetze gleich. Anfangs sehr kurz und einfach, wurden sie mit der Zeit weitschweifiger und zahlreicher und engten die Freiheit des einzelnen immer mehr ein. Der Lehrling, Junge oder Lehrknabe genannt, wurde in Gegenwart aller Meister feierlich in das Handwerk aufgenommen[3]) und mußte hiebei sowie nach Beendigung der Lernzeit, die im Durchschnitte drei Jahre dauerte, eine Taxe entrichten. Der Meister des Lehrlings bekam das Lehrgeld. Man sah im 15. Jahrhunderte bereits darauf, daß der Lehrling aus einer rechtmäßig abgeschlossenen Ehe stamme und „frommer Leute Kind" sei. Am Ende der Lehrzeit wurde der Lehrling „frei- oder losgesagt" und hieß nun Junggeselle oder Knecht (Schuhknecht, Mühlknecht).

Es gab auch weibliche Gesellen, wie beispielsweise beim Baderhandwerk; sie gehörten ebenfalls zur Innung.

Der Geselle konnte nach seiner Freisprechung entweder bei seinem Meister bleiben oder bei einem anderen Meister Arbeit suchen. Der

[1]) Prökl, Eger und das Egerland. 2. Aufl., Falkenau 1877, II, S. 165.

[2]) Pangerl und Woltmann, Das Buch der Malerzeche in Prag. (Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance. XIII.) Wien 1878.

[3]) Ruby, Das Iglauer Handwerk. Brünn 1887.

fremde Geselle mußte sich in der Zunftherberge einfinden, worauf man ihm Arbeit vermittelte; er wurde feierlich in den Zunftverband aufgenommen und konnte nur aus „redlicher Ursach Urlaub nehmen", d. h. die Arbeit kündigen. Das „Ausstehen" von einem Meister ohne ordnungsmäßige Kündigung, das „Blaumachen" war strafbar. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts enthalten die Zunftordnungen auch eine Strafbestimmung gegen Gesellen, die andere dazu verleiteten, die Arbeit zu versagen, und so nicht einen, sondern mehrere Meister in eine mißliche Lage bringen und zu einer Lohnerhöhung nötigen wollten.

Wer Meister werden, d. h. das erlernte Handwerk selbständig betreiben wollte, mußte einige Jahre auf der Wanderschaft gewesen sein. Heimgekehrt, meldete der Geselle seinen Entschluß der Zunftbehörde und trat seine Probezeit an, die manchmal ein ganzes Jahr dauerte. Er mußte lernen und beweisen, daß er Anordnungen bezüglich der Behandlung des Rohstoffes, der Zuteilung der einzelnen Arbeitsstücke treffen könne, daß er verstehe, im Falle unterlaufener Fehler helfend einzuschreiten. Erregten sein Geburts- und Lehrbrief sowie seine Kundschaft kein Bedenken, so hatte er das Meisterstück zu verfertigen. Unter der Kundschaft verstand man das Zeugnis über die moralische Haltung während der Wanderschaft. Zugleich mit der Meisterschaft mußte das Bürgerrecht erworben werden. In der Iglauer Tuchmacherordnung von 1385 heißt es: Ein iczlicher, der neu herkumpt und meister wil werden, der schol der statrecht, als gewohnheit ist, gewinnen.

Meisterstücke wurden nicht bei allen Gewerben gefordert. In Iglau verlangten die Kürschner von dem angehenden Meister (1508): „So sol er also frei und ledig nach handtwerchs gewohnheit den schnit beweisen in sothaner weise: czum ersten schauben (mantelartiges Überkleid) von czehen lampfelen, dornoch ein Fraunpelz mit Prüchen (überlegte Nähte?) von neun lampfelen, dornoch ein leybpelz von drein schieling (Schafe, die erst einmal geschoren waren), dornoch ein kinderpelz von czwaien cziegenpolg." Der angehende Bindermeister hatte einen Maischbottich in ein Bräuhaus, ein Faß von einer bestimmten Größe, eine Wanne und ein Lohschaff für eine Gerberei zu liefern.

Des Goldschmiedes Probestücke waren: „ein einfaches Trinkgeschirr mit einem Dekhl und das Corpus (das Gefäß selbst) mit 7 scherffen (Kanten) und mit einer durchbrochenen Zargen (Rand mit durchbrochener Arbeit) von fein silber geschnitten und geschmelczet; ein Sigill geschnitten (graviert) mit schilt und helm auch helmdeckhen, wie sichs gebuert; ein guldenen Ring mit arbeit geschnitten und geschmelzt

von diken und durchsichtigen Gläsern (als falschen Steinen) und mit einem guten Edelgestein aus den feinsten und besten versetzt."[1])

Der neue Meister mußte einen geldkräftigen Bürgen stellen, der den Schaden, den der Meister einer Kundschaft verursachen würde, gutmachen konnte.

Jede Zunft hatte eine Zunftlade (Zechlade), in der die Mitgliedsbeiträge, die Statuten und andere Schriften sowie die Büchse, in der die Beiträge gesammelt wurden, verwahrt lagen. Die Mitglieder der Prager Goldschmiedeinnung, die 1324 gegründet wurde, deren Satzungen aber erst unter Karl IV. die behördliche Bestätigung erlangten, hielten im Jahre vier Versammlungen; wer nicht erschien, zahlte einen Heller Strafe. „Bei einer Versammlung wurden zuerst die Statuten der Bruderschaft vorgelesen und dann die Beiträge eingezahlt; auch diese sollte jeder persönlich abführen, denn sonst zahlte er ein Pfund Wachs als Strafe. Diese Übung blieb auch später bestehen, wo dann nur die Veränderung stattgefunden hat, daß der Nichtentschuldigte oder nicht zeitlich Erschienene einen weißen Groschen als Strafe bezahlte, und solche, die sich um die Versammlungen gar nicht kümmerten, mit drei weißen Groschen gestraft wurden. Die Bußgelder durften nur zu allgemeinen Genossenschaftszwecken oder zur Unterstützung der kranken und notleidenden Mitglieder verwendet werden. In den Sitzungen wurde alles, was mit dem Goldschmiedehandwerk in Verbindung stand, verhandelt, Gesellen und Lehrlinge aufgenommen, entlassen und für ausgelernt erklärt, auch die Streitigkeiten in der Bruderschaft geschlichtet."[2])

Sehr merkwürdig ist die Fleischerordnung des Markgrafen Johann für Brünn vom Jahre 1352, die alle Zechen, Innungen und ihre Satzungen aufhob, die Erlassung von Handwerksgesetzen dem Richter und den Schöffen zuspricht, jedem Fleischer gestattet, ohne alle Satzung Vieh zu schlagen, wann er wollte, sobald es die jährlich von den Schöffen bestimmten geschworenen Meister für feist und gesund befunden haben, und die Bestimmung eines billigen Preises den Schöffen und dem Rate überläßt.[3])

Die Zünfte führten häufig ein eigenes Wappen und eine Fahne und nahmen an allen öffentlichen Aufzügen teil; die Reihenfolge, in der sie dabei auftraten, war genau bestimmt.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Städte Böhmens zur Hussitenzeit unter entsetzlichen Grausamkeiten tschechisiert wurden, die

[1]) Ruby, S. 101. Ähnlich auch in der Prager Goldschmiedezunft. Vgl. Menčik in den Mitt. d. V. f. Geschichte d. D. in B. 32, S. 384 ff.

[2]) Menčik, a. a. O. S. 390.

[3]) D'Elvert, Gesch. Brünns, S. 112—114.

einen auf einige Zeit, andere für immer. Das Ziel der Huſſiten war eben die Ausrottung der Deutſchen. Schon 1419 mußten die Deutſchen aus Prag flüchten, worauf die Prager Tſchechen die Gemeinden des offenen Landes zum Kampfe gegen die Deutſchen aufforderten. Wie man gegen dieſe verfuhr, erſieht man aus dem Vorgehen des Oberſtburggrafen des Prager Schloſſes, Tſcheniek von Wartenberg, in deſſen Schutz ſich ein Teil der geflüchteten Prager Deutſchen begeben hatte. Der Oberſtburggraf wurde zum Verräter an der Sache ſeines Königs und ließ im April 1420 die Prieſter und einige Handwerker, die bei ihm Zuflucht geſucht hatten, gefangennehmen, jagte die übrigen deutſchen Bürger ſamt Weibern und Kindern aus dem Schloſſe und ſetzte ſich in den Beſitz ihrer Habe. „Unermeßliche Güter ſollen ſo in ſeine Hände gefallen, ein Weinen und Wehklagen aber entſtanden ſein, wie es die Leute ſeit Kindeszeiten nicht vernommen. Die Männer ſuchten für ihre unglücklichen Familien neue Aſyle in den umliegenden Städten und beſonders in Kuttenberg. Viele derſelben finden wir ſpäter auch in Beraun. Die zurückgelaſſenen Weiber aber ſaßen täglich weinend vor den Toren des Schloſſes und baten wenigſtens um Herausgabe ihres Gutes.“ [1])

So handelte ein Edelmann und königlicher Beamter; was ließ ſich erſt von dem Pöbel erwarten? Die Taboriten und tſchechiſchen Bauern, die aus allen Teilen des Landes nach Prag ſtrömten, nahmen die von den Deutſchen verlaſſenen Häuſer in Beſitz. Man ſpürte jene Deutſchen auf, die ſich verborgen hielten, und jagte ſie aus der Stadt, darunter auch ſolche, ſagt der Chroniſt Brezowa, „die längſt zur Wahrheit bekehrt waren und unter beiderlei Geſtalt kommunizierten oder zu kommunizieren verſprachen, bloß weil einzelne von ihnen volle Vorratskammern beſaßen“. Es ſind Verzeichniſſe von Gütern und Ländereien vorhanden [2]), welche die Prager Gemeinde den Mitbürgern und Ankömmlingen ſchenkte oder um einen Spottpreis verkaufte, ſo daß Leute, die mit dem Dreſchflegel nach Prag gekommen waren, in kürzeſter Zeit Beſitzer von Häuſern, Schlöſſern und Landgütern wurden. Dieſe Verzeichniſſe führen 153 Meierhöfe, Schlöſſer, Mühlen und ähnliche Güter, 88 Weinberge und auf der Kleinſeite allein 66 Gärten an, die „näher und weiter von Prag gelegen, ehedem Beſitz der Geiſtlichen oder Vertriebenen waren und nun an Schuſter, Walker, Schneider und an Bauern, die aus den verſchiedenſten Gegenden, beiſpielsweiſe von Mies, Saaz, Gaſtorf, Turnau und verſchiedenen anderen Orten herbeigeſtrömt waren, gelangten“.

[1]) Lippert, Die Tſchechiſierung der böhmiſchen Städte im 15. Jahrh. Mitt. 5 (1867), S. 181.
[2]) Veröffentlicht von Höfler in den Fontes rer. Austr. VI, 2, 287 ff.

Der königlichen Sache treu waren die Städte Kuttenberg, Tschaslau, Kaurim, Kolin, Leitmeritz, Nimburg, Deutschbrod, Budweis und Pilsen. Die Bürger mancher Stadt suchten sich durch eine Kapitulation mit den Pragern zu retten; sie konnten dann entweder zur Sache der Hussiten übertreten oder mit ihrer Habe auswandern. Andere Städte wurden erobert, zunächst Königgrätz (im Juli 1420) und Prachatitz (im November). Letztere Stadt wurde mit Sturm genommen, die Bürger wurden mit Dreschflegeln niedergehauen, 85 derselben in der Sakristei verbrannt, andere in den Brunnen geworfen, Weiber und Kinder aus der Stadt gejagt und diese von den Taboriten in Besitz genommen. Ein ähnliches Schicksal hatten Wodnian, Komotau, Beraun, Böhmischbrod, Hohenmauth, Jaroměř, Bilin, Dux, Brüx[1]), Deutschbrod und andere. Überall taten sich die hussitischen Weiber durch besondere Grausamkeit hervor. Trautenau und Braunau entgingen der Tschechisierung, obwohl sie erstürmt wurden. Kuttenberg ergab sich den Pragern; als dann die Bürger und Bergleute mit ihren Habseligkeiten vertragsmäßig abzogen, wurden sie von den Taboriten überfallen und geplündert. „Viele mußten froh sein, mit dem bloßen Leben und abgeschnittener Nase davonzukommen."

Diese Greueltaten ereigneten sich im Jahre 1421. Aber auch in den folgenden Jahren fiel noch manche deutsche Stadt der Wut der Hussiten zum Opfer. Die neuen tschechischen Gemeinden ließen die deutschen Stadtrechte in ihre Sprache übertragen und behielten die deutschen Verwaltungs- und Gerichtseinrichtungen bei. Zwar verlangten die Taboriten die Aufhebung aller „heidnischen und deutschen Rechte", an deren Stelle das „göttliche Recht" gesetzt werden sollte, aber selbst die Stadt Tabor, die einzige Schöpfung der Hussitenzeit, erbat sich die Aufnahme unter die königlichen Städte.

Die Deutschen sollten fortan nur als „Gäste" geduldet werden. Um einen Beweis zu haben, daß Böhmen den Slawen gehöre, wurde eine Urkunde Alexanders des Großen hergestellt, gegeben „in der neu angefangenen Stadt Alexandria, an dem großen Wasserflusse Nilo gelegen, im zwölften Jahre seiner Reiche". Darin schenkt der Mazedonier den Slawen die „ganze Landschaft der Welt von Mitternacht an bis an die welschen Länder, frei erblich und zu ewigen Zeiten, auf daß darinnen niemand anderer wohnen oder sich niederlassen dürfe, denn allein die ihrigen. Dafern sich aber jemand allda niederlassen würde, derselbe soll ihr Knecht und seine Nachkommen ihren Nachkommen dienstbar sein und ewig bleiben."

[1]) Die Historien des Magisters Johannes Leonis. Herausgeg. von Schlesinger. Prag 1877.

Die Verbindung der deutsch gebliebenen oder wieder deutsch gewordenen Städte Böhmens mit dem deutschen Reiche hörte auch in den folgenden Zeiten nicht auf.

Das Stadtrecht von Eger, das bekanntlich auf dem Nürnberger beruht, fand im Laufe der Zeit Aufnahme in Elbogen und ging dann auf Schlackenwert, Falkenau und Karlsbad über, das unter Karl IV. entstand. Das Gebiet, in dem die heißen Quellen liegen, gehörte zur Burggrafschaft Elbogen. Als man anfing, die Quellen zu Heilzwecken zu benützen, bildete sich eine Ansiedlung, welche Karl IV. schon vor 1370 zu einer deutschen Stadtgemeinde erhob, indem er ihr das Recht von Elbogen (Eger-Nürnberger Recht) verlieh. Das Volk nannte die Stadt Warmbad, in Urkunden heißt sie Karlsbad. Herr Boresch von Riesenberg verlieh 1375 das Egerer Stadtrecht seinen Städten Ludit̃z und Buchau.

In der Goldenen Bulle wurde zwar jeder Gerichtsbann des deutschen Königs und damit jeder Rechtszug an ein Gericht in Deutschland ausgeschlossen. Allein dieser Rechtszug ließ sich doch nicht unterbinden. Wenn ein Stadtgericht einen Rechtsfall nicht selbst entscheiden konnte, so holte es sich eine Rechtsbelehrung bei seinem Oberhof; so gingen die Berufungen der Städte des westlichen Böhmen nach Eger und dieses wandte sich in zweifelhaften Fällen nach Nürnberg. Die mit dem Magdeburger Recht bewidmeten Städte suchten entweder bei den Schöffen von Magdeburg selbst oder bei denen von Leitmeritz an. Solche Rechtsbelehrungen sind noch viele erhalten. So fragten die Egerer einmal in Nürnberg an, wie lange die Gläubiger eines flüchtigen Bürgers, dessen Haus und Erbe sie in Besitz genommen, mit dem Verkaufe warten müssen, oder wie man nach Nürnberger Recht mit einem Gerichtsdiener verfahre, der einen Bürger „von Gerichtes wegen" erschlagen hat.[1])

6. Der Bergbau

Unter dem Luxemburger Johann war der Bergbau noch im blühenden Zustande. Die Silbergewinnung in Kuttenberg war noch immer bedeutend und die Stadt dehnte sich aus. Gold und Silber wurde in Bergreichenstein, Gold in Eule und aus verschiedenen Flüssen und Bächen gewonnen. Aber der Erzreichtum verlor sich mit der Zeit. Während des Erdbebens von 1328 stürzten bei Iglau viele Gruben-

[1]) Kürschner, Das Stadtrecht von Eger und seine Verbreitung. Mitt. 6 (1868), S. 197. — Schlesinger, Magdeburger Schöppensprüche für Brüx. Mitt. 21 (1883), S. 61, 145.

gebäude ein und 1376 zerstörte eine große Wasserflut die dortigen Bergwerke, so daß sie keinen Nutzen mehr gaben. Zwar wurde später abermals gearbeitet, aber während der Hussitenkriege litten die Werke wieder derart, daß der Bergbau nicht mehr emporkam. Das Iglauer Bergrecht behauptete sein Ansehen noch lange; sind doch bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts Urteile und Belehrungen des Iglauer Bergschöffenstuhles ausgegangen, aber seine Bedeutung ward doch geringer und trat hinter der 1519 entstandenen Bergordnung immer mehr zurück.[1]) Gerade die Bergorte mit ihrer deutschen Bevölkerung litten in der Hussitenzeit außerordentlich: Kuttenberg, Eule, Deutschbrod wurden ganz oder teilweise zerstört. Den Bergbau in Kuttenberg hätte man gern wieder emporgebracht; die neuen, tschechischen Bürger, welche die Häuser der Deutschen in Besitz genommen hatten, räumten den zurückkehrenden Deutschen wenigstens die Barbarakirche zu ihrem katholischen Gottesdienste ein und schlossen mit ihnen bezüglich der Häuser folgenden Vertrag: Die Deutschen sollten den Wert ihrer Häuser bestimmen, die Tschechen aber die Wahl haben, die Hälfte dieses Preises zu bezahlen und das Haus zu behalten, oder das Haus gegen Empfangnahme des halben Preises herauszugeben. „Es läßt sich denken, daß hiebei wohl die meisten Häuser in den Händen der neuen Besitzer blieben, da die Deutschen aus ihrem Exile kaum viel erübrigtes Geld werden mitgebracht, vielmehr dessen bedurft haben." Der Glanz Kuttenbergs lebte nicht wieder auf. Doch besserten sich die Bergbauverhältnisse einigermaßen wieder, auch kamen neue Bergwerke auf: so zu Preßnitz und Niklasberg durch die Familie Lobkowitz auf Hassenstein und zu Přibram am Ende des 15. Jahrhunderts.

Um 1470 fand man auf der sächsischen Seite des Erzgebirges reiche Silbergänge und um 1516 entdeckte man solche auch auf der böhmischen Seite bei dem heutigen Joachimstal. Aus dieser Gegend hatte man in verschiedenen Zeiten Erze in Körben weggetragen. Im Jahre 1515 bildete sich in Karlsbad eine Gewerkschaft, die den Bau auf Silber begann und schon im ersten Jahre einen bedeutenden Gewinn erzielte.[2]) Daher verbreitete sich die Kunde von dem neuen Bergsegen, viele Bergleute strömten herbei und in kurzer Zeit entstand eine Ansiedlung. Diese wurde von den Grafen Schlick, die das Grundeigentum erwarben, planmäßig zu einer Stadt erweitert, wozu die Welser in Nürnberg Geld vorstreckten. Da in der Umgegend schon ein Annaberg und ein Josdorf (Josefdorf) bestanden, so gab man, „um

[1]) Tomaschek, Das alte Bergrecht von Iglau ꝛc. Innsbruck 1897.

[2]) G. Laube, Aus Joachimstals Vergangenheit. Mitt. des Vereines f. Gesch. d. D. XI, 75 ff.

die heilige Familie zu ergänzen“[1]), der neuen Ansiedlung den Namen Joachimstal. Die Ausbeute wuchs in erstaunlicher Weise; man fand das Erz unter dem Rasen und unter Baumwurzeln. „Abenteurer aller Art“, sagte Laube, „kamen herbei, und es mag wohl hier so ausgesehen haben, wie in unserer Zeit auf den neuentdeckten Goldfeldern Kaliforniens und Australiens. Namentlich trug auch der Schwärmer Karlstadt, der sein Doktordiplom auf einen Spieß steckte, Bauer wurde und Säue zum Markte trieb, zum schnellen Wachstum der Ansiedlung bei. Viele junge Leute verließen Schule und Amt, um nach Karlstadts Lehre im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot zu verdienen, wozu ihnen das Silberbergwerk im Tal am geeignetsten schien.“

Die Grafen Schlick, auf deren Grund Joachimstal entstand, gaben der Bergkolonie eine Bergordnung, die 1518 in Leipzig gedruckt wurde und durch welche die Verhältnisse der Bergleute, Beamten und Gewerken in zeitgemäßer Weise geregelt wurden. Schon im Jahre 1517 begannen sie von ihrem Münzrechte Gebrauch zu machen, indem sie, wie schon erwähnt wurde, zu Joachimstal Münzen schlugen, die Joachimstaler genannt wurden.

7. Die Juden

Judenverfolgungen fanden zu allen Zeiten statt. König Johann erpreßte von den Juden wiederholt hohe Summen, während Karl IV. und Wenzel ihnen günstiger gesinnt waren. Als Karl IV. die Neustadt Prags gründete, lud er die Juden aller Städte ein, sich in der neuen Stadt niederzulassen, wo sie Häuser bauen und besitzen könnten. Als sich im Jahre 1338 das Gerücht verbreitete, die Juden hätten in Kaurim das heilige Sakrament geschändet, entstand eine allgemeine Verfolgung in Böhmen und Mähren. Im Jahre 1349 vergifteten die Juden, wie allgemein geglaubt wurde, die Brunnen und riefen dadurch eine Pest hervor, ein Verbrechen, das viele mit dem Tode büßen mußten. Auch in den Städten Schlesiens wurden damals die Juden erschlagen, und zwar von Handwerkern. Karl IV. überließ die liegenden Gründe und Häuser der in Breslau ermordeten Juden der Stadt und nahm das verborgene und vergrabene Geld sowie die Kleinodien und Pfänder für die königliche Kammer in Anspruch.[2]) Ein Brünner Stadtbuch aus der Mitte des 14. Jahrhunderts berichtet,

[1]) Sternberg, I, 318.

[2]) Ölsner, Schlesische Urkunden zur Geschichte der Juden im Mittelalter. Archiv d. W. A. 31.

daß zwei Scholaren aus der Mödritzer Pfarrkirche eine geweihte Hostie stahlen und den Stadtjuden zum Verkaufe anboten, von diesen jedoch dem Richter angezeigt wurden, der sie einkerkern ließ. Im Jahre 1350 schilderte in Eger ein Franziskaner am Gründonnerstag den Undank der Juden gegen den Heiland so kräftig, daß das Volk sich zur Ermordung der Juden fortreißen ließ. Und als 1389 in Prag ein Priester, der mit dem Sakramente zu einem Kranken eilte, in der Judenstadt mit Steinen beworfen wurde, fielen die Christen über die Juden her und erschlugen sie. Die Christen zündeten nämlich die Häuser der Judenstadt an und trieben die flüchtenden Juden in die Flammen zurück, so daß 3000 umkamen. Die wenigen, die entkamen, wurden gleich getauft, um sie zu retten. Der Abt Ludolf von Sagan in Schlesien tadelte den König oder seine Ratgeber, weil sie über diese Vorgänge aufgebracht waren. Und von den schlesischen Juden dieser Zeit berichtet er: „Sie werden dick und fett und machen sich breit."

Zur Zeit der Hussitenkriege wurden viele früher reiche Bürger von Iglau Schuldner der Juden und diese wurden 1426 aus der Stadt vertrieben; sie verloren ihre unbeweglichen Güter und auch ihre Schuldforderungen fanden keine Beachtung mehr. So waren die Iglauer ihrer Schulden ledig.

Städte mit Industrie und Handel gewährten den Juden Schutz. So verkündete der Rat von Eger 1449, daß er mehrere Juden mit ihren Familien in seine Stadt aufnehmen wolle, so daß sie „sullen sein unser Juden und mugen bey uns wonen in unser Stadt und sullen Burgerrecht haben und wir sullen sie verteidigen als ander unser Burger." Die Juden sollen eine Schule und einen Friedhof haben und einen „judischen Meister, der dieselbe Schule und das judisch Recht regiret", und einen Gesangmeister bestellen. Sie konnten „leyhen ir Gelt uff Gesuch (Zins) und allerley Handlung, die frommen, ehrbaren Juden gewohnlich ist". Dafür mußten sie der Stadt „geben und reichen hundert und dreyunddreyßig Guldein Reynisch zu Zins uf sand Walpurgentag, darnach alwege ye uf sand Walpurgentag jerlich zweyhundert Guldein. Sie sullen uns auch sunderlich zu Erung geben zweyhundert Guldein."[1])

Im Jahre 1453 wurden die Juden in den schlesischen Städten vertrieben und ihres Vermögens beraubt. König Ladislaus gab 1455 den Breslauern das Privileg, daß „kein Jude und keine Jüdin in ewigen Zeiten zu Breslau ihre Wohnung oder ihr Wesen haben sollten",

[1]) Anzeiger f. Kunde d. d. V. 1883, S. 9.

eine Begünstigung, die das Jahr vorher die Städte Brünn und Olmütz erwirkt hatten und 1457 auch die Schweidnitzer bekamen.

Im Jahre 1494 beschloß der Prager Landtag[1]), daß die Juden nur auf Pfänder, nicht auf Schuldscheine Geld leihen dürften; wären die Pfänder gestohlen, so müßten sie dieselben ausliefern und die Versetzer nennen. Dieser Beschluß wurde durch König Wladislavs Judenordnung von 1497 wieder aufgehoben, denn die Juden seien königliche Kammerknechte und erwiesen sich dem Könige in seinen Nöten stets willig und bereit. Auch wurde den Juden damals erlaubt, doppelt so viel Zinsen zu nehmen als die Christen, also zwanzig von hundert. Der König Wladislav, der den Juden so freundlich entgegenkam, war in demselben Jahre wieder anderer Gesinnung. Die Bürger von Eger, die früher schon mehrmals die Juden vertrieben, ihnen aber in der Mitte des 15. Jahrhunderts ihren Schutz hatten angedeihen lassen, ließen sich von ihm das Privilegium geben, diese Leute abermals vertreiben zu dürfen. Gewöhnlich hielt man aber dafür, daß zu einer solchen Unternehmung ein Privileg nicht notwendig sei.

Da auch andere Städte den König fortwährend gegen die Juden aufreizten, erließ er 1507 den Befehl, daß sich künftig kein Jude mehr in Böhmen, Mähren und Schlesien aufhalten dürfe. Doch kam es nicht zu ihrer Vertreibung, denn die hohen Adeligen konnten die geldkräftigen Orientalen nicht entbehren. Zwar zogen diese aus Prag fort, aber sie fanden auf den Gütern und in den Städten des Adels Unterkunft, bis der König seine Verordnung zurücknahm. Aus Troppau wurden die Juden 1500 und, nachdem ihnen der Aufenthalt wieder gestattet worden war, 1522 abermals vertrieben. Auch in Schlesien war die Sage verbreitet, daß die Juden Christenkinder stehlen, da sie zu Ostern die Stirn mit Christenblut bestreichen müßten.[2])

8. Der Bauernstand

Die Lage der großen Masse des Volkes, des Bauernstandes, wurde in der letzten Zeit des Mittelalters außerordentlich schlecht. Im 14. Jahrhunderte dauerte zwar die Anlage von Dörfern nach deutschem Rechte fort, aber Karl IV. verlieh dem Adel die Patrimonialgerichtsbarkeit über die Untertanen und verleitete damit die Grundherren, die freien und wohlhabend gewordenen Bauern vollständig in ihre

[1]) Lippert, Die Stellung der Juden in Böhmen. Mitt. des Deutschböhm. Vereines. V, 133 ff.
[2]) Biermann, Troppau, S. 448.

Gewalt zu bringen. Wie traurig schon zu König Johanns Zeiten in manchen Gegenden die Verhältnisse lagen, geht aus der Majestas Carolina hervor, in der den Herren verboten werden mußte, den Untertanen die Augen auszustechen, Nase, Hand oder Fuß abzuhauen. Die Erstarkung der Macht des Adels nach den Hussitenkriegen, die vielen Verpfändungen der königlichen Güter an den Adel und die schwache Regierung der Jagellonen führte den Bauernstand vollends in die Leibeigenschaft, die dann Jahrhunderte andauerte.[1])

Die meisten Verpfändungen fanden unter Siegmund statt, der sich damit nur über die Not des Augenblickes hinweghalf, den Untertanen aber die größten Nachteile zufügte. Denn die Pfandinhaber bemühten sich mit Erfolg, die Pfandgüter in erbliche umzuwandeln, verfuhren nach dem Grundsatze, daß der gemeine Mann nur dazu da sei, ihre stets steigenden Bedürfnisse zu befriedigen, und meinten, wer nicht selbst ein Herr sei, müsse einen Erbherrn haben. Sie begnügten sich nicht mehr mit den durch das Herkommen oder durch Verträge festgesetzten Zinsen und Roboten, sondern erhöhten diese willkürlich und zogen bei jedem Widerstande die Zügel straffer an. So wurden auch die Untertanen der landesfürstlichen Güter der Gewalt des Königs ganz entzogen, so daß dieser auf die untertänige Bevölkerung keinen Einfluß mehr ausübte.

Diese durch Willkür geschaffenen Verhältnisse wurden dann auf verschiedenen Landtagen unter dem Jagellonen Wladislav zum Gesetze erhoben. Zumeist war es, wie schon angedeutet wurde, dem Adel darum zu tun, die Bauern auf den Gütern festzuhalten und die Übersiedlung in die Städte zu verhindern. Ein Taglöhner durfte nur in Dienst genommen werden, wenn er sich mit einem Zeugnisse seines Herrn auswies. Wer jemand ohne eine solche Bescheinigung in Dienst nahm, verfiel einer Strafe von zehn Schock böhmischer Groschen, die dem Angeber zufielen. Wer ein solches Zeugnis fälschte, war mit dem Verluste seines Lebens und Vermögens bedroht. Dem Bauer wurde das Recht zu jagen entrissen, selbst Jagdgeräte sollte er nicht besitzen; verwitweten Bäuerinnen wurde verboten, auf einen anderen Grund zu heiraten. Der Bauer war demnach an die Scholle gebunden.

Von edlerer Gesinnung waren die mährischen Stände. Sie beschlossen im Jahre 1486, die Entlassung des Bauern aus dem Gutsverbande auch hinfort zu gewähren.

[1]) Über die Befreiung der Untertanen von dem „Totenfall" siehe V. Schmidt in den Mitt. 35, S. 83.

9. Vom Schulwesen

Auch in dieser Zeit bestanden in allen Klöstern und Kollegiatkapiteln Schulen, in denen die Kleriker herangebildet wurden. In vielen Klöstern wurden auch die Söhne und Töchter Vornehmer erzogen, Doxan war die Schule für die Fürstentöchter. Nach und nach tauchen auch Pfarrschulen auf. In Mähren bestanden die wichtigsten Schulen an den Hauptkirchen des Landes, zu Brünn und Olmütz.[1]) Im Jahre 1288 errichtete der Olmützer Magistrat in einer Vorstadt eine Schule, in der man lesen und schreiben lernte. Sie erwies sich als eine sehr wohltätige Einrichtung und nahm daher einen solchen Aufschwung, daß sie der Magistrat 1465 mit Einwilligung des Papstes Paul II. zur Kirche St. Mauriz in die Stadt verlegte. Niedere Schulen gab es an mehreren Orten. In Iglau gab es einen Rektor der Schulen schon 1288; im Jahre 1360 wählte der Stadtrat den Kleriker der Prager Diözese und kaiserlichen Notar Johann von Humpoletz zum Meister der Schule und Stadtschreiber. Auch Lehrerinnen gab es in Iglau schon im 14. Jahrhunderte, die wahrscheinlich Nonnen waren. Von großem Einflusse auf diese niederen Schulen wurde die Gründung der Prager **Universität**.

Papst Klemens VI. gewährte in einer Bulle vom 26. Jänner 1347 Karl IV. die Erlaubnis, in Prag ein Generalstudium zu gründen. Die Stiftungsurkunde stammt vom 7. April 1348. Karl drückt darin den Wunsch aus, daß Böhmen aus den Gütern, mit denen es von der Natur gesegnet sei, auch eine Fülle einsichtiger Männer erhalte, damit die Bewohner Böhmens ihren Wissensdurst nicht bei fremden Völkern und in auswärtigen Ländern zu stillen gezwungen seien, sondern ihn daheim zu befriedigen und selbst wissensdurstige Fremde anzulocken vermögen. Zu diesem Zwecke sicherte Karl allen Lehrern und Schülern der Prager Hochschule den Königsschutz und das damit verbundene freie Geleit auf der Hin- und Rückreise sowie für die Dauer des Aufenthaltes in Prag zu und erteilte ihnen alle Rechte und Freiheiten der Universitäten von Paris und Bologna.[2])

Gleich in den ersten Jahren bestanden alle vier Fakultäten, die theologische, juridische, medizinische und artistische oder philosophische, aber es dauerte doch noch längere Zeit, ehe die Organisation der Schule durchgeführt war. Anfangs war nicht einmal ein Gebäude vor-

[1]) Chr. D'Elvert, Gesch. der Studien-, Schul- und Erziehungsanstalten in Mähren und Schlesien. 1857. — Fischer, Gesch. d. Hauptstadt Olmütz. 2 Bde. 1808.

[2]) Tomek, Gesch. d. Universität Prag. 1849. — Werunsky, Gesch. Karls IV. II, S. 330 ff. — Friedjung, K. Karl IV. u. sein Anteil am geistigen Leben s. Zeit. Wien 1876, S. 125 ff.

handen und die Lehrer, unter denen wir keinen berühmten Mann finden, lasen in ihren Wohnungen, in Klöstern und Kirchen. Der Prager Erzbischof Ernst von Pardubitz, der für sich und seine Nachfolger zum Kanzler der Universität ernannt wurde, gab 1360 der Schule eine zweckmäßige Einrichtung. Demgemäß bildeten Lehrer und Schüler eine Gemeinschaft (Universitas) mit eigener Gerichtsbarkeit und Verwaltung. An der Spitze der Universität stand der Rektor, dessen Wahl nach Nationen vor sich ging, deren es vier gab. Diese Nationen bildeten neben den Fakultäten selbständige Korporationen. Die bayrische umfaßte außer Bayern auch Franken, Schwaben, Österreich, Kärnten, Tirol, die Schweiz und das westliche Norddeutschland; die sächsische Norddeutschland, Dänemark, Schweden, Finnland und Livland; die polnische Polen, Schlesien, Preußen und Thüringen; die böhmische Böhmen, Mähren und die ungarischen Länder. Die Scholaren sollten nur bei einem Baccalaureus wohnen, die sogenannte Bursen hielten.

In Verbindung mit der Universität standen die Kollegien, das heißt „Genossenschaften von Magistern, die vermöge einer Stiftung in einem besonderen Hause gemeinschaftlich verpflegt wurden und dafür verpflichtet waren, in irgend einer Fakultät Vorlesungen zu halten. Die Mitglieder eines solchen Kollegiums führten eine Art von Mönchsleben; sie mußten, solange sie im Kollegium waren, unverheiratet bleiben, aßen gemeinschaftlich und wurden durch einen frei gewählten Propst geleitet.“ [1]) Das älteste war das Karlskollegium, das 1386 in das Haus des ehemaligen königlichen Münzmeisters Johann Rothlöw, das heutige Karolinum, übersiedelte.

Es dauerte länger als ein Dezennium, ehe die Universität einigen Aufschwung nahm. Nach und nach aber strömten viele junge Leute herbei, auch Männer höheren Alters fingen noch einmal an Studien zu treiben. In der letzten Regierungszeit Karls IV. zählte die Schule 11.000 Studierende. Vor 1409 machten die tschechischen Studenten nur ein Fünftel aller Hörer aus. Streitigkeiten und Schlägereien zwischen den Studenten und den übrigen Stadtbewohnern kamen in Prag ebenso vor wie in anderen Universitätsstädten.

Das Beispiel Karls IV. ahmte zunächst K. Kasimir von Polen nach, der 1362 die Gründung einer Universität zu Krakau begann, die jedoch nicht gedieh und erst unter Wladislav Jagello sich hob.

Durch Wenzel IV. wurde die Prager Universität tschechisiert; die Deutschen zogen ab, der Besuch wurde immer geringer, die Hussitenstürme raubten der Hochschule ihre Güter und der Pöbel vernichtete

[1]) Schlesinger, Geschichte Böhmens. 2. Aufl., S. 264f.

die Bibliotheken, so daß die stolze Gründung Karls nur ein Scheinleben fristete.

Die Auswanderung der deutschen Studenten beurteilt Palacky in folgender Weise: „Die in leidenschaftlicher Aufwallung beschlossene und vollführte Auswanderung der deutschen Professoren und Studenten aus Prag ist ein folgenreiches Ereignis. Seit Karl IV. hatten vorzüglich zwei Umstände beigetragen, Prag gleichsam zur Hauptstadt von Deutschland zu erheben: die Anwesenheit des kaiserlichen Hofes und die Universität; der letzteren dürfte man in dieser Hinsicht sogar die größere Bedeutung zuschreiben. Gab es damals auch schon mehrere hohe Anstalten dieser Art in Deutschland, so gab es doch keine, die der Prager an Frequenz und Ansehen gleichgekommen wäre. Von Prag war seit einem halben Jahrhunderte der vornehmste bildende Einfluß nach allen Seiten, zumeist aber nach Norddeutschland und bis nach Skandinavien hin, ausgegangen. Der Pflege der Wissenschaften hatte sich auch die der schönen Kunst beigesellt, und selbst der Handel hatte dadurch einen lebhafteren Aufschwung genommen, denn viele auswärtige Studenten besorgten zugleich Kaufmannsgeschäfte, oder richtiger gesagt, viele deutsche Kaufleute hatten sich in Prag als Studenten einschreiben lassen, um der den letzteren zugestandenen persönlichen Privilegien teilhaftig zu werden. Dies alles hörte jetzt gleichsam mit einem Schlage auf; Prag verlor seinen Vorrang unter den deutschen Städten um so mehr, als die Mehrzahl der Deutschen ihren König nicht mehr darin zu suchen pflegte.“ [1])

Daß die Hussitengreuel auch dem niederen Schulwesen nicht günstig waren, ist selbstverständlich. Sehr merkwürdig ist eine Bestimmung der 1412 zu Wischau in Mähren abgehaltenen Synode, die den Pfarrkuraten das Recht einräumte, in ihren Gemeinden die Schullehrer ein- und abzusetzen, und die Vermehrung der Landschulen verbot, und zwar wegen Nachlässigkeit der Knaben, weil daselbst unerfahrene Rektoren bestehen und auch wegen Diebstählen.[2]) Doch hatte Mähren im 15. Jahrhunderte einen tätigen Schulfreund in Prothas von Boskowitz, der in Italien studiert hatte, 1449 Propst zu St. Peter in Brünn und 1457 Bischof von Olmütz wurde. Er brachte die Schulen bei St. Peter und St. Johann in Brünn zu Ansehen und gründete eine neue Schule an der Pfarrkirche zu St. Jakob.

Von großer Wichtigkeit wurden die Schulen, welche die böhmischen Brüder gründeten. Ihr Wirken gehört aber schon der Neuzeit an.

[1]) Palacky, Geschichte von Böhmen. III, 1, S. 236.

[2]) Dudik, Kloster Raigern, 436. Über das Verhältnis der Hussiten zum Schulwesen vgl. Palacky, IV, I. Abt., 426, 527.

In Eger durfte der Schullehrer vierteljährlich von jedem Schüler ein Schulgeld einheben. Von Galli bis Walpurgi mußte jeder Schüler täglich ein Scheit Holz in die Schule bringen; die Lichter, welche Schüler zur Lichtmesse in die Kirche brachten und in der Prozession trugen, sollten dem Schulmeister bleiben. So setzte sich der Gehalt des Jugendbildners in der Stadt Eger aus Geld, Holz und Wachskerzen zusammen. Die Schulordnung, welche dies festsetzt, stammt aus dem Jahre 1350 und enthält noch folgende Bestimmung: „Item so sullen die Gesellen, die auf Schule liegen, und auch andere Schreyber mit iren Quintern (Saiteninstrumenten), Lauten noch Fideln noch mit anderm Geschrei des Nachtes nicht auf der Straßen gehen." [1]) In Falkenau bekam der Schulmeister vom Pfarrer dasselbe „Trinkgeld" wie der Kaplan; dieser erhielt alle 14 Tage zwei Pfennige „zu padegelt" und am Christtag, zu Ostern, Pfingsten, zur Kirchweih, zu unserer Frauentag, zu Allerheiligen je einen Groschen. Wenn der Schulmeister Messe oder Vesper singt, darf er im Pfarrhofe speisen; singt er eine Messe, die jemand gezahlt hat, erhält er einen Groschen. Für das Läuten der Glocken bei Begräbnissen und ähnliche Verrichtungen bekommt er einiges Kleingeld, von jedem Hause etwas Getreide und zu St. Martini „hat er Macht umb zu gehen im Markt". [2])

Der Geist des Humanismus kündigte sich in Böhmen zur Zeit Karls IV. durch die Verbesserung des lateinischen Stiles an. Der Träger der neuen Richtung ist der Kanzler des Kaisers Johann von Neumarkt in Schlesien. Er stellte eine Sammlung von Briefen zusammen, die er teils in seinem, teils im Namen des Kaisers und anderer abgefaßt hat und die als Muster in der Kanzlei dienen sollten. Der Erzbischof Ernst von Prag und Kaiser Karl IV. waren der neuen Richtung gewogen und beide Männer sowie auch Johann von Neumarkt standen in Briefwechsel mit Petrarca. Zur Zeit, als Cola di Rienzo in Böhmen weilte, schrieb der berühmte Dichter an Karl IV. einen Brief, in dem er ihn aufforderte, nach Italien zu kommen, das sich danach sehne, sich im Schatten seines Namens zu erholen. Karl sandte eine Antwort, die erst nach drei Jahren in die Hände Petrarcas gelangte. Als Karl in Italien erschien, hatte er zu Mantua eine lange Unterredung mit dem Dichter, der ihn nach Mailand und von da nach Piacenza begleitete. Heftig tadelte er nachher den Kaiser, daß er so eilig Italien wieder verlassen habe, doch erschien er 1356 in Prag. Außerordentlich lebhaft war der briefliche Verkehr zwischen

[1]) Mitgeteilt von Gradl im Anzeiger für Kunde deutscher V. 1881, S. 173.

[2]) Rietsch, Das Stadtbuch von Falkenau. Mitt. d. V. f. Gesch. d. Deutschen. 33, S. 254.

dem Prager Hofe und Petrarca in den Jahren 1361—1363. In dem erstgenannten Jahre schickte der Kaiser dem Dichter das Privilegium majus, das aus der Kanzlei Rudolfs IV. hervorgegangen war, und fragte ihn, ob er es für echt halte. Petrarca erklärte das Privileg für falsch. Immer wieder forderte er den Kaiser auf, noch einmal Italien zu besuchen, wogegen dieser den Dichter nach Prag zu kommen einlud. Doch Kaiser und Dichter haben einander nicht wiedergesehen.

Der Humanismus fand in Böhmen und Mähren besonders bei Mitgliedern der hohen Aristokratie und hohen geistlichen Würdenträgern Anklang, Männern, die als Mäzenaten, Dichter und Gelehrte auftraten.

Der berühmteste Humanist Böhmens war Bohuslav Lobkowitz von Hassenstein, einer Burg bei Kaaden. Er unternahm weite Reisen, besuchte auch die Ruinen Trojas, legte dann auf seiner Burg eine reichhaltige Büchersammlung an und stand mit den hervorragendsten Gelehrten Deutschlands in brieflichem Verkehre. Ein echter Edelmann, sagte er von sich: „Ich besitze Reichtümer, ich habe Schätze an Gold, tyrische Kleider und Marmorpaläste nenne ich mein eigen; aber mehr als all dieses freut mich, den Namen eines Gelehrten und Dichters zu tragen."

Auch Ladislaus von Boskowitz unternahm zahlreiche Reisen und bildete sich im Umgang mit gelehrten Griechen und Italienern. Er lebte auch lange in deutschen Reichsstädten und dichtete in deutscher Sprache. Heimgekehrt, erbaute er in Trübau ein neues Schloß, in dem er seinen Sitz aufschlug. Der Olmützer Bischof Stanislaus von Thurzo (1497—1502), der mit Erasmus von Rotterdam in lebhaftem Verkehre stand, machte das Domkapitel und die Stadt Olmütz zum weit und breit bekannten Sitz neulateinischer Dichtung, philologischer Gelehrsamkeit und geschichtlicher Forschung.[1]) Als der bedeutendste Humanist Mährens gilt Augustinus Olomucensis Vschehrd, der sich 1511 Ulrichs von Hutten annahm, als dieser „irrende Ritter des Humanismus" in äußerster Dürftigkeit auf der Landstraße über Böhmen und Mähren nach Wien wanderte.

Die große deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst fand bald ihren Weg nach Böhmen. Ein Arbeiter der Buchdruckerei zu Nürnberg, die Johann Sensenschmied aus Eger gegründet hatte, kam nach Pilsen und richtete daselbst um 1470 eine Druckerei ein. Bald darauf entstanden auch in Prag und Kuttenberg Buchdruckereien.

Auch in den böhmischen Ländern waren Geistliche die ersten Ärzte. Im Gefolge des Markgrafen Přemysl in Mähren befand sich 1233

[1]) Nagl-Zeidler, S. 470.

der Physikus, d. h. Arzt Wilhelm, der dann Leibarzt des Königs Wenzel (custos corporis nostri) und Pfarrer in Znaim war. König Wenzel stiftete 1286 für seinen Arzt und Kaplan, den Magister Heinrich, ein Kanonikat in Olmütz. Im 14. Jahrhunderte erscheinen in Brünn Ärzte, die nicht dem geistlichen Stande angehörten. Der Mährer Siegmund Albik, der sich in Italien gebildet hatte, war ein berühmter medizinischer Lehrer und Schriftsteller sowie Leibarzt des Königs Wenzel und wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts Prager Erzbischof. Marktschreierisch boten die Ärzte oft ihre geringe Kunst an, wie aus dem Bruchstücke einer böhmischen Komödie „Der Wunderdoktor oder der Salbenkrämer", die um 1300 entstanden ist, hervorgeht.[1])

Neben dem schon erwähnten Albik zeichnete sich in Prag als medizinischer Lehrer Christian von Prachatitz aus, der 1439 starb. Im 15. Jahrhunderte hatte wohl schon jede größere Stadt einen Arzt, wenn auch das Hauptaxiom der Heilkunst noch lange das secare, purgare und clysterium donare blieb. Der Arzt Friedrich von Olmütz erhielt vom König Matthias, dessen Wunden er geheilt hatte, 1487 eine jährliche Leibrente von hundert Goldgulden, angewiesen auf den Olmützer Kammerzins. Meister Klement von Graz schrieb ein Buch über die Bäder, die von Natur aus heiß sind; es wurde 1495 in Brünn gedruckt.

Wenn eine Kur mißlang, konnte es dem Arzt schlecht ergehen. König Johann von Böhmen ließ, wie schon erzählt wurde, einen französischen Arzt, der in Breslau seine erkrankten Augen behandelte, das Übel aber verschlimmerte, in der Oder ersäufen.

Mit der Prager Universität stand ein botanischer Garten in der Heinrichsgasse in Prag in Verbindung, den Karl IV. mit Privilegien begünstigte; er gehörte dem Hofapotheker Angelus aus Florenz. König Wenzel bestätigte 1409 diese Freiheiten dem Neffen des vorigen Besitzers mit der Bedingung, daß dieser den Garten mit wohlriechenden gewürzhaften Wurzeln zum Vergnügen des Königs bebauen solle.

Badestuben gab es in allen Klöstern und in den Städten bestanden überall Badehäuser. Arme konnten unentgeltlich baden, es wurde ihnen auch zur Ader gelassen, worauf man sie mit Wein und Nahrung labte. Zum Besuch der Schwitzbäder wurde in Eger durch Anschlagen an kupferne Pfannen eingeladen. Als die Bäder in Verruf kamen, fielen auch die Bader in Verachtung; auf ihrem Stande haftete der Makel der Unehre wie auf den Scharfrichtern, Schafhirten und Abdeckern.

[1]) Böhmische Museumszeitschrift. 1828, II, S. 399. — D'Elvert, Geschichte der Heil- und Humanitätsanstalten in Mähren und Schlesien. 1858.

König Wenzel begnadete die Bader mit der Ehrlichkeit und setzte auf die Beschimpfung eines Baders die Todesstrafe.[1]) Aber die Bader wurden trotzdem noch immer „von anderen Handwerkern und Zechen nach Stand der Ehre etwas schimpflicher und minder als andere ehrliche Leute an ihrer Handlung und Handwerk gehalten". Da dies „nicht allein löblicher Ordnung der Rechte, sondern auch menschlicher Vernunft und guten Sitten" entgegen war, so vertilgten die Könige Wladislav und Ludwig durch Begnadigungen in Böhmen und Schlesien dieses Vorurteil.

Von den Badeorten wurden wohl Karlsbad zuerst weiter bekannt, dessen heiße Quellen etwa seit Karl IV. benützt wurden. Hans Holtz zählt in seinem Gedichte „Ein gute Lehre von allen Wiltpaden" eine Menge Badeorte auf, darunter auch „ein bad bey Eger zuom Elnpogen", worunter Karlsbad gemeint ist, das in den Chroniken „Warmbad" und „Kaiserkarlsbad" genannt wird.[2])

10. Geschichtschreibung

Von historischen Werken sind die sogenannten Königsaaler Geschichtsquellen die wichtigsten. Der zweite Abt von Königsaal, Otto von Thüringen, verfaßte eine Lebensbeschreibung des Königs Wenzel II., die der dritte Abt, Peter von Zittau, zu Ende führte; an sie schloß er seine Memoiren, die bis zum Jahre 1337 reichen. Er handelt darin sehr ausführlich von Wenzel III., von den Königen Rudolf von Österreich und Heinrich von Kärnten und von der Regierung des ersten Luxemburgers. Peter von Zittau ist ein zuverlässiger Berichterstatter. Er erzählt am liebsten, was er selbst erlebt hat und erwähnt gewissenhaft seine Gewährsmänner. Die Wahrheit geht ihm über alles und er trägt kein Bedenken, über König Johann den schärfsten Tadel auszusprechen. Ein Prager Domherr, Franz, schrieb auf Wunsch seines Bischofs Johann IV. das Königsaaler Geschichtswerk mit einigen Änderungen ab und setzte es fort. Nach dem Tode des Bischofs führte Franz sein Werk bis zum Jahre 1353 weiter und überreichte es dem König Karl IV.[3])

Karl IV. selbst hat seine Jugendgeschichte aufgezeichnet. Der erste Teil, den Karl selbst verfaßt hat, endet mit dem Jahre 1340; der zweite, bis 1346 reichende Teil wurde auf Grund seiner Tagebücher

[1]) D'Elvert, S. 90.

[2]) Vgl. Schlesinger, Chronik der Stadt Elbogen (1471—1504). 1897.

[3]) Loserth, Die Königsaaler Geschichtsquellen. Font. r. A. Script. VIII. Wien 1875. — Im allgemeinen: Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen. 3. Aufl., Berlin 1887.

von einem Unbekannten bearbeitet.[1]) Der Kaiser hat auch andere Männer zur Geschichtschreibung angeregt; so den Domherrn Benesch von Weitmühl, welcher der Ritterfamilie der Krabice entstammte, die im Dienstverhältnisse zu den Herren von Lipa stand. Karl IV. ernannte Benesch zum Vorsteher des Baues der St. Veits-Kirche und dieses Amt bekleidete er bis zu seinem Tode im Jahre 1375. Er schrieb eine Chronik in vier Büchern, von denen das letzte das wichtigste ist, da er hiezu die Aufzeichnungen des Kaisers benützte. Sein Werk reicht bis 1374 und enthält viele kulturhistorische Angaben.

Ein würdiges Werk über die Geschichte Böhmens erhoffte sich der Kaiser von einem Fremden, dem Italiener Johann Marignola. Dieser Minorit war 1339 vom Papste nach Asien geschickt worden. Er war über Konstantinopel, Südrußland und Zentralasien nach Peking gekommen, wo die Minoriten ein Erzbistum unter dem Schutze des großen Khan hatten; dann war er teils zu Schiffe, teils zu Lande (über Jerusalem) nach Italien zurückgekehrt. Der Kaiser berief ihn nach Prag und trug ihm auf, eine Chronik von Böhmen zu schreiben, was der berühmte Reisende in Italien tat. Mit unzulänglichen Quellen ausgerüstet, brachte er nur ein dürftiges Werk zustande. Es beginnt mit der Erschaffung der Welt und interessiert mehr durch die eingeflochtenen Reiseschilderungen und durch die vorurteilsfreien Ansichten über die Andersgläubigen als durch die Darstellung der Geschicke Böhmens.

Geringen Wert hat die Chronik des Pulkawa, der berichtet, daß Karl IV. selbst für die Herbeischaffung des nötigen Quellenmateriales Sorge getragen habe. Seine Chronik endet mit dem Jahre 1330.

Noch unbedeutender ist das geschichtliche Lehrbuch, das Neplach, Abt von Opatowitz (gest. um 1371), für Klosterzwecke verfaßt hat. Selbst die Zeit, in der Neplach lebte, ist nur dürftig behandelt.

Aus der Hussitenzeit sind drei lateinisch geschriebene Werke hervorzuheben.

Laurenz von Brschezowa, der einem tschechischen Rittergeschlecht entstammte, schrieb eine Chronik, in der er „der Nachwelt den schauerlichen und unheimlichen Sturz des vormals glücklichen und bewunderten Königreiches" als ein warnendes Beispiel vor Augen führen wollte. Das Werk stellt nur die Ereignisse von 1414—1422 dar und beruht auf der eigenen Erinnerung und Aufzeichnungen des Verfassers und auf tschechischen Akten und Briefen, die er wörtlich in den Text aufnahm.

Die Chronik des Ritters Bartoschek von Drahonicz, eines Dienstmannes der Burg Karlstein, reicht von 1419—1443; ein Anhang

[1]) Loserth im Archiv d. W. A. 53.

von Notizen umfaßt die Jahre 1310—1464. Offenbar gedachte der Verfasser das Werk noch einmal umzuarbeiten, wozu es aber nicht kam. „Der Wert seiner Aufzeichnungen liegt vielleicht gerade darin, daß ihm die versuchte Komposition seiner Zeitgeschichte mißlang, denn die Unmittelbarkeit und Treue des Momentes vermochte er nicht in der zusammenfassenden Darstellung zu verwischen. Für militärische Ereignisse ist daher das Werk eben vermöge der Anspruchslosigkeit der Form höchst schätzbar und die Geschichtschreiber der Hussitenkriege sind darin einig, daß seinen Mitteilungen sogar eine gewisse soldatische Unparteilichkeit beizulegen sei."

Die Taboritenchronik des ersten und letzten Bischofs der Taboriten Nikolaus Pelhřschimov bringt keine historische Erzählung, sondern bietet die zwischen den Taboriten und den Prager Utraquisten gewechselten Streitschriften in chronologischer Ordnung bis zum Jahre 1444.

Die spätere Zeit hat kein einheimisches Geschichtswerk von Bedeutung hervorgebracht.

An dieser Stelle mag der ersten Karte von Böhmen gedacht werden. Der Angehörige der Brudergemeinde, Arzt Nikolaus Klaudianus, der in Jungbunzlau eine Druckerei gründete, obgleich dort schon seit 1500 eine bestand, und mehrere tschechische Schriften herausgab, stand mit den Druckern und Holzschneidern Nürnbergs in Verbindung, ließ dort die Formen einer Karte Böhmens schneiden und veröffentlichte sie im Jahre 1518. Außer der Karte enthält das Blatt eine allegorische Darstellung der Zeitverhältnisse: diese zeigt eine prächtige Staatskarosse, die vorn und hinten mit je drei Pferden bespannt ist, so daß sie nicht vom Flecke kommen kann. In der Karosse streiten einige vornehm gekleidete Männer heftig miteinander, um die sich drei andere, von denen der eine ein niederer Geistlicher, der andere ein Bauer zu sein scheint, nicht kümmern. Man meint, daß damit die böhmischen Großen und das unterdrückte Volk gemeint seien. Die Karte selbst enthält Städte und Flüsse. Bei den Städten, die von Utraquisten bewohnt werden, steht ein Kelch, während die mit päpstlich gesinnter Bevölkerung ein gekreuztes Schlüsselpaar zur Seite haben. Es ist zu erkennen, daß nur Randstädte katholisch waren.[1])

11. Literatur

In der Luxemburger Zeit wurde die Verbindung Böhmens mit Deutschlands eine noch festere. Am Königshofe wie in den Städten

[1]) Schneider, Über die Entwicklung des Kartenbildes von Böhmen. Mitt. d. V. f. Gesch. 45, 321 ff.

wurde deutsch gesprochen. Bei der Krönung König Johanns im Jahre 1311 überwog im Gesange der Volksmenge die deutsche Sprache die tschechische und zum Jahre 1334 melden die Königsaaler Geschichtsquellen: Fast in allen Städten und vor dem Könige ist der Gebrauch der deutschen Sprache gewöhnlicher als der der tschechischen.[1]) Unter Karl IV. wurde Böhmen das Hauptland und Prag durch seine Universität der wissenschaftliche Mittelpunkt Deutschlands. Böhmen hatte den Charakter eines deutschen Landes. Die deutsche Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts macht einen unerquicklichen Eindruck und auch in Böhmen ist kein Werk von Bedeutung geschaffen worden.

Das Überhandnehmen des deutschen Elementes und das Emporkommen des deutschen Bürgertums in Böhmen, besonders seit den Zeiten Ottokars II., bildeten in der immer schwächer werdenden tschechisch-nationalen Partei, zu welcher besonders der niedere Adel gehörte, einen heftigen Groll aus, der in der tschechischen Reimchronik des Dalimil zum Ausdrucke kam. Sie wurde um 1310 von einem tschechischen Ritter oder Geistlichen verfaßt, enthält viel Sagenhaftes, Lügen und Erdichtungen, ist von glühendem Deutschenhaß erfüllt und war weit verbreitet. Von dieser Chronik entstand in den Jahren 1342—1346 eine deutsche Bearbeitung in Versen und eine in Prosa.[2])

Noch in den Zeiten des ersten Luxemburgers kam der aus Meißen stammende Dichter Heinrich von Mügeln nach Prag, wo er auch unter Karl IV. lebte. Er dichtete Minnelieder, Fabeln und ein Lobgedicht auf die heil. Maria; sein Hauptwerk aber ist „Der Maide Kranz", ein philosophisch-theologisches Lehrgedicht, das er dem Kaiser Karl zueignete.

Geistliche Schauspiele wurden auch in Böhmen frühzeitig aufgeführt; aber von den ihnen zugrunde liegenden Texten sind nur wenige erhalten. Wir haben zwei Marienklagen, von denen die eine in das Egerer Fronleichnamsspiel aufgenommen wurde. Dieses Spiel beginnt mit der Darstellung der Erschaffung der Welt und endet mit der Erscheinung des Erlösers vor dem ungläubigen Thomas und war auf drei Tage berechnet. „Auch dieses Stück ist, wie alle Passionsspiele des 14. und 15. Jahrhunderts, nicht die ureigene Erfindung eines begabten Dichters, sondern vielmehr die Umarbeitung und Erweiterung einer Reihe volkstümlich gewordener Bruchstücke, die insgesamt wieder auf

[1]) Chr. aulae r. lib. III, 2. In omnibus civitatibus fere regni et coram rege communior est usus linguae teutunicae quam boemicae.

[2]) Jireček gab den tschechischen und die beiden deutschen Dalimil heraus im 3. Bd. der Fontes rerum Bohemicarum. Prag 1878. Vgl. Loserths Kritik in d. Literar. Beil. zu d. Mitteil. des V. f. Gesch. d. D. XVI, 49ff. — Bachmann, Die Reimchronik des sog. Dalimil. Archiv d. W. A. 91.

ein verlorenes Original hinweisen, das den Stoff, wie ihn die Erlösung bot, dramatisch verwertete." [1])

Das religiöse Moment tritt aber auch wie begreiflich in der Prosa stark hervor. Als Prosaisten darf man Karls IV. Kanzler, den Bischof Johann von Olmütz, nennen, der unter anderem die Soliloquien des heil. Augustin übersetzte, damit „von diser teutschen Geschrift manig Mensch getröst wirt, der sich in dem lateinischen nicht berichten chund". In Böhmen wurde auch die Bibel übersetzt; die Bibel König Wenzels IV. ist durch ihre eigentümlichen Illustrationen berühmt geworden. Zu erwähnen sind ferner verschiedene Traktate, Predigten, Legenden, Rechtsaufzeichnungen und endlich die Schrift „Der Ackersmann aus Böhmen". Diese kleine Schrift, die aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammt, ist ein Streitgespräch zwischen dem Ackersmann und dem Tod, der ihm sein Weib geraubt hat. Der Witwer erhebt heftige Anklagen gegen den Tod, der sich verteidigt. Alle irdische Liebe muß zu Leide werden, behauptet er. „Leit ist Liebes Ende, der Freuden Ende ist trauren, nach Lust Unlust muß kommen, Willens Ende ist Unwillen. Zu sollichem Ende laufen alle lebendige Ding." Den Streit schlichtet Gott, der ihnen zuruft: „Jeder Mensch dem Tode das Leben, den Leib der Erden, die Seele uns pflichtig ist zu geben." Der Verfasser dieses Werkes, der in Saaz lebte und wahrscheinlich Johann Vogelweid hieß, zeigt nicht gewöhnliches Talent. Seine Schrift erfreute sich großer Beliebtheit und weiter Verbreitung. Gervinus nennt es das vollkommenste Stück Prosa in unserer älteren Literatur. Ein tschechischer Schriftsteller hat danach ein ähnliches Streitgedicht geschaffen, genannt Tkadleček. Hierin streiten das Unglück und ein Liebhaber, dem seine Geliebte, eine Ofenheizerin, untreu geworden ist.

12. Kunst

In Böhmen entfaltete Kaiser Karl IV. eine wahrhaft großartige Kunsttätigkeit. Vorbereitet wurde diese Periode der Kunstentwicklung durch den Prager Bischof Johann IV. von Draschitz, der bekanntlich elf Jahre in Avignon zubringen mußte und dort mit der französischen Kunst bekannt wurde. Nach seiner Rückkehr beschloß er den Bau einer steinernen Brücke über die Elbe bei Raudnitz, dessen Ausführung er 1333 dem Meister Wilhelm, dem Werkmeister der Brücke von Avignon, übertrug. Derselbe Künstler soll auch den Bau der Kirche des Raudnitzer Augustinerklosters geleitet haben. Zu derselben Zeit ließ Prinz

[1]) Wolfan, 223. — Nagl-Zeidler, S. 355.

Karl, der mit der Statthalterſchaft Böhmens betraut war, die faſt unbewohnbare Burg auf dem Hradſchin nach dem Muſter des Louvre zu Paris herſtellen und auch in König Johann regte ſich die Bauluſt. Er beſchloß den Bau eines großartigen Domes und ſuchte hiefür einen geeigneten Künſtler zu gewinnen. Der in Avignon reſidierende Papſt Klemens VI., bei dem ſich König Johann und ſein Sohn Karl im Frühjahr 1344 aufhielten, empfahl ihnen den Meiſter Matthias von Arras, der von Avignon nach Prag überſiedelte und den Bau nach dem franzöſiſchen Kathedralenſyſtem begann. Die franzöſiſchen Einwirkungen auf die Kunſttätigkeit dauerten bis zum Tode des Meiſters Matthias; dann trat deutſcher Einfluß an ihre Stelle.

Das Kunſtbedürfnis Karls IV., ſagt Dohme, äußert ſich nicht mehr nach mittelalterlicher Sitte in der Errichtung eines einzelnen, in unabſehbarer Großartigkeit geplanten Werkes zum Preiſe des Höchſten, wie er ein ſolches noch als Legat ſeines Vaters im Dom St. Veit zu Prag überkommen; mit gleichem Feuereifer umfaßt vielmehr ſein Intereſſe alle Gebiete des Faches. Er zuerſt erkennt das veredelnde Element in der Kunſt, ihre doppelte Fähigkeit, die wirtſchaftlichen und die geiſtigen Kräfte des Volkes zu heben.[1]) So ward er der erſte Fürſt, der, die Zunftſchranken des Mittelalters durchbrechend, den Genius im Künſtler ehrte. Mit bewußter Abſicht ſtellt er ſeine Künſtler durch Ehrenauszeichnungen und pekuniäre Belohnungen unabhängig, damit ſie frei von den Sorgen des Lebens ihrer Kunſt ſich ganz widmen und ſchulbildend wirken könnten. Die Büſte ſeines Architekten läßt er gleichwertig mit der ſeinen und denen ſeiner Familie im Triforium von St. Veit aufſtellen, die älteſte Architektenbüſte des deutſchen Mittelalters.

Der Adel Böhmens ahmte das Beiſpiel des Landesfürſten nach und auch der Bürgerſtand, der zur Zeit Karls IV. durch Induſtrie und Handel wohlhabend wurde, blieb nicht zurück; in vielen Städten entſtanden neue Kirchen, Stadthäuſer, Hoſpitäler und die Befeſtigungswerke wurden erweitert und zweckmäßiger hergeſtellt.

Die Kathedrale des heil. Veit in Prag und die Burg Karlſtein waren die zwei Hauptpunkte, um die ſich das Kunſtleben gruppierte. Matthias von Arras leitete den Bau des Doms bis zu ſeinem Tode im Jahre 1352; dann berief Karl den jungen Peter Parler von Gmünd in Schwaben nach Prag, der zugleich Architekt und Bild-

[1]) Geſchichte der deutſchen Baukunſt, S. 249. Vgl. auch A. Horčička, Die Kunſttätigkeit in Prag zur Zeit Karls IV. Jahresb. d. St.-G. von Prag-Altſtadt 1883/84. — H. Lambel, Aus Böhmens Kunſtleben unter Karl IV. Öſterr.-ungar. Revue. 24 (1898—99).

hauer war und den Bau durch vierzig Jahre leitete. Ihm folgte sein Sohn Johann und diesem ein Steinmetz Peter.

Eine Eigentümlichkeit des herrlichen Domes ist, wie schon angedeutet wurde, die Galerie der Bildnisse auf dem Triforium. Hier befinden sich an den Pfeilern 21 polychrome Büsten von Personen, die irgendwie beim Bau beschäftigt waren: Mitglieder der königlichen Familie, die ersten drei Erzbischöfe von Prag, die zwei Dombaumeister und andere. Über jede Persönlichkeit ist in einer lateinischen Inschrift Auskunft gegeben.[1])

Peter Parler war auch an anderen Werken mannigfach tätig. Er baute unter anderem den durch eine Feuersbrunst zerstörten Chor der Bartholomäuskirche zu Kolin, begann den Bau der herrlichen Barbarakirche in der Bergstadt Kuttenberg und war auch am Bau der Teynkirche in Prag beschäftigt. Von ihm stammen ferner einige der Porträtbüsten des Prager Doms.

Der Plan zur Burg Karlstein stammt wahrscheinlich von Matthias von Arras. Sie sollte nicht allein ein festes Bollwerk im Kriege, sondern auch ein friedliches Asyl für religiöse Erbauung und zugleich der Aufbewahrungsort der Reichskleinodien[2]) und des Staatsarchives sein. Sie hat Ähnlichkeit mit dem päpstlichen Schlosse zu Avignon und enthält neben Waffensälen und Gemächern für Ritter und Reisige größere und kleinere Räume für religiöse Übungen. Die Hauptzierde der Burg ist die kleine Katharinenkapelle. Die Wände, soweit sie nicht durch Malereien belebt sind, glänzen im Schmucke zahlreicher Edelsteine. Überspannt ist sie von zwei Kreuzgewölben, die Gurtungen sind vergoldet, die Schlußsteine kreisrund; an den Rundungen befinden sich sechsblätterige Rosen, auf deren Blättern ornamental getriebene Silberplatten mit gefaßten böhmischen Edelsteinen angebracht sind.

Getrennt von den anderen Bauten steht der fünf Stockwerke hohe Turm auf dem höchsten Punkte des Felsens. Im Treppenhause des Turmes sind Szenen aus dem Leben des heil. Wenzel und der heil. Ludmilla dargestellt. Im dritten Stocke befindet sich die Kreuzkapelle. In den Verbleiungen ihrer Fenster waren Edelsteine angebracht; die Gewölbkappen sind in der Weise ornamentiert, daß dadurch das Firmament mit den Sternen nachgebildet erscheint. An den

---

[1]) Neuwirth, Der Dom zu Prag („Die Baukunst", 2. Heft). Berlin und Stuttgart. — Neuwirth, Peter Parler von Gmünd und seine Familie. Prag 1891. — Madl, 21 Porträtbüsten im Triforium des St. Veits-Domes zu Prag. Prag 1894.

[2]) Diese Reichskleinodien, unter denen sich viele Reliquien befanden, brachte Siegmund 1420 nach Ungarn und dann nach Nürnberg, wo er sie in seiner Geldnot verpfändete. Heute gehören sie zum Teil der Wiener Schatzkammer an.

Seiten der Kapelle stehen Truhen, in denen ehemals Urkunden und Reliquien bewahrt wurden. Auch an den Wänden sind Edelsteine und über ihnen Gemälde angebracht, die den Gekreuzigten und seine nächsten Angehörigen, Apostel, Propheten, Heilige, Kaiser und Päpste darstellen. Der Raum konnte durch 1330 Wachskerzen erleuchtet werden.

Karl IV. ist auch der Gründer der Neustadt Prags. Er selbst legte den Grundstein für die Mauern, bestimmte die Lage der Türme, die Länge und Breite der Straßen, den Platz für Kirchen und Brunnen. Im Jahre 1342 stürzte durch ein Hochwasser, das „einer Sintflut gleich war", die Juditbrücke in Prag ein. Nachdem die Trümmer mühsam beseitigt worden waren, ließ Karl durch Peter Parler eine neue steinerne Brücke erbauen, die an beiden Enden mit Befestigungstürmen versehen wurde.

Der Altstädter Brückenturm zeigt auf der Seite, die sich der Stadt zuwendet, reiche Dekoration. In zwei Nischen des Obergeschosses sind zwei Heiligenstandbilder, im Mittelgeschosse neben der Statue des heil. Siegmund die der Herrscher Karl IV. und Wenzel IV. im Königsornat und zu beiden Seiten des Torbogens die Wappen der damals mit Böhmen vereinigten Länder angebracht.

In Prag und in Landstädten entstand zur Zeit Karls IV. eine größere Anzahl gotischer Kirchen: in Prag die des Augustinerstiftes Karlshof, die St. Stephans- und die Apollinariskirche; unter seinem Nachfolger wurde die Teynkirche vollendet, die ein prachtvolles Portal und eine zweitürmige Front im Westen aufweist, deren „Helmbildung zu den reizvollsten derartigen Produkten des Mittelalters gehört". Um 1367 wurde die abgebrannte Kirche zu Nimburg aufgebaut, die eines der edelsten gotischen Bauwerke ist und Ähnlichkeit mit der Prager Stephanskirche hat. Um 1350 begann der Bau der Jakobskirche in Prachatitz: nach einem Brande wurde das Schiff umgebaut, dessen Netzgewölbe das schönste und reichste dieser Art in Böhmen ist.

Die malerische Ausschmückung seiner Burgen und Kirchen übertrug Karl IV. mehreren Künstlern, von denen drei hervorragen: Thomas von Modena, Nikolaus Wurmser aus Straßburg und Meister Theodorich von Prag. Diese drei Künstler wurden Jahre hindurch auf der Burg Karlstein beschäftigt.[1])

[1]) Neuwirth, Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein. Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens, veröffentl. von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. I, Prag 1896.

Daß die Katharinen- und die Kreuzkapelle viele Bilder enthalten, ist bereits gesagt worden; aber auch die Marienkapelle ist mit Gemälden reich geschmückt: sie enthält eine dürftig erhaltene Bilderfolge aus der Apokalypse und Darstellungen des Kaisers, wie er mit Reliquien beschäftigt ist. So sieht man ihn beispielsweise auch, wie er vom Dauphin zwei Dornen aus der Krone Christi empfängt.

Thomas von Modena, ein italienischer Madonnenmaler, arbeitete auch für die Rosenberger im südlichen Böhmen, wo sich schon im 13. Jahrhunderte ein reiches Kunstleben entfaltet hatte. Dem Meister Theodorich verdankt man vorzugsweise die Ausschmückung der Kreuzkapelle. Im Palas befand sich ein Bilderzyklus „Die Genealogie der Luxemburgischen Familie", die bis auf Noah zurückgeleitet wird. Den Zyklus, der im 16. Jahrhunderte zugrunde ging, kennt man jetzt aus Kopien, die wahrscheinlich der kunstliebende Kaiser Maximilian II. hatte anfertigen lassen. Man schreibt den Zyklus wie die Treppenhausbilder dem Hofmaler Nikolaus Wurmser zu.[1])

In der neu hergestellten Königsburg auf dem Hradschin ließ König Karl eine Reihe von Bildern böhmischer Herrscher herstellen, die 1541 durch den Brand der Burg vernichtet wurden.[2]) Ebenso schmückte der Bischof Johann von Draschitz die Kapelle der Prager Bischofsresidenz, die er in prachtvoller Weise erneuerte, mit den Bildern seiner Vorgänger.

Der Kreuzgang des Klosters Emaus wurde mit zahlreichen Gemälden ausgeschmückt. Es sollte dort eine bildliche Erklärung der Bibel angebracht werden, „damit die aus den östlichen Provinzen ankommenden, noch heidnischen Slawen sogleich beim Eintritte eine Vorliebe für das Christentum fassen möchten. In achtundzwanzig dem Neuen Testamente entnommenen Bildern, denen doppelt so viele aus dem Alten Testamente gegenübergestellt waren, wurde hier zum ersten Male in großen Wandgemälden jene Reihenfolge von Darstellungen ausgeführt, die späterhin unter dem Namen Biblia pauperum bekannt geworden ist.[3])

[1]) Neuwirth, Der Bilderzyklus des Luxemburger Stammbaumes aus Karlstein. Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens. II, Prag 1897. — Vgl. Lambel in der Österr.-ungar. Revue. 24, S. 382.

[2]) Neuwirth, Der verlorene Zyklus böhmischer Herrscherbilder in der Prager Königsburg. Mitt. des V. f. Gesch. d. D. in Böhmen. 35 (1896). Der oberste Erbtruchseß Johann von Hasenburg und Budin hatte sich eine Kopiensammlung dieser Bilder anfertigen lassen, die er nach dem Brande dem König Ferdinand überreichte, um diesen zur Herstellung neuer Bilder nach dem Muster der alten anzuregen.

[3]) Grueber, Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung ꝛc. Mitt. 9 (1871). — Hauptwerk: Jos. Neuwirth, Die Wandgemälde im Kreuzgange des Emauskloſters in Prag. Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens, herausgeg. von d. Gesellschaft z. Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. III, Prag 1898.

Überaus reich ausgestattet mit Kirchen, Rathäusern und Schlössern war also Böhmen in der karolingischen Zeit. Viele von diesen Werken fielen der Wut der Hussiten zum Opfer, die weder vor der Pforte des Heiligtums noch vor den Toren der deutschen Stadt zurückschreckte: in wenig Jahren wurde vernichtet, was der Kunstsinn früherer Jahrhunderte geschaffen hatte.

Ein bedeutendes Werk des Erzgusses ist die auf dem Hradschin aufgestellte Reiterstatue des heil. Georg, die im Jahre 1373 von Martin und Georg von Klausenburg, den Söhnen des Malers und Erzgießers Nikolaus von Klausenburg, hergestellt wurde. Diese Künstler arbeiteten vorzugsweise für den König Ludwig von Ungarn, der sie wahrscheinlich dem König Karl IV. empfahl.

Die gotische Steinplastik hat einige vortreffliche Werke aufzuweisen; als das bedeutendste gilt der figurenreiche Portalschmuck der Prager Teynkirche. Im Tympanon sind die Geißelung, Dornenkrönung und Kreuzigung Christi dargestellt, andere Szenen zeigen die Strebepfeilerkonsolen. Sakramentshäuschen und Kanzeln aus gotischer Zeit sind zahlreich vorhanden; plastischer Schmuck zeigt sich vielfach auch an Toren und Erkern der Profanbauten. Statuen aus Holz, Flügelaltäre und Chorstühle sind oft in wahrhaft künstlerischer Weise ausgeführt worden. Die Chorstühle der Jakobs- und der Barbarakirche in Kuttenberg sind vollendete Leistungen.

Eine neue Richtung zu bauen kam von Sachsen nach Böhmen herüber, der Übergangsstil zur Renaissance (die Wladislavsche Gotik), und ihr Meister ist Benedikt Rieth (oder Ried), gewöhnlich Benedikt (oder Beneš) von Laun genannt. Nach den Hussitenstürmen gab es allenthalben zerstörte Kirchen und Klöster wiederherzustellen und es entfaltete sich eine ziemlich rege Tätigkeit. König Wladislav II. ließ durch Rieth das Schloß auf dem Hradschin umbauen und erweitern; von diesem Bau ist der Hauptsaal noch erhalten, „eine der schönsten Saalanlagen der Welt mit prachtvollem Gewölbe in gewundenen Reihungen, eine schon im 16. Jahrhunderte mit Recht von den Fremden aufgesuchte Sehenswürdigkeit Prags“.[1]) Er führte auch die Barbarakirche in Kuttenberg zu Ende und starb 1534 als königlicher Baumeister in Prag.[2]) Eines der schönsten Denkmale der sinkenden Gotik ist die Stadtpfarrkirche zu Brüx, die an Stelle der abgebrannten Kirche von 1517—1532 von deutschen Künstlern erbaut wurde. Der Plan stammt von Meister Jakob von Schweinfurt.

[1]) Dohme, Gesch. d. deutschen Baukunst, S. 298.

[2]) Daß er aus Piesting in Niederösterreich stammt, ist wohl unrichtig. Neues über ihn brachte K. Köpl in den Mitt. 27 (1889).

Hervorragend war auch Matthias Rayſek, der den von einem Meiſter Wenzel begonnenen Prager Pulverturm vollendete und vor Rieth an der Kuttenberger Barbarakirche arbeitete.

Die Buchmalerei fand in Böhmen vielfache Pflege. Im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts entſtand die Wellislausbibel im Palaſte Lobkowitz in Prag. Sie enthält 700 Bilder. Um 1312 ſchmückte der Kanonikus Beneſch für Kunigunde, Tochter Ottokars von Böhmen, die Äbtiſſin des Kloſters St. Georg auf dem Hradſchin war, ein Paſſionale mit kunſtvollen Miniaturen. Den größten Aufſchwung nahm die Buchmalerei durch Karl IV., der eine große Vorliebe für reich ausgeſtattete Bücher hatte. Zuerſt iſt zu nennen das Reiſebrevier des kaiſerlichen Kanzlers Johann von Neumarkt, Biſchofs von Leitomiſchl, das ſich im böhmiſchen Muſeum in Prag befindet. Janitſchek[1]) urteilt darüber: „Mit der ſauberen, ſicheren Formengebung verbindet ſich in dieſen Darſtellungen liebenswürdige Wärme der Empfindung, die mit anheimelnden, rein menſchlichen Zügen den Hergang ausſtattete. Die frühere zeichnende Behandlung iſt hier ſchon ganz der Ausführung mit dem Pinſel gewichen, die durch wohlverſtandene Abſtufung der Töne bereits den Schein plaſtiſcher Rundung zu erzielen vermochte." Andere Werke dieſer Art ſind das Mariale des erſten Erzbiſchofs von Prag, Ernſt, das Miſſale des zweiten, Johann Otſchko von Wlaſchim, das Pontifikalbuch des Albert von Sternberg, das Lehrbuch chriſtlicher Wahrheiten von Thomas Stitny. Auch unter König Wenzel blieb die Vorliebe für illuminierte Bücher wach. Für ihn wurden unter anderem eine deutſche Bibel und eine Abſchrift der Goldenen Bulle mit Bildern verſehen.[2])

Es kann hier erwähnt werden, daß ſich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in Krakau mit Hilfe deutſcher und ſpäter auch italieniſcher Meiſter ein reges Kunſtleben entfaltete.[3]) Der Dom auf dem Wawel ſtammt vorzugsweiſe aus dem 14. Jahrhunderte, erhielt aber im folgenden Jahrhunderte reiche Zutaten und 1520 in der Jagellonenkapelle einen Zubau in der edelſten Renaiſſance. Die auf dem Ringe ſtehende Marienkirche enthält einen Flügelaltar, der eine Stiftung der Krakauer Bürgerſchaft iſt und von 1477—1489 von dem nach Krakau eingewanderten Nürnberger Künſtler Veit Stoß hergeſtellt wurde. Zahlreiche deutſche Künſtler fanden damals in Polen

[1]) Geſch. d. deutſchen Malerei. Berlin 1890, S. 185.

[2]) Schloſſer, Die Bilderhandſchriften König Wenzels I. Jahrbuch der kunſthiſtoriſchen Sammlungen, XIV. — Janitſchek, S. 186 ff.

[3]) J. Neuwirth, Krakau zur Zeit des Mittelalters; ein Städtebild. In den Kunſtgeſchichtlichen Charakterbildern von Ilg.

lohnende Beschäftigung, so unter anderen Hans Sues von Kulmbach, der Gehilfe und Freund Albrecht Dürers, und Hans Dürer, der Bruder des großen Meisters. Das Universitätsgebäude, das nach dem Brande 1492 rasch wiederhergestellt wurde, und die gewaltige Tuchhalle, das Zeugnis eines lebhaften Handelsverkehres, die unter Kasimir dem Großen 1358 aufgeführt wurde, sind Werke der Profanbaukunst, wie sie selten eine Stadt aufweist. Geschützt wurde die Stadt durch eine doppelte Ringmauer mit einem gemauerten Graben; durch sieben Tore mit größeren Türmen war die Stadt zugänglich, die von 31 kleineren, in die Mauer eingeteilten Türmen verteidigt werden konnte. Einen näheren Einblick in die gewaltigen Verteidigungswerke zeigt das wohlerhaltene Florianitor: eine Zugbrücke führte über den tiefen Graben, worauf man durch das Portal in den Hof des Vorbaues und von da durch einen geschützten Verbindungsgang in den massiven, viereckigen Torturm gelangte. Deutschen Künstlern und dem Kunstsinn deutscher Bürger verdankt Krakau den Beinamen „das nordische Rom".[1])

Nicht die Kunsttätigkeit allein, auch die Gewerbe waren in Krakau in einem blühenden Zustande. Die Zunftsatzungen sind in dem sogenannten Codex picturatus der k. k. Jagellonischen Bibliothek enthalten, den der Stadtkanzler Balthasar Behem im Jahre 1505 anlegte. Sie sind größtenteils in der deutschen Sprache abgefaßt und stammen selbstverständlich aus früheren Zeiten.

13. Sitten

Die Bewohner der Städte in Böhmen und Mähren lebten vor den Hussitenkriegen in behäbigem Wohlstande und in manchen Städten kehrte auch nach dieser schweren Zeit ein gewisser Wohlstand und die Freude an einfachen Spielen und Unterhaltungen zurück. Über das innere Leben der Städte fließen die Nachrichten nicht allzu reichlich, am meisten erfahren wir von der Stadt Eger.[2])

Im Fasching gab es Schlittenfahrten, Mummereien, „Bürgertänze", zu denen auch auswärtige Gäste geladen wurden und wobei auch Fackeltänze und Schwerttänze aufgeführt wurden. Die letzteren führen auf das Schwerttanzspiel der alten Germanen zu Ehren ihres Kriegsgottes zurück und kamen auch in anderen österreichischen und

[1]) Kaindl, Gesch. d. Deutschen in d. Karpatenländern. I, S. 347 ff.

[2]) Gradl, Deutsche Volksaufführungen. Beiträge aus dem Egerlande zur Geschichte des Spieles und Theaters. Mitteil. des Vereines f. Gesch. d. D. 33.

deutschen Gegenden vor. Dabei ging es so zu: die Schwerttänzer traten mit einem Prologe vor das Publikum und führten ihren Tanz auf, der aus verschiedenen Bewegungen des Körpers und der Schwerter bestand. Am Schlusse wurde eine Abschiedsrede gesprochen, worauf ein Tanzvergnügen folgte. „Einige Verkleidungen, besonders die in einen Narren, dürften auch allgemein gewesen sein, ebenso werden immer lustige, manchmal wohl derbe Scherzreden die Tanzpausen ausgefüllt haben." Einen Ehrentanz in der Fastnachtzeit unter Trompetenklang hielten die Angehörigen der Tuchmacherzunft, seitdem sie 1412 zwei Raubburgen „gesturmet und mit der Trometen gewunnen". Am Faschingdienstage nachmittags wurde die Fastnacht in Gestalt einer Strohpuppe unter allerlei Zeremonien begraben oder in einen Teich oder Bach geworfen, eine Sitte, die mit der uralten Gewohnheit, den Kampf des Sommers mit dem Winter (oder dem Tode) darzustellen, zusammenhängt.

War mit Rüben und Kraut die letzte Frucht der Felder heimgebracht, so hielt man die „Rübenkirchweih", ein Wort, das schon im Jahre 1439 vorkommt. Das Fest bestand in der Vertilgung von Speise und Trank in besserer Beschaffenheit, als es sonst der Fall war, und im Tanze. Zu Martini hielten die Stadtschützen, Handwerker, die sich während des Sommers im Schießen geübt hatten, eine Lustbarkeit ab, zu der auch der Stadtrat beisteuerte. Im Herbst und Winter versammelten sich in den Dörfern die Mädchen mit ihren Spinnrädern bald in dem einen, bald in dem anderen Hofe. Im Erz- und Riesengebirge ging man „zu Lichte", in Nord- und Westböhmen in die „Rockenstuben", in Südböhmen und ganz Süddeutschland in den „Heimgarten". Beim Lichte der Kienspäne wurde hier gesponnen, erzählt und gescherzt. „Diese traulichen Zusammenkünfte der jungen Leute boten durch die anfängliche Überwachung einer älteren Mutter den jungen Burschen Stoff zu vielfachem Necken der spinnenden Mädchen, später leider zu leichtfertigen Reden und — auf dem Heimwege auch schlimmen Taten, sie erhielten aber vor allem den Schatz alter Volkslieder, echter Sagen und Bräuche zum Danke der heutigen Nachwelt."[1]) Wenn im Frühjahr die Feldarbeit begann, hörte das Spinnen auf; das Abschiedsfest hieß „Rockenscheidel" und bestand in einem Tanzvergnügen.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage war das Peitschen üblich. Kinder und junge Leute schälten einige Zeit vorher Birkenreis ab, das in einen mit Wasser gefüllten Krug gelegt und so zum Ausschlagen ge-

[1]) Grabl, S. 137.

bracht wurde. Daraus band man kleine Besen, mit denen die Mädchen und Frauen „gepeitscht" wurden. In den „Zwölfnächten", d. h. von Weihnacht bis Dreikönig, zogen Leute umher, welche an die Türen und Fenster klopften und mit einem Spruche um Festbackwerk baten. Sing- und Chorschüler sangen zu Weihnachten und zu Neujahr in den Häusern Lieder und erhielten dafür eine Gabe; in Eger zogen auch die Stadtpfeifer von Haus zu Haus, spielten ein Stück und erhielten ein Geschenk.

Häufig wurden Fastnachtspiele, die älteste Form des deutschen Dramas, dann Spiele religiösen oder biblischen Inhaltes, wie Oster-, Pfingst-, Fronleichnams- und Weihnachtsspiele aufgeführt; die Blütezeit dieser Vorstellungen war das 16. Jahrhundert.

Die Vorliebe der Luxemburger für Frankreich bewirkte, daß in Böhmen französische Sitten und Gebräuche große Verbreitung fanden; französische Moden, besonders in Kleidung und Haartracht, drängten die einheimischen in den Hintergrund. Es nützte wenig, daß einzelne Eiferer diese Nachahmungssucht in scharfer Weise geißelten. Nach Art der Affen, heißt es in den Königsaaler Geschichtsquellen[1]), benehmen sich die Böhmen; was sie sehen, äffen sie nach. Benesch von Weitmühl berichtet von den Modetorheiten der Zeit Karls IV.; damals hatte man lange Schnäbel an den Schuhen, so daß man nicht sicher auftreten konnte. Der Entfaltung großen Aufwandes und Prunkes wurde in den Städten durch allerlei Verordnungen entgegengetreten. Man konnte demnach nicht beliebig viel Leute zur Hochzeit einladen. Eine Verordnung des Rates von Eger von 1360[2]) bestimmte, daß zur Hochzeitstafel nur die Schwiegereltern und Schwäger eingeladen werden dürften. Der Zug zur Kirche mußte einfach sein, als ob keine Hochzeit stattfände. Nur die Brautleute durften einander beschenken; das Tanzen auf der Straße von Haus zu Haus sowie der Tanz mit brennenden Kerzen wurde damals verboten.

Diese Anordnungen ließen sich nicht aufrechterhalten. Im 15. Jahrhunderte konnten außer den Verwandten noch 40 Personen an der Hochzeitstafel teilnehmen; die Brautleute durften vor oder nach der Hochzeit mit je 20 Personen ins Bad gehen, ebensoviele konnten sie zur Kirche begleiten. Auch bei geistlichen Hochzeiten, d. h. bei Eintritt in ein Kloster[3]) oder bei der ersten Messe eines Geistlichen, wurde der Prunk eingeschränkt. Kinder, die in Klöster gebracht wurden, sollten nicht

[1]) Loserth, S. 469.

[2]) J. Mayer, Die Verordnungsbücher der Stadt Eger. Arch. d. W. A. 60.

[3]) Hochziten, als man Kint zu den orden begibt. Verordnungsbücher. Archiv. 60, S. 32.

auf Pferden dahin geführt werden. Im 14. Jahrhunderte durften bei ersten Messen keine Gastereien veranstaltet und keine Geschenke gegeben werden; später wurde beides erlaubt. Auch bei Taufen und Leichenbegängnissen zeigte man gerne seinen Reichtum. Es war am Ausgang des Mittelalters erlaubt, daß zehn Frauen den Täufling zur Kirche geleiteten und Gastereien im Bade stattfanden; bei Leichenbegängnissen sollten nur vier Kerzen angezündet werden, deren Schwere genau bestimmt wurde. Wenn ein Kranker das Sakrament der letzten Ölung empfing, durften nur fünf Priester anwesend sein. Alle Spiele um Geld waren verboten.

Über das wüste Leben, die Vergnügungssucht und die Modetorheiten im 15. Jahrhunderte spricht sich der Moralprediger Peter von Cheltschitz in seinen Schriften aus. „Es ziemt sich nicht für euch," ruft er den Adeligen zu, „den ganzen Tag zu faulenzen, herumzuschlendern, Schach, Dame, Karten zu spielen, lang zu schlafen, Unzucht zu treiben gleich dem Vieh, euch immer vollzustopfen und Wein und Bier wie in Fässer in euch hineinzuschütten und niemals nüchtern zu sein. Es ziemt sich auch nicht für euch, die armen Leute zu schinden, sie mit Fronden, Jagden, zugemuteten Nachtwachen zu plagen und mit anderen Lasten zu drücken." Die Priester und Bürger werden in gleich heftiger Weise getadelt. Die Putzsucht war allgemein. Die Männer wissen nicht mehr, wie sie sich verunstalten sollen. Die „Weiber hängen so viel Röcke an sich, daß sie sich kaum fortschleppen können, gehen in allerlei künstlichen Trachten und gar häßlichem Schmucke und tragen einen breiten, oben wie ein Horn auslaufenden Kopfputz".

Auch aus dem Wanderbüchlein des Johannes Butzbach[1]) gewinnt man einige Belehrung über die Sittenzustände in Böhmen. Geboren 1478 zu Miltenberg in Franken, ging Butzbach als zwölfjähriger Knabe nach der Sitte der Zeit mit einem fahrenden Schüler auf die Wanderschaft. Von Nürnberg gelangten die Wanderer nach Eger. „Dort angekommen, sahen wir unsere Hoffnung, da bleiben zu können, vereitelt und zwei Tage später machten wir uns auf den Weg gegen Böhmen hin." Butzbach mußte für seinen Schüler betteln und stehlen und wurde dafür mißhandelt. In Kaaden wurden sie von dem Rektor der Schule zum Bleiben eingeladen und erhielten eine Kammer in der Burse. Bald darauf kamen noch zwei fahrende Schüler aus Wien mit ihren „Schützen" (kleineren Schülern, die bei ihnen lernen sollten) hinzu und wurden in derselben Kammer einquartiert. Welche Macht die böhmischen Herren

[1]) Becker, Chronica eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Butzbach. Regensburg 1869.

beſaßen, lernten die Wanderer in dem Städtchen Maſchau kennen. Der Beſitzer dieſes Ortes, ein Graf, ließ ſeinen Kammerdiener, einen jungen Menſchen, wegen eines Diebſtahles henken. Butzbach entfloh endlich ſeinem fahrenden Schüler und wurde Kellner in einer Herberge zu Karlsbad, „woſelbſt man warmes, ja ſiedend heißes Waſſer wie aus der Hölle ſelbſt unaufhörlich in ſtärkſtem Sprudel aus dem Inneren der Erde hervorſpringen ſieht“. Ein tſchechiſcher Edelmann, der dort zur Kur weilte, nahm den Kellner gewaltſam mit ſich, brachte ihn auf ſein Gut im Inneren des Landes und ſchenkte ihn dann einem ſeiner Freunde. So diente Butzbach verſchiedenen Herren: er lernte Land und Leute kennen, konnte Prag ſehen, das „kurz nach Abrahams Zeiten gegründet worden“, lernte die tſchechiſche Sprache, belehrte ſich über die „religiöſen Verirrungen der Tſchechen“ und mußte oft die Peitſche ſeiner rohen Herren ſpüren, obgleich ihn die Bauern Pan Hensel, d. h. Herr Hänschen, nannten. Endlich entfloh er und hielt ſich zeitweilig in Saaz, Schlan, Kralowitz und Leitmeritz auf. In Karlsbad erbarmte ſich ſeiner ein Nürnberger Kaufmann, der mit ſeiner Familie die Kur gebrauchte und eben in ſeiner Kutſche nach Hauſe fahren wollte; er nahm ihn nach Nürnberg mit.

Butzbach nennt das Volk in Böhmen einen groben Menſchenſchlag und behauptet, es liebe viele und ſtark gewürzte Speiſen, ſei aber im Trinken mäßig. Das Volk hat „ſelten bei der Mittags- oder Abendmahlzeit weniger als vier Gerichte, zur Sommerzeit überdies noch morgens als Frühſtück Klöße mit buttergebackenen Eiern und Käſe; obendrein nehmen ſie außer dem Mittagmahle noch des Nachmittags als Veſperbrot ſowie zum Nachteſſen Käſe und Brot mit Milch. Auf die Pflege des Haupthaares verwenden ſie große Sorgfalt; oftmals habe ich Männer geſehen, denen das künſtlich gepflegte Haar kraus bis zum Gürtel und Frauen, denen es meiſt glatt geſtrichen bis zu den Waden oder Knöcheln hinabreichte.“ Das Zutrinken iſt bei den Tſchechen nicht Sitte; jeder trinkt, ſoviel ihm beliebt, und keiner wird zum Trinken genötigt. Bier wird nur in Städten erzeugt; es gibt verſchiedene Arten dieſes Getränkes; das „Altbier“ iſt ſehr ſtark und dick, daß man faſt Gegenſtände damit zuſammenleimen könnte. Die Städter ſind von den Landbewohnern wenig verſchieden, es ſei denn durch die längere Kleidung oder das Haupthaar, das ſie mit leinenen oder vielfarbigen Seidenbinden auf dem Scheitel „zuſammengeſchopft“ haben oder gekräuſelt niederhängen laſſen. Auch tragen ſie das Haar in dünne Zöpfe geteilt unter den mit Fuchsfell gefütterten Huſſitentalaren; man „kann ſie auch unterſcheiden an den hohen Mützen aus Fuchs-

pelz, mit welchen die ketzerischen Männer, sowie an den bis zur Erde niederhängenden Pelzmänteln, mit welchen ihre Frauen zur Kirche schreiten".

XX. Innere und Kulturzustände in den ungarischen Ländern

1. Der König und der Adel

Auch in dieser Periode wurde die Thronfolge durch kein Gesetz geordnet. Es bestanden immer zwei Parteien, von denen die eine das Erbrecht, und zwar auch in der weiblichen Linie, die andere das Wahlrecht verfocht, und je nach den Umständen verhalf bald die eine, bald die andere Partei ihrer Ansicht zum Siege. Die Ansprüche, die 1463 das Haus Habsburg auf den ungarischen Thron erwarb, wurden 1490 nicht beachtet. Dem König Wladislav, der damals durch Wahl auf den Thron gelangte, folgte sein Sohn Ludwig nach dem Erbrechte.

Die königlichen Einkünfte bestanden auch unter den Jagellonen aus den Goldbergwerken, den Salzgruben, Zöllen, Gerichtssporteln und den Erträgnissen der königlichen Güter. Alle diese Einkünfte waren stark zurückgegangen und doch sollte mit ihnen nicht allein der Hofhalt gedeckt, sondern auch die Gehalte der hohen Kronbeamten gezahlt, die Ausrüstung und Besoldung des königlichen Truppenkontingents bestritten werden. Die Schatzmeister erwiesen sich untreu, einer stahl mehr als der andere. Der Bischof Siegmund Ernst von Fünfkirchen, Schatzmeister unter Wladislav II., wurde wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder zu einer Geldstrafe von 400.000 Dukaten verurteilt, aber er blieb Bischof, nur mußte er die Erklärung abgeben, man hätte ihm eigentlich Vermögen, Amt und Leben nehmen können. Die Unterbeamten waren ihres obersten Vorstandes würdig. Da nicht ausdrücklich festgesetzt war, welche Gegenstände dem Zoll unterworfen seien, konnten die Zollbeamten nach Belieben Zölle erheben, daher gelangte der Schmuggel zur Blüte. Viehhändler entzogen sich auch dadurch dem Zoll, daß sie mit großer Bedeckung die Grenze überschritten und die Zolleinnehmer überwältigten.

Bei der wachsenden Finanznot verpfändete man Steuern, Zölle und andere Einnahmsquellen an Magnaten, entlehnte von den Bischöfen gegen Wucherzinsen Geld, bat Komitate und Städte um Subsidien und Geschenke.

Der oberste Reichsbeamte war der Palatin, der bis auf Siegmund vom König ernannt, dann vom Reichstage gewählt wurde. Sein

Wirkungskreis wurde immer umfangreicher und bedeutender. Unter Matthias wurden auf dem Reichstage von 1485 die Pflichten und Rechte dieses Würdenträgers gesetzlich festgestellt. Wenn beim Erlöschen des königlichen Stammes zur Wahl eines neuen Königs geschritten wird, hat der Palatin die erste Stimme; während des Interregnums leitet er die Regierung. Hinterläßt der König einen unmündigen Thronerben, so ist der Palatin dessen Vormund und ihm haben alle Reichsangehörigen wie dem König selbst zu gehorchen. Er ist der Generalkapitän des Reiches, Vermittler in den Streitigkeiten zwischen König und Adel und in Abwesenheit des Königs Reichsverweser. Er ist immer Richter der Kumanen, die ihm einen jährlichen Gehalt von 3000 Dukaten zahlen müssen, auch untersteht seiner Gerichtsbarkeit ganz Dalmatien, weshalb er die Einkünfte einiger Inseln bezieht.[1])

Unter den letzten Arpaden hatten die Magnaten eine übermächtige Stellung inne, denn sie schalteten in ihren Gebieten wie völlig unabhängige Herren. Unter den Anjous trat Ordnung im Staate ein; die Magnaten traten nicht in Opposition gegen den König, der sie ja begünstigte. Die Anjous beriefen selten Reichstage, sondern trafen ihre Anordnungen lieber nach dem Rate der Prälaten, Magnaten und hohen Würdenträger, die ihnen ergeben waren und einen Staatsrat bildeten. Dafür gewannen die Komitatsversammlungen eine größere Bedeutung. Der Komitatsadel versammelte sich, um die inneren Angelegenheiten des Komitates zu ordnen, Rechtsfälle zu entscheiden, die notwendigen Beamten zu wählen und selbst Staatsangelegenheiten zu besprechen und auf sie Einfluß zu nehmen. Der Palatin war immer Obergespan des Pest-Pilischer, der Erzbischof von Gran der des Graner Komitates. Die übrigen Komitatsvorstände oder Obergespane ernannte der König; der Obergespan pflegte den Vizegespan zu ernennen, aber mit der Zeit wurde es üblich, daß der Komitatsadel den Vizegespan wählte, der nach und nach der erste Beamte des Komitates wurde. Jedes Komitat hatte mehrere Stuhlrichter, die aus dem Adel auf den Komitatsversammlungen gewählt wurden.

Dadurch, daß die Könige aus dem Hause Anjou nach dem Rate der Magnaten regierten, steigerte sich abermals die Macht des hohen Adels; Ludwig vermehrte aber auch dessen Einkommen. Auf dem Reichstage von 1351 erklärte er, wie schon erwähnt wurde, daß er von nun an von den Bauern der Krongüter den Neunten des Getreides und Weines einheben werde, und erlaubte auch den Prälaten und Adeligen, von ihren Untertanen dieselbe Abgabe zu erheben.

[1]) Fessler-Klein, III, 179. — Horvath, I, 331.

Um die Zersplitterung des Besitzes der reichen Adelsgeschlechter zu verhindern, hob Ludwig zu gleicher Zeit bei der Bestätigung der Goldenen Bulle das freie Testierrecht des Adels auf und ordnete an, daß die Güter in Ermangelung direkter Erben an die Geschwister übergehen sollten. Dadurch sollte die Verarmung der adeligen Familien verhindert werden. Dies ist der Ursprung der sogenannten Avitizität, die bis zum Jahre 1848 in Geltung blieb.[1])

Mächtig erstarkte unter Ludwig die Oligarchie; es schmeichelte seiner Eitelkeit, wenn „er in den Magnaten mit ebensoviel kleinen Königen sich umgeben sah".[2]) Der so begünstigte hohe Adel trat schon unter Siegmund wieder in Opposition gegen das Königtum. Der Reichstag von 1397 beschloß, daß der Reichstag alljährlich zusammentreten und auch einige aus den unteren Adeligen berufen werden müßten. Aber Siegmund erkannte die Bedeutung des unter den Anjous wohlhabend gewordenen Bürgertums, das durchwegs deutschen Ursprunges war, und zeigte hierin ein Verständnis für den Gang der historischen Entwicklung. Auf dem Reichstag zu Preßburg 1402 erschienen auch Abgeordnete der königlichen Städte und zum Reichstag, der 1405 in Ofen stattfand, lud er auch Abgeordnete der königlichen Städte, Flecken und freien Ortschaften. Auf diesem Reichstage wurde die Mitwirkung der königlichen Freistädte an der Gesetzgebung beschlossen. Dies und der Umstand, daß sich der hohe Adel, die Magnaten, immer mehr von dem niederen Adel absonderte, bereitete die Scheidung des ungarischen Reichstages in zwei Kammern oder, wie man in Ungarn sagte, in zwei Tafeln vor: in die Magnatentafel, die aus den Prälaten und Reichsbaronen bestand, und in die „Stände", das sind die Abgeordneten des niederen Adels und der Städte.

Matthias, der viele Reichstage berief, hielt den Adel fest im Zaume; er setzte immer seinen Willen durch, ja die Reichstage bewilligten ihm sogar die Steuern auf mehrere Jahre. Unter ihm strebten die Obergespane nach der Erblichkeit ihres Amtes und der König verband die Obergespanschaft des Bacser Komitates mit dem Erzbistum Kalocsa, die des Biharer Komitates mit dem Bistum von Großwardein und ernannte Emmerich Zapolya zum Erbobergespan der Zips.

Unter den schwachen Jagellonen trat die Oligarchie der Magnaten übermächtig auf, so daß das königliche Ansehen in den Staub getreten und das Reich dem Verderben nahegebracht wurde. Die Reichstage waren stürmische Versammlungen; sie faßten zwar mitunter auch heil-

[1]) Vgl. das Urteil bei Fessler-Klein, II, 195. — Horvath, I, 203 f.
[2]) Horvath, I, 223.

same Beschlüsse, aber an die Durchführung derselben dachten die Mitglieder der Reichstage selber nicht. Immer schroffer schied sich der hohe Adel vom niederen Komitatsadel ab; aber jeder Magnat suchte sich unter dem niederen Adel Anhang zu verschaffen, um an der Spitze einer großen Gefolgschaft an Ansehen andere zu überbieten. Zu den Reichsversammlungen erschienen die Magnaten mit einer großen Zahl von Gefolgsleuten; den Zug eröffneten Trompeter, das Gefolge sperrte die Straßen, an üppigen Gelagen war kein Mangel. Doch stand der größte Teil des niederen Adels auf der Seite der Bürger. So entwickelte sich unter den Jagellonen ein buntes Parteigetriebe. Den meisten Anhang fand Stephan Zapolya, ein Sprößling eines alten Magnatenhauses, der seiner Familie die Krone zu erringen hoffte.

2. Das Militärwesen

Unter den Königen aus dem Hause Anjou drang auch in Ungarn das Lehenwesen vollständig durch und damit trat eine Änderung der Heeresverfassung ein. Karl Robert verpflichtete die geistlichen und weltlichen Würdenträger als königliche Vasallen zur Stellung einer nach der Menge ihrer Bauernhöfe festgesetzten Zahl von Bewaffneten, die unter ihrem Banner ausrückten. Ein solches Kontingent hieß Banderium [1]), diese Würdenträger wurden Bannerherren oder Banderialisten genannt. Um die Großen instandzusetzen, Banderien zu stellen, gewährte ihnen der König, wie schon erwähnt wurde, den Neunten vom Grundertrage ihrer Hintersassen.

Auch die königlichen Städte waren zur Heeresfolge verpflichtet oder leisteten dafür eine Kriegssteuer. Die Szekler erhielten eine neue Kriegsverfassung. Die Kumanen wurden ihren alten Gewohnheiten entsprechend im Kriege verwendet. Die mit Bogen und Pfeil Bewaffneten hießen Jazyger (Schützen), die mit der schweren Armbrust auszogen, Ballistarier. Die Anjous verwendeten aber auch Söldner, da die Prälaten und Barone sich nicht für verpflichtet hielten, dem königlichen Banderium über die Grenze zu folgen.

Der Adel suchte sich in Ungarn immer mehr dem kostspieligen Kriegsdienste zu entziehen; vom König erwartete man, daß er mit seinem Banderium und etwa noch mit Zuziehung der Banderien der Prälaten das Reich verteidigen werde. König Matthias Corvinus aber, der für seine Pläne eine starke Waffenmacht nötig hatte, forderte, daß der Adel seinen Verpflichtungen in vollem Umfange nachkäme,

[1]) Von dem ital. bandiera = Banner.

und nahm Söldner auf, wozu ihm die Stände wiederholt unter Aufgebung aller Privilegien eine allgemeine Steuer bewilligen mußten. Seinem unternehmenden Geiste, heißt es bei Meynert[1]), bot sich der Söldner, der keine Heimat kannte und welchem das eine oder das andere Land nur wie ein Lagerplatz erschien, als ein ungleich brauchbareres Werkzeug dar. Dabei war die Zeit dem Söldnerwesen überaus günstig. Das Zunftwesen der Städte, das Handel und Gewerbe für einen kleinen Kreis erbgesessener Bürger und Meister in Anspruch nahm und durch Meilenzwang und andere verbietende Monopole auch das flache Land weithin aussaugte, solchergestalt alles Gemeindeleben ausschloß, schuf eine Menge nahrungsloser, daher unzufriedener und, weil ehrliche Arbeit nicht lohnte oder bisweilen keine zu finden war, auch arbeitentwöhnter und zuletzt arbeitsscheuer Leute, die immer bereit waren, gegen gute Zahlung und mit der Hoffnung auf Beute ihre Haut zu Markte zu tragen.

Die Hussitenkämpfe hatten außerdem viele Leute an ein zügelloses Kriegerleben gewöhnt, das sie natürlich fortsetzen wollten. Diese Leute setzten sich in Oberungarn fest. König Matthias rieb sie bis auf einen kleinen Teil auf, aus welchem er dann seine berühmte „schwarze Schar" schuf. Er hielt diese Söldner fest zusammen; gehorsam folgten sie dem strengen Kriegsherrn, wohin er sie führte, und tapfer schlugen sie seine Schlachten. Des Matthias' Nachfolger, Wladislav, verfügte die Auflösung der Schar, da er sie nicht mehr bezahlen konnte.

Auch der Reiterei wandte Matthias seine Aufmerksamkeit zu. Bestand seine Infanterie größtenteils aus ausländischen Elementen, so konnte er seine neue Reiterei ganz aus dem ungarischen Boden nehmen. Er schuf eine neue, leichte Reiterei, Husaren genannt von dem Worte húsz, das ist zwanzig, weil der zwanzigste Mann ausgehoben wurde. Sie trugen ein leichtes Panzerhemd und auf dem Kopfe eine Drahthaube. Daneben ließ er auch die schwere Kavallerie bestehen, die Helm und Küraß trug.

Der Feuerwaffe hatte man in Ungarn schon vor Matthias Aufmerksamkeit geschenkt; im Jahre 1417 schrieb ein Siebenbürger Sachse, Johann Hasenwein in Hermannstadt, ein Werk über die „Archelei", das ist die Geschützkunde, in welchem er die Behandlung der Geschütze lehrte und durch Abbildungen erläuterte. Matthias erbeutete in den Feldzügen gegen die Türken viele Geschütze, die er dann verwendete, andere ließ er herstellen; die Artilleristen, Bombardiere genannt, wurden größtenteils von den königlichen Freistädten gestellt. Matthias hatte Feld- und Belagerungsgeschütz.

[1]) Meynert, Das Kriegswesen der Ungarn. Wien 1876, S. 81.

Den gewaltigen Anstrengungen, welche Ungarn zur Zeit des Königs Matthias machte, folgte eine Zeit der Erschöpfung. Im Jahre 1492 wurde eine neue Reichsdefensionsordnung vereinbart: Das königliche Banderium hat das Reich zu schützen; genügt es dazu nicht, so sollte ein allgemeines Aufgebot angesagt werden: die Prälaten und Barone sollten ihre Banderien stellen wie zu König Sigismunds Zeiten: ein ganzes Banderium sollte 400, ein halbes 200 Mann betragen. Der übrige begüterte Adel sollte von 20 Porten seiner Bauern einen ausgerüsteten Reiter stellen. Der persönliche Kriegsdienst der Adeligen wurde nicht erwähnt. Und 1498 wurde festgestellt, wer Banderien führen sollte: außer dem König vier hohe Würdenträger, der Woiwode von Siebenbürgen, der Ban von Kroatien, der Szeklergraf und der Temeser Graf, die hiefür vom Könige Sold bezogen; ferner die Bischöfe und einige Äbte, endlich 42 benannte Herren. Alle übrigen geistlichen und weltlichen Herren sollten ihre Miliz der Gespanschaft zuschicken. Immer mehr Adelige suchten sich von der Pflicht, Bewaffnete zu stellen, loszukaufen, selbst die Bannerherren lösten die Kriegslast um kleine Summen ab. Auch wurde in den Massen der Bevölkerung, in den Bauern, die Wehrkraft gebrochen; denn nach dem Bauernaufstande von 1514 durfte kein Bauer mehr Waffen tragen.

Den Ständen von Kroatien-Slawonien mußte der König 1499 schreiben, daß ihre Leute nicht „nach Weiberart in seidenen Kleidern, mit Gold und Edelsteinen und anderen Zieraten behangen erscheinen sollen, sondern nach alter Väter Sitte Kraft und Waffen zeigen, einen Panzer haben sollen; einen Helm, eine Lanze oder einen Bogen mit Köcher und ein Roß".[1])

Die Verteidigungsanstalten waren allenthalben in Verfall, weil man keinen Sold zahlen konnte; die Besatzungen der Grenzfestungen verweigerten den Gehorsam, verlegten sich auf Raub und Plünderung und traten sogar in die Dienste der Türken.

3. Kirchliche Verhältnisse

Das Recht, Bischöfe und Äbte zu ernennen, das die früheren Könige teils dem Papste, teils den Kapiteln und Konventen überlassen hatten, nahm König Karl selbst wieder in Anspruch, auch ließ er die Besitzungen der erledigten Bistümer zum Besten des Staates verwalten. Es kam sogar vor, daß er noch zu Lebzeiten der Bischöfe deren Nachfolger ernannte und sie zur Zahlung von Geldsummen zwang, wenn

[1]) Neustadt, Ungarns Verfall im Beginn des 16. Jahrhunderts. Ung. Revue. 1885, S. 395.

sie sofort bei Beginn der Sedisvakanz ihr Amt antreten wollten. Auch nötigte er die Bischöfe, ihm zu Neujahr Geldgeschenke zu machen. Die Prälaten beschwerten sich zweimal beim Papste Benedikt XII. über das unkanonische Vorgehen des Königs, aber der Papst schritt gegen diesen nicht ein, da er von ihm die Erlaubnis erhalten hatte, auf einige Zeit von den Kirchengütern eine Steuer zu erheben. Bonifazius VIII. fing an, in Ungarn die Annaten zu erheben, das heißt die Einkünfte des ersten Jahres. Die Päpste verschafften sich genaue Kunde von dem Ertrage der einzelnen Pfründen und verlangten von jeder, die jährlich über sechs Mark Silber einbrachte, die Hälfte eines jährlichen Einkommens. Als Beitrag zum Kampfe gegen die Ungläubigen forderten die Päpste den Zehent von allen geistlichen Gütern. Als Benedikt XII. einen Palast in Avignon baute, mußte auch die ungarische Geistlichkeit einen Teil der Kosten decken. Karl sah streng darauf, daß die päpstlichen Geldsammler befriedigt wurden. Die Bischöfe verstanden es, die Summen, die sie nach Avignon schicken mußten, wieder hereinzubringen. Karl klagte 1328 beim Papste über die Härte, mit der einige Prälaten den Zehent von neubekehrten Kumanen, Walachen und Slawen eintrieben, „wodurch diese neuen Kirchengenossen, solcher Bedrückung ungewohnt, in den Wahn verfielen, man hätte ihr Seelenheil nur zum Vorwand genommen, um sich ihrer zeitlichen Habe desto freier bemächtigen zu können".[1])

Ludwig war der Kirche sehr ergeben. Er vermehrte die Besitzungen der Bistümer und Klöster und wandte seine Aufmerksamkeit besonders dem Orden der Pauliner-Einsiedler zu. Als der Templerorden aufgehoben wurde, übergab er das Hauptpriorat Drana in Dalmatien den Johannitern. Der erste Johanniterprior in Drana, Fra Moriale, schändete seine geistliche Würde durch Räubereien in Italien und wurde auf Befehl des Cola di Rienzo hingerichtet.

Siegmund ließ erledigte Bistümer längere Zeit unbesetzt, um ihre Einkünfte zu beziehen, und erhob von der hohen Geistlichkeit einen Teil des Zehents. Das päpstliche Ansehen und die Ehrfurcht vor dem Klerus schwand dahin und weltliche Große rissen geistliche Güter an sich. Durch solche Räubereien verarmte das Erzbistum Kalocsa so, daß es lange Zeit kein ungarischer Prälat annehmen wollte. Die hohen geistlichen Würdenträger entfremdeten sich der niederen Geistlichkeit und dem Volke durch Stolz und Habsucht, so daß sich die Patarener behaupteten und das Hussitentum Eingang fand.

---

[1]) Fessler-Klein, II, 1889. — S. die Rechnungen der Geldeinheber in den Monumenta Vaticana historiam r. Hungariae illustrantia. I. Serie, I, Budapest 1887 (1281—1375).

Als Papst Bonifazius IX. den Aufstand unterstützte, der sich 1403 gegen Siegmund erhob, erließ dieser im folgenden Jahre das Gesetz, daß die Besetzung aller kirchlichen Ämter dem König zustehen solle, daß niemand eine Zahlung an die päpstliche Kammer leisten, eine Pfründe vom Papste annehmen und Bullen empfangen, veröffentlichen oder vollziehen dürfe. Dieses Gesetz wurde 1442 erneuert.

Unter Matthias, der an dem Rechte, Kirchenämter zu verleihen, festhielt, gewannen die Prälaten außerordentlich an Macht und Ansehen. Er liebte es, Personen dunkler Herkunft und Ausländern hohe Würden zu verleihen, um an ihnen gefügige Werkzeuge zu haben. Seinem Günstling Johann Pruiß verlieh er 1476 das Bistum Großwardein, obgleich er noch nicht zum Priester geweiht war, und 1482 überließ er ihm auch die Verwaltung des Bistums Olmütz; daher hatte dieser weltliche Bischof so große Einkünfte, daß er sogar Fürsten an Aufwand übertraf. Dieser Mann, der die Verhältnisse genau kannte, gab 1490 dem König Wladislav vor seiner Krönung den Rat, daran festzuhalten, daß er den ungarischen Edelmann niemals durch Milde, sondern stets nur durch eiserne Strenge fügsam machen und im Gehorsam erhalten könne. So drängten sich die Prälaten in alle hohen Staatsämter ein, aber ihre sittliche Haltung ließ mitunter viel zu wünschen übrig. Man kennt Bischöfe, die dem König Wladislav nur gegen Wucherzinsen Darlehen gaben. Der Kanzler Bakacs hatte eine Menge Pfründen zusammengerafft; als er starb, war er im Besitze eines Erzbistums, eines Bistums und von 25 Pfarreien. Sein Einkommen belief sich auf 400.000 Dukaten von den Liegenschaften und 85.000 Dukaten von den Pfründen. Reiche Prälaten ließen sich Diäten für den Besuch des Reichstages zahlen, trotz der Finanznot des Reiches oft hohe Summen. Es gab Bischöfe, welche die Livree ihrer Dienerschaft mit dem Gelde bezahlten, daß sie aus dem königlichen Schatze erhielten.

Diese Prälaten waren eben ihrem Berufe fast ganz entfremdet. „Bei öffentlichen Aufzügen", heißt es bei Fessler-Klein[1]), „ritten sie einher, von Haufen in Gold und Silber prangender Reisigen begleitet; ihre Wohnungen waren Sitze der Üppigkeit. Was sie von ihren Schätzen auf solche Weise nicht verbrauchten, verwendeten sie, um für ihre Kirchen, noch häufiger für ihre Nepoten Landgüter zu erwerben." Schon der Reichstag von 1498 ordnete deshalb an, daß der König keine Prälaten zum Obergespan ernennen solle, daß kirchliche Personen nicht mehr als eine Pfründe innehaben, daß Bischöfe weltliche Rechtshändel nicht vor ihr Gericht ziehen, daß sie in Zehentstreiten über niemand

[1]) III, 383; dazu Neustadt, Ungarns Verfall usw. Ungar. Revue. 1885.

Kirchenbann und Interdikt aussprechen, den Zehent nicht in Geld fordern dürfen. Derselbe Reichstag beschloß auch Gesetze, durch welche die weitere Erwerbung von Gütern durch die Kirche verhindert werden sollte. Aber diese Beschlüsse kamen nicht zur Ausführung und so blieb alles beim Alten.

Der wachsende Reichtum der Kirche und der Zwiespalt in der katholischen Kirche waren der Ausbreitung von Häresien sehr günstig. In den südslawischen Ländern gab es noch immer Patarener; um 1330 verbreiteten sich im Westen Ungarns gegenkirchliche Lehren und in den Diözesen Gran und Raab war die Inquisition tätig, ohne daß man versucht hätte, die Ursachen der Verbreitung dieser Lehren zu erforschen. Daß die Geißlerbewegung 1349 auch Ungarn ergriff, ist schon angedeutet worden. Sie verlief hier wie anderwärts. Die Geißler wollten weder vom Papsttum noch von den Mönchsorden etwas wissen und glaubten durch strenge Bußübungen die Zustände in der Kirche zu verbessern. „Am Rock hing die Geißel mit vier eisernen Stacheln; paarweise, mit brennenden Lichtern in der Hand folgten die Geißler unter Anführung ihres Oberhauptes prächtigen Fahnen und wurden in Städten und Dörfern mit Glockengeläute empfangen. Dort angekommen, schlossen sie einen Kreis, entblößten den Oberkörper, warfen sich in Kreuzesform zur Erde und erhoben sich wieder; darauf stellten sich drei Brüder mitten in den Kreis, stimmten einen Gesang an und die Geißelung begann. Wenn sie damit fertig waren, wurde der himmlische Brief vorgelesen, den Engel in einer Kirche zu Jerusalem niedergelegt hatten und der kundtat, daß Christus, über die Sünden der Menschen ergrimmt, die Vertilgung des Menschengeschlechtes beschlossen, aber, von der heiligen Mutter und den Engeln um Erbarmen angefleht, jedem Sterblichen, der aus dem Vaterlande wandern und sich 34 Tage hindurch geißeln würde, Gnade zugesichert habe." [1])

Die Sekte der Waldenser tauchte immer wieder auf. Im Jänner 1401 wurde in der Pfarrkirche zu Ödenburg ein Inquisitionsurteil gegen eine Anzahl Waldenser verkündigt; die Inquisitoren verlangten sogar, daß die Gräber der verstorbenen Ketzer geöffnet und ihre Überreste auf dem Scheiterhaufen verbrannt würden. Die Häuser, in denen ihre religiösen Zusammenkünfte stattgefunden hatten, sollten zerstört und nie wieder aufgebaut werden. Auch in Ungarn gelang es nicht, das Waldensertum auszurotten; nachher verbreiteten sich dort auch hussitische Lehren, gegen welche bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts Inquisitoren entsandt wurden. [2])

[1]) Fessler-Klein, II, 215.

[2]) Haupt, Waldensertum und Inquisition. Quiddes Zeitschrift. III.

Ein solcher Inquisitor, vom Papste ernannt, war Siegmunds Beichtvater, der Minorit Jakob Picenus de Marchia, der alle Diözesen durchzog, die neuen Lehren auszurotten und die gesunkene Kirchenzucht zu verbessern. Den Bischöfen gefiel dies nicht und der Bischof von Fünfkirchen ließ durch seinen Archidiakon den vom Papste aufgestellten Inquisitor exkommunizieren und aus seiner Diözese vertreiben. Aber Kaiser und Papst nahmen sich des Verfolgten an, der nachher in der Fünfkirchener Diözese und in Siebenbürgen mit großer Strenge vorging. Trotzdem scheint sein Erfolg nicht groß gewesen zu sein.

Aus den Balkanländern kamen immer mehr Anhänger der griechischen Kirche, Walachen und Serben, nach Ungarn. Ein Teil derselben vereinigte sich mit der katholischen Kirche, die ihnen unter anderem das Abendmahl unter beiden Gestalten und die Priesterehe zugestand. Die sich nicht mit den Katholiken vereinigten, also die nicht unierten Griechen oder die Orthodoxen, wurden in der Ausübung ihrer Religion nicht gehindert und konnten auch ihr Kirchenwesen nach Gutdünken einrichten.

Übrigens erhielt Ungarn zur Zeit Siegmunds auch noch heidnische Bewohner, die Zigeuner. Sie kamen von Osten her, aber ihre Heimat kannte man nicht. Gelbbraun von Farbe, fremdartig von Aussehen, heidnischen Glaubens, in zerlumpten Kleidern, erweckten sie weniger Mitleid als Abscheu; sie bettelten, stahlen und betrogen, obgleich ihre Anführer reich an Edelsteinen und Gold waren. Geschickt zu allerlei Handwerken und Künsten, zeigten sie doch keine Lust zu anstrengender Tätigkeit.

Wahrscheinlich stammten sie ursprünglich aus Indien[1]), von wo sie in unbekannter Zeit westwärts auszogen; ein Teil kam nach Afrika, ein anderer über den Bosporus nach Europa. Die Balkanhalbinsel ist die europäische Urheimat aller Zigeunergruppen, die in Europa zerstreut sind. Um 1415 rückten die ersten Scharen in Siebenbürgen und Ungarn ein, 1416 zeigten sie sich in Mähren und Böhmen, und im Jahre 1417 finden wir sie schon an der Nord- und Ostsee. Ihre Führer wiesen Schutzbriefe des Königs Siegmund vor und behaupteten, aus Ägypten zu kommen. In Italien und Frankreich duldete man diese Leute nicht, aber in Ungarn erfreuten sie sich bald besonderer Vorrechte. Sie gaben sich gelegentlich mit Schmiedearbeiten ab, und König Wladislav II. verlieh 1496 dem Thomas Polgar, Woiwoden einer aus 25 Zelten bestehenden Zigeunertruppe, einen Freibrief, damit niemand ihn und seine Leute in ihrem Treiben beeinträchtige, da sie

[1]) Wislocki, Vom wandernden Zigeunervolke. Hamburg 1890.

für den Bischof von Fünfkirchen Kriegsgeräte verfertigten. Die Beherrscher Ungarns und später die Siebenbürgens ernannten ungarische Edelleute zu ihren Oberwoiwoden und überließen ihnen die Gerichtsbarkeit über diese Leute, die ihnen dafür eine Art Steuer entrichten mußten.

4. Der Bauernstand[1])

Je mächtiger der Großgrundbesitz ward, desto trauriger gestaltete sich die Lage des Bauernstandes. In Ungarn waren selbst einflußreiche Könige, wie Ludwig I. und Matthias, nicht imstande, den Bauernstand vor der Leibeigenschaft zu bewahren. Die freien Bauern waren ganz geschwunden, sie waren zinspflichtige Nutznießer ihres Grundes geworden, der dem Staat, dem Adel oder der Kirche gehörte. Nach und nach wurden die Bauern der öffentlichen Gerichtsbarkeit entzogen und der Gerichtsbarkeit ihrer Herren unterworfen, wodurch sich die Patrimonialgerichtsbarkeit entwickelte. In den Zeiten der Anarchie wurden auch Versuche gemacht, die Untertanen an die Scholle zu binden und leibeigen zu machen. Doch gab ihnen ein Gesetz Karls das Recht, ihre Grundherren ohne Entschädigung zu verlassen und sich auf dem Grunde eines anderen anzusiedeln. Diese Freizügigkeit sicherte den Bauer zwar vor der Leibeigenschaft, aber nicht vor Untertänigkeit und Bedrückungen und erlaubte ihm nicht, ein freies Grundeigentum zu erwerben. Ludwig bürdete dem Bauernstande neue Lasten auf. Bisher hatten die Adeligen der Besteuerung ihrer in den Händen von Untertanen befindlichen Güter widerstrebt; im Jahre 1342 aber wurde jede Untertansession für immer mit 18 Pfennigen besteuert und im Jahre 1351 wurde beschlossen, daß von jetzt an die Untertanen des Königs, der Königin, der Adeligen und der Geistlichen ihren Herren alljährlich den Neunten vom Getreide und vom Weine abzuliefern hätten. Es wird hiebei besonders hervorgehoben, daß die Geistlichen zuerst den Zehnten und nachher den Neunten nehmen könnten. Der König drohte sogar, daß er auf den Gütern solcher Gutsbesitzer, die ihren Untertanen diese Abgaben nicht abnehmen würden, diese für sich einfordern würde. Diese Abgabe, so wird hinzugefügt, wurde eingeführt zur Vermehrung des Ansehens des Königs, dem die Adeligen um so getreuer dienen würden.[2])

[1]) Schwicker, Die Bauernbefreiung in Ungarn im Jahre 1848. Österr.-ungar. Revue. 24. Band.

[2]) Fejer, IX, 2, S. 41: Prelati et viri ecclesiastici jobagiones habentes primo decimas et post hec similiter nonam partem omnium frugum suarum et vinorum ipsorum exigant, et si qui in exaccione predicta secus fecerint, nos in talium rebellium et presentem statucionem alter-

Den Untertanen wurde die Freizügigkeit öfter durch Gesetze zugesichert. Diese bestimmten: Wenn der Untertan seinem Grundherrn sein Vorhaben, abzuziehen, gemeldet hatte, konnte er nach zwölf Tagen den Grund verlassen; wer ihn zurückhielt, fiel in eine Strafe von drei Mark, die der Obergespan sogleich einzutreiben verpflichtet war. Der Untertan, der heimlich und ohne Erlaubnis seines Herrn seinen Grund verließ, mußte durch die Komitatsbehörde zurückgebracht werden und wurde um drei Mark gestraft.

Königin Maria dehnte den Neunten auch auf die Hörigen des Bischofs und der Domherren von Siebenbürgen aus. Als der Bischof Georg Lepes von seinen Untertanen gar den dreijährigen Neunten auf einmal verlangte, erhoben sich im Sommer 1437 die Bauern, Magyaren und Walachen (Rumänen) und verübten Gewalttaten an Edelleuten und Geistlichen. Der Adel zog unter Anführung des Woiwoden gegen sie, richtete aber nichts aus und mußte mit den Bauern einen Vertrag vereinbaren. Der Neunte vom Getreide und Wein sollte aufhören, der Bauer über sein Vermögen frei verfügen, der Grundherr bei jedem Erbfall nur ein dreijähriges Rind beanspruchen können. Die Untertanen sollten jährlich von jedem Hausgrunde zehn Denare, an den drei hohen Festen die gewöhnlichen Gaben, einen Kübel Hafer, zwei Kuchen und eine Henne, reichen, einen Tag mähen oder ernten und bei Mühlenbauten helfen. In strittigen Fällen sollten Abgeordnete des Adels und der Bauern zusammentreten und nach Gerechtigkeit entscheiden, Abgeordnete der Ortschaften aber alljährlich auf dem Berge Babolna zusammenkommen, um zu berichten, ob ihre Herren den Vertrag gehalten hätten.

Adel und Geistlichkeit weigerten sich, diese Vertragspunkte, durch die sie geschädigt worden wären, anzunehmen; daher nahm der Aufstand seinen Fortgang und griff auch nach Ungarn hinüber. Da schlossen die siebenbürgischen Nationen (Ungarn, Szekler und Deutsche) die Union von Kapolna, von der noch die Rede sein wird. Aber auch die Unierten konnten die Bauern nicht überwältigen und schlossen mit ihnen einen Vertrag, in dem die früheren Bedingungen in einigen Punkten abgeändert wurden: die Bauern erkannten die Gerichtsbarkeit der Grundherren und die Pflicht an, unter dem Woiwoden Kriegsdienste zu leisten. Der Teil der Bauern, der sich auch jetzt nicht unterwarf, wurde endlich von dem Adel niedergeworfen. Hierauf gestaltete sich die Lage der Bauern abermals schlimm.

---

nancium possessionibus pro usu nostro ipsam nonam partem ipsarum frugum et vini exigi faciemus sine diminucione et relaxacione aliquali, ut per hoc honor noster augeatur, et ipsi regnicole nostri nobis fidelius possint famulari.

In Kroatien-Slawonien bestand schon seit alter Zeit die Leibeigenschaft.

König Matthias suchte den Bauernstand vor der Willkür der Gutsherren zu schützen, aber vergebens. Unter den Jagellonen wurde natürlich die Lage der Bauern noch drückender. Mit den Gutsherren wetteiferte der Pfarrer in der Bedrückung des Landmannes. Man hat berechnet, daß der Bauer zwei Drittel des Ertrages seiner Wirtschaft an Abgaben aller Art wegzugeben hatte und nur ein Drittel für sich behalten konnte. Außerdem war ihm die Jagd und der Vogelfang verboten. „Aber in der Not kehrten sich die Bauern nicht daran. Manche waren so herabgekommen, daß sie nichts mehr zum Leben hatten, kein Brot für den Unterhalt, keinen Rock zur Bekleidung. Der Hunger trieb sie dem Räuberleben in die Arme. Ward man ihrer habhaft, dann wurde an ihnen Lynchjustiz ausgeübt. Sie fanden am Galgen ihr Ende. Andere, die davor zurückschreckten, verließen, wenn sie gar zu sehr ausgehungert waren, freiwillig Haus und Hof, um sich einen besseren Herrn zu suchen. Besonders gern flüchteten sie sich auf das Territorium der königlichen Freistädte; dort nahm sich der König ihrer an. Aber sein Schutz erwies sich zu schwach. Denn der Adel holte die Bauern, die dort Zuflucht gesucht hatten, wieder zurück. Der König ermannte sich und verbot ihm, diejenigen zurückzunehmen, die schon zehn Jahre auf königlichem Grund und Boden ansässig waren, eine ganz unwirksame Verordnung.“ [1])

Die Zahl derer, die Mitleid mit den Bauern hatten und sie nicht über Gebühr belasteten, war gering. Zu ihr gehört der Markgraf Georg von Brandenburg, der bekanntlich durch die Heirat mit der Witwe des Herzogs Johann Corvinus der größte Gutsbesitzer in Ungarn geworden war. Der Aufstand von 1514 war die natürliche Folge der traurigen Lage der untertänigen Landbevölkerung.

Aber diese Erhebung brachte dem Bauer keine Erleichterung; vielmehr wurde er wieder dem Grundherrn unterworfen, so daß er Fronarbeiten in erhöhtem Maße (einen Tag in der Woche) verrichten, hohe Abgaben leisten mußte und an die Scholle gebunden wurde; denn die Freizügigkeit wurde für abgeschafft erklärt. Ein entwichener Bauer mußte von dem Gutsbesitzer, zu dem er geflohen war, dem früheren Besitzer zurückgegeben werden. Kein Sprößling einer Bauernfamilie durfte, zum ewigen Andenken an den Aufstand, wenn er Geistlicher ward, zum Bischof erhoben werden. Der Bauernstand wurde vollständig

[1]) Neustadt, Ungarns Verfall usw. Ungar. Revue. 1885, S. 340.

entwaffnet. Dem Bauern, heißt es im Gesetze, der eine Büchse hat, wird die rechte Hand abgehauen.[1])

5. Die Deutschen

Im Laufe des 15. Jahrhunderts schlossen sich die Sachsengebiete Siebenbürgens, der Königsboden oder Hermannstädter Gau (auch die sieben Stühle), die zwei Stühle (Mediasch und Schelk), das Burzen- und das Nösnerland, enge aneinander.

Auch die Anjous und die folgenden Könige wußten die Sachsen zu schätzen und nur selten geschah es, daß sie sich Eingriffe in ihre freiheitlichen Einrichtungen erlaubten. An der Spitze jeder Gemeinde stand ein von dieser gewählter Richter, der mit Schöffen Recht sprach; eine Anzahl von Gemeinden bildete einen Stuhl, an dessen Spitze ein vom König ernannter Graf stand, doch erscheinen neben ihm auch Bürgermeister und Stuhlrichter. Die Stühle bilden zusammen einen Gau mit dem vom König ernannten Königsgrafen an der Spitze. Im Burzenlande gab es zwei Gaugrafen: einen vom König ernannten, der gewöhnlich der Szeklergraf war, und einen zweiten, den die Gaugenossen wählten. Beide, der Königsgraf und der Volksgraf, entschieden gemeinsam in schweren Rechtsfällen. Zum Königsgrafen über den Nösnergau wurde gewöhnlich auch der Szeklergraf ernannt.

Auch bei den Siebenbürger Sachsen ist das Bestreben einzelner bemerkbar, sich über die Volksgenossen zu erheben und als adelig angesehen zu werden oder das Richter- und Grafenamt, zu dem man durch Volkswahl oder Ernennung durch den König gelangte, erblich zu machen. Im Jahre 1452 ernannte König Ladislaus den früheren Reichsverweser Hunyadi zum Erbgrafen des Bistritzer Gaues, was wider das Recht war. Nach Hunyadis Tode verlieh sein Sohn König Matthias die Erbgrafenwürde seinem Oheim Szilagyi, der die Bürger mit Willkür und Grausamkeit behandelte und die Stadt Bistritz eroberte und verbrannte. Endlich hob Matthias die Erbgrafenwürde wieder auf.

König Ludwig bestätigte 1366 den „sieben Stühlen" den Andreanischen Freiheitsbrief und gewährte den Bistritzern die Rechte und Freiheiten, welche die „sieben Stühle" hatten; von dem Urteilsspruche der Richter der Gemeinden, die in wichtigen Fällen in Gemeinschaft mit dem Königsrichter Recht sprachen, sollte die Berufung an

[1]) Die Gesetze bei Katona, XVIII, 729ff. Diese 71 Gesetzesartikel sind „fast ausnahmslos eine fortlaufende Reihe von Racheakten des siegreichen Adels, der Partei des ehrgeizigen Woiwoden Johann Zapolya".

den Hermannſtädter Gau als Oberhof gehen. Unter König Siegmund kamen alle bedeutenden ſächſiſchen Anſiedlungen in den Beſitz der Rechte der „ſieben Stühle“, ſo daß das gleiche Recht alle zu einem Gemeinweſen vereinigte, deſſen Mittelpunkt und Oberhof der Hermannſtädter Gau war. Dieſer König verzichtete auch auf das Recht, die Königsgrafen in den Stühlen zu ernennen, und hob die Erblichkeit des Amtes, wo ſie beſtand, auf. Im Jahre 1475 forderte König Matthias von allen Sachſen der ſieben und zwei Stühle, des Burzenlandes und des Nösnergaues eine gemeinſchaftliche Steuer und die Einladungsſchreiben zu den Reichstagen ergingen unter den Jagellonen an die „Geſamtheit der Sachſen“. Als „Nationsgraf“ erſcheint jedoch der Hermannſtädter Graf erſt unter den ſiebenbürgiſchen Fürſten.

Zu gleicher Zeit traten aber auch die drei Nationen Siebenbürgens, die ohne nähere Verbindung nebeneinander beſtanden, in eine Einigung zuſammen. In der Not, die im Jahre 1437 durch den Aufſtand der ungariſchen und walachiſchen Hörigen gegen den Biſchof von Siebenbürgen und den Adel hervorgerufen wurde, ſchloß der Adel mit den Sachſen und den Szeklern zu Kapolna eine Union.[1]) Die Verbündeten ſchwuren, alle Feindſchaft der früheren Zeit zu vergeſſen und einander in der Gefahr beizuſtehen. Auch von äußeren Feinden hatte Siebenbürgen zu leiden. Seit vielen Jahren ſchon machten die Türken Einfälle in das Land, um es zu plündern. Die Sachſen ummauerten ihre Kirchen, befeſtigten ihre Städte ſtärker und bluteten in zahlreichen Kämpfen für das ganze Reich. Die Burzenländer Sachſen gelangten in den Beſitz der Törzburg, die den Eingang in das Land verteidigte, und den Sachſen des Hermannſtädter Gaues übergab König Ladislaus 1453 den roten Turm am nördlichen Ende des „Roten Turm-Paſſes“ ſowie die Lauterburg in dieſem Paſſe mit ausgedehnten Ländereien und mit dem Auftrage, dieſe Landespforte zu hüten. Im Jahre 1459 erneuten die drei Nationen ihre Union; ſie klagten: „durch die ſich immer häufiger wiederholenden Einfälle der wilden Türken, durch mannigfache greuliche Verwüſtungen, durch Fortführung der Eltern, Kinder, Gatten, Brüder und Verwandten in ewige Gefangenſchaft, aber auch durch inneren Streit ſei das Land an den Rand des Verderbens gebracht“. Diesmal war das Bündnis aber auch gegen den König gerichtet, denn die drei Nationen verſprachen einander, darauf zu ſehen, daß ſie in allen ihren Rechten, Freiheiten und Privilegien

[1]) Teutſch, Die Unionen der drei ſtändiſchen Nationen Siebenbürgens. Archiv d. V. f. ſiebenbürgiſche Landeskunde. N. F. XII.

erhalten blieben. In dieser Union liegt der Beginn eines abgesonderten siebenbürgischen Staatslebens.

Aber trotz der Union dauerten die Streitigkeiten der Nationen untereinander fort. Dazu kam die große Rechtsunsicherheit, die unter den Jagellonen einriß. König Wladislav sagte selbst einmal: Die Verbrechen mehren sich ins Ungeheuere, weil sie immer ungestraft bleiben. „Wer in der Mitte eines der drei Völker ein Verbrechen begangen hatte, der floh auf des Nachbars Gebiet, und gehörte das einem Adeligen, so hemmte dieser die Verfolgung." Besonders zahlreich waren die Klagen gegen die Walachen; denn seitdem die Türken ihre Herrschaft auf der Balkanhalbinsel begründeten, flohen immer mehr Walachen aus den südlich von der Donau gelegenen Ländern in die Walachei und teilweise von dieser weiter nordwärts, erfüllten die Moldau und drängten sich in Siebenbürgen ein, eine verachtete und rechtlose Masse. „Sie raubten und trieben die Herden auf fremdes Gebiet, verwüsteten dort die Wälder, dafür erschlug sie der Eigentümer, wenn er sie ertappte. Um die Rechtsunsicherheit, deren Ursache darin lag, daß die Übeltäter, wenn sie auf den Grund eines anderen Volkes flohen, straflos ausgingen und daß eine Nation die Urteile der anderen nicht achtete, ein Ende zu machen, beschlossen die drei Nationen 1506 auf einem Landtage zu Schäßburg, einen obersten Gerichtshof zu schaffen, der über Gewaltakte zu urteilen hätte, die von einer Nation der anderen zugefügt würden. Aber dieser schöne Plan kam nicht zur Ausführung.

Die Anjous, die aus dem städtereichen Italien nach Ungarn gekommen waren, wußten die Bedeutung des schaffenden Bürgertums zu schätzen; sie waren den Städten gewogen und schützten und erweiterten deren Rechte.

Im Jahre 1370 stellten die 24 Städte des deutschen Ansiedlergrundes, der Zips genannt wurde, ihr Recht als Landrecht in der „Willkür der Sachsen in dem Zips" zusammen. Seit alten Zeiten, heißt es darin, steht fest, daß „uns Zipser kein Mann oder niemand umb keinerlei Sach zu Hofe hat zu laden, sonder er soll ein Recht suchen vor des Königs Grafen, der Burggraf ist in dem Zips, und vor dem Landgrafen und vor den Richtern und vor den Ältesten, die zu dem Rechten geschworen haben, einem izlichen Manne eines Rechtes Recht zu tun nach unserem Landrecht". Die 73 Artikel dieses Landrechtes enthalten Ehe-, Erb- und Strafrecht.

Die Einheit des Zipser Landes wurde durch König Siegmund dadurch zerrissen, daß er 1413 dreizehn Orte an Polen verpfändete.

Seitdem gab es einen Zipſer Grafen zu Leutſchau für die elf Orte der ungariſchen Krone und einen Grafen mit wechſelndem Sitze für die verpfändeten Orte; beide Grafen richteten ſich nach der Zipſer Willkür.

Auch König Siegmund war, wie wir ſchon wiſſen, den Deutſchen geneigt. Unter ihm wurde auf Grund von Urteilen, Gewohnheiten und Privilegien das Rechtsbuch von Ofen zuſammengeſtellt, ein Werk von nicht gewöhnlicher Bedeutung.[1]) Die 441 Artikel des Buches betreffen das Gewerbeweſen, den Verkehr, die Polizei, das Strafverfahren, die Erbſchafts- und andere Privatangelegenheiten und beweiſen, daß die deutſchen Ofner alle ihre Angelegenheiten vollkommen autonom ordneten. Und ſie erhielten ihre Rechte mit zäher Kraft und kluger Mäßigung mitten unter den Anfechtungen und Gewalttätigkeiten einer ſelbſtſüchtigen Adelsklaſſe, die weder für fremdes Recht noch für das Gemeinwohl Sinn hatte.

Die Ofner zahlten dem König jährlich 4000 Gulden in Gold; ferner waren ſie verpflichtet, dem König zu geben „ein und zwainzig Mark verarbaittes Silber zu Kandel und Flaſchen oder ander Silbergeſchirr, und des ſullen ſein zwayn Teil weis und der dritte vergolt; (dies) dem Kunig, und auch deſſelben gleichen der Kunigin zugehört".[2]) Vierundzwanzig ehrbare Bürger, von denen zwei Drittel Deutſche und ein Drittel Ungarn ſind, ſchreiben jedem Bürger die Stadtſteuer (Loſung) vor; zweiunddreißig Bürger (die Loſunger) heben das Geld ein und liefern es dem Richter und den Ratsherren ab. Von dieſem Gelde wird die feſtgeſetzte Summe an den Hof abgeliefert, den Reſt „ſoll man in der Stadt nutz legen mit Wiſſen und Gehaiſſen des Richters und des Rats".

Zum Stadtrichter darf nur ein Bürger gewählt werden, der „von deutſcher Art iſt von allem ſeinen Geſchlecht". Die Deutſchen wählen zehn, die Ungarn zwei Bürger zu Ratsherren. Richter und Rat wählen den Pfarrer, „ob Gott mit dem Tod oder anders der Kirchen aufſagt", und den Stadtſchreiber. Der Stadtrichter wählt einen der deutſchen Räte zum Geldrichter; „derſelbig mag und ſoll richten alle Geldſchuld untz auf vierzig rote Gulden". Aus jedem Handwerk wurden zwei der

[1]) A. Michnay und P. Lichner, Ofner Stadtrecht von 1244—1421. Preßburg 1845. Darin ſind auch die früher erwähnte Zipſer Willkür und viele andere Urkunden enthalten.

[2]) Die Stadt Preßburg (deren Name früher Poſſen, Boſan, Brezesburg lautete) war verpflichtet, zu Neujahr zu geben: Dem König zwei Stück Tuch von Löwen und einen vergoldeten Becher von dritthalb Mark Silber Ofner Gewichtes; der Königin ein Stück Tuch und einen vergoldeten Becher, dem königlichen Hofmeiſter einen Sattel, einen Zaum und ein Stück feiner Leinwand oder für alles 800 Pfennige, dem Tavernikus ebenſoviel, dem Obergeſpan einen Stuhl (Sattel?) und einen Zaum u. dgl.

tüchtigſten Männer dem Stadtrichter namhaft gemacht. „Wenn der Richter der Handwerker bedarf zu der Stadt Notturft, daß er wiſſe, die zu beſenden" (einzuberufen). Die Art und Weiſe der verſchiedenen Wahlen, die Eide, der Lohn des Stadtſchreibers wird ebenſo umſtändlich vorgeſchrieben wie die Benützung des Stadtbuches. „Wenn man darin ſchreiben will, ſoll der Richter darzu geben zwen oder drey geſchworen Ratherren; die ſullen bey dem Einſchreiben ſein."

In der Stadt Ofen hat nur der Stadtrichter zu richten, Majeſtätsverbrechen ausgenommen. In gewiſſen Fällen konnte der Verurteilte an den Tavernikus (den Tarnakmeiſter) berufen.

Ofen beſaß das Stapelrecht, das auch anderen Städten, wie Raab, Kaſchau, Hermannſtadt, Preßburg, Ödenburg u. a., verliehen wurde. Jedes Handelsgeſchäft mußte mit Hilfe der „Unterkeufel" abgeſchloſſen werden. Das Stadtrecht enthält auch die Rechte aller Handwerker, „Rechte", die oft Einſchränkungen der Geſchäftstätigkeit genannt werden können. So durften nur neun Fragnerinnen Obſt verkaufen, ſechs davon mußten Deutſche, drei Ungarinnen ſein. Sie „ſüllen mügen verkauffen dieſe nachgeſchrieben Ding: Öpfel, Pyeren, Cherſchen, Weichſel, Erdper, grüne Arbais, Pan (Bohnen) und Ziſeren (Erbſen), Pfeden (Melonen) und Erdöpfel (Gurken), Kürbis und grüen Mandelkeren, Krihen (Vogelkirſchen), Pfläumen und Slehen, Perſach, gruen Nuß und allerlay gruen Obs; ſunder Weinper ſüllen ſie nicht verkauffen. Sie mugen auch Winterzeit Krambitper und allerlay dür Obs fayll haben".

Alle Städte Ungarns ſtanden im Zuſammenhang mit Deutſchland, inſofern beiſpielsweiſe die Zipſer Sachſen Rechtsbelehrungen in Magdeburg oder Breslau einholten. Dieſer Zuſammenhang blieb auch in Ungarn noch lange aufrecht, obgleich unter Siegmund im Jahre 1405 durch ein Reichsgeſetz jede Rechtsberufung an das Ausland verboten wurde. Nach Siegmund ſchlugen die Bürgerkriege den oberungariſchen Städten ſchwere Wunden, Matthias nahm ihre finanziellen Kräfte ſtark in Anſpruch und unter der polniſchen Dynaſtie, welche die Unordnung einreißen ließ, war das Bürgertum der Habſucht der jeder freiheitlichen Entwicklung abholden Magnaten ausgeliefert.

Handwerke und Handel wurden hauptſächlich von den Deutſchen betrieben.[1])

[1]) P. Ransani epitome rer. hungar. (R. hung. fontes domestici, IV, 144) ſagt in der Beſchreibung Ungarns: Opifices, hoc est, qui dant operam mechanicis artibus, si et multitudinem incolarum et regionis consideres amplitudinem, perpaucos inveneris . . Ceterum qui sunt, qui aut mercatura, aut artium quas dixi usu vivunt, eorum plerique germanici sunt non ungarici generis homines. Und faſt ebenſo Giuſtinian im Jahre 1503: E tra Hongari non he arte niuna, ma tutti, chi fa le arte, sonno forestieri et Hongari sonno aspri homeni. La-Saxonia sonno merchadanti.

Die Pracht der Hofhaltung der Könige Karl und Ludwig und der Luxus, den infolgedessen auch der Adel entfaltete, waren dem Aufschwunge des Gewerbefleißes sehr dienlich. Hermannstadt und Kronstadt waren berühmt wegen ihrer Waffenindustrie, Kaschau lieferte beliebte Wollwaren. Das Handwerk der Goldschmiede, der Glasarbeiter, der Sensen- und Sichelschmiede, der Zinngießer, der Wagenbauer kam empor; ungarische Metall- und Lederwaren fanden auch im Auslande Absatz. Von den Arbeiten der Goldschmiede wird noch die Rede sein. Auch Matthias schätzte das Handwerk, aus Italien rief er Uhrmacher herbei.

Das Zunftwesen ist bei den Siebenbürger Sachsen sehr alt. König Ludwig hob zwar allerlei Mißbräuche wegen der Zünfte auf, aber er veranlaßte selbst eine Beratung neuer Zunftsatzungen auf der Gauversammlung der sieben Stühle zu Hermannstadt im Jahre 1376. Die beschlossenen Bestimmungen sind dieselben, die sich in den Zunftordnungen der österreichischen und deutsch-slawischen Länder finden: tadellose Arbeit wird geboten, für schlechte Erzeugnisse wird der Meister mit einer Strafe bedroht. Ein ehrbares Leben forderte man von allen Zunftgenossen, aber man war noch nicht engherzig in der Aufnahme Fremder, um den Zuzug nicht zu unterbinden. Wer sich in der Mitte der Sachsen nichts zuschulden kommen ließ, wurde in eine Zunft aufgenommen; er war nicht gezwungen, Beweise seines guten Rufes und seiner Ehrenhaftigkeit aus seinem Heimatlande zu holen. Jeder Meister konnte alles, was er zum Betriebe seines Geschäftes brauchte, in der Menge einkaufen, die ihm beliebte; jeder durfte sein Geschäft so schwunghaft betreiben, als er wollte; er konnte demnach Gesellen und Lehrlinge nach Belieben halten und seine Erzeugnisse zu Hause oder auf Märkten verkaufen: dem Unternehmungsgeist und der Betriebsamkeit stand der nötige Spielraum offen.[1])

In späterer Zeit verraten die Zunftordnungen den Geist der Engherzigkeit, indem man nur Stadtsöhne zur Zunft zuließ und die Fremden fernhielt; durch manche Satzungen wurde denn auch die Konkurrenz niedergehalten und der Fleiß außerzünftiger Leute gehemmt. Die Zunftordnung der Leinweber von Bistritz aus dem Jahre 1505 setzte fest, daß niemand außer den Zunftmitgliedern Weberei treiben dürfe; namentlich wird ledigen Personen, sei es Mann oder Frau, die Ausübung des Gewerbes sowohl in der Stadt als im ganzen Gau untersagt. Sogar die Größe der Stücke, welche die Meister erzeugten, war genau bestimmt. Im Jahre 1513 wurde der Handel mit Rohhäuten

[1]) Teutsch, Beiträge z. Geschichte Siebenbürgens. Archiv d. V. A. V, S. 328.

von Lämmern und Wild zum alleinigen Monopol der Kürschnerzunft gemacht. Der Verkauf von Schmiedewaren wurde allen Handelsleuten verboten: er kam nur den zünftigen Schmieden zu.[1])

Auch der Handel gestaltete sich unter den Anjous sehr lebhaft. Die Könige gewährten fremden Städten, wie Wien, Prag, Nürnberg, Breslau u. a., Privilegien, sorgten für die Sicherheit der Straßen und gaben einheimischen Städten das Stapelrecht; so 1369 Hermannstadt, Kronstadt und Bistritz. Die einheimischen Kaufleute besuchten fremde Länder häufiger als früher. So wissen wir, daß Kronstädter nach Polen, Österreich, Deutschland, Dalmatien und Venedig kamen. Auswärtige Kaufleute, besonders italienische, machten sich nicht selten in Ungarn ansässig. Das den handeltreibenden Bürgern schädliche königliche Recht der Münzerneuerung hob König Karl 1323 auf. Von fremden Waren kamen Leinwand und Tuch aus Schlesien und Mähren, von wo ganze Karawanen von Händlern nach Ungarn zogen; feine Tuche kamen aus den Niederlanden, besonders aus Löwen sowie aus Verona (bernisches Tuch). Aus Siebenbürgen gingen viele Gold- und andere Metallwaren in die Moldau.

Der rege Verkehr warf an den Zollstätten einen reichen Ertrag ab, zumal auf einzelne Gegenstände hohe Zollsätze gelegt waren. Die von den Königen zugesicherten Zollfreiheiten wurden nicht immer beachtet. Seitdem die Venezianer mit den Türken im Kriege lagen, belebte sich wieder mehr der Handelszug zu Lande vom Oriente her und Kronstadt, Hermannstadt und Bistritz wurden Niederlagsplätze für morgenländische Waren.

Die Anjous brachten auch Ordnung in das Münzwesen.

In der Bergstadt Kremnitz ließ Karl etwa seit 1338 von florentinischen Münzmeistern nach florentinischem Muster Goldgulden prägen[2]), die wie die Gulden von Florenz eine Lilie zeigen. Diese ungarischen Goldgulden, später auch Dukaten genannt, waren lange Zeit eine sehr angesehene Handelsmünze, die im Verkehr mit dem Auslande bevorzugt, im Innenverkehr jedoch seltener verwendet wurde. Ludwig der Große ging wie Karl IV. von dem florentinischen Typus ab, indem er Kleingulden mit dem Bilde des heil. Ladislaus prägen ließ. An Silbermünzen ließ König Karl halbe und ganze Denare sowie auch Groschen prägen, die den Wert von sechs Denaren hatten.

Unter Siegmund geriet das Münzwesen wieder in Unordnung, da er Gold- und Silbermünzen von geringerem Gewichte und Gehalt

[1]) Wittstock, Nösner Zustände ꝛc. im Archiv d. V. f. siebenbürg. Landeskunde. N. F. IV, 3. H., S. 60 ff.

[2]) Schönwiesner, Notitia Hungariae rei numariae. Budae 1801.

herſtellen ließ. Daher entſtanden bei Entrichtung des Zehents und der Abgaben ſowie im Handelsverkehr Streit und Hader. Damals erhielten auch mehrere Städte das Recht der Münzenprägung, ſo Ofen, Kronſtadt, Kaſchau, Preßburg und Nagybánya.

6. Der Bergbau

Auch der Bergbau wurde unter den Anjous mit Eifer und Erfolg betrieben. Früher war es üblich, daß Privatleute, die auf ihrem Grunde Erze fanden, dieſe gegen eine Entſchädigung an die königliche Kammer abtreten mußten. König Karl Robert verordnete aber, daß der Grund, auf dem Erze gefunden wurden, dem Eigentümer bleiben und an die Kammer nur eine Abgabe entrichtet werden ſollte. Die Verwaltung der Bergwerke war dem Kammergrafen übertragen.

Der Bergbau auf Eiſen war von keiner großen Bedeutung, überaus groß dagegen die Salzgewinnung, die im Jahre 1492 königliches Monopol wurde. Die Ausbeute an Gold, Silber und Kupfer wurde immer anſehnlicher. Der Sitz des Kammergrafen für den niederungariſchen Bergwerksbezirk war die Burg der Stadt Kremnitz, die ſich zur erſten Bergſtadt entwickelte und das wichtigſte Goldbergwerk Europas war. Auch Schemnitz war ein wichtiger Bergwerksort. Die niederungariſchen Bergſtädte bildeten einen Bund. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts nahm der Bergbau ab: in Kremnitz gab es 1469 29 Pochwerke, 1499 nur noch 16.

In der Zips wurde Göllnitz der hervorragendſte Bergort, der 1327 die Rechte und Freiheiten von Schemnitz erhielt. Wie die niederungariſchen Bergſtädte bildeten auch die ſieben oberungariſchen, darunter Göllnitz, Schmölnitz und Roſenau, einen Bund. Vertreter dieſer Städte hielten 1487 in Kaſchau eine Verſammlung ab und ſetzten ihre Statuten feſt.

Im nordöſtlichen Ungarn kamen die Bergſtädte Nagybánya und Felſöbánya, wo man auf Edelmetalle grub, zu bedeutender Blüte. Im ſiebenbürgiſchen Goldbezirke, zwiſchen der Maros und dem Aranyos, kamen Abrudbánya, Zalathna, Offenbánya und Körösbánya empor. Dieſe Orte ſchloſſen ſich aneinander und hatten gemeinſchaftliche Freiheiten und Bergrechte. In Rodna, wo einſt der Bergbau ſo blühend war, iſt er heute faſt ganz verſchwunden.[1])

In Bosnien, wo ſchon die Römer Bergbau betrieben hatten, beuteten Kapitaliſten aus Raguſa die Berge ſeit dem 13. Jahrhunderte

[1]) Schwicker, Geſchichte des ungariſchen Bergbaues. Ungar. Revue. 1881. Nach der ungariſch geſchriebenen Geſchichte von Wenzel Gußtáv.

durch deutsche Berg- und Hüttenleute aus, die aus Ungarn herbeikamen. Die gewonnenen Metalle, meist Silber, Kupfer und Blei, wurden nach Ragusa und Venedig gebracht. Als die blühendste Bergstadt wird Novobrdo (Noviomontana civitas, Neuberg) bei Pristina bezeichnet. Eine stark benützte Handelsstraße ging nach Mitrowitz, das an den Ruinen des römischen Sirmium entstanden war, über Zwornik an der Drina nach Olowo an der Krivaja, einem Nebenflusse der Bosna, wo Bleibergwerke bestanden, und von da an die Narenta. Diese Bergwerkstätigkeit Bosniens wurde von den Türken vernichtet.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nahmen im nördlichen Ungarn der Bergbau und der Handel mit Kupfer einen bedeutenden Aufschwung.

Als in der genannten Zeit in den Bergwerken, die in der Tatra und am Oberlaufe der Flüsse Waag und Gran in Betrieb standen, das Grubenwasser überhandnahm, bildete sich zum Zwecke der Ableitung der Gewässer eine Gesellschaft, an deren Spitze der Krakauer Bürger Hans Thurzo von Bethlehemfalva stand. Mit dieser Gesellschaft schlossen sieben ungarische Bergstädte, darunter Kremnitz, Schemnitz und Neusohl, 1475 einen Vertrag, in dem sich die Gesellschaft verpflichtete, das Wasser aus den Schächten zu entfernen, wogegen sie für jedes mit Erfolg arbeitende „Gapel" oder „Kehrrad"[1]) einen Wochenlohn von einem ungarischen Goldgulden und das Sechstel des geförderten Erzes erhalten sollte.

Aber Thurzo wollte nicht bloß Hilfsarbeiter sein, sondern selbst Bergbau betreiben. Zunächst begab er sich nach Venedig, um die Geheimnisse des „Scheidens, Schmelzens, Frischens, Seigerns und Darrens" zu erspähen. Dort traf er mit Jakob Fugger zusammen, der hier das große Augsburger Handelshaus vertrat. Auch dieser Mann hatte sich der Montanindustrie zugewandt. „Er hatte ihm vorgenommen," sagt die Fuggerische Chronik, „den vorigen Fuggerischen Handel mit Spezerei, Seiden- und Wollengewand nicht mehr zu führen, sondern begab sich auf Bergwerk und Wechsel." Er betrieb bereits Bergwerke in den Alpen und richtete nun sein Augenmerk auf Ungarn. Er führte dem Lande Kapital zu und stellte tüchtige deutsche Fachmänner an. Thurzo erhielt 1496 das Privilegium der Reinigung und Seigerung des Kupfers und der Herstellung der hiezu notwendigen Gebäude; er kaufte einige Bergwerksanteile bei Neusohl und pachtete andere im Verein mit Fugger. Beide Männer schufen in Neusohl ein Kupfer-

[1]) Vertilabra, alias Gapel sive Rotha, kerrad dicta. Dobel, Der Fugger Bergbau und Handel in Ungarn. Zeitschr. des Histor. V. f. Schwaben u. Neuburg. 6. Jahrg., 1. Heft, Augsburg 1879.

induſtrie- und Bergbauunternehmen von großer Bedeutung. Sie erbauten eine Straße über den Jablunkapaß nach Teſchen und legten bei Ohrdruf in Thüringen eine Seigerhütte an, wohin ſilberhaltige Kupfererze geſchickt wurden. Von Ohrdruf ging das Kupfer nach Frankfurt oder Hamburg, das Silber nach Nürnberg; das nicht ſeigerwürdige Kupfer wurde über Pettau und Trieſt oder über Zengg nach Venedig gebracht. Auch über Wien und Prag ging viel nach Nürnberg. Man benötigte damals viel Kupfer zur Herſtellung von Geſchützen. Die Fugger, deren Hauptfaktorei in Ofen war, bekamen auch anderen gewinnbringenden Handel in ihre Hand. Sie lieferten dem Hofe Seiden- und Wollſtoffe, Juwelen und Kleinodien. Von Neiſſe in Schleſien brachten ſie Leinwand, von Augsburg „gulden Tuch", die Elle zu 36 Gulden, aus Italien Florentiner und Mailänder Damaſt und Seidenſamt herbei und beſorgten Geldgeſchäfte.

Der Handel mit Kupfer gewann eine immer größere Ausdehnung; es ging nach Polen, Preußen und Rußland und wurde von Danzig und Stettin nach Antwerpen, Amſterdam und Liſſabon gebracht, eine wohlfeile, aber oft gefährdete Verkehrslinie, da hier viel Erz „ertrank" oder gekapert wurde. Der Hauptſtapelplatz war Krakau.

Im 16. Jahrhunderte verſchlechterten ſich die Zuſtände in Ungarn. Der Adel ſah die Nichtungarn ungern im Lande, zumal die Fugger, welche die Schätze ihrer Berge ausbeuteten. Es ſcheint, daß auch andere Kaufleute, wie die Welſer und der Nürnberger Martin Seldner, aus Geſchäftsneid gegen die Fugger arbeiteten. Im Jahre 1525 brachte es der Adel dahin, daß der Fuggeriſche Faktor in Ofen verhaftet, die Barbeſtände, Silbergeräte und Materialvorräte in Ofen, Peſt und Neuſohl mit Beſchlag belegt und die Fuggeriſchen Bergwerke vom Staate eingezogen wurden. Jakob Fugger erhob gegen dieſes gewaltſame Vorgehen Einſprache und 1526 wurde mit ihm ein neuer Vertrag bezüglich des Bergwerksbetriebes auf 15 Jahre abgeſchloſſen; Ludwigs Nachfolger Johann Zapolya und Ferdinand I. beſtätigten dieſen Vertrag. Da der Betrieb wegen der Türkengefahr, der häufigen Aushebung der Knappen zum Kriegsdienſte, der koſtſpieligen Verpflegung der Truppen, der Kontributionen und Brandſchatzungen immer ſchwieriger wurde, erklärte Fugger dem König Ferdinand im Jahre 1545, er „könne ſich bei dieſen allerſorglichſten und gefährlichſten Zeiten und Läufen nicht entſchließen, dieſen Handel, den er bisher mit großen Koſten und Unſtätten, auch Wagnis und Gefahr ſeines Guts und ſeiner Diener Leib und Lebens verlegt habe, fernerhin fortzuführen". Die Berg- und Hüttenwerke bei Neuſohl wurden königlichen Kommiſſären

übergeben, das Eigentum verkauft und so hörte der Fuggerische Handel in Ungarn auf.

In der Geschichte des ungarischen Bergbaues macht das Jahr 1523 Epoche. Damals wurde nämlich die allgemeine Bergwerksfreiheit gesetzlich festgestellt.

7. Die Juden

Handelsleute, Kapitalisten und demnach Geldverleiher waren auch in Ungarn die Juden. Ludwig der Große vertrieb sie, angeblich, weil sie sich nicht taufen lassen wollten; „ihre durch gierigen Wucher aufgehäuften Schätze verachtete er wie Kot und nahm sie ihnen nicht," sagt der Chronist Thuroczy.[1]) Sie begaben sich meistenteils nach Polen, von wo sie nach des Königs Tode zurückkehrten. In dem Stadtrechte von Ofen heißt es, daß „die Juden, die schnöden, stinkunden Gottes Verräter" von ihrem Wein die Losung geben müßten; der Wucher wurde ihnen verboten; wie anderwärts mußten sie auch in Ofen eine unterscheidende Kleidung tragen[2]); ihre Pfänder durften sie nur in der Judengasse feilhaben. Auf Kirchengerät und gestohlenes Gut überhaupt zu leihen, war ihnen untersagt. Sie sollten ihre Pfandbriefe alle Jahre einmal auf dem Rathaus vor dem Richter „aufbieten", wovon der Richter den zu verständigen hatte, dessen Gut verpfändet war, damit „die posen Juden mit arger List nicht die Christen umb ihr Erb pringen". Der Kleiderzwang wurde unter dem letzten Jagellonen aufgehoben. Siegmund war ihnen geneigt, aber Matthias begünstigte sie nicht. Um ihrem Wucher zu steuern, befahl er 1475, daß von den Darlehen, welche Juden den Bürgern gewährten, nur die Hälfte der Zinsen ihnen, die andere Hälfte der Bürgerschaft zukommen solle. Zugleich wurde den Bürgern verboten, Häuser und Grundstücke an Juden zu verpfänden; geschähe es doch, so sollten diese liegenden Pfänder dem Fiskus verfallen. Doch diese Maßregeln verhinderten den Wucher nicht und in den folgenden Zeiten der Wirren nahmen die Geschäfte der Juden wieder zu.

8. Unterricht und Wissenschaft

Die Nachrichten über das mittelalterliche Schulwesen Ungarns sind äußerst dürftig. Gewiß ist, daß an den Bischofsitzen und in den

[1]) III, 41.

[2]) Einen roten Mantel über ihren Kleidern und an einer sichtbaren Stelle einen gelben Fleck.

Klöſtern Schulen beſtanden. Vortrefflich war das Bildungsweſen in den deutſchen Gebieten; dort beſtanden Schulen von alters her und ſchon im 14. Jahrhunderte hatte jede Gemeinde ihre Schule.[1]) Von Kloſterſchulen in Siebenbürgen hört man wenig, dort war die Schule eine Gemeindeangelegenheit. Dieſe Gemeindeſchulen hatten aber den Charakter von Pfarrſchulen, weil die Pfarrer auf die Beſetzung der Lehrerſtellen neben der Gemeinde einen entſcheidenden Einfluß hatten und die Schüler als „kirchliche Perſonen“ unter der oberſten Aufſicht des Ortspfarrers ſtanden. Weit verbreitet war daher dort die Kenntnis des Leſens und Schreibens ſowie die der lateiniſchen Sprache, die der einfachſte Bürger kaum entbehren konnte, und dieſe Bildung des Volkes an der Aluta und der Szamos erhielt die Gemeinſchaft mit dem fernen Mutterlande. Nicht unbedeutend war der Zuwachs, der von außen kam: im Jahre 1430 war Heinrich Halbgebachſen aus Regensburg Rektor der Schule in Großſchenk und wenig Jahre ſpäter leitete Johannes Arnoldi aus Graudenz an der Weichſel die Schule in Hermannſtadt. Dagegen zogen ſiebenbürgiſche Jünglinge, die ihr erſtes Wiſſen in den Stadtſchulen ihrer Heimat empfangen hatten, an ferne Univerſitäten, nach Krakau, Wien oder Leipzig.

Der älteſte bekannte Schulmann des Sachſenlandes iſt Magiſter Johannes Scholaſticus de Sebus (Mühlbach), deſſen im Jahre 1352 Erwähnung geſchieht. An der Mühlbacher Schule ſtudierte 1438 ein Jüngling unbekannten Namens, der von den Türken gefangengenommen und als Sklave nach Adrianopel gebracht wurde. Faſt zweiundzwanzig Jahre ſchmachtete er in der erbärmlichſten Knechtſchaft, während welcher er ſeine Mutterſprache verlernte und mit der Sprache und Literatur der Türken vertraut wurde. Sein letzter Herr liebte ihn und ließ ihn gegen das Verſprechen der Rückkehr abziehen. In ſeine Heimat zurückgekehrt, ließ er wahrſcheinlich ſchon 1460 eine Beſchreibung der Zuſtände in der Türkei in Druck erſcheinen, die folgenden Titel führt: Tractatus de ritu, moribus, nequitia et multiplicatione Turcorum. Eine dritte Ausgabe erſchien 1511 zu Paris bei Heinrich Stephan. Auch deutſche Überſetzungen wurden gedruckt und Luther ſchrieb zu einer derſelben eine Vorrede. Dieſe erſchien 1530 zu Nürnberg und hat den Titel „Chronica und Beſchreibung der Türcken mit ihrem Begriff, Inhalt, Provincien, Völckern, Ankunfft, Kriegen, Reyſen, Glauben, Religionen, Geſatzen, Sytten, Geperden, Weis, Regimenten, Frymkeit und Boszheiten, von eim Siebenbürger XXII Jar darinn gefangen gelegen in Latein be-

[1]) Becker, Die Volksſchule der Siebenbürger Sachſen. Bonn 1894. — R. Schuller, Geſch. des Schäßburger Gymnaſiums. Gymn.-Progr. v. Schäßburg 1898.

ſchrieben verteutſcht. Mit ayner Vorrhed D. Martini Lutheri. Zehen oder aylff Nation und Secten der Chriſtenheyt. Anno MDXXX. Gedruckt zu Nürmberg durch Fridericum Peypus."[1])

In den deutſchen Städten Ungarns und Siebenbürgens wurden im 14. Jahrhunderte auch geiſtliche Spiele aufgeführt, ſo in Preßburg, Bartfeld und Kronſtadt. Aber die Nachrichten hierüber ſind ſehr dürftig. Aus Bartfeld haben wir nur ein Verzeichnis der Perſonen, die an einem um die Mitte des 15. Jahrhunderts dort aufgeführten Oſterſpiele teilnahmen. Es traten darin auf Pilatus, ein Quackſalber, Kaiphas, Jeſus, Adam und Eva, drei Apoſtel, die drei Marien, Engel, drei Teufel, Juden und Soldaten. Es war dies alſo wohl eines der vielen Oſterſpiele, die in Deutſchland ſo häufig dem Volke vorgeführt wurden. Einige Nachrichten in den Rechnungsbüchern Bartfelds laſſen erſehen, daß auch ſpäter noch Oſter- und Weihnachtsſpiele zur Erbauung und Ergötzung der Bürgerſchaft dargeſtellt wurden.[2])

Selbſt über die Univerſitäten Ungarns ſind wir nur mangelhaft unterrichtet.[3]) König Ludwig gründete eine Hochſchule in Fünfkirchen, der Papſt Urban V. 1367 dieſelben Rechte erteilte, welche die Wiener Univerſität erhalten hatte. Es durfte alſo auch in Fünfkirchen Theologie nicht gelehrt werden; dafür durfte der Fünfkirchener Biſchof die akademiſchen Grade erteilen. Der König ſorgte reichlich für die Profeſſoren, der Biſchof gab ihnen Wohnung und Unterhalt und manchem auch eine feſte Bezahlung. So erhielt der Bologneſer Profeſſor ein Jahresgehalt von 300 Mark Silber zugewieſen und zum Geſchenke für ſich und ſeine Nachkommen die 70 Goldgulden betragenden Einkünfte eines Dorfes ſowie das Haus, das er in Fünfkirchen bewohnte. An der Univerſität wurde beſonders kanoniſches und römiſches Recht gelehrt, aber man weiß nicht, inwieferne dieſe Studien auf die Rechtszuſtände von Einfluß geweſen ſind. Sie ging nach der Schlacht bei Mohacs ein; weder die Zeit noch die Umſtände ihres Endes ſind bekannt.

Von kurzer Dauer war die Univerſität in Ofen, die Siegmund gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ins Leben rief. Man meint, daß die erſte Anregung hiezu von des Königs Gemahlin Maria ausging, deren Schweſter Hedwig den König Kaſimir von Polen zur Gründung der Krakauer Univerſität beſtimmt zu haben ſcheint. Wir kennen weder

[1]) Ferd. Baumann, Geſchichte des evangeliſchen Gymnaſiums in Mühlbach. Gymnaſial-Programm 1895/96, S. 6.

[2]) E. Abel, Das Schauſpielweſen zu Bartfeld im 15. und 16. Jahrhunderte. Ungar. Revue. 1884. Abel hat das Bartfelder Oſterſpiel aus dem Perſonenverzeichniſſe und den bekannten Oſterſpielen rekonſtruiert.

[3]) E. Abel, Die ungariſchen Univerſitäten im Mittelalter. Ungar. Revue. 1881.

die Einrichtung noch die Leistungen dieser Hochschule; das jedoch ist gewiß, daß an ihr nicht allein die Rechtswissenschaft, sondern auch Theologie und Medizin gelehrt wurden. Sie ging vielleicht noch zu Lebzeiten des Gründers ein.

Nach einigen Jahren regte der Erzbischof Johannes von Vitez den König Matthias zur Gründung einer neuen Universität an. Dem König war es nicht unbekannt, daß „nicht wenige seiner Untertanen, die talentiert und zu wissenschaftlichen Studien geeignet waren, ihrer Armut, der Entfernung, der Mühsal des Verkehres und der Schwierigkeiten der Sprachenverschiedenheit wegen es nicht selten unterließen, ausländische Universitäten zu besuchen, zum nicht geringen Nachteile der christlichen Religion, welche besonders in seinem den Heiden benachbarten Reiche der wissenschaftlich gebildeten Männer in größtem Maße bedürfe".[1]) Papst Paul II. gab 1465 die Erlaubnis zur Gründung einer Universität, an der alle Wissenschaften gelehrt werden konnten, und Matthias bestimmte, daß Preßburg ihr Sitz sein sollte. Die Schule trat 1467 ins Leben. Für die Berufung der Professoren war Vitez mit großem Eifer tätig; es gelang ihm, so heißt es, den berühmten Astronomen Johannes Regiomontanus zu gewinnen.[2]) Vizekanzler der Universität war der Propst des Preßburger Domkapitels, dem hohe Rechte und Ehren zugesprochen wurden. Er erhielt nicht allein in dem zwischen der Donau, March, Waag und der mährischen Grenze gelegenen Gebiete die Jurisdiktion in allen Kriminal- und anderen Prozessen, sondern auch das Privileg, die bischöflichen Insigien, die Mitra, den Stab und den Ring, tragen und in Abwesenheit eines höheren Prälaten in seiner Diözese nach den Messen, Vespern und Matutinen dem Volke die Benediktion erteilen zu dürfen. Trotz dieser hohen Auszeichnungen, die dem Vizekanzler zuteil wurden, ging die Hochschule schon nach dem Tode des Königs Matthias ein, wenn sie überhaupt so lange bestanden hat; denn auch über das Ende dieser Universität ist nichts bekannt.

Schon zur Zeit, da die Preßburger Universität noch bestand, wollte König Matthias in seiner Hauptstadt Ofen selbst eine Universität ins Leben rufen. Wenn den dürftigen Nachrichten, die wir hierüber besitzen, zu trauen wäre, so hätte der König die Absicht gehabt, ein überaus großartiges, schönes und zweckmäßiges Gebäude mit zwei Höfen aufführen zu lassen und er hätte auf einen Besuch von 40.000 Studenten

[1]) Abel, S. 502.

[2]) Abel, S. 504. Davon weiß Aschbach, Gesch. d. Wiener Universität, I, 547, nichts; es ist auch kaum wahrscheinlich, daß Regiomontanus in Preßburg gewirkt hat.

gerechnet. Im großen Hofe sollten fünf, durch breite Treppen verbundene Säulenhallen gebaut werden, so daß die Studenten in ihnen den im Hofe befindlichen Professoren zuhören könnten, die Katheder neben Säulen stehen, von denen Kristalleuchter ein strahlendes Licht verbreiten würden. Lehrer und Schüler, Ärzte und Apotheker sollten im Gebäude wohnen, ein Ökonom den Verkauf von Wein, Bier, Brot besorgen, am Donauufer Fleischhauer, Bäcker, Kaufleute ihre Waren verkaufen.[1])

Statt dieser großartigen Schule entstand ein theologisches Seminar, das in dem Kloster des Predigerordens untergebracht wurde. Der erste Rektor war Peter Niger, den der König aus Würzburg berief und der die Universitäten von Montpellier, Salamanca, Freiburg und Ingolstadt besucht und eine gelehrte Abhandlung „gegen die treulosen Juden" geschrieben hatte. Aber auch diese theologische Schule verschwand mit dem Tode des königlichen Stifters.

Obgleich an den Hochschulen auch die Rechtswissenschaft gelehrt wurde, so besserte sich das Rechtswesen in Ungarn auch unter Matthias nicht; unter den Jagellonen riß die entsetzlichste Unordnung ein. Man hoffte durch die Sammlung und Ordnung der Gesetze und Verordnungen dem Übel zu steuern und beauftragte Stephan Verböczi mit der Abfassung eines Gesetzbuches. Verböczi wurde um 1460 in dem gleichnamigen Dorfe im Komitate Ugotsa an der oberen Theiß geboren, studierte in Ofen, dann in Wien und wurde Doktor der Rechte. Sein Werk heißt Tripartitum und zerfällt in eine Einleitung und drei Teile, die sich mit den Personen, Sachen und Handlungen beschäftigen. Das Hauptgebrechen des Werkes ist Mangel an Ordnung. Das Staatsrecht, das Recht der Munizipien (der Komitate und der Städte) ist außer acht gelassen, die Prozeßordnung nur oberflächlich behandelt. Das Tripartitum, das der Verfasser 1514 dem König und dem Reichstage vorlegte, wurde zwar angenommen und als allgemein gültiges Gesetzbuch erklärt, aber nicht, wie der Beschluß lautete, in authentischen Abschriften den Komitaten zugeschickt. Daher ließ der Verfasser das Buch in Wien drucken und schickte es den Komitaten zu. Es wurde dann für Jahrhunderte die Grundlage des ungarischen Rechtes.

Für die exakten Wissenschaften war in Ungarn während des Mittelalters wenig Verständnis vorhanden. Noch immer waren die Ärzte größtenteils Ausländer, zumeist Italiener. Die Ärzte bedienten

[1]) Diese Nachrichten bringt der ungarische Geschichtschreiber Kaspar Heltai in seiner Ungarischen Chronik, Klausenburg 1557. Daß es sich nicht um den Bau einer Universität, sondern eines befestigten Lagers gehandelt habe, setzt Salamon in der Ungar. Revue, 1886, S. 577 ff., auseinander.

sich der in Büchern gesammelten Rezepte und mancher suchte auch durch neue Mischungen Erfolge zu erzielen. Julius Ämilius, ein Leibarzt des Königs Matthias, wandte gegen Dysenterie eine Mischung von gedörrtem Rhabarber mit Muskatblüte in rotem Wein, der mit Wegerichwasser gemengt war, erfolgreich an. Ein anderer schrieb ein anatomisches Werk, das nach dem Urteile eines Kenners nur eine „rohe, mit klassischen Zitaten reich verbrämte Beschreibung des äußeren und inneren Körpers" war. Ein Straßburger Chirurg, Hans von Dockenburg, soll einmal den König Matthias von einer gefährlichen Wunde geheilt haben. Der König war durch einen Pfeil am Arme verwundet worden, aber die Spitze des Pfeiles war nicht zu finden. Er versprach öffentlich dem, der ihn heilen werde, eine große Belohnung. Der Arzt Hans von Dockenburg bedeckte die Wunde mit einer Salbe aus Bolus, Essig und Kampfer. Es trat Eiterung ein und der Arzt entfernte dann die Pfeilspitze durch einen kleinen Hautschnitt. Der König belohnte ihn durch Erhebung in den Grafenstand.[1])

Die wichtigsten Heilmittel waren wie überall Kampfer, Moschus, Zucker, Rhabarber, Ingwer, Muskatnüsse. Diese oft sehr teueren Mittel bezog man gewöhnlich aus Venedig. Ein Augenarzt, Hans Rose aus der Zips, scheint in Thüringen ansässig gewesen zu sein, denn er half einer Frau aus dem Dorfe Schlierbach in Thüringen, die „viertzehen Jare an deme rechten Auge starnblindt" gewesen war. Apotheken werden in Ungarn seit dem 14. Jahrhunderte erwähnt, doch waren diese Apotheken wie in anderen Ländern gewöhnliche Kaufmannsläden. Im Ofner Stadtrechte ist bezüglich der Apotheker folgende Verordnung enthalten: „Die Aputheker süllen kainerlay Kram, Gewand noch ander Ding, das mit der Ellen sich gepürt auszumessen, failhaben noch turren (sich getrauen) verkaufen, sunder allain, was von Alter zu den Aputheken gehört. Wer darwider tuet, der verliert dieselbig gehandelt War gar miteinander und soll darumb schwer gepüeßt werden von dem Gericht. Auch sullen sie des Suntags und ander Feiertäg mit offen Laden nichts turren failhaben, unz man Vesper leuten wirt, sunder ausgenommen Ertzney kranken Leuten zu ihres Leibs Notturft. Die mügen sie allzeit wohl ausgeben bei Tag und bei Nacht." Nach und nach bekamen wohl alle größeren Städte eigentliche Apotheken. Der Apotheker bezog manchmal von der Stadt ein kleines Jahresgehalt oder ein Anlehen zum Einkauf von Medikamenten.

Auch Badeanstalten gab es in allen größeren Orten sowie in den Klöstern. So beliebt und weit verbreitet waren Wasser- und Dampf-

[1]) Schwarz, Zur Geschichte der Medizin in Ungarn. Ungar. Revue. 1889, S. 689.

bäder auch in Ungarn, daß manche Stiftungen machten, um armen Leuten die Wohltat eines Bades zu verschaffen.[1]) Solche Bäder hießen Seelbäder, denn „die durch ein Bad und meist auch durch ein Mahl erquickten Armen gedachten an jenem Tage des Heiles der Seele des Stifters im Jenseits". Ein Bürger zu Neusohl stiftete im Jahre 1503 zu diesem Zwecke 80 Gulden mit den Worten: „Mehr bescheid ich Flor. 80 vor Seelbad, daß man den armen Leuten in das Bad Bier und Brot kauff, als dann dieser Stadt Gewohnheit ist, als lang das Geld währt, und daß sie meiner gedenken." Zur Zeit einer Pest durfte man nicht baden. Der Verfasser des Werkchens „Ein nutzliche Ordnung und Regiment wider die Pestilentz" erzählt: „Im Jahre 1510 nach solchem meinem Rat die vermehrteste Stadt in Siebenbürgen, genannt die Hermannstadt, ward ganz behuet, daß kain Mensch in diesem Lauf siech ward, so doch all ander umbliegend Städt und Märkt, die solchner Ordnung nit pflegten, mit der Pestilentz grausamblich beschwärt worden."

Die in Deutschland weitverbreiteten, in Prosa und in Versen, in lateinischer oder deutscher Sprache abgefaßten Gesundheitsregeln kannte man auch in Ungarn. Eine in der Bibliothek des evangelischen Gymnasiums in Kronstadt befindliche, aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammende Handschrift enthält solche Regeln. Sie geben an, wie man sich in jedem Monat verhalten, was man essen und trinken, wie und wo man zur Ader lassen oder Schröpfköpfe setzen soll. Vom Jänner heißt es, daß der erste und der siebente Tag sehr schädlich sein können: Prima dies mensis et septima necat ut ensis. Im Jänner soll man täglich drei Becher des besten Weines trinken und nicht zur Ader lassen. Der Februar bringt viele Fieber, daher hat er den Namen; man soll also keinen Met trinken. Der März ist sehr ungesund; das Wort April kommt von aperire, d. h. öffnen, weil die Erde sich öffnet. Im Juli ist der Genuß der Mehlspeisen schädlich, auch der August ist ein gefährlicher Monat, in dem man sich vor vielem Trinken hüten muß, aber die folgenden Monate sind gut, da darf man alles essen und trinken und auch zur Ader lassen.[2])

9. Kunst und Literatur. Die Renaissance

Die letzten zwei Jahrhunderte des Mittelalters waren in Ungarn die Zeit der großen städtischen Kirchenbauten; die Kirchengemeinden

[1]) Schwarz, Zur Gesch. der künstlichen Bäder in Ungarn. Ungar. Revue. 1892.
[2]) Teutsch im Anzeiger f. K. d. Vorzeit. 1876.

bauten neue Kirchen oder gestalteten alte um. Im Zusammenhange damit kamen die Kleinkünste zur Blüte.

Als die deutschen Städte Oberungarns zu Wohlstand gekommen waren, verwandten sie viel auf ihre Kirchen. Das Hauptwerk der gotischen Zeit ist ohne Zweifel die Elisabethkirche von Kaschau, die König Stephan V. zu Ehren der heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, von dem Franzosen Villard de Honnecourt erbauen ließ: doch zog sich die Vollendung tief in das 14. Jahrhundert. An den verhältnismäßig schmalen und kurzen Chor schließt sich ein breites Langschiff an; die bedeutend niedrigeren Nebenschiffe sind mit dem Chor durch zwei aus vier Seiten des Achteckes gebildete Kapellen verbunden. Der Chor zeichnet sich durch den reichen Schmuck seiner Pfeiler, belebte Wandflächen und kunstvolle Bekrönung der Gesimse aus. Der zinnenartige Abschluß der Nebenpfeiler über der Dachgalerie bildet eine Besonderheit des Domes. Von nicht gewöhnlicher Schönheit ist das Portal an der nördlichen Seitenfassade.

Der Chor der Zipser Kathedralkirche bei Kirchdrauf und der Pfarrkirche St. Jakob in Leutschau ist gotisch; die zuletztgenannte Kirche enthält Wandgemälde mit deutschen Inschriften aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der Marktflecken Donnersmark besitzt eine Maria-Himmelfahrts-Kapelle aus der besten Zeit der Gotik. Bartfeld war von den Mongolen hart mitgenommen worden, aber König Karl wandte dieser Stadt seine Gunst zu und König Ludwig gab ihr 1365 das Magdeburger Recht. Der Handel nach Polen brachte sie wieder zu Wohlstand und sie erbaute eine schöne Kirche, in der sich auch Flügelaltäre befinden, und ein Rathaus.

Im westlichen Ungarn hat Preßburg in der Franziskanerkirche einen Bau aus der Zeit der beginnenden Gotik mit einer Kapelle in der reinsten Gotik und einen schönen zierlichen Turm. In Ödenburg ist die Benediktinerkirche eine dreischiffige Hallenkirche, deren Turm besonders schön durchgeführt ist. Die Michaelskirche, erbaut von Kaiser Friedrich III., hat ebenfalls einen schönen Turm mit kranzartigen Galerien; sie zeigt noch einige romanische Baureste. In der Nähe dieser Kirche befindet sich die Jakobskapelle aus dem 13. Jahrhunderte; der Eingang ist im gedrückten Spitzbogen geschlossen, in dessen Bogenfeld sich eine romanische Skulptur zeigt, nämlich ein ornamental behandelter Baum, der von zwei drachenartigen Gestalten benagt wird: der Lebensbaum des Paradieses, von dem durch den Teufel der Menschheit das Verderben kam.

Im 15. Jahrhunderte wurden in Siebenbürgen viele gotische Kirchen gebaut; aber alle sind einfach und kunstlos, weil man der

kriegerischen Zeiten wegen so rasch als möglich unter Dach kommen mußte. Viele dieser Kirchen sind mit Festungswerken, Mauern, Türmen, Gräben umgeben, die auch Wohnhäuser, Vorratskammern und Brunnen einschließen. Man mußte eben in Siebenbürgen nicht allein Kirchen zur Verherrlichung Gottes und zur Beruhigung der sündigen Seele, sondern auch zum Schutze des Lebens und zur Sicherung der Habe bauen. Solche Verteidigungskirchen sind die von Kaisd und Denndorf im Bezirke Schäßburg, zu Meschen im Bezirke Mediasch. Im gotischen Stile erbaut sind die Stadtpfarrkirchen von Klausenburg, Mühlbach, die Bergkirche zu Schäßburg mit schönen Portalen und großartigem Triumphbogen, endlich die evangelische Kirche zu Hermannstadt, die 1471 eingeweiht wurde. Zu dieser Kirche wurde am Ende des 15. Jahrhunderts an der Westseite ein Zubau gemacht. Die nördliche Wand wurde im Inneren durch ein großes Wandgemälde geschmückt, das die Kreuzigung Christi darstellt und von dem Maler Johannes de Rosnavia stammt.

Auch in der Zips und in Westungarn waren die Wände der Kirchen mit Malereien geschmückt. Im westlichen Ungarn wirkte am Ende des 14. Jahrhunderts der Maler Johann Aquila, der aus Radkersburg stammen soll, von anderen aber als ein Italiener angesehen wird. Ansässige und wandernde Maler schmückten die deutschen Kirchen. Holzschnitzarbeiten weisen viele Zipser Kirchen auf. Auch die Steinskulptur wurde von den Deutschen in Ungarn gepflegt; die Bartfelder Kirche hat ein zierlich gearbeitetes Sakramentshäuschen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Die Goldschmiedekunst fand eifrige Pflege in den westlichen Komitaten, in der Zips und in den Städten Trentschin, Eperies und Kaschau, die mit Prag, Breslau und Krakau in Verbindung standen, und endlich in Siebenbürgen. In Hermannstadt gab es schon im 14. Jahrhunderte Goldschmiede, im 16. hatte ihre Zunft an 50 Meister. Die Siebenbürger Goldarbeiter waren mit ihren Waren auf den Osten, auf die Walachei und die Moldau angewiesen, daher arbeiteten sie vielfach nach byzantinischen Mustern. Die evangelische Kirchengemeinde Heltau besitzt ein bedeutendes Kunstwerk in einem Kruzifix aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Von hervorragendem Kunstwerte ist die Monstranze im Preßburger Dom, die über einen Meter hoch ist; der Tabernakel ist mit Strebepfeilern, Bogen, Baldachinen, Fialen und Ornamenten reich geschmückt. Das aus Silber gearbeitete, vergoldete Kunstwerk stammt aus dem Jahre 1517.

Die Anjous, König Siegmund und besonders König Matthias zogen Künstler aus Italien nach Ungarn. König Ludwig beschäftigte

mehrere Goldschmiede; er schenkte Goldschmiedearbeiten nach Maria-Zell in Steiermark, wo er zur Erinnerung an einen Sieg, den er im Jahre 1377 über einen nordbulgarischen Fürsten errungen hatte, einen Zubau zur Kirche aufführen ließ. Wertvolle Arbeiten, wie Reliquiengefäße, Reliquientafeln, Leuchter u. dgl., widmete er 1360 der Krönungskirche der deutschen Könige in Aachen. Nach Aachen pilgerten nämlich auch aus Ungarn alle sieben Jahre zahlreiche Wallfahrer und für diese ließ der König 1374 im Münster eine Kapelle bauen, die er so reich ausstattete, daß dort zwei ungarische Geistliche Gottesdienst hielten. In Köln war es, wo 1412 ungarische Pilger im Kloster der weißen Frauen die Reliquie eines Seidenröckchens entdeckten, in dem der Heiland im Jahre 1260 einem frommen Kaplan der ungarischen Königin erschienen war. Auch Köln wurde daher gern von ungarischen Pilgern besucht.

Zumeist aus den letzten drei Jahrhunderten des Mittelalters stammen die schönen Goldschmiedearbeiten, die teils den Domschatz von Gran ausmachen, teils sich in verschiedenen Kirchen Ungarns vorfinden.

Der reichste Kirchenschatz ist der von Gran.[1]) Vorhanden sind Reliquiare, Kreuze, Kelche, Monstranzen, textile Gegenstände und Handschriften mit Miniaturen. Als das Hauptwerk gilt ein Reliquienkreuz, das in purem Golde ausgeführt und mit Email, Edelsteinen und Perlen außerordentlich reich verziert ist.

Eigentümlich ist ungarischen Goldarbeiten des 15. Jahrhunderts das Drahtemail. Es ist nämlich nicht wie beim Grubenschmelze die vertiefte Fläche, sondern einfacher, gedrehter oder gekerbter Silberdraht der Rezipient der Emailmasse. Dieses Drahtemail füllt größere Flächen und tritt in bunten Farbenverbindungen als dominierendes Element auf. Das farbige Rohmaterial bezog man aus Venedig und Ragusa.[2])

Die Glaubensneuerung versetzte der kirchlichen Goldschmiedekunst einen tödlichen Schlag, aber sie brachte eine regere Verbindung mit dem Westen. Lehrlinge und Gesellen wanderten aus Ungarn nach Augsburg und Nürnberg, nach Holland und Belgien und brachten westeuropäischen Geschmack und Technik mit in die Heimat zurück. In die unter den Türken stehenden Teile Ungarns kamen orientalische Gewerbsleute und Kronstadt wurde die Einbruchstation für massenhafte Einfuhr orientalischer Artikel, wie Teppiche, Waffen, Sättel und Schmucksachen. „So kamen die von der Wanderschaft im Westen heimgekehrten

[1]) Bock im Jahrbuch der Zentralkommission, III. Das Werk von Dankó, Geschichtliches, Beschreibendes und Urkundliches aus dem Graner Domschatze, 1880, kam nicht in den Buchhandel. Vgl. Henszlmann in der Ungar. Revue, 1881, S. 171 ff.

[2]) Hampel, Das mittelalterliche Drahtemail. Ungar. Revue. 1888.

Meister in unmittelbarste Verbindung mit orientalischen Mustern und Farben, und unter dem Einflusse all dieser Anregungen kam eine Kunstindustrie zustande, die nicht ausgesprochen okzidentalisch und auch nicht ganz orientalisch und doch beides zugleich war."

Der herrschende mittelalterliche Kirchenbaustil in Dalmatien war der romanische.

Als im 15. Jahrhunderte die dauernde Herrschaft der Venezianer in Dalmatien begann, kam die Gotik zugleich mit der Renaissance ins Land, hat jedoch nur kurze Zeit gedauert. „Die Venezianer waren es, welche den Küstenstädten jene Gesamterscheinung verliehen, in der sie uns noch heute entgegentreten; in ihre Zeit fällt die Erbauung der meisten Gebäude profaner, d. h. nicht kirchlicher Bestimmung. Die Paläste der Verwaltungsbehörden und die unzähligen größeren oder kleineren Privathäuser und Palazzi von mehr oder weniger künstlerischer Bedeutung gehören erst dieser Periode an, die man in ihrer Gesamtheit als die Periode der Renaissance bezeichnen muß."

Von Bedeutung sind die Kirchengeräte in den Schatzkammern der Kirchen und Klöster.

Ein hervorragendes Werk ist der silberne Sarg des heil. Simeon in der gleichnamigen Kirche in Zara. Er ist ein länglicher, niedriger Kasten aus Zedernholz, innen und außen mit reichvergoldeten Silberplatten bedeckt, die figürliche Reliefs und Ornamente zeigen. Diese Arbeit wurde von dem Goldschmied Francesco in Mailand im Auftrage der Königin Elisabeth, Gemahlin Ludwigs des Großen, ausgeführt, doch hat das Werk in späteren Jahrhunderten mannigfache Veränderungen erfahren.[1]) Von hoher Bedeutung sind auch die Schätze der Dome von Zara, Ragusa und Arbe. In Zara stand die Goldschmiedekunst in großer Blüte; eine Straße war nach den Goldarbeitern benannt und die Gold- und Silberarbeiter erhielten im Jahre 1487 ein eigenes Statut. „Der Bedarf an Goldschmiedearbeit", sagt Hauser[2]), „war in Dalmatien zu jeder Zeit ein großer, da das einheimische Kostüm allein schon einen reichen Verbrauch derselben zur Folge hatte; der religiöse Sinn hat aber außerdem für die fortgesetzte Ausführung kirchlicher Opfergaben gesorgt, die gewiß großenteils, wenn auch nach Vorbildern von außen oder unter fremdem Einflusse, im Lande entstanden sind."

In Ragusa wurde das Silber, das in den Bergwerken Bosniens gewonnen wurde, gereinigt, worauf es zum Teil nach Venedig und in

[1]) Eitelberger, Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler Dalmatiens. Gesammelte kunsthistorische Schriften. Wien, IV, S. 157—163. — Gerecze, Der silberne Sarg des Propheten St. Simeon. Ungar. Revue. 1895.

[2]) Hauser in der Österr.-ungar. Revue. 1887.

die östlichen Seestädte Italiens geführt wurde. Reiche Ragusaner sammelten Silber in Stangenform anstatt Geld und Kostbarkeiten. Viel wurde hier auch verarbeitet und die Silberarbeiter hatten schon 1306 ein Statut. Doch beschäftigten sie sich meistens nur mit der Reinigung des Silbers, mit der Prägung von Münzen für die benachbarten Städte in Albanien und in der Herzegowina und mit der Verfertigung von Schmuck für den Hausgebrauch. Die echten Künstler in Ragusa scheinen Ausländer aus Italien, Deutschland und Ungarn gewesen zu sein, die wieder für das Ausland arbeiteten. Da aber zur Zeit, da sich die Türken auf der Balkanhalbinsel ausbreiteten, viele reiche Leute aus Albanien und Bosnien nach Ragusa flüchteten und die Ragusaner ihre Handelsniederlassungen in Ungarn aufgaben, so häuften sich doch viele Gold- und Silberarbeiten in Ragusa an.

Außer Silber wurden in Ragusa auch andere Erze verarbeitet. Die Herstellung von Kanonen wurde dort seit längerer Zeit sehr eifrig betrieben; der berühmteste Erzgießer Battista d'Arbe arbeitete auch für das Ausland und 1509 erschien in Ragusa sogar ein Eunuch aus Konstantinopel, um Bombarden zu erwerben.[1])

Durch König Matthias vorzugsweise drang der Geist der Renaissance und des Humanismus in Ungarn ein, wenn wir auch schon vor Matthias Vertreter der neuen Kunstrichtung in Ungarn finden. Ein Günstling des Königs Siegmund war der Graf Pippo von Ozora, der aus einer verarmten florentinischen Ghibellinenfamilie stammte und in jungen Jahren in dem Handelshause eines Italieners in Ofen eine Anstellung gefunden hatte und dem König bekannt geworden war. Infolge seiner Tapferkeit gelangte er zu großen Reichtümern; der König schenkte ihm zwei Schlösser und machte ihn zum Obergespan des Temeser Banates, seine Frau brachte ihm als Mitgift Ozora zu. Hier erbaute er ein Kastell und eine Kirche. Aus Italien berief er 1425 den Maler Masolino nach Ungarn, wo dieser zwei Jahre verweilte. Der Künstler schmückte die Grabkapelle Pippos mit schönen Fresken, die in der Türkenzeit vernichtet wurden, und weckte am Hofe und bei den ungarischen Magnaten Begeisterung für seine Kunst.[2]) So wurden schon unter Siegmund Handwerker und Künstler aus Italien berufen.

Johann Vitez, der Kanzler Johann Hunyadis und Erzieher des Königs Matthias, strebte als Bischof von Großwardein danach, seine Hauptstadt zu einem ungarischen Florenz zu machen, und als Erz-

[1]) Gelcich, Die Erzgießer der Republik Ragusa. Mitteil. der Zentralkommission. N. F. 16, 17.
[2]) J. Vaiß, Ungarn und die italienische Renaissance-Malerei. Ungar. Revue. 1881, S. 774 ff.

bischof von Gran (seit 1465) fand er noch mehr Gelegenheit, für Wissenschaft und Kunst zu wirken. Er ließ lateinische und griechische Klassiker abschreiben und brachte so eine kostbare Bibliothek zusammen. Seine Residenz schmückte er mit Sälen, Säulengängen, römischen Bädern, Türmen u. dgl. Auch andere Kirchenfürsten, von denen viele an italienischen Hochschulen, besonders zu Ferrara ihre Bildung erworben hatten, sind der Pflege der Wissenschaften und der Kunst geneigt gewesen, so der Fünfkirchener Bischof Johann Cesinge, genannt Janus Pannonius, der sich auch als Dichter hervorgetan hat, Stephan Fodor, Ladislaus Gereb u. a.

König Matthias selbst wußte Kunst und Wissenschaft zu schätzen. Auch der Sinn für Antiquitäten bildete sich in Ungarn aus, dessen König an alten Münzen und Inschriften Gefallen fand; ließ er doch aus Siebenbürgen Inschriftsteine herbeischaffen, mit denen sich seine Gelehrten beschäftigten. Sein Hauptwerk ist ohne Zweifel der Neubau der Burg von Ofen, den schon Siegmund begonnen hatte. Umgeben von stattlichen Mauern und Türmen, enthielt sie viele Meisterwerke der Plastik und Malerei, Marmorstatuen, Holzschnitzereien und Gemälde, Arbeiten italienischer Künstler. Es ist unnötig, viele Namen zu nennen. Es heißt, daß Clemente Camicia aus Florenz viele Bauten in Ungarn ausführte, Gärten und Springbrunnen anlegte und daß er andere Künstler aus Italien herbeizog. Benedetto Majano vollendete in Ofen mehrere Skulpturarbeiten. Der Bildhauer Andrea Ferucci verfertigte einen prächtigen Brunnen aus Marmor, den er dem König sandte, und führte herrliche Marmorarbeiten für den Altar in der Kapelle des Kardinals Bakacs im Graner Dom aus, von denen sich nur eine einzige Figur erhalten hat.

Allbekannt ist, daß Matthias in seinem Schlosse zu Ofen eine große Bibliothek anlegen ließ. Eine Bibliothek befand sich in Ofen schon zur Zeit Ludwigs des Großen. Der Reisende Brassicanus erzählt, er habe das große Bibliotheksgebäude in dem Palaste an der Donau besichtigt; man habe ihn durch alle Säle geführt, in denen er goldene und silberne Globen, wissenschaftliche Instrumente und viele Bücher sah.[1]) Matthias ließ allenthalben Bücher ankaufen, in Kleinasien, wo der florentinische Gelehrte Fontius sein Hauptvermittler war, in Konstantinopel, Griechenland und Italien. In Florenz beschäftigte er vier Schreiber, die mit Erlaubnis des Lorenzo von Medici und unter Aufsicht des Gelehrten Naldo Naldi Bücher abschrieben. In Ofen sollen

[1]) L. Fischer, König Matthias Corvinus und seine Bibliothek. Wien 1878. — Abel in den Literarischen Berichten aus Ungarn. II (1878).

30 Schreiber und mehrere Miniaturmaler, darunter der berühmteste aller Illuminatoren, Attavante, für ihn gearbeitet haben. Die Zahl der Bände seiner Bibliothek soll 55.000 betragen haben; es ist selbstverständlich, daß sie übertrieben ist. Schon zur Zeit Wladislavs II. begann die Zersplitterung der reichen Büchersammlung: als Geschenke gingen viele Werke an Gesandte über, so an Matthäus Lang, Cuspinian u. a., und nur wenig brachten die Osmanen nach Konstantinopel.

Gleich den italienischen Fürsten der Renaissance verstand es Matthias, zuzeiten außerordentlichen Prunk zu entfalten, so, als er sich 1476 mit Beatrix, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, vermählte[1]) und 1479 bei der Zusammenkunft mit König Wladislav in Olmütz. Trotzdem scheint die Renaissance die Sitten der Ungarn nicht veredelt zu haben. Der Italiener Galeottus Martius erzählt[2]), am Hofe sei es Sitte gewesen, daß bei der Tafel alle zugleich aus einer gemeinschaftlichen Schüssel aßen, ohne dabei Gabeln zu benützen. „Jeder langt in die nach seinem Kloße oder Stück Fleisch. Vor sich hat er den Tisch mit Brot belegt, holt sich aus der gemeinschaftlichen Schüssel, was ihm beliebt, und führt das stückweise Abgebrochene mit den bloßen Fingern zu Munde. Dabei kümmert ihn wenig, wenn er sich mit den Brühen beschüttet und ihm von dem mit Safran versetzten Bräu Nägel und Finger ganz gelb werden."

Es heißt, daß Ofen eine durch große, in italienischem Stile erbaute Paläste der Magnaten und Kaufleute ausgezeichnete Stadt gewesen sei, und von Matthias wird gesagt, er habe Ungarn derart mit Bauwerken geschmückt, daß es hierin Deutschland, das in dieser Beziehung allen Ländern voranging, fast gleichkam.[3]) Aber dieses Lob ist ohne Zweifel übertrieben. Von den Bauten der Renaissancezeit haben der Brand Ofens 1526 und die folgende Türkenherrschaft wenig übriggelassen.

Italienische Gelehrte fanden bei König Matthias immer Anerkennung, so Peter Ranzan aus Palermo, Anton Bonfin aus Ascoli, Galeottus Martius aus Narni, Aurelius Brandolinus u. a. Daß auch Dalmatien vom Humanismus berührt wurde, ist selbstverständlich; in Ragusa bildete sich eine Humanistenschule, deren Leiter der Dichter Elio Lampridio Cervino war. Die neuerfundene Kunst der Buchdruckerei

[1]) Eine Beschreibung der Hochzeit von dem Augenzeugen Hans Seyboltt von Hochstetten in L. Westenrieders Beiträgen zur vaterländischen Historie usw., III (München 1790), und die Beschreibung der sächsischen Gesandten bei Weber, Aus drei Jahrhunderten, N. F. II, 1—23.

[2]) Schwandtner, I, 548.

[3]) Tubero (Schwandtner, II, 115): Adeo Hungariam aedificiis exornavit, ut Alemanniam, re hisbus cultissimam, hac tempestate paene adaequet.

fand auch in Ungarn Beachtung und man erwarb gern auf neue Art hergestellte Bücher. Fast in allen sächsischen Schulen finden sich Bücher aus dieser Zeit, oft mit den Handschriften der damaligen Besitzer; man fühlt die Freude über den Erwerb, wenn man in dem 1474 in Ulm gedruckten Werk „vom Jammer der Kirche" liest: „Dieses Buch habe ich, Johannes, Pfarrer von Meschen und Mediascher Dechant, im Jahr des Herrn 1477 ohne Trug und Hinterlist gekauft für dreizehn Gulden von Paulus dem Grafen von Kronstadt." So hielten die alten Klassiker in neuer Gestalt Einzug in Siebenbürgen, die Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen, aber auch die deutsche Bibel fanden Aufnahme.

In Ofen entstand schon 1472 eine Druckerei[1]); der Deutsche Andreas Heß, der von dem Ofener Probst und Vizekanzler des Königs, Ladislaus Gereb, aus Italien herbeigerufen wurde, legte sie an; schon im nächsten Jahre ging daraus als erstes gedrucktes Buch die Chronica Hungarorum (gewöhnlich Chronicon Budense genannt) hervor. Als diese Druckerei nach kurzem Bestande eingegangen war, ließen die Ofener Buchhändler Werke im Auslande, meist in Venedig, Nürnberg und Wien drucken. Ein neuer Buchhändler erscheint 1484 in Ofen, ebenfalls ein Deutscher, der Württemberger Theobald Feger, der die Gunst des Königs genossen zu haben scheint.

Was in ungarischer Sprache verfaßt und aufgeschrieben wurde, ist unbedeutend zu nennen: die allbekannten Sagen, Kirchenlieder, Predigten, Legenden. Eine Bibelübersetzung entstand in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Einige historische Volkslieder wurden am Ende des genannten Jahrhunderts aufgezeichnet, so eine Geschichte der Eroberung Pannoniens, der Kampf des Königs Matthias bei Schabatz im Jahre 1476, ein Trauergesang auf den Tod des Königs. Dieser Monarch schenkte der ungarischen Kunst manche Aufmerksamkeit. Sein Geheimschreiber Galeottus Martius erzählt[2]): „Bei Tische wurden täglich die verschiedensten Dinge erwogen, Reden gehalten über ernste oder heitere Gegenstände oder auch ein Lied gesungen. Denn es gibt da Sänger und Lautenspieler, welche Heldentaten in ungarischer Sprache zu besingen verstehen. Liebeslieder hört man selten, am häufigsten Gesänge auf Heldentaten gegen die Türken. Dabei kommt zustatten, daß alle Ungarn, seien sie Adelige oder Bauern, auf dieselbe Weise reden, dieselben Worte, dieselbe Aussprache und ähnliche Betonung gebrauchen." Aber große Beachtung wurde diesen Dichtungen nicht ge-

[1]) Abel in der Ungar. Revue. 1883.

[2]) Bei Schwandtner, I, 549.

schenkt[1]), sie traten hinter der lateinischen Schriftstellerei weit zurück. Und die letztere war eine Treibhauspflanze, die nicht auf dem Boden einer allgemeinen Bildung gedieh, sondern auf wenige Gebildete beschränkt blieb, glänzend und phrasenreich.

Um 1358 entstand eine Chronik Ungarns in lateinischer Sprache, als deren Verfasser viele den Dichter Heinrich von Mügeln ansehen, der einige Zeit in Ungarn gelebt hat. Er übersetzte sie selbst ins Deutsche; auch schreibt man ihm eine in künstlichen Strophen verfaßte lateinische Chronik Ungarns zu. Eine Geschichte Ludwigs des Großen schrieb Johann Aprod, der einige Zeit Schreiber (literatus) des Königs war, später Archidiakon von Kükülló (Kokelburg) und 1363 Generalvikar des Erzbischofs von Gran wurde. Er gibt zwar nur den äußeren Verlauf der Begebenheiten, aber diesen klar und zuverlässig. Der Slowake Johann Thuroczy, der seine Bildung außerhalb Ungarns erworben zu haben scheint, stellte seine ungarische Chronik aus verschiedenen anderen Chroniken zusammen und hat uns dadurch erhalten, was sonst verloren wäre. Sein Werk beginnt mit der fabelhaften Urgeschichte der Ungarn und reicht bis in die erste Regierungszeit des Königs Matthias.

Anton Bonfin kam 1486 aus Italien nach Österreich, wo sich Matthias aufhielt, und wurde Vorleser der Königin Beatrix. Er schrieb eine Geschichte Ungarns und konnte dazu die Archive der Klöster und Kirchen benützen. Noch ehe das Werk fertig war, starb König Matthias; Bonfin führte dann sein Werk bis 1495. Eine unvollständige Handschrift desselben wurde 1543 zu Basel gedruckt, der kaiserliche Geschichtschreiber Sambucus gab die ganze Chronik 1568 heraus. Seitdem wurde Bonfins Werk ein gern gelesenes Buch. Er wollte bezaubern und schrieb, wie man es in der Renaissancezeit gern hatte: elegant, aber unkritisch; er legt den handelnden Personen Reden in den Mund, die dem Livius nachgebildet sind. Ranzan schrieb eine kurze ungarische Geschichte, die bis 1485 reicht, und Galeottus Martius verfaßte eine Anekdotensammlung aus dem Leben des Königs Matthias.

[1]) Aron Szilady hat im Auftrage der ungarischen Akademie eine Sammlung alter ungarischer Dichtungen herausgegeben. Budapest 1877. Vgl. die Literarischen Berichte aus Ungarn, II (1878).

Quellenſammlungen.[1])

Hieronymus Pez, Scriptores rerum Austriacarum. 3 Bde., 1721—1745.

Bernhard Pez, Thesaurus anecdotorum novissimus. 6 Bde., Augsburg 1721 bis 1729.

Raimund Duellius, Miscellaneorum libri 2. 2. Bde., Augsburg u. Graz 1723, 24.

Marquard Herrgott, Monumenta augustae domus Austriacae. 4 Bde., 1750 bis 1772.

A. F. Kollar, Analecta monumentorum omnis aevi Vindobonensia. 2 Bde., Wien 1761, 62. (Dazu ein Supplement von M. Denis, Wien 1790.)

Pet. Lambecius, Commentariorum de bibliotheca caes. Vindobonensi libri 8. Wien 1665—1679. Zweite Ausgabe von Kollar 1766—1782.

Adrian Rauch, Rerum Austriacarum scriptores. 3 Bde., Wien 1793—1794.

Monumenta boica. 53 vol., 1763—1883.

Hahn, Collectio manuscriptorum. 2 Bde., Braunſchweig 1724—1726.

G. H. Pertz, Monumenta Germaniae historica ſeit 1826 enthält (in 30 Bdn. Fol.): a) Scriptores, b) Leges. Der 11. Bd. der Sammlung (= der 9. der Scriptores) enthält die öſterreichiſchen Kloſterannalen. Die neue Serie in Quart enthält u. a. „Deutſche Chroniken und andere Geſchichtsbücher des Mittelalters".

J. G. Böhmer, Fontes rerum Germanicarum. 4 Bde., Stuttgart 1843—1868.

G. Dobner, Monumenta historica Boemiae. 6. Bde., Prag 1764—1786.

Pelzel und Dobrowsky, Scriptores rerum Bohemicarum. 3 Bde., Prag 1783 bis 1829. (Der 3. Bd. ſtammt von Palacky.)

Fontes rerum Bohemicarum. 5 vol., Prag 1873—1882.

J. Erben, Regesta diplomatica nec non epist. Bohemiae et Moraviae. I. Bd. (bis 1253) 1855. Die folgenden Bände II—IV (bis 1346) 1874—1892 beſorgte Emler.

Boczek, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. Fortgeſetzt von Chitil, Chlumeczky und Brandl; ſeit 1836. Vgl. Bretholz in ſ. Abh. über die Tataren in Mähren und die moderne mähriſche Urkundenfälſchung im

---

[1]) Die nähere Kenntnis der Quellen vermitteln:

W. Wattenbach, Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrh. 6. Aufl., 2 Bde., Berlin 1893—1894.

O. Lorenz, Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter ſeit der Mitte des 13. Jahrh. 3. Aufl., 2 Bde., Berlin 1887.

Potthaſt, Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiſer durch die Geſchichtswerke des europäiſchen Mittelalters bis 1500. 2. Aufl., Berlin 1896.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der Deutſchen Geſchichte, herausgeg. von Brandenburg. 7. Aufl., Leipzig 1906.

1. Jahrg. der Zeitschr. des Vereines f. Gesch. Mährens und Schlesiens und K. Lechners Beiträge zur Frage der Verläßlichkeit des Cod. diplom. etc. im 2. Jahrg. derselben Zeitschr.

Sommersberg, Silesiacarum rerum scriptores aliquot adhuc inediti. 3 Bde., Leipzig 1729—1732.

Scriptores rerum Silesiacarum. I—V herausgeg. von Stenzel; VI—XVI herausgeg. vom Vereine f. Gesch. u. Altertum Schlesiens (seit 1871).

G. Schwandtner, Scriptores rerum Hungaricarum veteres ac genuini. 3 Bde. Wien 1746—1748.

M. G. Kovachich, Scriptores rerum Hungaricarum. 2 Bde., Budae 1798.

Kovachich, Sammlung kleiner, noch ungedruckter Stücke (zur ungarischen Geschichte). Ofen 1806.

Engel, Monumenta Ungrica. Wien 1809.

Endlicher, Rerum Hungaricarum Monumenta Arpadiana. St. Gallen 1849.

Florianus, Historiae hungaricae fontes domestici. 4 Bde., 1881—1885.

Fejer, Codex diplomaticus Hungariae. 50 Teile, 1829—1835.

Kovachich, Vestigia comitiorum apud Hungaros. 3 Bde., Budae 1790—1803.

Muratori, Rerum Italicarum scriptores. 25 Bde., 1723—1751.

In Bearbeitung stehen Urkundenbücher von Niederösterreich (seit 1891), Oberösterreich (seit 1852), Salzburg, Steiermark (seit 1875), Kärnten (seit 1896), Krain (seit 1882).

Akademie- und Vereinsschriften.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien (gegründet 1847) gibt heraus: 1. Denkschriften; 2. Sitzungsberichte; 3. das Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen (seit 1865 Archiv für österreichische Geschichte); 4. das Notizenblatt (Beilage zum Archiv; bis 1860); 5. Fontes rerum Austriacarum in 2 Abteilungen: a) Scriptores; b) Diplomataria et Acta; 6. den Almanach.

Die ungarische Akademie in Budapest gibt heraus: Monumenta historiae hungarica: Diplomata (darin Codex diplomaticus Arpadianus continuatus); Codex diplomaticus Hungariae Andegavensis; Monumenta comitialia regni Hungariae; M. c. r. Transsilvaniae, Scriptores (für die Neuzeit); Acta extera.

Die südslawische Akademie in Agram läßt (seit 1868) erscheinen: Monumenta spectantia historiam Slavorum meridionalium (bis 1908, 31 Bde.); ferner Monumenta historico-juridica Slavorum meridionalium (9 Bde.); Codex diplom. regni Croatiae, Dalmatiae et Slavoniae, II—V (1905—1908).

Die polnische Akademie in Krakau gibt heraus: I. Scriptores rerum Polonicarum (seit 1872); II. Monumenta medii aevi hist. res gestas Poloniae illustrantia (Urkunden und Akten bis 1506); III. Acta historica res gest. Poloniae illust. (1506—1795).

Fast in allen Ländern bestehen historische Vereine und Museen, welche Mitteilungen herausgeben:

Niederösterreich: Blätter des Vereines für Landeskunde von NÖ. (seit 1865). — Jahrbuch f. Landeskunde v. NÖ. (seit 1903). — Monatsblatt f. Lk. v.

NÖ. — Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereines zu Wien (seit 1856).

Oberösterreich: Berichte über das Museum Francisco-Carolinum, seit 1840 mit Beiträgen zur Landeskunde von Österreich ob d. E. (anfangs auch von Salzburg). — Archiv f. d. Gesch. der Diözese (Linz seit 1907).

Salzburg: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde (seit 1860).

Steiermark: Mitteilungen des historischen Vereines f. St. (seit 1850). — Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen (seit 1864). Statt beider erscheint seit 1903: Steirische Zeitschrift für Geschichte. Herausgeg. vom Histor. Verein f. Steiermark.

Kärnten: Carinthia (seit 1811). — Archiv f. vaterländische Geschichte und Topographie (1849—1900).

Krain: Mitteilungen des Historischen Vereines f. Krain (1848—1868). — Mitteilungen des Musealvereines f. Krain (1866, 1889–1907; seit 1908 unter dem Titel: Carniola, Zeitschrift f. Heimatkunde).

Triest: L'archeographo Triestino. Raccolta di memorie, notizie e documenti per servire alla storia di Trieste, de Friuli e dell' Istria.

Spalato: K. k. archäologisches Museum: Bulletino di Archeologia e storia Dalmata (seit 1878).

Tirol und Vorarlberg: Beiträge z. Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg (8 Bde.). — Archiv f. Geschichte und Altertumskunde Tirols (5 Bde.). — Zeitschrift des Ferdinandeums f. Tirol und Vorarlberg. 52 Hefte in 3 Folgen. — Jahresbericht des Ausschusses des Vorarlberger Museumvereines zu Bregenz (45 Hefte). — Archivio Trentino, pubblicato er cura della direzione della Biblioteca e del Museo communali di Trento (seit 1882).

Böhmen: K. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften (Abhandlungen, Sitzungsberichte und Jahresberichte). — Mitteilungen des Vereines f. Geschichte der Deutschen in Böhmen (seit 1862). — Casopis česky historicky (Zeitschrift der Gesellschaft des böhmischen Museums, erschien anfangs tschechisch und deutsch).

Mähren und Schlesien: Schriften der historisch-statistischen Sektion der K. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde (seit 1851). — Zeitschrift des Vereines f. Geschichte Mährens und Schlesiens (seit 1897). — Zeitschrift des mährischen Landesmuseums (seit 1901). — Zeitschrift f. Geschichte und Kulturgeschichte Österr.-Schlesiens (seit 1906).

Siebenbürgen: Archiv des Vereines f. siebenbürgische Landeskunde (seit 1854).

Bosnien und Herzegowina: Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und Herzegowina. Herausgeg. vom b.-h. Landesmuseum in Sarajevo, redigiert von M. Hoernes (Wien, seit 1893).

Von auswärtigen Vereinen sind zu nennen:

Archiv f. Schweizerische Geschichte, Verhandlungen des Historischen Vereines f. (Niederbayern Landshut), Oberbayrisches Archiv f. vaterländische Geschichte (München), Verhandlungen des Historischen Vereines f. Oberpfalz und Regensburg, Zeitschrift des Vereines f. Geschichte und Altertum Schlesiens (Breslau).

— Die Abhandlungen der k. bayrischen Akademie und der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Zeitschriften für Geschichte und Kunstgeschichte, Veröffentlichungen von Gesellschaften u. dgl.

Forschungen zur deutschen Geschichte. Göttingen (1862—1882).

Historische Zeitschrift, begründet von Heinrich v. Sybel (1859), fortgesetzt von Meinecke.

Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft (seit 1880).

Mitteilungen des Institutes f. österreichische Geschichtsforschung (seit 1880).

Deutsche Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft, begründet von Quidde 1889, fortgesetzt als Historische Vierteljahrsschrift von Seeliger (seit 1896).

Deutsche Geschichtsblätter, Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung (seit 1899).

Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchives (seit 1881).

Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs. Wien.

Historische Landeskommission für Steiermark: 1. Veröffentlichungen (seit 1896); 2. Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark (seit 1897).

Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich.

Jahreshefte des österr. archäologischen Institutes in Wien (seit 1898).

Mitteilungen der k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler (Wien, seit 1856). — Jahrbuch der k. k. Zentralkommission (1903 bis 1906). Seit 1907 erscheint ein Kunstgeschichtliches Jahrbuch und ein Jahrbuch für Altertumskunde.

Der Kirchenschmuck, herausgeg. vom Christlichen Kunstverein der Diözese Seckau in Graz (seit 1869). Erscheint seit 1906 unter dem Titel „Kunsthistorische Studien" (Herausgeber J. Ranftl).

Anzeiger f. Kunde deutscher Vorzeit. — Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. — Mitteilungen des Germanischen Nationalmuseums (seit 1900 mit dem Anzeiger vereinigt).

Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft. Herausgeg. von Professor Dr. A. Bachmann, Prag.

Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, herausgeg. von Prof. Dr. A. Dopsch, Innsbruck.

Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft herausgeg. von Dr. Hirn und Dr. Wackernell. (Erscheinen seit 1895; die ersten Bände in Graz, die folgenden in Innsbruck.)

Bearbeitungen.

Graf Johann Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. 5 Bde., Hamburg 1834—1850 (von Rudolf von Habsburg bis 1849).

Max Büdinger, Österreichische Geschichte bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts. I (bis in die Mitte des 11. Jahrh.). Leipzig 1858.

Dr. Franz Krones, Handbuch der Geschichte Österreichs von der ältesten bis neuesten Zeit mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Kulturgeschichte. 4 Bde., Berlin 1876–1879. Der 4. Bd. erschien auch besonders und erweitert als „Geschichte der Neuzeit Österreichs vom 18. Jahrhundert bis auf die Gegenwart", 1879.

Dr. Franz Krones R. v. Marchland, Grundriß der österreichischen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Quellen- und Literaturkunde. Wien 1881.

Alfons Huber, Geschichte Österreichs. 5 Bde. (bis 1648), Gotha 1885—1896.

195200

HG

Author Mayer, Franz Martin

M468g

Title Geschichte Osterreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. Vol.1.

DATE

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU